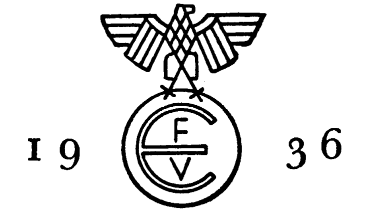
DIE JUDEN IN DEUTSCHLAND

Die Juden in Deutschland

Die Juden in Deutschland

Herausgegeben vom Institut
zum Studium der Judenfrage

4. Auflage
17.–21. Tausend



1936

Verlag Franz Eher Nachf., G.m.b.H., München 2 NO

Printed in Germany

Münchner Buchgewerbehaus M. Müller & Sohn KG., München

„Es ist durchaus nicht an dem, als machten wir den Juden zum alleinigen Hauptschuldigen an der deutschen Geistes- und Wirtschaftskatastrophe. Wir kennen alle die anderen Ursachen, die zum Verfall unseres Volkes führten. Aber wir haben auch den Mut, seine Rolle in diesem Prozeß zu erkennen und beim Namen zu nennen."

Reichsminister Dr. Goebbels
auf dem Parteitag 1933 zu Nürnberg

Einführung

Es liegt tief im Charakter des jüdischen Volkes begründet und ist zugleich die Tragödie seiner Geschichte, daß völkisch-rassisches Urempfinden und völkische Umwelt in seinem Leben auseinanderklaffen. Gelöst vom mütterlichen Boden der Heimat, zerstreut in alle Länder, lebt dies Volk als ein Fremdkörper in einer ihm fremden Welt unter den Völkern. Es lebt das Schicksal des ruhelosen, ewig wandernden Ahasver. Insofern hat es eine „Judenfrage" schon von dem Augenblick an gegeben, da dieses Volk im 2. Jahrhundert nach Christo durch die Römer in alle Welt zerstreut wurde. Auch das „Jüdische Lexikon" stellt dies fest, wenn es schreibt (Bd. III, Sp. 421):

> „Die Judenfrage ist so alt wie dieses Zusammenleben des eigenartigen und schon in der Antike sich von allen anderen Völkern abhebenden jüdischen Volkes mit den andern Völkern."

So ist es immer wieder in der Geschichte zu offenen Konflikten in dem Verhältnis zwischen dem Juden und seinem Gastvolk gekommen. „Das Leben der Juden in Europa ist, von ganz kurzen Pausen und wenigen lokalen — aber auch zeitlich sehr beschränkten — Ausnahmen abgesehen, eine fast ununterbrochene Kette von Leiden und Verfolgungen", schreibt das „Jüdische Lexikon" (Bd. III, Sp. 453). Alle Jahrhunderte hat es immer wieder Pogrome gegeben, in Frankreich, England, Deutschland, Italien, Österreich, Ungarn, Polen, Rußland, Böhmen, Rumänien — überall da, wo die Juden in besonders großer Zahl sich ansässig gemacht hatten. Der radikalste und größte Akt der Judenvertreibung ist und bleibt die Vertreibung aus Spanien und Portugal durch die Politik des Herrscherhauses und die Inquisition der katholischen Kirche im 14. und 15. Jahrhundert. Diese Judenverfolgung endete mit der fast völligen Säuberung der Iberischen Halbinsel von den Juden. Das größte Judenpogrom der neuesten Zeit aber war wohl die Massenabschlachtung durch russische und polnische Truppen in Rußland im Jahre 1919/20, die nach jüdischen Schätzungen etwa 100 000 Opfer gefordert hat.

Eine „Judenfrage" hat es also schon seit der Entstehung des Christentums gegeben. Sie ist „letztlich ein Produkt des Rätsels des Judentums selbst, seiner Existenz, seines Lebenswillens, seiner mehrere Jahrtausende überdauernden Geistigkeit", wie es das „Jüdische Lexikon" (Bd. III, Sp. 421) ausdrückt. Wir würden heute sagen, sie ist ein Produkt der jüdischen Rasse bzw. des jüdischen Blutes selbst.

Aber ihre eigentliche Schärfe und ihren bitteren Ernst hat diese Judenfrage in Deutschland und wohl überhaupt in Mitteleuropa erst gewonnen durch die Tatsache der modernen Judenemanzipation, also seit dem Beginn des 19. Jahrhunderts. Erst dadurch, daß den Juden die „Gleichberechtigung“ zugesprochen und die Schranken zwischen der jüdischen Bevölkerung und den anderen Völkern niedergelegt wurden, nahm die Judenfrage ein neues, noch viel ernsteres Gesicht an als in den Jahrhunderten vorher. Denn jetzt konnten die Juden sich frei im Leben des anderen Volkes, ganz ihrer Natur gemäß, bewegen. Zugleich damit zerbrach aber unter dem Einfluß desselben Aufklärungszeitalters das Gefüge ihrer eigenen Lebensform. Erst in diesem Augenblick wurde der innere Gegensatz zwischen dem Judentum und dem Volkstum der anderen Völker in seiner ganzen Tiefe offenbar. Denn bis dahin hatte immer noch die Scheidewand des Ghettos ein Aufeinanderprallen der einzelnen Geisteswelten hintangehalten. Jetzt aber, im Zeichen der bürgerlichen „Gleichberechtigung“, konnte sich jüdisches Wesen und Denken voll entfalten. So entstand die „geistig-moralische Judenfrage“ („Jüdisches Lexikon“, Bd. III, Sp. 425).

Es gibt wohl keinen Juden, dem dieser innere Gegensatz zwischen seiner Rasse und seiner Umwelt nicht zu Bewußtsein gekommen ist. Der häufigste und sozusagen normale Weg, diese Kluft zu überbrücken, war, dem Geist des Zeitalters entsprechend, der Weg der Assimilation. Er sollte hineinführen in das deutsche Volk. Wir werden diesen Weg einer breiten Schicht im einzelnen schildern und untersuchen. Daneben gab es eine zweite Bewegung, die auf die Gründung eines eigenen artgemäßen Staates hinstrebte, weil sie instinktiv bereits die Gefahren des Weges der Assimilation vorausahnte. Sie führte aus dem deutschen Volk und Europa heraus, zurück nach Palästina. Diese Bewegung des Zionismus, von Theodor Herzl im Jahre 1897 unter dem Eindruck des Dreyfus-Prozesses ins Leben gerufen, hat es aber nur zu einer geringen Anhängerschaft gebracht. Sie blieb in Deutschland nicht viel mehr als eine Sekte. Die große Mehrheit des deutschen und des west- und mitteleuropäischen Judentums schlug lieber die bequeme breite Heerstraße der „Assimilation“ ein.

Heute stehen wir am Abschluß dieser Epoche. Und die Bilanz ist: Dieser Versuch der Assimilation ist mißglückt, weil er mißglücken mußte. Denn jahrhundertelange Inzucht hat den Juden zu dem gemacht, was er heute ist. Das Blut hat sich stärker erwiesen als aller Einfluß durch die Umwelt oder alle Anpassung an die Umwelt. Die Rasse ist und bleibt stärker als die Anpassung, sie schlägt durch.

Es gibt nun unter den Juden verschiedene Gruppen von Menschen, je nach der Art, wie sie sich geistig-sittlich für ihre Person mit diesem ent-

scheidenden Problem auseinandergesetzt haben. Es gibt eine Gruppe, die in heiligem Ernst mit diesem Problem gerungen hat. Zu ihr gehören Persönlichkeiten wie der Religionsphilosoph M a r t i n B u b e r. Diese Gruppe ist die schwächste gewesen. Sie hat in der jüdischen Öffentlichkeit wenig Widerhall gefunden. Dann gibt es eine andere Gruppe von solchen Juden, die mit allem Ernst und voller Ehrlichkeit versucht haben, im deutschen Volk aufzugehen, indem sie deutsch zu werden versuchten. Diese Gruppe war wohl etwas stärker als die erstere. Sie war vor allem in den seit Jahrhunderten ansässigen Familien zu Hause. Zwischen ihnen beiden stand die Gruppe derer, für die dieses Problem überhaupt nicht existierte, die einfach in Deutschland lebten, Geschäfte machten, Geld verdienten und es sich gut gehen ließen. Ihnen war es einerlei, welchen Beruf sie betrieben, wenn sie nur auf ihre Kosten kamen. Diese Gruppe war die stärkste, sie erhielt die Oberhand durch die ständige jüdische Einwanderung aus dem Osten, vor allem nach dem Umsturz von 1918. Diese Gruppe aber war auch die lauteste, sie machte am meisten von sich reden in der Öffentlichkeit durch ihre Anmaßung und durch die aufsehenerregenden Spitzbubereien einzelner ihrer prominentesten Vertreter. Diese letzte Gruppe hat der „Judenfrage" in Deutschland die scharfe Zuspitzung gegeben, die schließlich zur Entladung des Volkszornes führte.

Am klarsten ist das Problem der jüdischen Assimilation wohl von M a r t i n B u b e r, einem der ehrlichsten jüdischen Geister, beschrieben worden, und zwar in seinen „Drei Reden über das Judentum". Er lehnt in diesen Reden ausdrücklich die Anpassungstheorie ab, indem er schreibt (S. 14):

> „W i e e s d e r F o r m n a c h e i n e j ü d i s c h e R e l i g i o n g i b t, s o g i b t e s d e r W i r k u n g n a c h e i n e j ü d i s c h e N a t i o n a l i t ä t: s i e e r w e i s t s i c h i m L e b e n d e r J u d e n *z w i s c h e n* d e n V ö l k e r n. Aber wir fragen ja nicht nach der Wirkung, sondern nach der Wirklichkeit des Judentums für das Selbst der Juden. Wie äußert sich hier die nationale Existenz? W i e d e r J u d e, e r l e i d e n d u n d r e a g i e r e n d, z u r a u ß e r - j ü d i s c h e n W e l t s t e h t, was ihm als Jude von dieser zugefügt, und wie es von ihm verarbeitet wird, mag seine Art seit siebzig Geschlechtern mitgestalten, e i n b e g r ü n d e n d e s E l e m e n t seines i n n e r e n J u d e n t u m s k a n n e s n i c h t a b g e b e n; denn sonst wäre er nur Trotzjude, wäre Jude nicht aus eigenem Wesen und Bestand, sondern auf Kündigung der Völker."

Nach Martin Buber ist das Blut die tiefste Macht im Wesen und Leben des Juden. So spricht er wenige Seiten später von der „E n t d e c k u n g d e s B l u t e s a l s d e r w u r z e l h a f t e n, n ä h r e n d e n M a c h t i m

Leben des einzelnen, der Entdeckung, daß die tiefsten Schichten unseres Wesens vom Blute bestimmt, daß unser Gedanke und unser Wille zu innerst von ihm gefärbt sind" (S. 19). Und er erklärt am Schluß dieser Betrachtungen:

„Und wenn sie (die Abstammung) dem Juden eine Wirklichkeit werden kann, so liegt das eben daran, daß die Abstammung nicht bloß Zusammenhang mit dem Vergangenen bedeutet: daß sie etwas in uns gelegt hat, was uns zu keiner Stunde unseres Lebens verläßt, was jeden Ton und jede Farbe in unserem Leben, in dem, was wir tun, und in dem, was uns geschieht, zu innerst bestimmt: das Blut als die tiefste Machtschicht der Seele."

Man fühlt ohne weiteres den tiefen Ernst, mit dem Martin Buber an den Stoff herantritt und sich zu diesen Erkenntnissen durchringt. Es ist, als ob er genau die gleiche Sprache spräche und genau die gleichen Erkenntnisse entwickelte wie die völkische Geschichtsauffassung. Er vertritt den Primat des Blutes gegenüber den Faktoren der Umwelt. Und so kommt Martin Buber zu dem Programm des Zionismus, dessen lauterster und angesehenster Vertreter er wohl ist.

Es ist nun äußerst interessant, zu sehen, wie Walther Rathenau sich mit dem gleichen Problem der Assimilation auseinandergesetzt hat. Denn auch er hat sich mehr als einmal darüber geäußert. Und das Sonderbare ist, daß er im Grunde zu ähnlichen Schlüssen wie Martin Buber kommt, auch wenn er vom Standpunkt des Assimilationswilligen an die Frage herangetreten ist. Walther Rathenau hat in seinem Buch „Impressionen" (Leipzig, 1902) eine Betrachtung aus dem Jahre 1897 veröffentlicht: „Höre, Israel!" Dieser Appell an die deutschen Juden ist wohl die treffendste Charakteristik des modernen deutschen Juden und zugleich seiner Tragik, die es gibt. Vielleicht war Walther Rathenau gerade darum besonders befähigt, dem modernen deutschen Juden ins Herz zu blicken, weil er selbst auf der Brücke zwischen beiden Welten stand. Walther Rathenau beginnt seine Betrachtungen mit dem offenen Bekenntnis:

„Von vornherein will ich bekennen, daß ich Jude bin." Durch diese klare Einleitung gewinnen seine Darlegungen besonderes Gewicht, auch wenn sie eine bittere Abrechnung mit den Sünden seiner Rasse bedeuten.

Schon mit den ersten Sätzen trifft er den Nagel auf den Kopf bei der Klarlegung des Problems. Er schreibt:

„Die Philosemiten pflegen zu verkünden: ‚Es gibt keine Judenfrage. Wenn die Juden ihr Land schädigen, so geschieht es durch unzulässige Handlungen einzelner. Hiergegen schaffe man Gesetze oder verschärfe die bestehenden.' Sie haben nicht Unrecht. Die Beantwortung der

> wirtschaftlichen Frage ist Sache der Gesetzgebung. Aber von der wirtschaftlichen Frage will ich nicht sprechen.
>
> *Drohender erhebt sich die gesellschaftliche, die Kulturfrage.* Wer ihre Sprache vernehmen will, mag an Berliner Sonntagen mittags um zwölf durch die Tiergartenstraße gehen oder abends in den Vorraum eines Theaters blicken. Seltsame Vision! *Inmitten deutschen Lebens ein abgesondert fremdartiger Menschenstamm, glänzend und auffällig staffiert, von heißblütig beweglichem Gebaren. Auf märkischem Sand eine asiatische Horde.* Die gezwungene Heiterkeit dieser Menschen verräth nicht, wie viel alter, ungesättigter Haß auf ihren Schultern lastet. *Sie ahnen nicht, daß nur ein Zeitalter, das alle natürlichen Gewalten gefesselt hält, sie vor dem zu beschützen vermag, was ihre Väter erlitten haben.* In engem Zusammenhang unter sich, in strenger Abgeschlossenheit nach außen —: so leben sie in einem halb freiwilligen, unsichtbaren Ghetto, kein lebendes Glied des Volkes, sondern ein fremder Organismus in seinem Leibe.
>
> Es frommt nicht, zu forschen, wie Das geschah, und auf welcher Seite die Schuld liegt. Das Leben fragt nach Dem, was ist; und die Geschichte giebt dem Unterliegenden Unrecht.
>
> *Es besteht die unbestreitbare Wahrheit, daß die besten Deutschen einen tiefen Widerwillen gegen jüdisches Wesen und Treiben hegen*, die am Meisten, die nicht viel Worte davon machen und etliche Ausnahmen — gleichsam als seltsame Naturspiele — zugeben. Und wenn die Juden über Breite und Tiefe der Strömung sich zu täuschen trachten, — ein beklommenes Gefühl der Einengung und Verlassenheit werden sie nicht los. Der alte Herrlichkeitsgedanke ist verrauscht, und sehnsüchtiger, als sie es gestehen, blicken sie aus nach Versöhnung. Aber das Meer der Abgeschlossenheit will sich vor keinem Zauberspruch zertheilen."

Wichtig an diesen Ausführungen Rathenaus ist erstens seine Feststellung, daß die Juden „ein abgesondert fremdartiger Menschenstamm" auf märkischem Sande sind; zweitens die Erklärung, daß die eigentliche Judenfrage keine wirtschaftliche, sondern eine gesellschaftliche und kulturelle ist, und drittens die düstere Vorahnung von einer kommenden Katastrophe.

Rathenau hält dann weiterhin seinen Rassegenossen mit rücksichtsloser Offenheit den Spiegel vor. Er redet sie unmittelbar an mit den Worten: „Seht Euch im Spiegel! Das ist der erste Schritt zur Selbstkritik!" Er spricht

davon, daß sie „ein Volk von Krämern und Maklern geworden sind, an dem der Herr des Zornes und des Sieges keinen Gefallen haben könne, denn diesen habe er nur an einem Volke von Kriegern gehabt“. Mit schneidender Ironie fährt er dann fort:

„Ihr sprachet, Ihr Schlauen und Weltgewandten: ‚Wer den Reichtum besitzt, Der hat die Macht.‘ Nun habt Ihr den Reichtum, — und Eure Reichen sind weniger geachtet als Eure Armen. Eure Redekunst war eitel und Eure Agitation umsonst. Vereine habt Ihr gegründet, — zur Abwehr, anstatt zur Einkehr. Den Besten unter Euch habt Ihr das Leben zuwider gemacht, sodaß sie Euch den Rücken kehrten, und als sie abtrünnig wurden, habt Ihr nichts vermocht, als sie zu verwünschen; daher kommt es, daß es ihnen gut geht.“

Er bestreitet ihnen infolgedessen das Recht, nach Staat und Regierung zu schreien. Er hält ihnen vielmehr vor:

„Der Staat hat Euch zu Bürgern gemacht, um Euch zu Deutschen zu erziehen. Ihr seid Fremde geblieben und verlangt, er solle nun die volle Gleichberechtigung aussprechen? Ihr redet von erfüllten Pflichten: Kriegsdienst und Steuern. Aber hier war mehr zu erfüllen als Pflichten: nämlich Vertrauen.“

Als praktischen Ausweg vertritt er dies:

„Ein Ereignis ohne geschichtlichen Vorgang: die bewußte Selbsterziehung einer Rasse zur Anpassung an fremde Anforderungen. Anpassung nicht im Sinne der ‚mimicry‘ Darwins, welche die Kunst einiger Insekten bedeutet, sich die Farbe ihrer Umgebung anzugewöhnen, sondern eine Anartung in dem Sinne, daß Stammeseigenschaften, gleichviel ob gute oder schlechte, von denen es erwiesen ist, daß sie den Landesgenossen verhaßt sind, abgelegt und durch geeignetere ersetzt werden.“

Und in der weiteren Ausführung des praktischen Weges predigt er seinen Rassegenossen vor allem Bescheidenheit und Verständnis für die Seele der Landesgenossen. Was er in diesem Abschnitt sagt, ist eine so treffende Charakteristik des modernen Großstadtjudentums, daß es hier im vollen Wortlaut wiedergegeben zu werden verdient:

„Freilich steht Euch keine Bahn offen, auf der Euer unbändiger Ehrgeiz sich ausgaloppieren kann. Als Rechtsanwalt, Kaufmann und

Arzt besteigt man den kurulischen Stuhl nicht. Das ehrliche Bewußtsein eines ehrlichen Werthes ist heute das einzig Erstrebenswerthe, das ein Jude erreichen kann. Aber Das muß Euch genügen. Darum drängt Euch nicht nach kargen Auszeichnungen, selbst wenn Ihr glaubt, ein Anrecht darauf zu haben. Ein reicher jüdischer Bankier zu sein, ist an sich keine Schande; aber der Elefantenorden von Honolulu oder das Konsulat von Kamtschatka kann daran nichts bessern. Haltet Euch in bürgerlichen Schranken, und Ihr werdet Euch nicht über zunehmende Kurzsichtigkeit Eurer Freunde zu wundern haben, wenn sie, die gestern bei Euch zu Tisch waren, Euch heute auf der Straße nicht wiedererkennen.

Ihr beklagt Euch, daß man an Eurer Unterhaltung kein Gefallen findet? Eure Konversation ist ein Kampf. Den Partner zu ‚unterhalten', durch Mittheilen und Theilnehmen zu erfreuen, ist nicht die Absicht; man sucht durch Superlative, durch grauenhafte Übertreibungen und durch stimmliche Kraftentfaltung zu siegen. Würde auf den Rekord der Redensarten: ‚Ich für meine Person' und ‚Meiner Ansicht nach' ein Preis gesetzt, so wäret Ihr die Ersten am Ziel. Es verlangt ja Niemand von Euch so Etwas wie Gemüth; was Dem ähnlich sah, habt Ihr mit manchem anderen Gut in den Ghettos gelassen. Eure Väter waren in ihrer Frömmigkeit gemüthvoll: Ihr seid aufgeklärt und witzig. Aber Ihr sollt die Seele und das Gemüth Eurer Landesgenossen begreifen und ehren, anstatt sie durch vorlautes Urtheil und frivole Ironie zu verletzen. Worte sind die Waffen der Schwachen; wehe Dem, der mit vergifteten Pfeilen kämpft.

Man wird Euch den Vorwurf machen, international zu sein, so lange Ihr mit allen ausländischen Cohns und Levys versippt und verschwägert seid. Laßt die exotischen Vettern und Basen, die trotz ihrem Leugnen in Paris, New-York oder Budapest vielleicht mißliebiger sind als Ihr hierzulande, bleiben, wo sie sind. Renommirt nicht mit ihren Ansichten und Manieren und schämt Euch nicht, wenn Eure Kinder früher deutsch als französisch sprechen lernen. Wer sein Vaterland liebt, Der darf und soll ein Wenig Chauvinist sein."

Man kann diese Darlegungen von Walther Rathenau geradezu als den Kassandraruf eines um das Schicksal seiner Rasse bitter besorgten Juden bezeichnen. Sie sind mit visionärem Blick gesehen. Trotzdem sind seine Warnungen wirkungslos verhallt. Das hat hauptsächlich an der Masse der damit gemeinten Juden selbst gelegen, denn eine solche Kapuzinerpredigt war ihnen unangenehm, störte ihnen nur den Frohsinn und das Glück des ständigen Fortschrittes. Zum Teil mag es auch an Walther Rathenau gelegen haben, der gern ein wenig mit seinen Erkenntnissen kokettierte und lieber zu neuen Betrachtungen fortschritt, als diese undankbare Rolle des warnenden Mahners weiter durchzuführen. Aber im Inhalt selbst ist seine Schilderung das treffendste Zeitporträt des deutschen Judentums der Vorkriegszeit, gerade weil es aus der Feder des prominentesten Rassegenossen stammt. Als Schlußton bleibt ein schriller und düsterer Klang im Ohr.

Nun hat es auch eine andere Sorte von Beobachtern und Zeitkritikern gegeben, die sich mit dem Problem der Assimilation auseinandergesetzt haben. Sie gehören nach Auftreten, Wesen und Charakter zu den durchaus unerfreulichen Typen der „deutschen“ Juden und stehen weit unter dem Niveau der obengenannten. Wir meinen damit Leute wie den Schriftsteller Arnold Zweig, der in seinem Buch „Caliban oder Politik und Leidenschaft“ (1927) auch über den Gegenstand geschrieben hat. Arnold Zweig nähert sich in seinen Schlußfolgerungen mehr Martin Buber als Walther Rathenau, denn er vertritt die Eigenwüchsigkeit der jüdischen Rasse. Er schreibt u. a.:

> „Nicht aus einer europäischen Substanz, die sich vielleicht bildet, die sich aber volklos nur ebensowenig wie eine stammfreie deutsche oder britische Substanz denken läßt, sondern aus der spezifisch jüdischen Erbmasse kam ja jenes Schöpfertum, das in der überraschenden Blüte, zu welcher die Emanzipation den Juden im neunzehnten Jahrhundert verholfen hat, plötzlich ausbrach; ohne daß wir im mindesten leugnen wollen, wie intensiv die jeweilige befruchtende und ausweitend beglückende Kraft der europäischen Kulturatmosphäre die Juden zu ihrer heutigen Produktivität miterregte, wie die erlauchten Namen jüdischer Geistiger und Schöpfer in allen Ländern darzutun erlauben. Aber ebenso selbstverständlich bleibt doch, daß, so wenig man vom Werden des Genius heute auch wisse, die überindividuelle, tiefer als in die Zone des einzelnen Ichs hineingreifende Wurzel volksgebundener Schöpferkraft es ist, die zu dieser Blüte allererst befähigt. So wie deutsche Musiker aus ihrem Deutschtum her, französische Maler von ihrem

Franzosentum Kraft und Begabung ziehen, so ziehen jüdische Denker, Künstler und Musiker, Dichter, Erfinder und Staatsmänner ihre schöpferische Substanz aus dem Jüdischen. Dies ist eine einfache Konstatierung“ (290).

Rein äußerlich scheinen das ähnliche Gedankengänge wie die von Martin Buber zu sein. Aber man spürt bei fortschreitendem Lesen ganz deutlich, daß hier ein fremder Ton sich einmischt, ein Ton des Ressentiments und der Überheblichkeit gegenüber der Kultur des deutschen Volkes und der anderen europäischen Kulturvölker. In Arnold Zweig kommt bereits der Literat zum Vorschein, dessen Unbescheidenheit und Mangel an Gemüt Rathenau bei seiner Kritik besonders im Auge gehabt hat. Während nämlich Martin Buber zu dem praktischen Schluß gekommen ist, sich von der Bemächtigung deutscher Stoffe und deutschen Kulturerbes fernzuhalten, und Walther Rathenau wenigstens zur Selbstbescheidung mahnte, drängt sich hier bei Arnold Zweig das jüdische Selbstbewußtsein vor, das in seinen anderen Schriften geradezu zur Überheblichkeit ausartet. Ihm und seinesgleichen fehlt jeder Takt. Ihm und seinesgleichen fehlt die Gabe der Ehrfurcht. Beide Tugenden sind ihnen von der Natur versagt geblieben. Auf diesen Charakterdefekt lassen sich fast alle Sünden des modernen Judentums zurückführen.

Bei ihm und seinesgleichen gehen aber auch Theorie und Praxis getrennte Wege. Denn während er theoretisch das Übergewicht der jüdischen Substanz im Juden vertritt, hält er — der Jude — sich für berufen und befugt, sich mit ganz individuellen Problemen deutschen Wesens und deutscher Politik auseinanderzusetzen, wie es in seinem Roman „Sergeant Grischa“ geschah. Das Ergebnis konnte kein anderes sein, als es war: eine bewußte oder unbewußte Verhöhnung des deutschen Volkes und deutscher Art. Hierfür wird unser Buch eine erdrückende Fülle von Beispielen geben.

Noch der eine oder andere jüdische Schriftsteller hat sich mit diesem Problem auseinandergesetzt. Die meisten aber, die das deutsche Geistesleben mit ihren Produkten überschwemmten, haben es sich noch bequemer gemacht. Sie haben dieses unbequeme Thema des inneren Dualismus einfach links liegen lassen und sind mit beiden Beinen mitten hinein in das Geschäft des Schreibens und des literarischen Betriebs gesprungen. Sie waren die erdrückende Mehrheit, wenigstens der öffentlich sichtbaren Juden. Und während Walther Rathenau noch sich ostentativ als Jude bekannt hatte, machten sie von dieser ihrer Herkunft möglichst wenig Gebrauch. Am liebsten vertuschten sie ihre Abkunft sogar durch ein — möglichst germanisches — Pseudonym. Witkowski trat als Maximilian Harden auf, Max Reinhardt hieß von Hause aus Goldmann, Emil Ludwig war der Sohn des Augenarztes Her-

mann Cohn, Rudolf Mosse hieß ursprünglich Moses, der Dirigent Bruno Walter hatte den Vaternamen Schlesinger gehabt. Der tollste Vertreter dieser Anpassungsschule war der Asphaltliterat Kurt Tucholsky, der sich unter vier Pseudonymen tummelte. Er war der Gipfel dieser jüdischen Sucht des „Mimikry“. Wir setzen uns hier nicht mit dem Charakterproblem dieser Namensvertauschung auseinander, obwohl der überkommene Name in allen anderen Rassen und Zonen ein unveräußerliches Erbteil, ein Stück des eigenen Ich ist. Wir stellen nur fest. Immer aber stand trotz aller dieser Manöver eine Mauer oder eine tiefe Kluft zwischen ihnen und dem deutschen Volk und seinem Empfinden. So ging es von Moses Mendelssohn über Heinrich Heine und Ludwig Börne bis zu Georg Bernhard und Emil Ludwig. An ihnen allen erfüllte sich das jüdische Schicksal des wandernden, ewig ruhelosen Ahasver, auch wenn sie eifrig und geflissentlich Deutsch redeten und schrieben. Sie konnten nirgends Wurzel schlagen, weil sie in einem anderen Boden wurzelten. In ihrem eigenen Schaffen aber brachen die jüdischen Untugenden und Laster durch, die sie dem deutschen Volke erst recht verhaßt machen mußten.

Es fehlte ihnen der natürliche Nährboden für ihre Rasse. Sie verzerrte sich darum immer mehr ins Unnatürliche und Krankhafte. Das ist die wahre Lage des Judentums in Deutschland gewesen und der Kern der modernen „Judenfrage“ in Deutschland.

Sie spiegelt sich im übrigen in jeder Sphäre der jüdischen Existenz in Deutschland wider. Denn allein schon die berufliche Struktur des Judentums in Deutschland ist eine Abnormität. Das Judentum ist völlig einseitig auf die Berufsgruppen des Handels und zum Teil der Industrie zusammengedrängt, während die Landwirtschaft und das Handwerk von ihm fast eifersüchtig gemieden werden. Im Handel selbst bevorzugt es vor allem den Zwischenhandel und den Geldhandel. Es ist auch geographisch-biologisch eine Abnormität. Es hat sich im Laufe des letzten Jahrhunderts in geradezu beängstigender Weise in den Großstädten zusammengeballt auf Grund eines beispiellosen Prozesses der Landflucht. Und in den Großstädten selbst hat es besonders die Berufe des Rechtsanwalts und des Arztes bevorzugt. Es ist also immer mehr zu einem künstlichen Treibhausgebilde geworden, dem alle Merkmale eines gesunden, auf einem gesunden Boden wachsenden Wesens abhanden gekommen sind. Wir werden alle diese Vorgänge und Zustände im einzelnen auf Grund exakter statistischer Unterlagen schildern.

Nun sind die Juden trotz dieses unnatürlichen Prozesses, vielleicht auch durch ihn, immer mehr zu Reichtum gelangt. Aber diese ganzen wirtschaftlichen Dinge machen nicht den Kern der „Judenfrage“ aus, auch wenn es noch so beliebt ist, Neidinstinkte als die Triebfeder des Antisemitismus in

Deutschland hinzustellen. *Der Kern der „Judenfrage" in Deutschland ist und bleibt der, daß ein fremder Geist seit der Emanzipation in alle Poren unseres Volkslebens eindrang und dessen Organismus zu vergiften drohte.*

Dieser Geist allein hat den Ausschlag gegeben. Denn er ist ein anderer Geist als der des deutschen Volkes und des deutschen Wesens. Dieser Geist läßt sich immer wieder zurückführen auf das fremde Blut der anderen Rasse und noch mehr auf die Wurzellosigkeit dieser Rasse. Diese Rasse stand nicht mit beiden Füßen fest verwurzelt auf einem heimatlichen Boden, sie zog nicht die Wurzeln ihrer Kraft aus diesem Boden und kehrte nicht in ewiger Verjüngung immer wieder zu diesem Boden zurück.

So kam es, daß die modernen Juden in Deutschland sowohl politisch wie wirtschaftlich, gesellschaftlich, kulturell und moralisch einen anderen Geist vertraten als das deutsche Volk. Im politischen Leben zeigte sich dies in ihrem wurzellosen Liberalismus, ihrem Hang zum internationalen Pazifismus und ihrer Propaganda für den antistaatlichen Marxismus, im wirtschaftlichen Leben in ihrer einseitigen Bevorzugung des Handels und ihrer Abneigung gegen die Land- und Handarbeit, im gesellschaftlichen Leben in ihrer Vorliebe für die Großstadt mit ihrer Ungebundenheit und leichteren Möglichkeit des Geldverdienens, kulturell in der Pflege reproduktiver, nicht schöpferischer Betätigung in Theater, Konzert und Filmen und moralisch in der Kultivierung der Erotik in Literatur, Kunst und Philosophie bis zur geschäftlichen Ausnützung der nackten Unsittlichkeit. In dieser langen Skala spiegelt sich die ganze Problematik des modernen Judentums wider.

Hier aber, in Deutschland, hat das jüdische Wesen wohl seinen Gipfelpunkt erreicht, denn Deutschland war die große Ausfallpforte aus dem dumpfen Osten in das helle Licht der Zivilisation des Westens.

Der Kern aber ist und bleibt, daß die jüdische Rasse überhaupt *kein Verhältnis zum deutschen Volk* gewonnen hat, weil sie selbst anderen Blutes war. Über diese Tatsache konnten alle Versuche der Assimilation nicht hinweghelfen. Der Kern ist weiterhin, daß sie überhaupt *kein Verhältnis zum Staat* hatte. Das hat niemand besser ausgedrückt als der Jude Otto Weininger in seinem damals aufsehenerregenden Buch „Geschlecht und Charakter" (1903), in dem er von dem „völligen Unverständnis der Juden für den Staatsgedanken" (S. 410) schrieb. Auch diese Beziehungslosigkeit zum Staatsgedanken ist ein Teil der jüdischen Tragödie. Das noch junge Experiment des jüdischen Staates in Palästina wird ja die Probe auf die Fähigkeit der Juden zu eigener Staatsbildung erlauben. Die Streitigkeiten im modernen Zionismus, die fast zur Sprengung des letzten

Zionistenkongresses in Prag (1933) geführt haben, sind kein günstiges Vorzeichen für den Ausgang dieses Experiments. Wir geraten damit aber immer tiefer in die Philosophie über jüdisches Wesen und jüdische Bestimmung in der Geschichte, die den Juden und nicht uns angeht.

Aufgabe unseres Buches ist es, einen Querschnitt zu geben durch die Lage und das Leben des Judentums in Deutschland auf dem Höhepunkt des Zeitalters der Emanzipation, also in der Zeit vor 1933. Diese Darstellung ist zugleich eine Darstellung der „Judenfrage" in Deutschland. Denn die Darlegung des Zustandes selbst enthüllt zugleich den Kern der „Judenfrage". Eines ist nur die äußere Erscheinungsform für das andere.

I. Die Emanzipation der Juden

Der tiefe Einschnitt in der Geschichte der Juden während der Neuzeit ist die Zeitwende um 1800. Aus dieser Zeit stammt das, was wir heute die „Judenfrage" nennen. Denn die Jahrhunderte vorher war der Jude ebenso wie im Mittelalter auf das Ghetto beschränkt gewesen, bildete also eine in sich abgeschlossene kultische und politische Gemeinde. Er war in seiner Bewegungsfreiheit wie in seiner bürgerlichen Stellung weitgehenden Beschränkungen unterworfen. So war ihm der Eintritt in die Zünfte versperrt und die Ausübung verschiedener Gewerbe und Berufe überhaupt verboten. Auf dem Gebiete des Handels und Geldverkehrs allerdings besaß er (gegen verhältnismäßig geringe Abgaben) sehr weitgehende Rechte (Zinsnehmen), die er nach allen Regeln der Kunst auszunutzen verstand.

Wenn sich auch der größte Teil der Handelsjuden in gedrückten Verhältnissen mit einer vielköpfigen Familie durchs Leben schlug, gelang es doch einer Reihe von Juden und Judenfamilien, als „Hoffaktoren", Hofjuden oder städtische Geldverleiher Macht und Ansehen zu gewinnen, ja sogar eine bürgerähnliche Rechtsstellung im Staate zu erhalten (Naturalisationspatente, so z. B. für den Bankier Daniel Itzig in Berlin vom 2. 5. 1791). Diese vor der Zeit emanzipierten Juden haben stets ihren ganzen Einfluß aufgeboten, zunächst ihren Anverwandten, dann aber auch ihren „Glaubensgenossen" zu ähnlichen bürgerlichen Erfolgen zu verhelfen oder doch wenigstens ihre wirtschaftliche Lage zu verbessern. Dieselbe Förderung haben die einwandernden Ostjuden durch die bereits emanzipierte deutsche Judenheit erfahren. Aber die Rechtsstellung des Juden als solcher blieb grundsätzlich die gleiche vom Mittelalter an, in dem er in Europa auftrat, bis zum Beginn des 19. Jahrhunderts.

Die amerikanische Verfassung von 1787 und die Französische Revolution von 1789 haben in diesen jahrhundertealten Wall eine Bresche gelegt. Beide proklamierten die Gleichberechtigung der Juden nach dem Prinzip der Freiheit und der Gleichheit vor dem Gesetz. Seit dieser Zeit datiert die Judenemanzipation und damit auch die Judenfrage. Denn nun rückte der Jude in die gesellschaftliche und staatsbürgerliche Gleichberechtigung ein, und damit beginnen alle die Spannungen, die mit dem Eindringen des Juden in das gesamte Volksleben der Alten und der Neuen Welt verbunden sind. Vor allen Dingen wurde dem Juden damit die Möglichkeit geboten, ohne Über-

tritt zum Christentum auch seine rassische Herkunft zu bemänteln oder sogar zu verdecken. Der Rasse und dem Herzen nach Jude, konnte er sich doch nach außen hin gemäß dem geltenden Recht als Deutscher oder Franzose oder Schweizer oder Pole bezeichnen. Die Rückwirkung dieses Mimikryprozesses auf die jüdische Religion selbst, die dadurch immer mehr ausgehöhlt und veräußerlicht wurde, kann hier nicht untersucht werden. Es ist naturgemäß auch Sache der jüdischen Religionsgemeinde selbst, sich mit diesem Problem auseinanderzusetzen. Hier aber soll und muß die ebenso weitreichende wie tiefgreifende Rückwirkung dieses Prozesses auf die eigentümliche Stellung der Juden zu dem gesamten geistigen, kulturellen und politischen Leben des deutschen Volkes untersucht und dargestellt werden. Denn an dem Objekt des deutschen Volkes zeigen sich am klarsten und bezeichnendsten alle die Probleme, die mit diesem Prozeß der Emanzipation verbunden sind. Weil Deutschland im Herzen Europas liegt, weil es immer ein Hauptdurchgangsland für die Wanderungsbewegungen der Juden gewesen ist und insbesondere in der jüngsten Vergangenheit das erste Auffangs- und Durchgangsland für die Wanderung der Juden von Osten nach Westen war, und weil hier in besonderer Weise sich der Prozeß der geistigen und gesellschaftlichen Auseinandersetzung zwischen jüdischem Wesen und abendländischer Kultur abspielt, weil — mit einem Wort — hier die beiden Rassen am sichtbarsten aufeinanderstoßen. Das ist der Kern und das Wesen der „Judenfrage“ in Deutschland, mit der wir es hier zu tun haben.

Es hat nicht lange gedauert, bis auch das deutsche Volk sich, vom Strom der Französischen Revolution ergriffen, dem Programm der Gleichberechtigung der Juden anschloß. Maßgebend wurde das Edikt des preußischen Königs vom 11. März 1812, in dem die Juden des damaligen Preußens zu vollen Staatsbürgern gemacht wurden. Darin waren Preußen schon einige andere deutsche Staaten vorangegangen, so unter dem Druck der Ausläufer der Französischen Revolution und des Siegeszuges Napoleons Hessen (1808), die Freie Reichsstadt Frankfurt am Main (1811) unter Dalberg — restlose Aufhebung der Beschränkungen aber erst 1834 — Baden (1808/1811), Mecklenburg (1813).

Nur daß hier und dort wieder einige Einschränkungen eingeführt wurden; so wurde den Juden später in Preußen die Bekleidung akademischer Lehr- und Schulämter sowie der Gemeindeämter entzogen.

Diese Maßnahmen blieben allerdings nicht ohne Widerspruch. Die ernsteste Warnung, die damals vielleicht ausgesprochen worden ist, stammte von keinem Geringeren als von Joh. Wolfgang von Goethe, der im Jahre 1823, als in Weimar die Mischehe zwischen Juden und Christen durch Gesetz erlaubt wurde, seinem ehrlichen Zorn und seinen ernsten Befürchtungen in einem Ge-

spräch mit dem Kanzler Friedrich von Müller am 23. September 1823 Luft machte. „Er habe," so wird berichtet, „die schlimmsten und grellsten Folgen vorausgeahnt. Wenn der Generalsuperintendent Charakter habe, müsse er lieber seine Stelle niederlegen, als eine Jüdin in der Kirche im Namen der Heiligen Dreifaltigkeit trauen. Alle sittlichen Gefühle in der Familie würden durch ein solch skandalöses Gesetz untergraben" (von Biedermann, Goethes Gespräche, 1889 ff., Gespräch 371). Aber diese Warnrufe sind wirkungslos verhallt. Es entsprach dem Zuge der Zeit, im Namen von „Gleichheit und Freiheit" alle Stufen und Schranken aus Geschichte und Natur niederzulegen. Und was vielleicht noch übriggeblieben war an Beschränkungen des Judentums, das wurde vor allem durch die Revolution von 1848 aus dem Wege geräumt. So proklamierten die deutschen Grundrechte von 1849, daß der Genuß der bürgerlichen oder staatsbürgerlichen Rechte nicht durch das religiöse Bekenntnis bedingt oder beschränkt sein solle. Damit war den Juden das Tor in das öffentliche Leben weit aufgemacht. Und es war nur noch ein mehr oder weniger formeller Akt, daß in Preußen durch die Kabinettsorder des Königs vom 3. Juli 1869 den Juden unter Aufhebung aller Beschränkungen der bürgerlichen und staatsbürgerlichen Rechte ausdrücklich „die Befähigung zur Teilnahme an der Gemeinde- und Landesvertretung und zur Bekleidung öffentlicher Ämter" zuerkannt wurde. Damit war die Judenemanzipation staatsrechtlich sanktioniert. Hier und da bestand noch ein bescheidener Rest von Judenbeschränkungen, der auf dem Herkommen beruhte. So waren in Preußen, nach einem ungeschriebenen Gesetz, noch bis 1918 die ungetauften Juden aus den hohen Beamtenstellen und dem Offiziersberuf ausgeschlossen. Auch mit diesen letzten Überbleibseln hat dann die sogenannte Revolution von 1918 aufgeräumt. Damit bestand seit 1919 in Preußen und in ganz Deutschland keine, weder geschriebene noch ungeschriebene, Beschränkung des Juden im privaten und öffentlichen Leben. Vielmehr beginnt jetzt eine Periode der Expansion und der Vorherrschaft des Judentums, die zu dem geführt hat, was wir heute in Deutschland die „Judenfrage" nennen. Dies im einzelnen auseinanderzusetzen und zu erklären, ist der Zweck unserer weiteren Darlegungen.

2. Die Bevölkerungsentwicklung der Juden

seit Beginn des neunzehnten Jahrhunderts

Volkszählungen über die Zahl der Juden in Deutschland hat es erst seit 1815 gegeben, nachdem die wichtigsten Schranken zwischen dem Judentum und der sonstigen Bevölkerung gefallen waren. Da diese Zählungen, entsprechend dem bundesstaatlichen Charakter des Deutschen Reiches, früher in den Einzelstaaten und erst später im Reiche selbst einheitlich vorgenommen wurden, stützen wir uns im folgenden hauptsächlich auf die Zählungen in Preußen und Bayern. Wir erfassen damit die beiden größten Einzelstaaten des Deutschen Reiches und etwa drei Viertel seines ganzen Gebietsumfanges. Daneben ziehen wir noch ergänzend die Zählungen in Sachsen, Württemberg, Hessen und Hamburg heran. Bei der Zählung von Preußen haben wir im übrigen noch den günstigen Umstand zu verzeichnen, daß wir uns vorwiegend auf statistische Untersuchungen von Juden stützen können, also von vornherein gegen den Verdacht antisemitisch-tendenziöser Aufmachung gesichert sind. Es ist dies das Werk von Heinrich Silbergleit: „Die Bevölkerungsverhältnisse der Juden im Deutschen Reich, I. Freistaat Preußen" (Berlin 1930, Akademieverlag). Außerdem stützen wir uns weitgehend auf die Untersuchung eines anderen jüdischen Statistikers, Dr. Alfred Marcus, in seinem Buche „Die wirtschaftliche Krise des deutschen Juden" (Berlin 1931, Verlag Georg Stilke).

a) Im Reiche

Die erste vollständige bevölkerungspolitische Inventur in Gestalt einer Volkszählung wurde durch die preußische Regierung im Jahre 1816 nach den Befreiungskriegen vorgenommen. Sie ergab für den Preußischen Staat eine Gesamtbevölkerung von 10 349 031 Seelen. Darunter waren 123 938 Juden = 1,2%.

Von da an erlaubt uns die Statistik ein ziemlich klares Verfolgen der Gesamtentwicklung. Sie ergibt sich exakt aus der folgenden Tabelle, die vom Jahre 1816 bis zum Jahre 1925 reicht:

Zahl der Juden in Preußen

Volkszählung vom Jahre	Insgesamt	Die jüd. Einwohner in Tausendteil. der gesamt. Bevölkerung Preußens	Volkszählung vom Jahre	Insgesamt	Die jüd. Einwohner in Tausendteil. der gesamt. Bevölkerung Preußens
1816	123 938	11,98	1858	242 416	13,67
1819	134 603	12,26	1861	254 785	13,78
1822	144 737	12,41	1864	262 001	13,61
1825	153 688	12,24	1867	313 156	13,06
1828	160 978	12,65	1871	325 587	13,21
1831	167 330	12,83	1875	339 790	13,20
1834	176 460	13,06	1880	363 790	13,34
1837	183 579	13,02	1885	366 575	12,94
1840	194 558	13,03	1890	372 059	12,42
1843	206 527	13,35	1895	379 716	11,92
1846	214 857	13,38	1900	392 322	11,38
1849	218 998	13,41	1905	409 501	10,98
1852	226 868	13,40	1910	415 926	10,36
1855	234 248	13,62	1925	403 969	10,58

Wenn man diese Tabelle liest, dann zeigt sie eine stetig aufsteigende Linie, die bis zum Jahre 1880 reicht, aber dann plötzlich abreißt. So daß von da an der Eindruck eines Rückganges des jüdischen Bevölkerungsanteils entsteht. Dieser Eindruck aber ist trügerisch. Denn im großen und ganzen hat der Anteil der Juden an der Gesamtbevölkerung Schritt gehalten mit dem enormen Bevölkerungswachstum des neunzehnten Jahrhunderts.

Das schiefe Bild, das die Statistik hervorruft, hängt nämlich zunächst damit zusammen, daß die Fruchtbarkeit der jüdischen Bevölkerung und damit ihr Bevölkerungsüberschuß rapid abnimmt im Verhältnis zur Gesamtbevölkerung. Dieser Abnahmekoeffizient wird aber in der Wirklichkeit dadurch kompensiert, daß die statistische Methode nur mit dem Begriff des konfessionellen Juden operiert und nicht den Begriff des Rassejuden kennt. Schon allein durch dieses mechanische Faktum entgleiten der Statistik von Anfang an alle die Juden, die Rassejuden sind, ohne dem mosaischen Bekenntnis anzugehören. Insbesondere aber hat die immer beliebter werdende Gewohnheit des Übertrittes zum christlichen Glauben oder des Austrittes aus der jüdischen Religionsgemeinschaft in die Gruppe der Dissidenten zu dem schiefen Bild der Statistik seit 1885 geführt. Eine Vorstellung von der Auswirkung dieses Faktors vermittelt uns der Hinweis darauf, daß in dem nachweisbaren Jahrzehnt von 1923 bis 1932 die Zahl der Kirchenaustritte von Juden allein in Berlin 5611 betragen hat!

Trotz dieser Fehlerquellen aber zeigt die Tabelle am Schlusse, innerhalb der Jahre 1910 bis 1925, wieder einen Anstieg des Anteils der jüdischen Bevölkerung von 10,36‰ auf 10,58‰. Diese Tatsache ist um so auf-

fallender, als hierbei nicht unberücksichtigt bleiben darf, daß zwischen den Zählungsjahren von 1910 bis 1925 die Abtretung äußerst judenreicher Gebiete, wie z. B. Posen und Westpreußen, fällt, wodurch allein 49 101 oder 11,81% der jüdischen Bevölkerung aus dem preußischen Staatsgebiet ausschieden. Selbst das unzulängliche Schema der Statistik offenbart also hier den Tatbestand, daß trotz Über- und Austritten und trotz Bevölkerungsverlust durch Abtretungen seit dem Weltkriege eine Welle der Zunahme der jüdischen Bevölkerung über Deutschland dahingegangen ist. Die Gründe hierfür liegen auch für den Laien auf der Hand. Sie beruhen auf der Tatsache einer während und nach dem Kriege erfolgten außerordentlich starken jüdischen Einwanderung, vorwiegend aus dem Osten Europas. Denn Deutschland ist nun einmal von jeher dem Hereinfluten des Judentums aus dem Osten in erster Linie ausgesetzt. Es ist geographisch das erste Stauwehr der jüdischen Einwanderung.

Ähnliche Tendenzen zeigt die Entwicklung der Anteile der Juden in Bayern. Hier liegen auf Zählungen beruhende Angaben seit dem Jahre 1818 vor. In diesem Jahre wurden 53 000 Juden in Bayern gezählt. Die Entwicklung in der Folgezeit ergibt sich aus der folgenden Tabelle:

Zahl der Juden in Bayern

Jahr	Überhaupt	% der Gesamtbevölkerung	Zu- (+) oder Abnahme (—) in %
1818	53 208	1,45	
1840	59 376	1,36	+ 11,59
1852	56 158	1,23	— 5,42
1867	49 840	1,03	— 11,25
1871	50 662	1,04	+ 1,65
1880	53 526	1,01	+ 5,65
1890	53 885	0,96	+ 0,67
1900	54 928	0,89	+ 1,94
1910	55 117	0,80	+ 0,34
1925	49 145	0,67	— 10,84

Im ganzen zeigt diese Tabelle, daß die Zahl der Juden in Bayern im Laufe der letzten hundert Jahre absolut etwas zurückgegangen ist. Diese Erscheinung hängt zweifellos mit drei Umständen zusammen: 1. der geringeren Geburtenziffer der Juden. Für diese ist charakteristisch, daß im Jahre 1927 auf 208 neugeborene Kinder in Bayern nur ein jüdisches kam, d. h. daß die Fruchtbarkeit der jüdischen Rasse nur halb so groß war wie die des bayerischen Volkes; 2. der rapiden Zunahme der Mischehen und damit dem Einsickern von Juden in die arische Hauptmasse der Bevölke-

rung; 3. den immer häufigeren Austritten aus der jüdischen Religionsgemeinschaft (in der Tabelle sind nur die Konfessions-, nicht die Rassejuden erfaßt) und 4. mit einer gewissen Abwanderung der Juden nach dem Westen. Auffällig ist weiterhin in dieser Tabelle der starke Rückgang der Juden zwischen den Jahren 1840 und 1867. Dieser Rückgang erklärt sich daraus, daß die Einwanderung der Juden seit 1840 gehemmt, ihre Auswanderung, besonders nach Amerika, dagegen begünstigt wurde. Außerdem mag dazu die Abtretung einzelner Landesteile Bayerns nach dem Kriege 1866 beigetragen haben.

Auch in Hessen verläuft die Entwicklungskurve ähnlich. Sie wird klar aufgezeigt in der folgenden Tabelle:

Zahl der Juden in Hessen

Jahr	Überhaupt	v.H. der Gesamtbevölkerung	Zu- (+) oder Abnahme (—) in %
1822	19 530	3,04	.
1843	27 255	3,40	+ 39,55
1849	28 061	3,43	+ 2,96
1867	25 268	3,04	— 9,95
1871	25 373	2,98	+ 0,42
1880	26 746	2,86	+ 5,41
1890	25 531	2,57	— 4,54
1900	24 486	2,19	— 4,09
1910	24 063	1,88	— 1,73
1925	20 401	1,51	— 15,22

Hier zeigt sich zwar absolut kaum ein Rückgang in diesem Jahrhundert, aber um so mehr relativ, gemessen am Wachstum der sonstigen Bevölkerung des Landes. Es mögen hier die gleichen Ursachen mitgewirkt haben wie sonst: Die geringe, immer mehr abnehmende Fruchtbarkeit der jüdischen Rasse, die Austritte aus der jüdischen Gemeinde und die Zunahme der Mischehen.

Wenn gerade in diesen beiden Fällen sich eine Zunahme unter den Juden nicht geltend gemacht hat, so mag dies in erster Linie an der geographischen Lage dieser beiden Länder liegen, die weitab von dem Einfalltor der Ostjuden liegen, während Preußen rein geographisch der jüdischen Einwanderung aus dem Osten ganz anders offensteht.

Es haben im Deutschen Reich nach der Volkszählung von 1925 546 379 Angehörige der jüdischen Konfession gewohnt. Das sind 0,90%, also rund 1% der Gesamtbevölkerung von 62½ Millionen. Die nähere Verteilung der Juden auf die Einzelgebiete des Deutschen Reichs ergibt sich aus der folgenden Tabelle:

Länder	Wohn-bevölkerung	Israeliten	Anteil der Israeliten an der Wohnbev.
Preußen (einschl. Waldeck)	38 175 989	404 446	1,05
Bayern	7 379 594	49 145	0,66
Sachsen	4 992 320	23 252	0,47
Württemberg	2 580 235	10 827	0,42
Baden	2 312 462	24 064	1,04
Thüringen	1 609 300	3 603	0,22
Hessen	1 347 279	20 401	1,51
Hamburg	1 152 523	19 904	1,72
Mecklenburg-Schwerin	674 045	1 225	0,18
Oldenburg	545 172	1 513	0,28
Braunschweig	501 875	1 753	0,35
Anhalt	351 045	1 140	0,32
Bremen	338 846	1 508	0,44
Lippe	163 648	607	0,37
Lübeck	127 971	629	0,49
Mecklenburg-Strelitz	110 269	182	0,16
Schaumburg-Lippe	48 046	180	0,37
Deutsches Reich	62 410 619	564 379	0,90

Diese Tabelle zeigt, daß die geographische Verteilung im Deutschen Reiche keineswegs einheitlich ist. Vielmehr konzentriert sich das Judentum hauptsächlich auf Hamburg, Hessen, Preußen und Baden, während es am schwächsten vertreten ist in Mecklenburg, Thüringen, Oldenburg, Anhalt und Braunschweig. Schon hieraus ergibt sich die ganz rohe Feststellung, daß das Judentum mehr die Stadt und die Großstadt bevorzugt, während es das flache Land meidet. Einen näheren Einblick in diese Zusammenhänge gewinnen wir aber erst, wenn wir uns der regionalen Verteilung der jüdischen Wohnbevölkerung in Preußen nach der Volkszählung 1925 zuwenden:

Jüdische Wohnbevölkerung Preußens am 16. Juni 1925

Provinz	Absolut	In Tausendteilen der gesamten Judenschaft	In Tausendteilen der Provinzbevölkerung
1. Stadt Berlin	172 672	427,4	42,9
2. Rheinprovinz	58 223	144,1	8,0
3. Hessen-Nassau	52 757	130,6	22,0
4. Niederschlesien	29 953	74,2	9,6
5. Westfalen	21 595	53,5	4,5
6. Hannover	14 895	36,9	4,7
7. Ostpreußen	11 337	28,1	5,0
8. Oberschlesien	10 069	24,9	7,3
9. Brandenburg	8 442	20,9	3,3
10. Sachsen	8 341	20,6	2,6
11. Pommern	7 761	19,2	4,1
12. Schleswig-Holstein	4 152	10,3	2,7
13. Grenzmark Posen-Westpreußen	3 437	8,5	10,3
14. Hohenzollern	335	9.8	4,7
Zusammen Preußen:	403 969	1000,0	10,6

Diese Übersicht ergibt als wichtigste Beobachtung, daß vor allem die wohlhabenden und vorwiegend städtischen Provinzen von den Juden bevorzugt werden. Es sind dies die Rheinprovinz, Hessen-Nassau und insbesondere die Reichshauptstadt selbst. Ländliche Distrikte, wie z. B. Ostpreußen, Pommern, Schlesien und Schleswig-Holstein, dagegen werden von ihnen beharrlich gemieden.

So kommt es auch zu der eigentümlichen Erscheinung, daß im Durchschnitt aller Stadtkreise in Preußen auf je 1000 der Gesamtbevölkerung 21,5 Juden entfallen, während der Anteil für die Landkreise, obwohl diese auch zahlreiche Mittel- und Kleinstädte umfassen, auf 3,4 herabsinkt. Scheidet man weiter aus den 118 preußischen Stadtkreisen die 29 Großstädte mit mehr als 100 000 Einwohnern aus, so ergibt sich, daß in diesen 294 230 Juden bei 10 838 794 der sonstigen Bevölkerung wohnen. Das bedeutet, daß nicht weniger als 72,8% der gesamten Juden im Lande Preußen in Großstädten über 100 000 Einwohner wohnen, während die entsprechende Verhältnisziffer der Gesamtbevölkerung nur 29,2% beträgt. Es wohnten also 1925 von 10 Juden 7 in der Großstadt und 3 in der Kleinstadt und auf dem Lande, während bei der übrigen Bevölkerung das Verhältnis genau umgekehrt war insofern, als bei ihr 7 auf dem Lande und nur 3 in der Großstadt wohnten.

Dieser Zustand ist nun keineswegs von jeher so gewesen, sondern das Ergebnis eines Entwicklungsprozesses, der sich auf die letzten 50 Jahre erstreckt. Am einfachsten zeigt dies die folgende Tabelle:

Provinz	Die ortsanwesende Bevölkerung an Juden betrug						Zunahme (+) od. Abnahme (—) zwischen den Volkszählungen aufs Hundert der mittleren jüdischen Bevölkerung				
	1871	1880	1890	1900	1905	1910	1880	1890	1900	1905	1910
Ostpreußen .	14 425	18 218	14 411	13 877	13 553	13 027	+ 26,2	— 20,9	— 3,7	— 2,2	— 3,9
Westpreußen	26 632	26 547	21 750	18 226	16 139	13 954	— 0,3	— 18,1	— 16,2	— 11,5	— 13,5
Berlin	36 020	53 949	79 286	92 206	98 893	90 013	+ 49,8	+ 47,0	+ 16,3	+ 7,3	— 9,0
Braunschweig	11 469	12 296	13 775	25 766	40 427	61 343	+ 5,6	+ 12,0	+ 87,0	+ 56,9	+ 51,7
Pommern . .	13 036	13 886	12 246	10 880	9 660	8 862	+ 6,5	— 11,8	— 11,2	— 11,2	— 8,3
Posen	61 982	56 609	44 346	35 327	30 433	26 512	— 8,7	— 21,6	— 20,3	— 13,9	— 12,9
Schlesien . .	46 629	52 682	48 003	47 586	46 845	44 985	+ 12,9	— 12,9	— 0,0	— 1,6	— 4,0
Sachsen . . .	5 917	6 700	7 949	8 047	8 050	7 833	+ 13,2	+ 18,6	+ 1,2	+ 0,0	— 2,7
Schlesw.-Hol.	3 743	3 522	3 571	3 486	3 270	3 343	— 5,9	+ 1,4	— 2,4	— 6,2	+ 2,2
Hannover . .	12 970	14 790	15 112	15 393	15 581	15 545	+ 14,0	+ 2,2	+ 1,9	+ 1,2	— 0,2
Westfalen . .	17 245	18 810	19 172	20 640	20 757	21 036	+ 9,1	+ 19,2	+ 7,7	+ 0,6	+ 1,3
Hessen-Nass.	36 390	41 316	44 543	48 105	50 016	51 781	+ 13,5	+ 7,8	+ 8,0	+ 4,0	+ 3,5
Rheinland .	38 423	43 694	47 234	52 251	55 408	57 287	+ 13,7	+ 8,1	+ 10,6	+ 6,0	+ 5,3
Hohenzollern	711	771	661	532	469	405	+ 8,4	— 14,3	— 19,6	— 11,8	— 13,6
Zusammen .	325559	363790	372059	392322	409501	415926	+ 17,4	+ 2,3	+ 5,5	+ 4,4	+ 2,1
Unter 1000 Preußen waren	13,2	13,3	12,4	11,4	11,0	10,4	—	—	—	—	—

Diese Übersicht ist außerordentlich aufschlußreich. Sie zeigt, daß seit 1871 in den rein landwirtschaftlichen Bezirken des Deutschen Reichs überall ein Stillstand oder sogar ein Rückgang der jüdischen Bevölkerung vor sich gegangen ist. Es gilt dies hauptsächlich für Ost- und Westpreußen, Pommern, Schlesien, Schleswig-Holstein und am krassesten für Posen. Die Provinz Posen, die im Jahre 1871 rund 62 000 Juden aufwies, umfaßte im Jahre 1910 nur noch 26 000 Juden. Dagegen haben alle vorwiegend städtischen Provinzen eine Zunahme jüdischer Bevölkerung erfahren. Es sind dies in erster Linie die Provinzen Westfalen, Hessen-Nassau, Rheinland, Braunschweig und vor allem die Reichshauptstadt Berlin. In Berlin hat sich sogar der Anstieg auf fast das Dreifache des Standes von 1871 belaufen. Hier ist die Zahl der Juden von 36 020 (1871) auf 90 013 (1910) gestiegen!

Es hat sich also in dem letzten halben Jahrhundert eine kaum glaubliche Binnenwanderung des preußischen Judentums vollzogen. Dieses ist von den ländlichen Bezirken abgewandert und in die Industriezentren vorgestoßen. So ist es dahin gekommen, daß in ganz Preußen die Judenschaft auf dem platten Land auf etwa 50 000, also auf ein Zehntel der jüdischen Gesamtbevölkerung, herabgesunken ist. Das Hauptziel dieser Binnenwanderung aber war die größte Großstadt im Deutschen Reiche, die Reichshauptstadt Berlin, mit ihren 4,5 Millionen Menschen.

Dieselbe tiefgreifende Umlagerung der Bevölkerung finden wir in Bayern. Hier kann man geradezu von einer fanatischen Flucht vom Lande und einem ebenso ausschließlichen Zuge in die Großstadt sprechen. Hier in Bayern sind die Verhältnisse fast ins Extrem gesteigert. Während nämlich in Bayern noch im Jahre 1840 nur 13,8% der Juden in größeren Städten wohnten, waren es im Jahre 1925 71,8%! Hier hat also im Zeichen der Judenemanzipation eine Umsiedlung stattgefunden, die alle Begriffe übersteigt. Die Entwicklung geht am klarsten aus der folgenden Tabelle hervor, die das zahlenmäßige Anwachsen der jüdischen Bevölkerung in den größeren bayerischen Städten zwischen 1840 und 1925 zeigt:

Es wohnten Juden in:	1840	1867	1900	1925
München	1 423	2 097	8 739	10 068
Nürnberg	6	1 254	5 956	8 603
Augsburg	97	449	1 171	1 208
Würzburg	425	1 099	2 567	2 261
Fürth	2 535	3 116	3 017	2 504
Kitzingen	—	57	463	421
Nördlingen	2	69	408	233
Zusammen:	4 488	8 141	22 321	25 298

Fast beängstigend ist danach vor allem das Bild in München, wo sich die Zahl der Juden zwischen 1840 und 1925 fast versiebenfacht hat! Am stärksten aber war der Zuzug nach Nürnberg. Denn hier ist die Zahl der Juden von 6 auf 8603 gestiegen! Wenn man das Jahr 1810 zugrunde legt, dann kann man sogar ein Steigen von 1 auf 8603 feststellen! Denn im Jahre 1810 lebte in Nürnberg nur ein einziger Jude (nach „Das städtische Verwaltungswesen“, herausgegeben von der Stadtverwaltung Nürnberg, 1906).

In München ergibt sich bei näherer Betrachtung noch die weitere interessante Beobachtung, daß hier sich in der neuesten Zeit eine immer stärkere Zuwanderung von im Ausland geborenen Juden geltend macht. Denn während der Anteil dieser im Jahre 1888 nur 9% der Münchener Juden ausmachte, betrug er im Jahre 1910 rund 3000, also 27%!

Ähnlich, wenn auch nicht ganz so kraß, äußert sich der Zug der Juden in die Großstadt in Württemberg. Hier sind nach der Volkszählung von 1925 von insgesamt 10 827 Juden deren 4548, also 42%, allein auf Stuttgart zusammengedrängt. Dabei ist zu berücksichtigen, daß Württemberg eine Reihe größerer Städte (Ulm, Heilbronn, Eßlingen) aufweist, so daß die andere Hälfte der württembergischen Juden sich im wesentlichen auf diese Städte verteilen dürfte.

Nicht ganz so einseitig ist die Gebietsverteilung der Juden in Hessen, denn hier haben sie sich stärker auf dem Lande gehalten als in den anderen Einzelstaaten. Immerhin ist auch hier der gleiche Zug zur Großstadt festzustellen. Denn während in den größeren Städten Hessens im Jahre 1820 nur 10% aller hessischen Juden wohnten, waren es im Jahre 1871 schon über ein Viertel und 1925 schon etwas mehr als die Hälfte!

b) In der Reichshauptstadt

Am klarsten aber zeigt sich der Zug der Entwicklung und das Wesen des Judentums an den Verhältnissen in der Reichshauptstadt Berlin. Hier in der Metropole des Reichs, in der das geschäftliche und kulturelle Leben des ganzen Reichs zusammenströmt, hier hat das Judentum seine Hochburg aufgeschlagen. Hier hat es seine Natur auch am reinsten entfaltet und offenbart.

Allein schon interessant ist die Entwicklung der Zahlenstärke des Judentums in Berlin in den letzten Jahrhunderten. Sie wird klar aufgezeigt in der folgenden Tabelle, die von 1750 bis 1925 reicht.

Jahr	Gesamtbevölkerung Berlins	Juden in Berlin	Anteil der Juden %
1750	113 289	2 188	1,93
1760	101 650	2 791	2,75
1770	133 520	3 842	2,88
1780	140 625	3 386	2,41
1790	150 803	3 379	2,24
1800	172 132	3 322	1,93
1811	169 763	3 202	1,89
1813	166 711	2 825	1,69
1816	197 717	3 373	1,71
1819	201 138	3 610	1,79
1822	206 309	3 795	1,84
1825	219 968	4 079	1,85
1828	236 494	4 427	1,87
1831	248 196	4 959	2,00
1834	264 590	5 426	2,05
1837	283 140	5 648	1,99
1840	322 626	6 456	2,00
1843	349 110	8 348	2,39
1846	397 001	8 243	2,08
1849	412 154	9 595	2,33
1852	421 797	11 835	2,81
1855	434 367	12 675	2,92
1858	458 637	15 491	3,38
1861	547 571	18 859	3,44
1864	633 279	24 280	3,83
1867	702 437	27 607	3,93
1871	825 937	36 015	4,36
1875	966 858	45 464	4,70
1880	1 122 330	53 949	4,81
1885	1 315 287	64 355	4,89
1890	1 578 794	79 286	5,02
1895	1 677 304	86 152	5,14
1900	1 888 848	92 206	4,88
1905	2 040 148	98 893	4,85
1910	2 071 257	90 013	4,35
1925	4 024 165	172 672	4,29

Diese Tabelle ist ein schlagender Beweis für den unverbesserlichen Hang des Juden zur Großstadt, denn sie zeigt, daß das Judentum nicht nur für sich, sondern auch in seinem Anteil an der Gesamtbevölkerung der Reichshauptstadt außerordentlich gewachsen ist. Während es 1750 nur 2188 Menschen stark war, betrug es im Jahre 1925 172 672. Aber selbst wenn wir den enormen Bevölkerungszuwachs der Stadt Berlin im gleichen Zeitraum danebenhalten, bleibt immer noch mehr als eine Verdoppelung des Anteils des Judentums übrig, denn der Anteil betrug 1750 1,93% und 1925 4,29%.

Dieser prozentuale Anstieg vollzog sich trotz der erwiesenen geringeren Fruchtbarkeit der jüdischen Rasse, trotz der immer mehr zunehmenden Übertritte zum Christentum oder zu den Dissidenten und trotz der immer

mehr zunehmenden Mischehen. Einen Begriff von der schwächeren Fruchtbarkeit der jüdischen Rasse vermittelt die Feststellung, daß in den Jahren 1920/26 auf 100 Ehen arischer Eltern 196,3 Kinder, auf 100 Ehen jüdischer und jüdisch-christlicher Eltern 113,5 Kinder entfielen. Einen Maßstab für den Anstieg der Austritte aus der jüdischen Religionsgemeinschaft ermöglicht die folgende Aufstellung über die Zahl der ausgetretenen Juden in Berlin nach den Meldungen bei den Berliner Amtsgerichten in dem Jahrzehnt 1923 bis 1932:

Jahr	Zahl der ausgetretenen Juden	1923 = 100
1923	480	100
1924	212	44
1925	446	93
1926	667	149
1927	559	116
1928	556	116
1929	579	121
1930	586	122
1931	722	150
1932	804	168

Wir sehen also eine mit geringen Unterbrechungen klar ansteigende Entwicklungskurve.

Auch bei den Mischehen ist dieselbe Zunahmetendenz zu beobachten, wie sich aus der folgenden Tabelle über das gleiche Jahrzehnt ergibt:

Jüdische Eheschließende in Berlin

Jahr	Männer überhaupt	Davon gingen Mischehen ein		Frauen überhaupt	Davon gingen Mischehen ein	
		absol.	%		absol.	%
1923	2 130	585	27,5	1 816	271	14,9
1924	1 511	471	31,2	1 240	200	16,1
1925	1 228	375	30,5	1 039	186	17,9
1926	1 216	355	29,2	1 059	198	18,7
1927	1 349	439	32,5	1 159	249	21,5
1928	1 427	470	32,9	1 208	251	20,8
1929	1 385	489	35,3	1 148	252	21,9
1930	1 508	492	32,6	1 296	280	21,6
1931	1 310	397	30,3	1 105	192	17,4
1932	1 243	420	33,8	1 035	212	20,5

Es haben also in dieser Zeit von je drei jüdischen Männern in Berlin, die sich verheirateten, nur zwei eine jüdische Frau geheiratet, während der dritte eine Mischehe einging. Bei den Frauen war die Verhältniszahl etwas geringer. Im übrigen zeigt den Umfang der Mischehen die Tatsache,

daß auf je 100 rein jüdische Ehen in Deutschland im Jahre 1927 53,94 Mischehen entfielen, in Berlin (1926) sogar 64,23. Es entfällt also in Deutschland auf zwei jüdische Ehen eine Mischehe. In Berlin entfallen auf drei jüdische Ehen rund zwei Mischehen.

Fügen wir nun diese Verminderungsmomente in der Bevölkerungsbewegung der Juden in die gesamte Rechnung ein, dann bleibt als exaktes Ergebnis, daß Berlin fast wie ein Schwamm einen großen Teil der über das Reich verteilten Juden und fast alle von außen über die Reichsgrenzen einwandernden Juden immer mehr in sich aufgesogen hat.

So kam es auch zu dem einfach abnormen Zustand, daß von den 403 969 Juden in Preußen allein 172 672, also nicht weniger als 42%, in Berlin konzentriert waren.

Einen interessanten Fingerzeig für den Geist dieses in der Reichshauptstadt zusammengeballten Judentums gibt die Feststellung, daß von diesen 172 627 Juden der Reichshauptstadt nicht weniger als 25,4%, also über ein Viertel, nichtdeutscher Staatsangehörigkeit waren, während dieser Anteil im Jahre 1890 noch 6,9%, 1900 12,6% und 1905 18,5% betrug. Im übrigen liegt der entsprechende Prozentsatz für das gesamte Preußen nicht viel tiefer. Er beträgt nicht weniger als 18,9%!

Wir sahen schon, daß in Berlin nicht weniger als 42% der gesamten jüdischen Bevölkerung Preußens sich angesiedelt haben, gemäß dem Zug zur Großstadt, der dem modernen Judentum im Blute liegt. Aber diese Zusammenballung in der Großstadt rückt erst ins richtige Licht, wenn wir die innere Struktur des Judentums in der Reichshauptstadt unter die Lupe nehmen und bloßlegen. Hier ergeben sich nämlich wiederum höchst bezeichnende Sonderbeobachtungen.

Zunächst einmal ist das Judentum in der Reichshauptstadt regional so verteilt, daß es hauptsächlich die wohlhabenden Stadtbezirke bevorzugt, dagegen die kleinbürgerlichen und proletarischen Stadtbezirke meidet. Während nämlich der Bevölkerungsanteil der Juden für die Reichshauptstadt 4,3% beträgt, steigt er in den westlichen begüterten Verwaltungsbezirken wie Tiergarten auf 5,6%, Schöneberg auf 7,7%, Charlottenburg auf 8,9% und Wilmersdorf sogar auf 13,0%, während er in den reinen Arbeitergegenden, wie z. B. Friedrichshain nur 2,4%, Wedding 1,0%, Neukölln 1,0% und Treptow sogar nur 0,7% beträgt.

Hier ist also ganz klar und einwandfrei der „Zug zum Westen“, also in die Viertel der Reichen, zu erkennen.

Ebenso interessant ist eine Durchleuchtung der Berufsstatistik der Juden in der Reichshauptstadt. Hier ergibt sich nämlich eine ganz ein-

seitige Berufsverteilung. So waren die Juden Anfang 1933 in folgender Zahl an den folgenden Berufen beteiligt:

	Insgesamt	Davon Juden	Anteil der Juden in %
Ärzte	6 203	2 617	42
Krankenkassenärzte	3 605	1 879	52
Zahnärzte	1 416	490	35
Apotheker	489	136	28
Rechtsanwälte	3 890	1 879	48
Notare	2 149	1 210	56

Geradezu dominierend ist danach ihre Stellung in der Gesundheitspflege und in der Rechtspflege. Denn sie beherrschen, rein quantitativ, beide fast zur Hälfte. Sogar in der Bevorzugung und Eroberung der Einzelpositionen auf diesem Gebiet zeigt sich eine planmäßige Politik der Gewinnung der einflußreichsten und noch mehr der einträglichsten Posten. Bezeichnend dafür ist zunächst ihre relativ stärkere Vertretung im Notariats- als im Rechtsanwaltsberuf. Sie haben es also verstanden, sich in die öffentlich-rechtlichen Notarstellen noch stärker hineinzudrängen als in den privaten Anwaltsberuf. Es ergibt sich weiter bei einer Spezialuntersuchung, daß die kommunale und sonstige öffentliche Gesundheitsverwaltung von ihnen ganz besonders bevorzugt worden ist. Dabei sind wieder die Stellen von ihnen besonders ausgesucht worden, in denen sie als Beamte angestellt sind und dabei die Möglichkeit haben, neben den damit verbundenen Dienstbezügen der Privatpraxis nachzugehen und sich so eine private Einnahmequelle zu sichern oder die bisherige (private) Einnahmequelle zu behalten. So sind von sämtlichen Schul- und Fürsorgeärzten in Berlin 68% Juden, von den angestellten Wohlfahrtsärzten wiederum 68% Juden! Die gleiche Tendenz geht auch aus ihrer relativ stärkeren Vertretung in der Krankenkassenpraxis als in der allgemeinen Kategorie der Ärzte als solcher hervor (52% gegenüber 42%). Ganz systematisch sind von ihnen die großen Krankenhäuser mit Beschlag belegt worden. So sind von den ärztlichen Direktoren an den Berliner Krankenhäusern 45% und von den dirigierenden Ärzten 44% jüdischer Herkunft! Auch hier also ist die systematische Besitznahme der leitenden Posten festzustellen. Als Einzelbeispiel für die Verhältnisse an den großen Berliner Krankenhäusern sei nur das Kaiser-und-Kaiserin-Friedrich-Kinderkrankenhaus im Bezirk Wedding erwähnt, dessen Ärzteschaft zu 80% aus Juden bestand. In demselben Bezirk Wedding waren im übrigen von den 6 Stadtschulärzten nicht weniger als 5 Juden, von den Wohlfahrtsärzten mehr als 80% Juden.

Weitaus am bedenklichsten aber haben sich die Verhältnisse an den höheren Lehranstalten und Hochschulen in Berlin entwickelt. Denn wäh-

rend man in den bisherigen Berufen mehr oder weniger von wirtschaftlichen Interessen sprechen kann, geht es hier um die Erziehung der Jugend des Volkes — also um das höchste und heiligste Gut, das von Gott in die Hände eines Volkes gelegt ist. Auch hier hatte sich eine fast beängstigende Überfremdung in den letzten Jahren herausgebildet.

Wir folgen hierbei der Erhebung nach dem Stande vom 1. Mai 1932.

In ganz Preußen waren unter den Schülern an den höheren Knabenschulen, die von 284 349 Knaben besucht wurden, 3,1% Juden. An der Spitze stand auch hier wiederum Berlin mit allein 8%, Hessen-Nassau wies 6,3%, Oberschlesien 2,7%, Niederschlesien 3,4%, Grenzmark 2,4%, Ostpreußen 2,0%, Rheinland 2,1%, Saargebiet 1,8% auf. Nur zwei Provinzen, nämlich Sachsen und Schleswig-Holstein, lagen unter 1%, also unter dem generellen Anteil des Judentums an der Gesamtbevölkerung Preußens überhaupt.

Bei den Mädchenanstalten finden wir noch erheblich krassere Verhältnisse. So belief sich in Berlin der Anteil des Judentums in den Mädchenschulen auf 10,4%, in Hessen-Nassau auf 12,7%, in Niederschlesien auf 7,0%, im Saargebiet auf 4,0%. Nur Schleswig-Holstein sank bei den höheren Mädchenschulen auf 0,8%, also unter den Verhältnissatz des Judentums in Preußen überhaupt.

Wir greifen nunmehr wiederum Berlin heraus, um zu zeigen, in welch gefährlicher Weise in den einzelnen höheren Schulen Berlins, für die wir amtliche Zahlen der neuesten Zeit geben können, die Verjudung bereits vorgeschritten war. Es geschieht an Hand einer Übersicht, die den Stand der Verjudung Berlins nach den einzelnen Verwaltungsbezirken aufzeigt:

Anteil der jüdischen Kinder an den höheren Schulen Berlins

Bezirksamt	Kinderzahl überhaupt	Kinderzahl darunter Juden	Anteil der Juden in %
Berlin-Mitte	6 158	1 085	17,62
Tiergarten	3 234	482	14,90
Wedding	2 908	76	2,61
Prenzlauer Berg	2 030	218	10,74
Friedrichshain	1 365	132	9,67
Kreuzberg	2 182	109	5,0
Charlottenburg	6 782	1 346	19,85
Spandau	1 452	20	1,38
Wilmersdorf	6 670	2 344	35,18
Zehlendorf	2 213	55	2,49
Schöneberg	5 761	1 153	20,01
Übertrag	40 755	7 020	—

Bezirksamt	Kinderzahl überhaupt	Kinderzahl darunter Juden	Anteil der Juden in %
Übertrag	40 755	7 020	--
Steglitz	6 557	152	2,30
Tempelhof	3 319	129	3.89
Neukölln	3 017	194	6,43
Treptow	2 068	33	1,60
Köpenick	2 185	33	1,51
Lichtenberg	2 683	39	1,45
Weißensee	936	56	5,98
Pankow	2 544	43	1,69
Reinickendorf	2 716	49	1,80
Berlin zusammen:	66 820	7 748	11,60

Kein einziger der Berliner Verwaltungsbezirke lag also unter dem allgemeinen Anteilsatz der jüdischen Bevölkerung an der Gesamtbevölkerung Preußens. In zehn Berliner Verwaltungsbezirken lag der Anteilsatz der jüdischen Kinder an den höheren Schulen sogar über dem Prozentsatz von 4,3, der den Anteil der jüdischen Bevölkerung in Berlin ausmacht. Es sind dies hauptsächlich: der Verwaltungsbezirk Wilmersdorf mit 35,14% jüdischen Schülern an höheren Lehranstalten, sodann Schöneberg mit 20,01%, Charlottenburg mit 19,85% und Berlin-Mitte mit 17,62%. Es handelt sich hierbei — wie immer — um die wohlhabendsten Stadtbezirke.

Die unerträglichen Verhältnisse, die sich auf diese Weise an einzelnen Berliner Schulen herausgebildet haben, veranschaulicht folgende Übersicht:

	Juden %
Falk-Realgymnasium	17,0
Kaiser-Friedrich-Schule, Charlottenburg	20,2
Friedrich-Werdersche Oberrealschule, Tiergarten	23,9
Fürstin-Bismarck-Schule, Lyzeum	14,3
Auguste-Viktoria-Schule, Lyzeum	16,6
Mommsen-Oberrealschule	12,9
Fichte-Schule, Wilmersdorf	15,44
Grunewald-Gymnasium	16,0
Goethe-Schule, Wilmersdorf	23,54
Cäcilien-Schule, Lyzeum	15,0
Bismarck-Lyzeum	16,93
Hohenzollern-Lyzeum	13,5
Werner-Siemens-Realgymnasium, Schöneberg	26,0
Sophien-Lyzeum	17,5

Ähnlich stand es mit der Beteiligung des Judentums an den Hochschulen der Reichshauptstadt. So studierten an der Berliner Universität im Wintersemester 1932/33 allein in der juristischen Fakultät 12,5%, in der medi-

zinischen 21,9%, in der philosophischen Fakultät 9,0% Juden. Noch übertroffen wurden diese Ziffern durch den Anteil der weiblichen jüdischen Studierenden. Sie machten 26,7% der studierenden Frauen in der juristischen Fakultät, 25,4% in der medizinischen Fakultät und 11,1% in der philosophischen Fakultät aus. Auch die Lehrkörper der deutschen Hochschulen standen unter demselben Gesetz. Auch hier steht die Universität Berlin im Mittelpunkt. An ihr waren im Jahre 1931

in der juristischen Fakultät von 44 Professoren und Lehrkräften 15 Juden (= 34%),
in der medizinischen Fakultät von 265 Professoren und Lehrkräften 118 Juden (= 43%),
und in der philosophischen Fakultät von 268 Professoren und Lehrkräften 85 Juden (= 31%)!

Neben Berlin wiesen auch die anderen deutschen Universitäten (weniger die technischen Hochschulen) einen außerordentlich hohen Anteil jüdischer Lehrkräfte auf. Werner Sombart berichtet in seinem Buch „Die Zukunft der Juden“ (1912), daß in Breslau zur Zeit, da er Professor war, der Lehrkörper der Universität „schon zu einem vollen Drittel aus Juden bestand“ (S. 83). Im Jahre 1931 waren dort

in der juristischen Fakultät von 23 Professoren und Lehrkräften 6 Juden (= 26%),
in der medizinischen Fakultät von 101 Professoren und Lehrkräften 43 Juden (= 43%) und
in der philosophischen Fakultät von 107 Professoren und Lehrkräften 26 Juden (= 25%).

Um noch ein weiteres Beispiel zu nennen, so waren in Frankfurt a. M. nach einer Zählung aus dem Jahre 1931 von den Lehrstühlen 33% der juristischen, 28% der medizinischen und 32% der philosophischen Fakultät mit jüdischen Lehrkräften besetzt.

3. Die Juden im Wirtschaftsleben

Es ist offenkundig, daß die völlig einseitige regionale Verteilung des Judentums in Deutschland, seine Zusammenballung in den Großstädten *und vor allen* Dingen in der Reichshauptstadt und seine Abwanderung vom flachen Lande durchaus ungesund war. Das wird auch von jüdischen Sachkennern, wie z. B. Dr. Alfred Marcus, ausdrücklich zugegeben. Das Judentum in Deutschland war nicht, wie es einem gesunden Bevölkerungsaufbau entspricht, mit starken und tiefen Wurzeln in dem Ur- und Mutterboden des Landes verankert, sondern es entwickelte sich immer mehr zu einem Baum, dessen Wurzeln in der Luft hingen und dessen Zweige vom Verdorren bedroht waren. Wir werden sehen, daß die berufliche Struktur des Judentums an einer ähnlichen ungesunden Einseitigkeit litt.

Es ist schwierig, genaue Unterlagen für die Beteiligung des Judentums an den einzelnen Wirtschafts- und Bevölkerungsgruppen aufzubringen. Denn die vorliegenden Ziffern haben den Mangel, daß sie nur mit dem Begriff des Bekenntnisjuden, aber nicht des Rassejuden arbeiten. Auch ist die frühere Berufszählung, namentlich vor dem Kriege, noch keineswegs so ausgebildet gewesen, daß sie den feinen Verästelungen des modernen Berufslebens genau nachgehen konnte. Immerhin erlauben die vorliegenden Forschungen, amtlicher und privater Herkunft, ein ziemlich klares Bild von der Stellung des Juden im deutschen Wirtschaftsleben.

Wir gehen aus von der letzten Berufszählung des Preußischen Staates vom 16. Juni 1925 in untenstehender Tabelle.

Die Erwerbstätigen der Gesamtbevölkerung sowie der inländischen, ausländischen und aller Juden Preußens nach Wirtschaftsabteilungen

Gb = Gesamtbevölkerung Ji = inländische Juden Ja = ausländische Juden J = alle Juden

	Wirtschaftsabteilungen	Bevölkerungsgruppen	Erwerbstätige und berufslose Selbständige	Grundzahlen überhaupt in Hundertteilen
A	Landwirtschaft, Gärtnerei und Tierzucht, Forstwirtschaft und Fischerei	Gb	5 593 144	29,47
		Ji	2 984	1,92
		Ja	340	0,96
		J	3 324	1,74

	Wirtschaftsabteilungen	Bevölkerungsgruppen	Erwerbstätige und berufslose Selbständige	Grundzahlen überhaupt in Hundertteilen
B	Industrie und Handwerk einschließlich Bergbau und Baugewerbe	Gb	7 771 799	40,94
		Ji	38 015	24,48
		Ja	11 303	31,82
		J	49 318	25,85
C	Handel und Verkehr einschließlich Gast- und Schankwirtschaft	Gb	3 248 145	17,11
		Ji	92 012	59,26
		Ja	20 176	56,81
		J	112 188	58,80
D	Öffentliche Verwaltung, Beamte der Rechtspflege, auch Heer und Marine, Kirche, Gottesdienst, Rechtsberatung, freier Beruf	Gb	921 048	4,85
		Ji	9 503	6,12
		Ja	1 821	5,13
		J	11 324	5,94
E	Gesundheitswesen und hygienische Gewerbe einschließlich Wohlfahrtspflege	Gb	356 416	1,88
		Ji	7 570	4,88
		Ja	727	2,05
		J	8 297	4,35
F	Häusliche Dienste und Erwerbstätigkeit ohne feste Stellung oder ohne Angabe der Betriebszugehörigkeit	Gb	1 091 435	5,75
		Ji	5 191	3,34
		Ja	1 147	3,23
		J	6 338	3,32
	A bis F zusammen	Gb	18 981 987	100,00
		Ji	155 275	100,00
		Ja	35 514	100,00
		J	190 789	100,00

Schon der erste Überblick über diese Tafel zeigt als die beiden markanten Tatsachen: die Bevorzugung von Handel und Verkehr und der Industrie durch das Judentum, während die Landwirtschaft gemieden wird. Aber noch deutlicher sprechen die Zahlen, wenn wir uns an das Einzelstudium begeben. Hier stellt sich folgendes heraus:

Allein über die Hälfte, nämlich 58,8% oder 112 188 Juden fallen in die Wirtschaftsabteilung „Handel und Verkehr einschließlich Gast- und Schankwirtschaft“ gegenüber einem Anteil bei der Gesamtbevölkerung von nur 17,11% oder 3 248 145. Auch in der Wirtschaftsabteilung „Industrie und Handwerk einschließlich Bergbau und Baugewerbe“ ist das Judentum erheblich vertreten. Hier wurden 49 318 Juden = 25,85% gezählt, während bei der Gesamtbevölkerung der entsprechende Anteil sich auf 7 771 799 = 40,95% belief. Charakteristisch ist, daß demgegenüber in der Landwirtschaft die Juden nur mit 1,74% gegen 29,5% bei der Gesamtbevölkerung vertreten sind.

In beiden Rubriken „Handel und Verkehr“ sowie „Industrie und Handwerk“ ist nebenbei auch die frappante Tatsache versteckt, daß in Industrie und Handel Preußens nicht weniger als 31 500 jüdische Ausländer sich betätigen — also Erwerbstätige, die es nicht für nötig halten, sich im Lande ihres Erwerbes einzubürgern!

Auch die Betrachtung der Rubrik „Öffentliche Verwaltung, Beamte der Rechtspflege, auch Heer und Marine, Kirche, Gottesdienst, Rechtsberatung, freier Beruf“ führt zu bedeutsamen Beobachtungen. Hier stellt sich der Anteil der Juden auf 5,94% gegen 4,85% bei der Gesamtbevölkerung. Die Juden sind also in dieser außerordentlich wichtigen Berufskategorie anteilmäßig um 1% stärker vertreten als die bodenständige preußische Bevölkerung! Krasser tritt dieser Unterschied noch zutage, wenn man die ausländischen Juden, die 5,13% der Juden dieser Wirtschaftsabteilung überhaupt ausmachen, aus dieser Berechnung herauszieht. Der Anteil der übrigbleibenden inländischen Juden stellt sich sodann auf 6,12% gegenüber 4,85% bei der Gesamtbevölkerung.

Betrachtet man weiter die Gruppe „Gesundheitswesen und hygienische Gewerbe einschließlich Wohlfahrtspflege“, so stellt sich auch hier der Anteilsatz des Judentums höher als ihr Bevölkerungsanteil, nämlich auf 4,35%, darunter 2,0% ausländische Juden, gegenüber einem Verhältnissatz bei der Gesamtbevölkerung von nur 1,88%. Der Anteilsatz der jüdischen Haupterwerbstätigen ist also hier 2½mal so groß wie bei der Gesamtbevölkerung. Die Juden bevorzugen also offensichtlich die vermittelnden und verteilenden Berufe der Volkswirtschaft, während die produktiven, direkt schaffenden Berufe von ihnen vernachlässigt werden.

Diese Berufsgliederung des Judentums ist mehr oder weniger allgemeingültig auch für die anderen Gegenden Deutschlands. Es sei hier nur noch die entsprechende Statistik für das Land Württemberg angeführt, die fast die gleichen Aufschlüsse wie die preußische Berufsstatistik von 1925 ergibt:

Die Juden in Württemberg und der Stadt Stuttgart nach dem Beruf auf Grund der Zählung vom 16. Juni 1925

Nach Wirtschaftsabteilungen

Wirtschaftsabteilungen	Württemberg				
	Erwerbstätige insgesamt	Davon sind		Es waren in vorst. Wirtschaftsabteilungen tätig von 1000 erwerbstätigen	
		Juden	Deutsche	Juden	Deutschen
A) Landwirtsch. usw.	640 791	168	640 623	18,18	419,03
B) Industrie usw. . .	600 642	2 272	598 365	246,43	391,39
C) Handel u. Verkehr	161 457	5 972	155 485	646,32	101,70
D) Verwaltung und freie Berufe . . .	56 226	421	55 805	45,56	36,50
E) Gesundheitswes. .	23 775	334	23 441	36,15	15,33
F) Häusliche Dienste	55 188	68	55 120	7,36	36,05
Erwerbstät. Bevölk. A—F zusammen .	1 538 079	9 240	1 528 839	1 000,00	1 000,00
G Ohne Berufe . .	139 198	1 587	137 611	—	—
A—G Wohnbevölk.	1 677 277	10 827	1 666 450	—	—

Hier treten uns also fast die gleichen Anteilsziffern wie bei Preußen entgegen:

64,6% der Juden arbeiten in Handel und Verkehr,
24,6% in Industrie und Handwerk,
4,6% in Verwaltung und freien Berufen,
3,6% im Gesundheitswesen und nur
1,8% in der Landwirtschaft.

Es ergeben sich also nur ganz winzige Differenzen, verglichen mit den entsprechenden Ziffern für Preußen.

Genau so ist es in Hessen. Dort sind von den Juden tätig:

69% in Handel und Verkehr,
22% in der Industrie,
3% in der Verwaltung,
2% im Gesundheitswesen und
4% in der Landwirtschaft.

Das Gesamtbild, das sich aus diesen summarischen Statistiken ergibt, ist absolut eindeutig. Es beweist die ausgesprochene Bevorzugung des Handels durch die Juden und ihre tiefe Abneigung gegenüber der Handarbeit, wie sie insbesondere in der Landwirtschaft unvermeidlich ist.

Nun wird demgegenüber häufig der Einwand erhoben, die Juden seien durch den Gang der Entwicklung aus den Handarbeitsberufen, also hauptsächlich aus der Landwirtschaft und dem Handwerk, in die vermittelnden Berufe des Handels usw. hineingezwungen worden. Vor allem durch die Einsperrung in das Ghetto und den Boykott auf dem Lande und in der Kleinstadt habe man sie aus den handarbeitenden Berufen mehr oder weniger gewaltsam herausgedrängt. Demgegenüber ist zunächst die Feststellung zu machen, daß überall da, wo die Juden auf dem Lande und in der Kleinstadt stark verbreitet gewesen sind, wie z. B. in Hessen und Hessen-Nassau oder auch in Posen, sie sich keineswegs mit der Beschäftigung als Bauer abgegeben, sondern ganz überwiegend sich mit dem Handel in seinen verschiedensten Formen befaßt haben, während es ihnen genau so freistand, sich als Bauer niederzulassen. Dort haben sie sich vorwiegend auf den Handel mit Vieh, Saatgut, Getreide, Kartoffeln, Kunstdünger und vor allem mit Kapital geworfen, ohne daß hierzu ein zwingender Grund von außen vorlag. Erst durch diese völlig einseitige Beschlagnahme des Handels in diesen agrarischen Bezirken ist es dann zu der Mißstimmung und Feindseligkeit gegen die Juden gekommen, weil naturgemäß der bodenständige

Bauer diese Verhältnisse als ungesund empfand. Dabei sind noch nicht einmal die schweren Bedrückungen berücksichtigt, die die Juden sich durch Auswucherung des Bauernstandes auf dem Wege der Kreditgewährung in vielen Bauerngegenden haben zuschulden kommen lassen, obwohl diese Erscheinung jederzeit durch eine Fülle von Beispielen belegt werden kann. Es existiert hierüber eine klassische Enquête des völlig unparteiischen, hochangesehenen „Vereins für Sozialpolitik" aus dem Jahre 1887. So ist z. B. die antisemitische Bewegung in Oberhessen, die um die Jahrhundertwende dort weite Kreise erfaßt hatte, keineswegs von selbst, sondern infolge dieses jüdischen Geschäftsgebarens entstanden. Auch das Entstehen der landwirtschaftlichen Genossenschaftsbewegung geht auf die gleiche Ursache zurück. Denn sie war psychologisch ein Akt der Selbsthilfe auf dem Wege des Zusammenschlusses gegen diese Auswucherung des Bauern durch die jüdischen Händler.

Kein Geringerer als Werner Sombart urteilt über diese Zustände im Anschluß an die erwähnte Enquête in seinem Buch „Die deutsche Volkswirtschaft im 19. Jahrhundert" (1919, S. 112—118) folgendermaßen:

> „Geschäftskniffe, wie sie hier geschildert sind, grenzen bereits dicht an das, was die deutsche Sprache als Wucher oder wucherische Ausbeute zu bezeichnen sich gewöhnt hat. Das heißt (im ökonomischen Sinne) eine Ausbeutung oder noch genauer, weil ganz ohne ethische Färbung: eine Anteilnahme an den Erträgnissen fremder Arbeit, die über den landesüblichen Durchschnitt hinausgeht. Eine solche pflegt dort sich einzustellen, wo besonders weltfremde und geschäftsunkundige Personen mit wirtschaftlich hervorragend begabten Elementen zusammenstoßen. Das aber trifft zu in vielen bäuerlichen Gegenden Deutschlands, namentlich in den kleinbäuerlichen Geländen des Westens und Südwestens (Hessen, Rheinlande, Elsaß-Lothringen, Baden, Teilen von Württemberg und Bayern). Hier ist (fast können wir schon sagen: war) es einer verhältnismäßig kleinen Anzahl von Handelsleuten (fast durchgängig jüdischer Abstammung) gelungen, einen großen Teil der Bauernschaft in eine tatsächliche Schuldknechtschaft zu bringen, also daß die kleinen Landwirte nicht mehr für sich und die Ihrigen, sondern fast ausschließlich für jene Geschäftsleute den Acker bestellten."

Im übrigen liegen die Zusammenhänge, im großen und ganzen, in der Wirklichkeit überhaupt wohl umgekehrt, als es gewöhnlich von jüdischer Seite dargestellt wird. Der Jude neigt von Natur aus zum Handel, während ihm die unmittelbare Urproduktion wenig liegt. Sombart glaubt, drei hervorstechende Eigenschaften an den Juden feststellen zu können: 1. sein „von

seinem Ziel nicht abzubringender Wille", 2. die „unzweifelhafte Veranlagung der jüdischen Rasse zum Eigennutz", 3. „die abstrakte Veranlagung der Juden". Es liegt auf der Hand, daß die beiden Eigenschaften des Eigennutzes und der abstrakten Veranlagung wirtschaftlich besonders auf die Beschäftigung mit dem Handel hindrängen, weil im allgemeinen im Handel rascher Gewinne zu erzielen sind als in der Urproduktion, und weil die abstrakte Veranlagung auch von der unmittelbaren Erzeugung aus dem Boden und der direkten Handarbeit wegführt zu dem Umgang mit Waren und besonders mit dem Geld, in dem „alle Qualitäten der Gebrauchsgüter ausgelöscht" (Sombart) sind. Sombart charakterisiert die Funktionen des Geldes treffend dahin: „Nicht welchen persönlichen Wert ein Ding besitzt, was es wert ist, sondern wieviel es wert ist, kommt in dem Gelde zum Ausdruck." Auf Grund dieser Voraussetzungen kommt ein Gelehrter wie Sombart auch zu dem Urteil, daß der jüdische Einfluß bei der Entstehung des modernen Kapitalismus eine große Rolle gespielt hat, und daß die „spezifisch" kapitalistischen Züge des Wirtschaftslebens „dem jüdischen Charakter adäquat sind".

Das Verhältnis von Ursache und Wirkung ist also im großen und ganzen gerade umgekehrt, wie die jüdische Propaganda es mit Vorliebe darstellt. Der jüdische Geist, der durch die Emanzipation freigesetzt worden ist, hat im neunzehnten Jahrhundert als besonderer Antrieb zur Entwicklung der kapitalistischen Wirtschaft geführt, und die Juden selbst haben sich entsprechend ihrer natürlichen Veranlagung gerade in der Sphäre des Wirtschaftslebens eingenistet, die spezifisch kapitalistischer Natur war, nämlich in dem Geld- und dem Warenhandel. „Je reiner kapitalistisches Wesen im Wirtschaftsleben sich durchsetzt, desto mehr Spielraum erhält die jüdische Eigenart" (Sombart). Sombart stellt dieses ausdrücklich fest und knüpft an die Feststellung der Statistik, nach der die Juden die Landwirtschaft gemieden, Handel und Verkehr aber bevorzugt haben, den Ausruf: „Und das, trotzdem ihnen seit mehreren Menschenaltern die Wirksamkeit auf allen Gebieten des Wirtschaftslebens völlig freigegeben ist." Am Schluß seiner Darlegungen kommt Sombart zu dem Urteil:

> „Man kann getrost sagen, daß beispielsweise Schneiderei, Schuhmacherei, Tischlerei, Bauhandwerk zum großen Teile der rastlosen Tätigkeit jüdischer Geschäftsmänner ihren Untergang verdanken. Weshalb denn sich gerade in jenen Kreisen des sinkenden Handwerks ein durchaus naturwüchsiger Antisemitismus entwickelt hat, der sich, wie es solchen blinden Volksbewegungen eigen zu sein pflegt, an die greifbare Form (das Judentum) statt an den inneren Kern (den Kapitalismus) hält."

Im übrigen haben auch aufrichtige jüdische Beurteiler den wahren Kausalzusammenhang eingesehen und zugegeben. Wir denken dabei insbesondere an den sehr gründlichen jüdischen Gesellschaftstheoretiker Felix A. Theilhaber, der in seiner volkswirtschaftlichen Studie „Der Untergang der deutschen Juden" (Jüdischer Verlag, Berlin 1921) mit sittlicher Leidenschaft und unerbittlicher Wahrheitsliebe den Gründen des Zersetzungsprozesses in seinem eigenen Volke nachgegangen ist. Theilhaber stellt in dieser Studie u. a. fest:

„Die Landwirtschaft hat bei den deutschen Juden keinen goldenen Boden. Der zwölfte Jahresbericht des Vereins zur Förderung der Bodenkultur unter den Juden verkündet resigniert: ‚Die meisten der landwirtschaftlich ausgebildeten Eleven haben den Wanderstab ergriffen und sind größtenteils nach Amerika ausgewandert, während einige in Ungarn und neuerdings auch in Palästina Beschäftigung gefunden haben'" (S. 139).

Er stellt nach einer statistischen Untersuchung der Bevölkerungsentwicklung weiterhin fest:

„Die Zahl der wirklichen jüdischen Landwirte ist recht klein geworden und schrumpft immer mehr zusammen."

Er setzt sich dann auch mit der Beobachtung auseinander, daß unter den wenigen Juden in der Landwirtschaft gerade die Kategorie der Angestellten und Arbeiter in den letzten Jahrzehnten zurückgegangen ist, um schließlich auf Grund seiner Untersuchungen über die „Wirtschaftsprobleme" in der modernen Geschichte des deutschen Judentums zu dem Resultat zu kommen:

„Zwischen den Jahren 1895 und 1907 waren folgende Veränderungen der berufstätigen Juden: in den freien Berufen plus fünfzehntausend, Industrie plus dreizehntausend, Handel plus sechstausend, Landwirtschaft plus siebenhundert, Dienende minus eintausend, mit andern Worten: ‚Der Jude drängt vor allem zu den freien Berufen, d. h. zur Kopfarbeit.'" (Sperrungen nach dem Original.)

Wir glauben uns auch dem Urteil Theilhabers über die Zusammenhänge, die zu diesem Ergebnis geführt haben, anschließen zu können. Dieses lautet folgendermaßen:

„Die Verpflanzung der Juden in den Handels- und Industriezentren bringt die Juden einander näher und reißt sie auch wieder wirtschaftlich auseinander. Eigenart, Überlieferung und ökonomische Voraussetzungen lassen sie gewisse Berufe bevorzugen. Antisemitische Beschränkungen, die ihnen vielfach andere Berufsgelegenheiten

nehmen, tun ein übriges. Und so ist es ein Selbstverständliches, daß sich in der deutschen Judenheit wieder gewisse Domänen und Typen (des jüdischen Konfektionärs, des Agenten, des Anwalts und des Arztes) herausbilden. Die jüdische Note und Eigenart läßt sich auch in anderen Berufen nachweisen (Warenhäusern, Pelzhandel, Tabakgeschäften, selbst in der Presse). Eines der jüdischen Merkmale ist der Zug des Individualismus, die Sucht, sich selbständig zu machen, sowie der Drang, eine materiell möglichst günstige Lage zu erreichen" (S. 141).

Wir kehren damit zur statistischen Untersuchung zurück.

Von den geistigen Berufen war es insbesondere der Beruf des Arztes und Rechtsanwalts, der den Juden anzog, vor allem wohl, weil er die größten wirtschaftlichen Möglichkeiten bot. Der jüdische Einfluß in diesen Berufen wurde immer größer und nahm bald einen unverhältnismäßig hohen (an vielen Krankenhäusern geradezu einen monopolartigen) Umfang an.

Bei einer Gesamtärztezahl in Deutschland von annähernd 50 000 waren insgesamt 6488 nichtarische Ärzte (davon allein in der Stadt Berlin 1879 Kassenärzte!), was also einem jüdischen Anteil von 13 v. H. entspricht. Die Juden nahmen im ärztlichen Beruf somit zehnmal soviel Stellen ein, wie es dem Bevölkerungsanteil der Juden an der Gesamtbevölkerung Deutschlands entsprochen hätte. Innerhalb des ärztlichen Berufs waren die Juden besonders stark als Fachärzte für Haut- und Geschlechtskrankheiten vertreten.

Für die Ärzte im Reiche stellt die amtliche Statistik (vgl. „Deutsches Ärzteblatt" Nr. 51 vom 26. 12. 1934, S. 1243 ff.) folgende Zahlen fest:

Nichtarische Ärzte, verteilt auf die früheren Arztregisterbezirke

Arztregisterbezirk	Nichtarische Ärzte	davon Kassenärzte
Königsberg/Pr.	104	99
Potsdam	132	122
Berlin	2617	1879
Stettin	80	73
Breslau	394	339
Oppeln	107	101
Merseburg	122	112
Schleswig	9	8
Hannover	81	79
Osnabrück	4	4
Dortmund	57	55
Münster	20	19
Übertrag	3727	2890

Arztregisterbezirk	Nichtarische Ärzte	davon Kassenärzte
Übertrag	3727	2890
Minden	16	15
Wiesbaden	350	300
Kassel	46	41
Aachen	23	23
Düsseldorf	177	157
Köln	131	121
Koblenz	22	19
Trier	9	6
München	154	146
Augsburg	19	14
Landshut	12	10
Nürnberg	135	126
Würzburg	41	27
Speyer	50	47
Dresden	50	47
Leipzig	82	79
Chemnitz	43	41
Stuttgart	116	97
Karlsruhe	193	181
Gotha	37	34
Darmstadt	92	88
Hamburg	310	265
Schwerin	23	21
Oldenburg	3	3
Braunschweig	25	23
Bremen	13	10
Detmold	7	6
Lübeck	4	3
zusammen	5910	4840
Dazu die ins Ausland oder unbekannt Verzogenen	578	468
	6488	5308

Für die Rechtsanwälte liegt noch keine abschließende amtliche Übersicht über das gesamte Reichsgebiet vor. Hier lagen jedoch, wie die Zahlen für Preußen zeigen, die Verhältnisse vielfach noch ungünstiger als bei den Ärzten (vgl. die Feststellungen des Preußischen Justizministeriums vom 1. 5. 1934, veröffentlicht in der „Deutschen Justiz" vom 20. 7. 1934):

Oberlandesgerichtsbezirk	Arische Rechtsanwälte zugelassen am 7.4.1933	Nichtarische Rechtsanwälte zugelassen am 7.4.1933	Arische Notare zugelassen am 7.4.1933	Nichtarische Notare zugelassen am 7.4.1933
Berlin	2011	1879	939	1210
Breslau	680	376	416	263
Celle	738	84	427	56
Düsseldorf	717	141	165	22
Frankfurt/M.	332	275	176	170
Übertrag:	4478	2755	2123	1721

Oberlandesgerichts-bezirk	Arische	Nichtarische	Arische	Nichtarische
	Rechtsanwälte zugelassen am 7.4.1933		Notare zugelassen am 7.4.1933	
Übertrag:	4478	2755	2123	1721
Hamm	1047	166	572	101
Kassel	190	43	111	30
Kiel	471	34	284	25
Köln	785	125	148	1
Königsberg/Pr. . .	295	80	251	58
Marienwerder . . .	101	17	65	12
Naumburg	706	81	391	57
Stettin	372	59	220	46
zusammen	8445	3350	4185	2051

In Preußen stellten demnach die Juden etwa 30 v. H. der Rechtsanwälte und 33 v. H. der Notare! Die Zahlen zeigen (besonders stark in Berlin und Frankfurt a. M.) ein ganz unerträgliches Mißverhältnis. In Berlin war die Zahl der jüdischen Notare bedeutend höher als die der arischen, in Frankfurt war ihre Anzahl fast gleich! Dazu kam, daß auch auf den Universitäten die Rechtslehrstühle und in der Verwaltung und Rechtsprechung viele leitende Stellungen mit getauften und ungetauften Juden besetzt waren. Hier war keine Gewähr mehr dafür gegeben, daß die Gesetze eine dem deutschen Rechtsempfinden entsprechende Auslegung und Anwendung erfuhren.

Die Rechtspflege und die Gesundheitspflege standen also vor der ernsten Gefahr, immer mehr in die Hand des Judentums überzugehen. Denn diese ganze Entwicklung war erst das Produkt der letzten Jahrzehnte.

Noch ernster aber war die Lage im reinen Wirtschaftsleben.

Wie schon die Berufsstatistik für Preußen zeigte, ist die Vertretung der Juden auch in der deutschen Industrie ziemlich stark. Das bezeugt allein schon ein allgemeiner Überblick über die Industriefirmen, die sich in jüdischem Besitz oder unter jüdischer Leitung befinden. Wir folgen dabei dem „Jüdischen Lexikon“ (Artikel „Finanzwesen“, Bd. II, Sp. 652 ff.) und nennen in diesem Zusammenhang in der Elektroindustrie neben der Telephonfabrik Berliner vor allem die AEG. (Allgemeine Elektrizitäts-Gesellschaft), die von Emil Rathenau gegründet wurde und nach dem Kriege unter der Leitung der beiden Juden Felix Deutsch und Paul Mamroth stand. In der Metallbranche waren zu nennen die führende Firma „Hirsch-Kupfer- und Messingwerke“, die von Aron Hirsch gegründet wurde, sowie die Frankfurter Metallbank, die unter der Leitung von Rudolf Merton stand, den das „Jüdische Lexikon“ selbst als den „Beherrscher der Metallbank und des Metallmarktes“ bezeichnet. In der Bauindustrie war mitführend die von Benno

Orenstein gegründete Firma Orenstein & Koppel. Die in der Glühlampenbranche führenden Osram-Werke standen unter Leitung von William Meinhardt, die größte deutsche Pneumatik-Fabrik (Continental-Werke in Hannover) stand unter der Leitung des Generaldirektors Siegmund Seligmann, die Gummiwerke Calmon in Hamburg wurden gegründet und geleitet von Alfred Calmon.

In der Lederindustrie herrschte die Firma Adler & Oppenheimer, in der Schuhindustrie die Salamander-Werke (Generaldirektor: Sem Levi) und die Conrad Tack A. G. (Generaldirektor: Krojanker). Der Eisenmarkt wurde durch den Geheimen Kommerzienrat Ottmar Strauß (in der Firma des Nichtjuden Otto Wolff) mit kontrolliert, in der Porzellanindustrie besaß der Rosenthal-Konzern eine führende Stellung.

In der chemischen Industrie ist bekannt die führende Rolle der Frankfurter Familien Gans-Weinberg, die Besitzer der großen Casella-Werke in Frankfurt a. M.-Mainkur waren. Auch in die Brauindustrie war das Judentum neuerdings eingedrungen und hatte die Führung in der größten deutschen Brauerei (Schultheiß-Patzenhofer, Berlin) an sich gerissen. Hier waren führend die Direktoren Walter Sobernheim und Ludwig Katzenellenbogen. In der Kaliindustrie gehörte der Jude Hugo Herzfeld zu den „Prominenten“ — ihn nennt das „Jüdische Lexikon“ den „Börsenstrategen“ des Kalikonzerns Salzdetfurth —, daneben auch der Geheime Justizrat Maximilian Kempner. Auch in der Schwerindustrie waren jüdische Namen vertreten. Hier sind zu nennen: Martin Münzesheimer, Direktor der Gelsenkirchener Gußstahl- und Eisenwerke, sowie Paul Silverberg, der eigentliche Beherrscher der rheinischen Braunkohlenindustrie und einer der führenden Köpfe in der Industrie des Ruhrgebietes. Auch die mitteldeutsche Braunkohlenindustrie war fast völlig unter maßgebenden Einfluß der Juden geraten. Hier haben die Gebrüder Petschek (Ignaz, Julius und Isidor) aus Aussig und Prag in Böhmen, die bereits in der böhmischen Braunkohlenindustrie und im böhmischen Braunkohlenhandel eine dominierende Stellung innehatten, allmählich eine fast diktatorische Stellung an sich gerissen. Ignaz Petschek kontrollierte u. a. die „Eintracht“, die Niederlausitzer Kohlenwerke, und besaß starken Einfluß bei der Gewerkschaft „Ilse“, die alle miteinander die wichtigsten mitteldeutschen Braunkohlenwerke darstellen. Julius Petschek war „ausschlaggebend“ bei den anhaltischen Kohlenwerken. Hierbei bedienen wir uns der Ausdrucksweise des „Jüdischen Lexikons“. Auch die Familie Weinmann aus Aussig in Böhmen hatte in der Nachkriegszeit auf die deutsche Industrie übergegriffen und sich hauptsächlich an deutschen Unternehmungen in Oberschlesien, so an der später polnisch gewordenen Vereinigten Königs- und Laurahütte, be-

teiligt. Hier sind auch die Familien Friedländer-Fuld, Cäsar Wollheim, Kunheim und Nikodem und Georg Caro zu nennen.

Im sogenannten „Fürstenkonzern“ (Fürst von Fürstenberg, Fürst Hohenlohe-Öhringen, Graf Henckel-Donnersmarck usw.) war der leitende Kopf der getaufte Jude Kammerpräsident Dr. Kurt (von) Kleefeld. Walter Jaques stand an der Spitze der Preußischen Elektrizitätswerke A.G., der Generaldirektor Oskar Oliven an der Spitze der umspannenden Gesellschaft für elektrische Unternehmungen (Gesfürel).

Die eigentliche Domäne der Juden war und blieb aber der Handel. So war auch die eigentliche große Zeit der Juden die Zeit der Inflation (1919—1923), in der es im Wirtschaftsleben weniger auf produktive und solide schöpferische Arbeit, sondern auf spekulativen Instinkt und kommerzielle Geschicklichkeit ankam. Damals sind eine Reihe ausgesprochen jüdischer Konzerne wie Pilze aus der Erde geschossen. Vor allem der Konzern des Juden Jakob Michael und der von Richard Kahn, auch der Automobilkonzern des Juden Jacob Schapiro, die aber allesamt wieder fast so rasch in sich zusammengesunken sind, wie sie entstanden. Ähnlich erging es den großen Wiener Finanzspekulanten Bosel und Castiglioni, die beide in und nach der Inflationszeit eine geradezu europäische Berühmtheit waren, aber ebenfalls schließlich ruhmlos von der Bildfläche verschwanden, als die Zeit der ernsten und harten Arbeit im Wirtschaftsleben wieder begann.

Schon ein allgemeiner Überblick zeigt den überragenden Einfluß der Juden auch im stabilen Handel des Wirtschaftslebens. Am deutlichsten zeigt dies ihre fast monopolartige Stellung im Warenhauswesen. Hier waren fast alle großen Warenhausunternehmungen in jüdischer Hand: Wertheim, Tietz, Jandorf (jetzt KdW.) in Berlin sowie in der Provinz: Gebrüder Barasch, Schocken, Alsberg, Wronker, Knopf, Lindemann, Ury usw. Das „Jüdische Lexikon“ selbst bezeichnet ihren Anteil in dieser Branche als „ganz besonders stark“.

Aber erst eine genauere Einzeluntersuchung vermag uns eine bestimmte Vorstellung von der Rolle der Juden im Handel zu geben. Sie zeigt uns, daß ihre Rolle in diesem Bereich des Wirtschaftslebens nicht nur bedeutsam, sondern geradezu führend war. Wir stützen uns bei diesen Darlegungen auf die Untersuchung des jüdischen Wissenschaftlers Alfred Marcus über „Die wirtschaftliche Krise des deutschen Juden“ (1930). Marcus hat sich in diesem Buch speziell die Untersuchung der Rolle der Juden in den folgenden vier Gruppen des Handels zur Aufgabe gestellt:

1. Metallhandel,	3. Textilwirtschaft,
2. Bankwesen,	4. Getreidehandel.

Er kommt zu folgenden Ergebnissen:

Von insgesamt 603 Firmen des deutschen Metallhandels im Jahre 1930 waren 346 (= 57,3%) jüdisch und 257 (= 42,7%) nichtjüdisch. Im Altmetall- (Schrott-) Handel waren von 514 Firmen im Jahre 1930 211 (= 41,0%) jüdisch und 303 (= 59,0%) nichtjüdisch. Im Bankwesen waren nach seinen Feststellungen von den 2661 Banken 495 (= 18,7%) jüdisch, 2166 (= 81,3%) nichtjüdisch. In der Textilwirtschaft waren von 9984 Textilwarengroßhandlungen im Jahre 1930 3938 (= 39,4%) jüdisch und 6046 (= 60,6%) nichtjüdisch, von 2874 Firmen des Großhandels mit Wirk- und Strickwaren im Jahre 1930 1120 (= 38,9%) jüdisch und 1754 (= 61,1%) nichtjüdisch. Am beherrschendsten aber war die Stellung der Juden in der Damen- und Mädchenkonfektion. Hier waren von 133 Großhandlungen im Jahre 1930 81 (= 60,9%) jüdisch und nur 52 (= 39,1%) nichtjüdisch. In Berlin verschob sich das Verhältnis sogar auf 68,3% zu 31,7%. Im Getreidehandel waren von 6809 Firmen im Jahre 1930 1543 (= 22,7%) jüdisch und 5266 (= 77,3%) nichtjüdisch. In einzelnen deutschen Ländern und Städten war der jüdische Anteil allerdings erheblich höher. Er betrug in München 51,5%, in Baden 62,6% und in Berlin 62,2%. Interessant ist auch, daß der Hopfen-Großhandel fast zur Hälfte in den Händen von Juden war. Von 465 Firmen im Jahre 1930 waren 213 (= 45,8%) jüdisch und 252 (= 54,2%) nichtjüdisch. Nicht nur von wirtschaftlicher, sondern auch von kultureller Bedeutung war der überwiegende Anteil der Juden am Kunsthandel, Kunstverlag, Buchhandel und Buchverlag. Hier seien nur die Namen Cassirer, Flechtheim, S. Fischer, Springer, Ullstein genannt.

Auch in diesen Gewerben kommt die allgemeine Erscheinung der Zusammenballung des Judentums in der Großstadt ganz klar zum Vorschein. So waren im Jahre 1930 von den 485 Privatbanken jüdischen Charakters nicht weniger als 150 (= 30,9%) in Berlin. Der Anteil der jüdischen Firmen am Textil-Großhandel, der im Reiche 39,4% betrug, stieg u. a. in Berlin auf 61,5%, in Frankfurt auf 69,5%, in Breslau auf 74,9% und in Offenbach a. M. sogar auf 89,9%. In Berlin war sowohl die Herren- wie die Damenkonfektion überwiegend in jüdischer Hand. Für die Fabrikation war der jüdische Anteil im Jahre 1930 42,9% und für den Großhandel 68,3%, für Damenmäntelfabrikation und -großhandel sogar 71,5%. In der Herren- und Knabenkonfektion war in der Fabrikation der jüdische Anteil 60,6% und im Großhandel 60,7%. Wenn man bedenkt, daß von den insgesamt 1741 deutschen Fabriken und Großhandlungen der Damen- und Mädchenbekleidung nicht weniger als 91% (= 1591) in Berlin ansässig sind, dann

bedeuten diese Ziffern nichts anderes, als daß die Damen- und Mädchenkonfektion in Deutschland beinahe ein Monopol der jüdischen Rasse war.

Noch klarer aber schält sich die wirkliche strukturelle Funktion des Judentums im deutschen Wirtschaftsleben heraus, wenn wir uns von der quantitativen zur *qualitativen* Statistik wenden, indem wir die Analyse auch auf *die soziale Stellung der Erwerbstätigen* ausdehnen.

Am klarsten und plastischsten geht diese verschiedenartige Struktur des Judentums in Preußen im Gegensatz zur Gesamtbevölkerung aus der folgenden Übersicht hervor, die in schlagender Weise die beherrschende Stellung des Judentums im Volksleben erkennen läßt:

	Juden		Nichtjuden	
Selbständige: zusammen		47,5		15,1
Eigentümer und Pächter	44,9		14,4	
Leitende Beamte	2,6		0,7	
Angestellte: zusammen		33,8		17,2
Technische Angestellte u. Beamte	3,9		5,0	
Aufsichtspersonal	0,2		1,3	
Kaufmännische Angestellte und Beamte	29,7		10,9	
Arbeiter: zusammen		9,2		48,8
Arbeiter mit Berufsbildung	5,8		32,0	
Arbeiter ohne Berufsbildung	2,6		16,1	
Heimarbeiter	0,8		0,7	
Familientätige: zusammen		9,5		18,9
Mithelfende Familienangehörige	7,5		15,5	
Hausangestellte	2,0		3,4	
Insgesamt	100,0		100,0	

Erst diese statistische Aufstellung erlaubt uns wirklich einen Einblick in die beherrschende Stellung, die das Judentum im deutschen Volks- und Wirtschaftsleben ausübt.

Hierbei ergeben sich folgende markante Feststellungen: An Selbständigen im Beruf wurden 1925 in Preußen 3 070 000, darunter 92 164 Juden ermittelt. Dies bedeutet prozentual einen Anteil von nicht weniger als 48,3% der erwerbstätigen Juden gegenüber 16,2% aller anderen Erwerbstätigen! Wir haben also in Preußen relativ dreimal soviel selbständig tätige Juden wie bei der Gesamtbevölkerung! Wesentlich beeinflußt sind diese Verhältnissätze durch die in Handel und Verkehr, einschließlich Gast- und Schankwirtschaft tätigen Juden, bei denen sich das Verhältnis allein auf 31,5% gegen 3,8%, also wie 8:1, stellt.

Ähnliche Verhältnisse sind im Gesundheitswesen festzustellen, in dem der

Anteil aller jüdischen Erwerbstätigen fast das Sechsfache (nämlich 2,8% gegen 0,5 %) beträgt.

Genau so liegen die Dinge in den als „Kulturkomplex“ bezeichneten Wirtschaftszweigen, worunter das Theater, das Lichtspielwesen, das Rundfunkwesen, Bildung, Erziehung und Unterricht usw. verstanden werden. Hier steht dem allgemeinen Satz von 0,4% der jüdische mit 2,6% gegenüber. Also auch hier der sechsfache Anteil des Judentums!

Selbst in den Wirtschaftszweigen „Öffentliche Verwaltung, Rechtspflege in beamteter Stellung“ ist der Anteil der jüdischen Erwerbstätigen in leitender Stellung mit 2,0% gegenüber 1,3% fast doppelt so groß wie der des deutschen Volkes.

Ein wenig geht dieses Übergewicht der Juden in der Kategorie des Angestellten zurück. An Angestellten wurden nämlich im Preußischen Staate im ganzen rund 3 240 000 gezählt, darunter 64 469 Juden. Damit werden 17,1 bzw. 33,8% der betreffenden Erwerbstätigen umfaßt. Die jüdische Anteilsziffer ist also hier verhältnismäßig doppelt so groß wie die der Gesamtbevölkerung.

Radikal ändert sich das Bild aber, sobald wir uns der Riesengruppe der Arbeiter zuwenden. Hier tritt eine tiefwurzelnde Abneigung des Juden gegen die Handarbeit zutage. Wurden doch im Preußischen Staate 1925 unter rund 8,9 Millionen Arbeitern (= 46,9% aller Erwerbstätigen) nur 16 019 jüdische Arbeiter (= 8,4% der Juden) gezählt! Während also in den selbständigen Stellungen der Anteil der Juden meist das Mehrfache betrug, schlägt er hier in das Gegenteil (ein Fünftel Anteil) um und sinkt fast auf Null.

Wir kommen also auf diese Weise zu dem Ergebnis einer geradezu beängstigenden Überfremdung des deutschen Wirtschaftslebens in seinen leitenden Stellungen durch das Judentum. In den leitenden Stellungen ist das Judentum dreimal so stark vertreten wie die ansässigen Deutschen, während in der Kategorie der ausführenden Arbeiter die Juden nur ein Sechstel der Gesamtzahl ausmachen! Oder in anderer Projektion: Von 100 Deutschen sind 15 selbständig und 49 Arbeiter, von 100 Juden dagegen 47 selbständig und nur 9 Arbeiter!

Auch hier wird das in Preußen gewonnene Bild durch die Erhebungen in den anderen Ländern voll und ganz bestätigt. So sind in Bayern von 100 in Handel und Verkehr tätigen Juden 66 selbständig, während von 100 entsprechenden Angehörigen der sonstigen Bevölkerung nur 24 selbständig sind. Ähnlich ist es in der Industrie. Dort sind von 100 jüdischen Berufsangehörigen 51 selbständig, in der anderen Bevölkerung nur 16. In der Gruppe Gesundheitswesen steigt der Anteil der jüdischen Selbstän-

digen sogar auf 75%, während der entsprechende Anteil in der anderen Bevölkerung nur 33% beträgt.

In Hessen waren von 100 in Handel und Verkehr tätigen Juden 59 selbständig und von der anderen Bevölkerung nur 21, in der Industrie von 100 Juden 46 selbständig, von der anderen Bevölkerung nur 14 und im Gesundheitswesen von 100 in dieser Gruppe tätigen Juden 70 selbständig, von der übrigen Bevölkerung nur 30.

Wir schreiten nun weiter vorwärts in der qualitativen Analyse, indem wir nunmehr die individuelle Rolle der Juden in den einzelnen Berufs- und Wirtschaftszweigen untersuchen, und zwar daraufhin, an welcher Stelle die Juden im einzelnen saßen.

Schon allein die Tatsache ist unbestreitbar, daß unter den „Wirtschaftsführern" in Deutschland die Juden außerordentlich stark vertreten gewesen sind. Wir brauchen nur zu einem so kompetenten Buch wie der Aufsatzsammlung von Felix Pinner, dem Leiter des Handelsteils des „Berliner Tageblatts", über „Deutsche Wirtschaftsführer" (Verlag der Weltbühne, Charlottenburg 1924) zu greifen und können im Inhaltsverzeichnis feststellen, daß von dreißig namentlich genannten und behandelten „Wirtschaftsführern" nicht weniger als zwölf (Walther Rathenau, Albert Ballin, Bernhard Dernburg, Carl Fürstenberg, Max Warburg, Hugo J. Herzfeld, Felix Deutsch, Oscar Tietz, Camillo Castiglioni, Eugen Landau, Louis Hagen, Maximilian Kempner), also 40%, Juden oder jüdischer Abstammung gewesen sind.

Indem wir uns jetzt der Einzeluntersuchung zuwenden, beginnen wir mit dem Bankgewerbe.

Daß das Finanzkapital die Juden immer mit einer geradezu magischen Kraft angezogen hat, ist historische Tatsache. Selbst wenn es vom kritischen oder negierenden Standpunkt aus geschah. Sowohl das grundlegende Werk des Marxismus, das dreibändige Buch „Das Kapital" (1867 ff.) stammte aus der Feder des Juden Karl Marx, als auch das Standardwerk über das „Finanzkapital", das Rudolf Hilferding, der bekannte sozialistische Politiker, im Jahre 1910 schrieb. Bei dieser Bekämpfung des Kapitalismus durch den Marxismus ist nur auffallend, daß alle Sozialisierungstheorien und -programme von jüdischer Seite sich in erster Linie auf das in den gewerblichen Betrieben investierte, sogenannte Produktionskapital, um so weniger aber auf das eigentliche Finanz- und Bankkapital gerichtet haben. Es ist infolgedessen nicht unberechtigt gewesen, wenn dem jüdisch beeinflußten marxistischen Sozialismus die Inkonsequenz in seiner Stellung zum Kapital, je nachdem es sich um das „schaffende" oder „raffende" Kapital handelte, vorgehalten worden ist. Hier liegt zweifellos ein

sehr interessanter psychologischer Bruch in der Stellung der marxistischen Theoretiker, meist jüdischer Abkunft, zum Problem des Kapitalismus vor.

Wenn wir nunmehr zur positiven und aktiven Rolle der Juden im Finanzkapitalismus und damit im Bankgewerbe kommen, dann müssen wir zunächst auf die auffallende Tatsache eingehen, daß Dr. Alfred Marcus im Bankgewerbe nur einen jüdischen Anteil von insgesamt 18,7% errechnet.

Hier ist von vornherein schon die Frage zu stellen, was Dr. Alfred Marcus in diesem Fall unter jüdisch und nichtjüdisch versteht. Denn wenn er unter „jüdisch" nicht nur den Bekenntnisjuden, sondern den Rassejuden überhaupt versteht, dann wäre sicher der Anteil höher. Dies geht allein schon aus einer Betrachtung der größten deutschen Bankinstitute hervor. Hier sind fast alle maßgebenden Schlüsselpositionen in den Händen von Nichtariern gewesen. Wir beginnen mit der Deutschen Bank und Discontogesellschaft. In ihr waren im Jahre 1929 die beiden Vorsitzenden des Aufsichtsrates (Max Steinthal und Dr. Arthur Salomonsohn) Juden. Im Vorstand waren von insgesamt 12 Mitgliedern mindestens 4 (Paul Bonn, Selmar Fehr, Oscar Wassermann, Georg Solmssen) nichtarisch. In der Darmstädter und Nationalbank waren der Vorsitzende des Aufsichtsrates (Dr. Jakob Rießer) und zwei stellvertretende Vorsitzende (Dr. William Meinhardt und Georg von Simson) Nichtarier. Von den 5 persönlich haftenden Gesellschaftern waren mindestens 3 (Jakob Goldschmidt, Siegmund Bodenheimer, Dr. Arthur Rosin) Nichtarier. Bei der Dresdner Bank waren im Jahre 1928 der Vorsitzende des Aufsichtsrats (Fritz Andreae)* und sein Stellvertreter (Oskar Oliven) Nichtarier. Im Vorstand saßen von 7 Mitgliedern mindestens 3 Nichtarier (Herbert M. Gutmann, Wilhelm Kleemann, Henry Nathan). Im Aufsichtsrat der Berliner Handelsgesellschaft waren die Geschäftsinhaber (Jeidels, Bieber, H. Fürstenberg) sämtlich nichtarisch. In der Commerz- und Privatbank war 1929 der stellvertretende Vorsitzende des Aufsichtsrats (Eugen Landau) Nichtarier. Wir sehen also, daß viele maßgebende Stellen in den Aufsichtsräten und in den Vorständen der deutschen Großbanken in jüdischer Hand waren. Die großen Privatbanken waren fast ausnahmslos in jüdischen Händen: Behrens, Warburg-Hamburg, Bleichröder, Mendelssohn, Goldschmidt-Rothschild-Berlin, Speyer-Ellissen, Dreyfuß, Stern u. v. a. in Frankfurt a. M., Hohenemser-Mannheim, Meyer-Hannover, Arnhold, Bondi u. Maron-Dresden, Hirschland-Essen, Aufhäuser-München, Oppenheim, Levy-Köln a. Rh., Heimann-Breslau usw.

---

*) Vater: arisch, Mutter geb. Holland-Gerson, getaufte Jüdin. Ehefrau: Schwester Walther Rathenaus.

Von den Schlüsselpositionen des Finanzkapitals aus verzweigte sich der jüdische Einfluß weiter über die ganze Industrie hinweg, vor allem auf dem Wege über die Aufsichtsratsposten in den großen Industrieunternehmungen.

Hier ist am lehrreichsten ein Blick in das „Adreßbuch der Direktoren und Aufsichtsräte“. Dessen Ausgabe vom Jahre 1930 ergibt, daß weitaus an der Spitze der Inhaber von Aufsichtsratsmandaten die jüdischen Bankfürsten standen. An erster Stelle steht der Jude Jakob Goldschmidt mit nicht weniger als 115 Aufsichtsratsposten, an zweiter Stelle der jüdische Bankier Louis Hagen (eigentlich: Levy) aus Köln mit 62, an dritter Stelle der arische Rechtsanwalt und demokratische Reichstagsabgeordnete Hermann Fischer mit 51, an vierter Stelle der eigentliche Leiter der Dresdner Bank, der Jude Herbert Gutmann mit 50, an fünfter Stelle der jüdische Bankdirektor Ludwig Fuld aus Mannheim mit 40, an sechster Stelle der jüdische Inhaber der Berliner Handelsgesellschaft Carl Fürstenberg mit 39 und an siebter Stelle der jüdische Bankier Heinrich Arnhold aus Berlin mit 37. Erst jetzt kommt wieder ein Arier, der Industrielle Dr. Hans Berckemeyer mit 37 Mandaten. Auch später sind immer noch Juden fast durchweg führend. Man stößt immer wieder auf die gleichen Namen (Blumenstein, Bodenheimer, Goldschmidt, Katzenellenbogen, Klemperer, Meyer, Strauß usw.), sobald sich längere Listen von Aufsichtsratsmitgliedern aus den endlosen Reihen des Katalogs abheben. Wir lassen hier absichtlich die unwillkürlich auftauchende Frage beiseite, wie eine derartige Häufung von Aufsichtsratsmandaten mit einer gewissenhaften Erfüllung der Aufsichtsratspflichten vereinbar ist, obwohl diese Zersetzungserscheinung wesentlich zur Diskreditierung des kapitalistischen Systems in der Öffentlichkeit beigetragen hat. Wir werfen auch nur die Frage auf, wieviel Hunderttausende von Nebeneinkünften sich diese Bankgewaltigen auf diese Weise noch neben und zu ihren ordentlichen Bezügen in ihrem Hauptunternehmen hinzu„verdient“ haben, ohne hier den Dingen tiefer nachzugehen. Sicher ist, daß es keinen schlagenderen Beweis für die Beherrschung des deutschen Wirtschaftslebens durch das jüdische Finanzkapital gibt als dieses Adreßbuch. Es verdiente und brauchte nur in Tausenden von Exemplaren in das Volk hineingeworfen zu werden, und es würde Millionen in der Welt die Augen über die Hintergründe der „Judenfrage“ in Deutschland öffnen.

Auch in die Schlüsselstellungen der öffentlichen Körperschaften hat das Judentum sich immer mehr vorgeschoben und so auch das Instrument der amtlichen und halbamtlichen Wirtschaftsvertretungen immer mehr in die Hand bekommen.

Eine Hauptdomäne der Juden waren auf diesem Wege nach und nach die Industrie- und Handelskammern geworden. Wir greifen als Beispiel die Industrie- und Handelskammer zu Berlin heraus. Von ihren 98 Mitgliedern waren 50 nichtarisch. In dem Vorstand der Handelskammer saßen im Jahre 1931 Franz von Mendelssohn als Präsident und 5 Vizepräsidenten, von denen 3 Nichtarier, bzw. Juden waren. Da auch der Präsident selbst Nichtarier war, lag also die Leitung dieser bedeutendsten Industrie- und Handelskammer des Reichs überwiegend in jüdischer Hand. In den Fachausschüssen war das Verhältnis weniger günstig für die Juden, denn hier waren von 1300 Mitgliedern „nur“ 400 Nichtarier, dagegen waren unter den von der Handelskammer eingesetzten 209 Handelgerichtsräten und Handelsrichtern 131, also weit mehr als die Hälfte, Nichtarier.

Noch krasser waren die Verhältnisse an der Berliner Börse, die sozusagen in der Hand der Juden war. So standen im Vorstand der Wertpapierbörse 11 deutsche Mitglieder 25 Juden gegenüber. Im Vorstand der Produktenbörse standen 4 Deutsche 12 Juden, im Vorstand der Metallbörse 2 Deutsche 10 Juden, im Ausschuß für Hausangelegenheiten 2 Deutsche 8 Juden, im Überwachungsausschuß des amtlichen Kursblattes 2 Deutsche 14 Juden, im Ausschuß für Terminhandel 3 Deutsche 15 Juden, im Ausschuß zur Prüfung der Zulassung 5 Deutsche 18 Juden, im Ausschuß zur Prüfung der Aufgabefähigkeit 2 Deutsche 14 Juden gegenüber. Von den 147 Vorstandsmitgliedern waren also 116 Juden (E. H. Schulz, Warum Arierparagraph?, Berlin 1934). Aber auch die Besucher waren fast ausschließlich Juden. So waren z. B. an der Wertpapierbörse 1930 von 1474 selbständigen Besuchern rund 1200 Nichtarier, an der Produktenbörse von 578 rund 520 und an der Metallbörse von 89 rund 80. Von den 70 Mitgliedern des Gesamtbörsenvorstandes waren 45 Nichtarier!

Vermöge ihrer überragenden Stellungen im Kapitalhandel gelang es ihnen sogar, immer mehr in die Reichsbank einzudringen, so daß von den 6 deutschen Mitgliedern des Generalrats der Reichsbank in den Jahren zwischen 1925 und 1929 nicht weniger als 4 (Louis Hagen, Franz von Mendelssohn, Max Warburg und Oscar Wassermann) Juden, bzw. Nichtarier waren. Von den Deputierten des Zentralausschusses waren sogar sämtliche 3 Mitglieder (Dr. von Schwabach, Carl Fürstenberg, Dr. Arthur Salomonsohn) Nichtarier, und von ihren Stellvertretern wiederum 2 (Henry Nathan und Fritz Andreae) Nichtarier, während Dr. Emil Georg von Stauß der einzige Arier unter ihnen war. Klarer kann die Suprematie der Juden in der deutschen Geldwirtschaft nicht ausgedrückt werden.

Es kann nicht in Erstaunen setzen, daß diese starke Beherrschung der

wirtschaftlichen Schlüsselpositionen durch das Judentum sich auch in einem besonders hohen Einkommen der Juden ausdrückte.

Werner Sombart hat für die Vorkriegszeit das Einkommen der Juden pro Kopf auf das Sechs- bis Siebenfache des sonstigen Bevölkerungseinkommens in Deutschland geschätzt.

Es ist natürlich außerordentlich schwierig, auf diesem, einer exakten Statistik sich entziehenden Gebiet eine genaue Prozentrechnung aufzumachen. Immerhin haben auch die jüdischen Sachverständigen, wie z. B. der Statistiker Dr. Alfred Marcus, das jüdische Einkommen pro Kopf auf das Fünffache des sonstigen deutschen Gesamteinkommens pro Kopf in der Vorkriegszeit und auf das 3,2fache im Jahre 1930 geschätzt. Daß diese finanzielle Macht auch gesellschaftliche und politische Macht bedeutet, das weiß jeder, der nur einen flüchtigen Blick in das Buch der Geschichte geworfen hat.

Wir kommen also auf Grund der Wirtschafts- und Berufsstatistik zu dem Ergebnis, daß das Judentum in Deutschland sich in einseitiger Weise auf die Berufs- und Wirtschaftsgruppen des Handels, und zwar sowohl den Waren- wie den Kapitalhandel, konzentriert hat und sich dieser Gebiete in ihren Schlüsselstellungen weitgehend bemächtigt hat, während sowohl die Landwirtschaft wie die anderen Kategorien der Handarbeit (z. B. Handwerk) von ihm gemieden worden sind und der Beruf der Handarbeit fast ganz der ansässigen Bevölkerung überlassen worden ist.

Es liegt auf der Hand, daß ein derartig einseitiger beruflicher Unterbau unmöglich ein gesundes Fundament für einen organischen Gesellschaftsaufbau sein konnte. Etwas, was auch von einsichtigen jüdischen Beobachtern häufig warnend festgestellt wurde. Zu dieser Einseitigkeit aber kam noch die wiederum ausgesprochen einseitige regionale Zusammenballung des Judentums in den Großstädten und insbesondere in der größten Großstadt des Reiches, in der Reichshauptstadt. Hier, wo das Judentum viel stärker als sonst im Reiche vertreten war, hat es auch seinen wahren Geist in vollem Umfang entfaltet. Hier hat es sich sozusagen in Reinkultur gezeigt. Auf dem Gebiete der Wirtschaft führt uns dies unmittelbar in das Kapitel „Juden und Korruption“.

4. Juden als Träger der Korruption

Die Kriegs- und Nachkriegszeit hat auf der ganzen Welt eine Flut von Korruptionsfällen riesigen Ausmaßes gezeitigt. England und Amerika sind davon ebensowenig verschont geblieben wie die Staaten des europäischen Kontinents. Allenthalben haben dabei Juden eine führende Rolle gespielt. Namen wie Castiglioni (Österreich) oder Oustric, Hanau, Stavisky (Frankreich) oder Insull (Amerika) sind nur Einzelbeispiele aus einer langen Reihe.

Mehr als andere Länder hat aber Deutschland unter jüdischer Korruption zu leiden gehabt. Das ist nicht überraschend angesichts der schweren Krisen und Erschütterungen, denen Deutschland in den letzten zwei Jahrzehnten ausgesetzt war. In solch bewegten Zeiten findet naturgemäß die jüdische Korruption einen äußerst günstigen Nährboden. Aber es demonstriert besonders eindrucksvoll eine bestimmte Seite des jüdischen Wesens.

Schon während der G r ü n d e r z e i t nach dem Kriege 1870/71 trat der bekannte jüdische Eisenbahnmagnat B e t h e l H e n r y S t r o u s b e r g unliebsam hervor. Das „Jüdische Lexikon“ (Bd. II, Sp. 657) sagt über ihn:

> „Aber die zu rasch geschaffenen Unternehmungen scheiterten trotz grundsätzlich richtiger Anlagen an der Gründerkrise und dem geldlichen Fiasko ihres Gründers. Ähnlich ging es nach dem Weltkrieg und der Inflation mehreren jüdischen Finanzleuten, von denen . . . die Barmats zu nennen sind.“

Diese leicht hingeworfene, ganz beiläufige Bemerkung des „Jüdischen Lexikons“ ist tief bezeichnend für jüdisches Denken. Sie eröffnet einen abgrundtiefen Blick in die Wirtschaftsseele des Juden und offenbart eine ganz besondere Ordnung der Werte. Schon das klingt ziemlich bedenklich, daß mit ganz milden Worten über den Leichtsinn der „Gründer“ und die Inflationsschädlinge unter den jüdischen Finanzleuten hinweggegangen wird. Denn selbst wenn man einen Unterschied zwischen Gründertypen wie Strousberg und reinen Betrügern wie Barmat macht, weil die einen unter den Moral- und Ehrenkodex des Wirtschaftslebens, die anderen unter das Strafgesetzbuch fallen, wird jede gesunde wirtschaftliche Ordnung sich mit aller Strenge auch gegen das Eindringen solcher nur spekulativen Elemente wie der Gründertypen und Inflationsgewinnler wenden. Weit ernster aber ist die Tatsache, daß diese jüdischen „Gründer“ in eine Reihe mit den Barmats gestellt werden. Sie spricht Bände. Sie zeugt von einer peinlichen mora-

lischen Begriffsverwirrung, die in dem jüdischen Wirtschaftsdenken liegt oder eingerissen ist.

Aber diese Vermengung von leichtsinniger Spekulation und offenem Betrug liegt dem Juden irgendwie im Blute. Seine Moralbegriffe in der Wirtschaft sind nun einmal nicht ganz so streng und kapitelfest, wie es bei andern Völkern der Fall ist. Der ausgeprägte Eigennutz seiner Rasse, ihr Wille zum raschen Geldverdienen läßt ihn sich leichter über die bestehenden Regeln der Wirtschaftsmoral hinwegsetzen als andere. Werner Sombart hat sich ausführlich über diese psychologische Veranlagung des Juden ausgelassen und hat die Bemerkung gemacht, daß die jüdische Rasse „in besonders hohem Grade eigennütziger Gesinnung fähig ist", und daß „hiermit wohl auch das zusammenhängt, was man als Skrupellosigkeit im jüdischen Wesen bezeichnet". Sombart fährt sogar fort: „Der Jude pflegt weniger peinlich in der Wahl der Mittel zu sein, die ihn zum Ziele führen" (Die deutsche Volkswirtschaft im 19. Jahrhundert, S. 114).

Damit mag es zusammenhängen, daß in revolutionären Zeiten, in denen die bestehenden Ordnungen ins Wanken geraten, meist Juden an der Spitze der Geschäftemacherei gestanden haben. Das gilt für die sogenannte Gründerzeit der Jahre 1872/73 wie für die Zeit in und nach dem Weltkriege.

Schon die Kriegsgesellschaften, die im Weltkrieg die Bewirtschaftung der Rohstoffe, ihre Einfuhr und ihre Verwaltung, zu versehen hatten, waren geradezu eine jüdische Kolonie. Die größte unter ihnen, die Zentral-Einkaufs-Gesellschaft (ZEG.), wurde von dem Juden Jacques Meyer geleitet. In der Kriegs-Metall AG. waren unter 14 Mitgliedern im Aufsichtsrat nur 2 Nichtjuden. Das Treiben dieser Kriegsgesellschaften hat nur deshalb nicht zu einem Skandal übelster Art geführt, weil die unglückselige politische Entwicklung der nächsten Jahre das Volk in Atem hielt und es nach Ausbruch der marxistischen Revolution ein hoffnungsloses Beginnen war, gegen die schon bestehende jüdische Korruption vorzugehen und die künftige zu verhindern.

So kam es, daß erst in der Nachkriegszeit die jüdische Korruption ihre eigentliche große Blüte in Deutschland erlebte. Schon die Liquidierung der Rüstungsfabriken, die auf Grund des Versailler Diktats erfolgen mußte, wurde namentlich für Juden zu einem großen Geschäft. In diesem Zusammenhang hat der Jude Richard Kahn eine besonders hervorragende Rolle gespielt. Er hat mit den großen „Deutschen Werken", dem größten reichseigenen Rüstungsunternehmen, einen Vertrag abgeschlossen, der ihm die Millionenwerte dieser Werke zum Alteisenpreis übereignete. Dieser Vertrag hat „in der Öffentlichkeit und im Reichstag ungeheuren Staub aufgewirbelt", wie sich sogar der Jude Felix Pinner in seinem Buch

„Deutsche Wirtschaftsführer" ausdrückt. Denn das Ganze war ein Skandal. Solche Richard Kahns hat es damals in Deutschland zu Dutzenden gegeben. Sie haben es alle verstanden, in dem Tohuwabohu der damaligen Zeit sich das Beste herauszufischen.

Die wirkliche „große Zeit" dieser Spekulanten aber kam erst in der Inflationszeit, als die eigentliche „Wirtschaftsarbeit" sich nur an den Börsen abspielte. Hier war der Jude in seinem besonderen Element. In dieser Zeit haben gerade Juden es verstanden, sich ganze Konzerne auf Grund von Effektentransaktionen aufzubauen. In dieser Zeit hat der Jude Jakob Michael sich einen besonderen Namen gemacht. Auf wie schwachen Füßen diese Spekulationsunternehmungen aber aufgebaut waren, das hat sehr rasch die spätere Entwicklung gezeigt. Sowohl die Konzerne Jakob Michael wie die von Richard Kahn und andere, die damals als Riesenkonzerne in der Tagespresse gepriesen wurden, sind schon nach wenigen Jahren von der Bildfläche verschwunden. Beide Konzerne waren nicht mit sauberen Mitteln aufgebaut; hierüber sind auch mancherlei Nachrichten durch die Tagespresse gegangen. Bei Jakob Michael war es vor allem sein Erwerb einer Verkaufsgenossenschaft der deutschen Beamten, die bestimmt nicht ganz einwandfrei gewesen ist, genau wie „der jüdische Kahn-Vertrag", wie ihn Felix Pinner nennt. In dieser Inflationszeit haben auch noch zwei Brüder Ciprut, der eine in Berlin, der andere in Wien, eine Rolle gespielt, allerdings nur eine Eintagsrolle. Beide waren, schon ihr Name läßt das erkennen, irgendwoher aus Galizien nach dem Westen in dieser unruhigen Zeit verschlagen worden.

Nun wird man vielleicht den Einwand erheben, solche anrüchige Spekulationsgrößen habe es auch im Nichtjudentum gegeben. Wir können aber diesen Einwand nicht gelten lassen, halten vielmehr diese jüdischen Inflationsschieber für echte Produkte ihrer Rasse. Denn wenn es noch eines Beweises hierfür bedurft hätte, dann liegt er in der Art, wie die jüdische Öffentlichkeit auf die „Leistungen" dieser „Wirtschaftsführer" reagiert hat. Denn noch viel bedenklicher als diese Praxis jüdischer Spekulanten, die man mehr oder weniger als Schieber bezeichnen kann, ist die Betrachtung und Bewertung ihrer Methoden, wie sie ein Mann wie Felix Pinner in seinem Buch „Deutsche Wirtschaftsführer" (Verlag der Weltbühne, Charlottenburg 1924) ihnen hat angedeihen lassen. Felix Pinner war der führende Wirtschaftsjournalist im Deutschland der Nachkriegszeit. Wie dieser prominenteste Vertreter dieses Standes sein Amt als Träger des öffentlichen Gewissens auffaßt, das zeigt besser als alle langen theoretischen Abhandlungen die völlige moralische Begriffsverwirrung, die sich dieser

Kreise bemächtigt hatte. Pinner schildert zunächst gewandt und treffend den Werdegang dieser „Dreißigjährigen“:

„Viele der Dreißigjährigen haben als Heereslieferanten angefangen, wobei in manchen Fällen schwer zu entscheiden ist, ob der Wunsch, an Kriegsmateriallieferungen zu verdienen, oder der Wunsch, vom Heeresdienst befreit zu werden, Hauptmotiv oder Nebenmotiv ihrer Anfänge gewesen ist. Für manche kam auch erst die große Stunde, als die Heeresbestände aufgelöst wurden, und andere wieder legten die Wurzeln zu ihrem Reichtum in der eigentlichen ‚regulären‘ Geldentwertungswirtschaft der Nachkriegszeit. Umschichtung der Produktionszwecke (von der Friedenswirtschaft zur Kriegswirtschaft), Umschichtung der Bestände (vom Heeresmaterial zum Friedensmaterial) und Umschichtung der Vermögen (vom Renten- zum Sachvermögen): das waren die Etappen, innerhalb deren der neue Reichtum sich bildete.“

Er erteilt übrigens auch den beiden schon erwähnten Brüdern Ciprut eine restlos zutreffende Charakteristik:

„Die beiden Brüder Ciprut — der eine in Berlin, der andere in Wien — rangieren noch ein paar Etagen tiefer: ihre Domäne ist nicht der Waren-, sondern der Effektenhandel, und sie haben besonders von sich reden gemacht, als sie ein großes Paket von Anteilen der Berliner Handelsgesellschaft aufkauften, um es schließlich an den Alleskäufer Stinnes weiterzugeben. Ihre Signatur ist: finanzielles Glücksrittertum, stammend aus den südöstlichen Gefilden Rumäniens oder Persiens und angezogen von dem Verwesungsgeruch der deutschen Valuta, das alles übertüncht mit einem lebemännischen Snobismus, der sich darin gefällt, das keck und leicht gemachte Großgeld mit ebenso leichter Hand wieder im Turf und Spiel klein zu machen.“

Noch wirksamer aber ist das, was er über den jüdischen Finanzmann Siegmund Bosel aus Wien, ebenfalls eine typische Inflationserscheinung, schreibt:

„Kein wundersameres Märchenschicksal hat die Inflationskonjunktur gedichtet als den Aufstieg dieses ‚Königs der Dreißigjährigen‘, der noch vor wenigen Jahren als Verkäufer hinter dem Ladentisch eines Wäschegeschäfts auf dem Wiener Salzgries hantierte und heute auf der höchsten Spitze der österreichischen Milliardenpyramide thront, sogar noch über dem andern Finanzkönig Wiens, dem großen Castiglioni, der jetzt nicht mehr der erste Plutokrat Österreichs, sondern von dem siegreichen Bosel auf den zweiten Platz verwiesen worden ist.“

Schon diese wenigen Proben lassen erkennen, mit welcher Unbekümmertheit und Leichtfertigkeit Pinner an diese ganzen Erscheinungen herantritt.

Er spielt eigentlich nur mit dem Gegenstand und findet fast Gefallen an seinen „Helden“ und möchte dieses Gefallen am liebsten auch auf seine Leser übertragen. Moralische Maßstäbe existieren für ihn nicht. Um so bezeichnender ist die einzige Stelle, an der er dies doch tut. Er schreibt nämlich für diesen Zeitraum zusammenfassend:

> „Der Leichtsinn wurde zum stärksten geschäftlichen Aufbauprinzip, und die Hauptkunst derjenigen, die in dieser Zeit fortkommen wollten, mußte darin bestehen, diesem Leichtsinn Konsequenz und System zu geben.“

Also „Leichtsinn“ in „Konsequenz und System“ — das war nach dem Urteil dieses Wirtschaftsbeobachters das notwendige Wirtschaftsprogramm dieser Zeit. Wir nageln nur diese absolut moralinfreie Wirtschaftsethik dieses führenden jüdischen Handelsschriftstellers fest, denn sie spricht für sich. Nur kann sich niemand darüber wundern, wenn diese Auffassung von Wirtschaftsmoral ihre Rückwirkung auf die Haltung des deutschen Volkes gehabt hat!

Pinner erdreistete sich sogar, in seinem Abschnitt über Richard Kahn das Vorgehen des damaligen Reichsschatzministers v. Raumer, „den ihm mißliebigen Vertragskontrahenten als ‚einen achtundzwanzigjährigen Menschen, der nicht einmal eine eingetragene Firma besitze‘“, anzuzeigen, als eine „Denunziation“ (S. 226) zu bezeichnen. Auf diese Weise wurde nicht nur der Schieber verherrlicht, sondern der amtierende Minister, der pflichtgemäß diese jüdischen Schieberexistenzen zu beseitigen versuchte, der Öffentlichkeit gegenüber obendrein als „Denunziant“ verdächtigt. So ergänzten sich jüdische praktische Wirtschaftspolitik und Wirtschaftspublizistik in glücklicher Weise, indem eine der andern in die Hand spielte.

Aber auch diese Dinge haben noch nicht den Ausschlag für den Umschlag der Stimmung des deutschen Volkes dem Juden gegenüber gegeben. Dem Faß den Boden ausgeschlagen haben vielmehr erst die ausgesprochenen Korruptionsfälle der Nachkriegszeit, in denen fast durchweg Juden eine führende Rolle gespielt haben, und die fast alle auf dem gleichen Prinzip der Bestechung von Beamten oder sonstigen führenden Politikern des marxistischen Systems aufgebaut gewesen sind. Wir meinen die Fälle: Gebrüder Sklarz, Gebrüder Barmat, Gebrüder Kutisker und Michael Holzmann, Gebrüder Sklarek, Gebrüder Rotter und Ludwig Katzenellenbogen. Alle die Genannten, bis auf Katzenellenbogen, sind ostjüdische Einwanderer, die erst nach dem Weltkrieg oder kurz vorher aus Osteuropa nach Deutschland gekommen waren. An ihnen allen zeigt sich in voller Größe der Dienst, den diese frisch eingewanderten Ost-

juden ihren schon länger ansässigen Rassegenossen in Deutschland geleistet haben.

Alsbald nach der Revolution begann es mit den fünf jüdischen Brüdern Sklarz, die dank ihrer guten Beziehungen zu prominenten Personen der Sozialdemokratie nach dem 9. November 1918 Lieferanten der „Ordnungstruppen" wurden. In kurzer Zeit erwarben sie ein Millionenvermögen. Sie waren die ersten Juden, die durch kleine und größere Geschenke oder Gefälligkeiten, harmlose Bestechungen und Befriedigung menschlicher Schwächen maßgebende Männer im neuen Staate für sich einfingen und ihren dunklen Geschäften dienstbar machten. Es ist nicht möglich gewesen — denn geheime Mächte verhinderten es —, im Gerichtssaal die Geschichte ihres Aufstieges aufzudecken. Nur einer von ihnen — Heinrich Sklarz — wurde nach endlosen Verschleppungsmanövern und Beeinflussungsversuchen im Jahre 1926 zu der lächerlich geringen Strafe von anderthalb Jahren Gefängnis und 150 000 RM. Geldstrafe verurteilt. Doch betrieb er noch jahrelang unter dem Schutze des in Preußen allmächtigen Staatssekretärs Weismann, seines Rassegenossen, seine Geschäfte unangefochten in Berlin weiter, während der Staatsanwalt Gutjahr, der den Juden Sklarz vor den Richter gebracht hatte, wegen seiner antisemitischen Einstellung strafversetzt wurde.

Mit den Brüdern Sklarz stand der russische Jude Parvus-Helphand in freundschaftlichster Verbindung. Der Weltkrieg hatte ihn, einen der größten und rücksichtslosesten Kriegsschieber, zum reichen Manne gemacht. Seinen Reichtum aber nutzte Parvus-Helphand aus, um sich die gesamte Presse der sozialdemokratischen Partei durch zahlreiche Darlehen zu verpflichten. Er selbst gründete eine eigene Zeitschrift „Die Glocke", die der Sozialdemokratie zur Verfügung stand. Die prominentesten Vertreter der Sozialdemokratie konnte er bei seinen feenhaften Luxusfesten in seinem Schloß Schwanenwerder begrüßen. Bei vielen Korruptionsskandalen stand dieser Mann im Hintergrunde, ohne daß man es wagte, gegen ihn, der der Freund so vieler einflußreicher Novembermänner war, und seine dunklen Geschäfte einzuschreiten. Erst der Tod ließ ihn abtreten.

Dann stürzten sich die ostjüdischen Gebrüder Julius, Henry und David Barmat auf das betäubte und wehrlose Deutschland. Ihre Eltern stammten aus Polen. Julius Barmat war einer der Lebensmittellieferanten des Georg Sklarz. Mit Hilfe des einflußreichen jüdischen Politikers Heilmann, eines intimen Freundes der Sklarz und des Parvus-Helphand, gewannen sie die Freundschaft zahlreicher SPD.-Führer und erhielten durch den sozialdemokratischen Reichskanzler Bauer die Einreisegenehmigung. In einem von dem Staatssekretär Abegg (Halbjude, Mutter geb. Friedenthal)

unterzeichneten Schreiben an die Herren Regierungspräsidenten in Osnabrück, Münster und Düsseldorf, worin diese angewiesen wurden, der Familie Barmat bei ihrem Grenzübertritt keine Schwierigkeiten zu bereiten, wurde behauptet, Barmat gehöre der holländischen Gesandtschaft an. Gegen diese durchaus falsche Angabe erhob die holländische Gesandtschaft Einspruch.

In Deutschland waren die Barmats im Handumdrehen Besitzer von zehn Banken und einer großen Anzahl industrieller Unternehmungen. Beträchtliche Kredite standen ihnen bei der Preußischen Staatsbank zur Verfügung, die am schließlichen Zusammenbruche des Konzerns, der Verluste in Höhe von 60 bis 70 Millionen RM. brachte, mit etwa der Hälfte dieser Summe beteiligt war.

Auch diese Großschieber führten ein Leben im feudalen Stile. An ihren fürstlichen Gelagen nahmen die sozialdemokratischen Protektoren regelmäßig teil, und es kam vor, daß einer von ihnen, mit dem Frack bekleidet, total betrunken nach dem Besuch der Insel Schwanenwerder ins Wasser fiel und nur mit Mühe wieder herausgefischt werden konnte.

Der Prozeß, der den betrügerischen Brüdern gemacht wurde, endete wie im Korruptionsfall Sklarz mit ganz geringfügigen, in keinem Verhältnis zu dem angerichteten Schaden stehenden Freiheitsstrafen. Julius (Judko) Barmat, der das Reich um 38 Millionen geschädigt, der zahlreiche kleine Existenzen gewissenlos vernichtet hatte, und dessen Strafe noch nicht durch die Untersuchungshaft verbüßt war, wurde im März 1928 zu elf Monaten Gefängnis verurteilt. Immerhin kostete die Aufdeckung dieser Kriminalfälle ihrem Gönner, dem Deutschen Reichskanzler Hermann Bauer, einem bisher unbescholtenen Staatsbürger, das Amt des Reichskanzlers.

Eine Angelegenheit zweiten Ranges, weil ihre „Helden" nicht ganz so erfolgreich gearbeitet hatten, war die der Ostjuden Iwan Baruch und Alexander Kutisker und Michael Holzmann. Sie hatten von der üblichen „Geschäftstüchtigkeit" ihrer Rasse nur eine so „geringe" Portion von der Stiefmutter Natur mit auf den Lebensweg bekommen, daß sie sich begnügen mußten, die Preußische Staatsbank um den bescheidenen Betrag von „nur" 14 Millionen Goldmark zu betrügen.

Eine ganz große Sache, besonders wegen der Weite und Tiefe des Falles und des besonders höllischen Gestankes des dabei aufgedeckten Korruptionssumpfes, war dann wieder diejenige der drei Brüder Leo, Max und Willy Sklarek. Die uneingeschränkte und vorbehaltlose Unterstützung seitens der in Berliner Stadtämtern sitzenden Sozialdemokraten und Kommunisten erlaubte ihnen einen glänzenden Raubzug auf die Berliner Stadtbank. Als „königliche Kaufleute" galten sie ihren roten Beschützern! Die gesamten Kleiderlieferungen der Stadt Berlin, die Ausstattung

der Unterstützungsempfänger, der Polizei, der Straßenbahn- und Untergrundbahnbeamten wurden ihnen in die Hände gespielt. Kaum einer der städtischen Beamten, die in ihr Bereich kamen, angefangen beim Oberbürgermeister Böß, widerstand und entging der Bestechung. Sie alle wurden von ihnen mit billiger Garderobe, bis zu Pelzmänteln und Frackanzügen, versorgt. Auf dem Presseball am 26. Januar 1929 verbrauchten die Gebrüder Sklarek zur Bewirtung der Stadtväter nicht weniger als 3604,70 RM.

Die Gegenleistung von seiten der Stadtväter blieb nicht aus. Es wurden von den Sklareks fingierte Rechnungen bei der kommunalen Stadtbank eingereicht und anstandslos bezahlt. Die Bank hatte, als die Sklareks ihre Zahlungen einstellten, einen Verlust von 12½ Millionen RM.; der Verbleib von anderen Werten in Höhe von 6 bis 10 Millionen RM. konnte nicht mehr aufgedeckt werden. In einem Bericht, der im Sklarek-Untersuchungsausschuß des Preußischen Landtages gegeben wurde, wurde besonders betont, daß die Sklareks noch einen Tag vor der Verhaftung 475 000 RM. von der Stadtbank abgehoben hätten. Angestellte des Magistrats waren von der Firma Sklarek kostenlos mit Anzügen beliefert worden, um diese Angestellten ihren unsauberen Plänen gefügig zu machen. Anderen Mitgliedern des Magistrats ließen die Sklareks persönliche Vorteile verschiedenster Art und zum Teil auch bare Zuwendungen zukommen. Bei den Gelagen wurde, wie vor Gericht festgestellt, der Sekt aus Weinkühlern getrunken und Kaviar aus Töpfen gegessen.

Mittlerweile — der Prozeß fand 1932 statt — war der Unwille des Volkes aber so weit gestiegen, daß die Schuldigen erheblich schärfer angefaßt wurden. Der Prozeß selbst dauerte neun Monate. Leo und Willy Sklarek wurden zu je vier Jahren Zuchthaus, fünf Jahren Ehrverlust unter Anrechnung der Untersuchungshaft verurteilt.

Übrigens wissen auch Holland und die holländische Presse ein Liedchen von der anmaßenden Unverfrorenheit dieses nunmehr nach Holland „ausgewanderten" Schmarotzers zu singen.

Mit dem Fall Sklarek aber war die Zahl der jüdischen Korruptionsfälle bei weitem noch nicht abgeschlossen. Stark beachtet wurde dann der Fall des Generaldirektors Ludwig Katzenellenbogen vom Schultheiß-Patzenhofer-Konzern. Er war der zweite Gatte der Schauspielerin Tilla Durieux, die von dem jüdischen Kunsthändler Paul Cassirer zu ihm hinübergewechselt war, nachdem sie diesen in den Tod getrieben hatte.

Der Schultheiß-Patzenhofer-Konzern war eines der größten deutschen Unternehmen. Er arbeitete mit einem Stammkapital von 75 Millionen RM. und einem Vorzugskapital von 15 Millionen RM. und wurde durch den Machthunger und die Spekulationen seines Generaldirektors Katzenellen-

bogen, die auf eine persönliche Bereicherung zum Schaden des Konzerns hinausliefen, fast zum Konkurs gebracht. Die Aktionäre des Konzerns wurden um rund 30 Millionen RM. geschädigt. Dafür konnte Katzenellenbogen aber dem kommunistischen Spielleiter Erwin Piscator, der jetzt in der Sowjetunion tätig ist, mit einer halben Million Goldmark à fonds perdu unter die Arme greifen! Dorthin war ein gut Teil des leichtsinnig erspekulierten Geldes geflossen.

Gegen Katzenellenbogen wurde wegen Untreue und Bilanzverschleierung Anklage erhoben, die auch mit der Verurteilung des prominenten jüdischen Generaldirektors zu einer Gefängnisstrafe endete.

Der letzte vor dem Forum der Öffentlichkeit behandelte Korruptionsfall war der Zusammenbruch des Rotterkonzerns. Die Brüder Alfred und Fritz Schaie, genannt Rotter, hatten durch die Gründung und den Ausbau des Rotterkonzerns sieben der größten Berliner Theater in ihre Botmäßigkeit gebracht.

Es waren dies folgende Theater:

Lessing-Theater,
Theater des Westens,
Metropol-Theater,
Lustspielhaus,
Theater in der Stresemannstraße,
Deutsches Künstler-Theater,
Plaza.

Um diese Unternehmungen gründlicher ausnützen zu können, hatten sie sieben Gesellschaften gegründet und zu deren Leitung geschäftsunkundige, aber ihnen gefügige Strohmänner bestellt. Jeder der beiden Brüder bezog ein Monatsgehalt von 2000 RM. Außerdem zogen sie allein im Jahre 1932 nach allen Abzügen 300 000 RM. netto als Gewinn aus ihren Gesellschaften. Dazu eigneten sie sich noch weitere 300 000 bis 400 000 RM. widerrechtlich an. Diese letztere Summe war den Rotter-Gesellschaften von der „Deutschen Buchgemeinschaft G. m. b. H." und der „Gesellschaft der Funkfreunde G. m. b. H." vertragsmäßig als Vorschuß im Hinblick auf künftige Einnahmen gewährt worden. Sie haben also im Jahre 1932 zusammen nicht weniger als über 600 000 RM. veruntreut. Für ihren persönlichen Aufwand verbrauchten sie im Jahre etwa 300 000 RM. Sie lebten überhaupt im größten Stil, waren Besitzer üppig ausgestatteter, luxuriöser Villen, in denen glänzende und ebenso kostspielige Feste gefeiert wurden. Auch die Gagen, die sie ihren „Stars" zahlten, waren fürstlich. Der Jude Richard Tauber erhielt für sein Auftreten an einem Abend 2600 RM. Dafür mußten sich die kleineren Schauspieler häufig mit Hungergagen begnügen, zum Teil mit

weniger als 100 RM. im Monat. Als Beispiel sei folgender Fall erwähnt: Eine Tänzerin, die ein Monatsgehalt von 135 RM. bezog, erlitt im Metropol-Theater bei einer Generalprobe einen Unfall, der durch die unsachgemäße Ausbesserung eines Teppichs hervorgerufen war. Die Tänzerin, die mehrere Monate arbeitsunfähig war, erhielt keine Unfallrente, weil die Beiträge für die Unfallversicherung von den Arbeitgebern Gebrüder Rotter nicht gezahlt worden waren.

Doch eines Tages krachte es auch im Gebälk des Rotterkonzerns, nachdem ihnen bereits Wohnung und Einrichtung gepfändet waren. Jetzt stellte sich heraus, daß sie schon beizeiten (schon im Oktober 1931) vorsorglich sich die Staatsangehörigkeit des wohlbekannten Fürstentums Liechtenstein erworben hatten. Dorthin flüchteten sie und entzogen sich dem Arm der irdischen Gerechtigkeit. Es ist bekannt, daß dort ein Attentat auf sie verübt wurde, dem einer der beiden Brüder zum Opfer fiel.

Sie hatten eine Schuldenlast von 3,5 Millionen RM. hinterlassen und hatten es auch ihren vorgeschobenen Strohmännern überlassen, vor dem Richter die Rechenschaft anzutreten, während sie sich rechtzeitig in Sicherheit gebracht hatten!

Nach ihrer Flucht wurden folgende Verfehlungen festgestellt:

Handelsrechtliche Untreue (§ 266 StGB.),

Konkursvergehen nach § 239 (KO.),

strafbarer Aufwand vor dem Konkurs (§ 270 KO.),

strafbare Unterlassung der Führung von Büchern (§ 239 Abs. I Ziff. III und IV KO.),

Anstiftung zur Bilanzverschleierung (§ 314 Abs. I Ziff. I HGB.), (§ 48 StGB.),

Unterlassung der Stellung des Konkursantrages (§ 64, 84 G.-m.-b.-H.-Ges., § 240 Abs. II, 315 HGB.).

Diese Korruptionsliste ist nur auf die wenigen Fälle beschränkt, die großes Aufsehen erregt haben. Schon ihr gegenüber muß die Einwendung, als seien die Juden auch nicht mehr an Korruptionsfällen beteiligt gewesen als deutsche Volksgenossen, verstummen. Denn diesen Fällen gegenüber spielen die beiden Korruptionsfälle aus dem Lager des deutschen Volkes, auf die die jüdische Presse mit Vorliebe hinweist, nämlich die Fälle der Raiffeisen-Bank und der Gebrüder Lahusen, nur eine untergeordnete Rolle, sobald man den jüdischen Anteil an der Bevölkerung des Deutschen Reiches mit dem Größenverhältnis der Korruptionsfälle in Beziehung setzt. Das Entscheidende ist sogar, daß die rücksichtslose Untersuchung und gerichtliche Ahndung der jüdischen Korruptionsfälle, bis auf den Fall Sklarek, konsequent hintertrieben worden ist, weil eine weitgehende Versippung zwischen den

jüdischen Missetätern und den Machthabern in der Regierung, namentlich den sozialdemokratischen Ministern und Parteiführern, bestanden hat.

Zum Beweise dessen fügen wir im folgenden eine Reihe von Aktenauszügen an, aus denen dieser Tatbestand der Interessenverflechtung einwandfrei hervorgeht. Wir müssen uns dabei, aus Raumgründen, auf einige Stichproben beschränken. Aber diese Stichproben sind um so beweiskräftiger, denn sie betreffen folgende drei Fälle:

I. Georg Sklarz, einer der fünf Brüder Sklarz, die in und nach dem Kriege die deutsche Notlage zu wirtschaftlichen Raubzügen ausnutzten;

II. Dr. Weismann, preußischer Staatsanwalt, dann preußischer Staatskommissar für die öffentliche Ordnung, schließlich Staatssekretär im Preußischen Staatsministerium, also höchster preußischer Beamter;

III. Dr. Bernhard Weiß, bis Ende 1932 Polizeivizepräsident der Reichshauptstadt Berlin.

Sie behandeln also außer dem jüdischen Geschäftsmann Georg Sklarz zwei an führender Stelle stehende jüdische Beamte des Preußischen Staates. Die nüchterne Sprache dieser Aktenauszüge ist ein Dokument von unwiderleglicher Überzeugungskraft.

I. Georg Sklarz.

Aus den Akten des Preußischen Justizministeriums IV c 117/33.

Bl. 1—12. Am 20. Januar 1920 reichte der Erste Staatsanwalt bei dem Landgericht Berlin dem Justizministerium einen eingehenden Bericht (23 Schreibmaschinenseiten) über das Ermittlungsverfahren 67 I 3064/19 gegen Georg Sklarz ein. Nach dem Bericht wurde gelegentlich einer Haussuchung bei Sklarz u. a. auch ein Bild des Ministerpräsidenten Scheidemann mit dessen eigenhändiger Widmung und einer Einladung des Sklarz zu einer Abendunterhaltung bei dem Reichswirtschaftsminister Robert Schmidt gefunden.

Bl. 14—75. Als Anlage ist dem Bericht ein Heft mit Protokollabschriften (62 Schreibmaschinenseiten) beigefügt, sämtliche Zeugenvernehmungen in der Strafsache gegen Georg Sklarz betreffend. Dem Sklarz werden zunächst Steuervergehen, Preiswucher und Betrug zum Schaden des Reichsmilitärfiskus bei der Abrechnung über das Regiment Reichstag vorgeworfen. (Sklarz hatte das Regiment Reichstag der republikanischen Schutztruppe zunächst aus eigenen Mitteln finanziert und forderte später Ersatz seiner Auslagen vom Reich.)

Aus dem Inhalt der Zeugenaussagen:

Bl. 14 r. Oberl. Gropius: . . . Auf Veranlassung der Reichsregierung war Herrn Sklarz ein Ausweis folgenden Inhalts ausgestellt worden: (Ermächtigung zum Ankauf von und zur Verfügung über Lebensmittel und Anweisung an alle Behörden, dem Inhaber des Ausweises Schutz und Hilfe zu gewähren.)

Berlin, den 7. März 1919. Unterschrift: Noske.

Dieser Ausweis wurde zunächst auf die Person des Herrn Sklarz ausgestellt. Gleichzeitig wurden ihm mehrere gleichlautende Ausweise ohne Einsetzung des Namens mitgegeben. Da Herr Sklarz erklärte, den Namen erst für einen bestimmten Fall, . . ., einzusetzen. Zu diesem Zweck hat er seinem Neffen Alfred Pop, einem 19jährigen Rumänen, den durch die Polizeiverwaltung Elmshorn am 15. März beanstandeten Ausweis ausgefolgt. (Die Reichskanzlei forderte den beanstandeten Ausweis ein.) Die Reichskanzlei ihrerseits hat den Ausweis wieder an Herrn Sklarz ausgefolgt.

Bl. 16 r. u. 17. Alfred Pop (nach eigener Angabe 19 Jahre alt, mosaisch): Ich hatte im Januar einen Ausweis erhalten, der denselben Wortlaut trägt, wie (folgt der gleiche Wortlaut wie oben) . . . Im Januar und Februar war der Ausweis von Ebert und Scheidemann unterschrieben, im März dagegen von Noske.

Bl. 18. Frau von (Adelsanmaßung! D. Hg.) Gurland (geboren in Lemberg, mosaisch, Schwiegermutter von Georg Sklarz, besaß nach ihrer Angabe den gleichen Ausweis) . . . Auf Veranlassung des Georg Sklarz habe ich auch dann einige Male solche Pakete mit Lebensmitteln nach der Reichskanzlei mit Droschke bringen lassen . . . Die Pakete waren für die Herren in der Reichskanzlei bestimmt, nicht bloß für Ebert und Scheidemann, sondern auch für die anderen Herren.

Bl. 20. Kriminalwachtmeister Ludwig Regemann: Ich habe den Georg Sklarz während des Krieges in Stockholm kennengelernt.

Bl. 23 ff., a. Bl. 24 r. Zahlmeister Karl Pirwitz: Außer Pop und Frau von Gurland waren aber auch noch andere Personen mit dem Aufkauf von Lebensmitteln beschäftigt, darunter auch Fritz Henck. (Schwiegersohn von Scheidemann.)

Bl. 28. Installateur Franz Branich ... da erschien Sklarz (im Raume der Kassenverwaltung) und verlangte von Sonnenfeld eine Kassenquittung über RM. 252 000.—. Er sagte, ich habe dafür Lebensmittel gekauft, habe aber keine Belege dafür. Dieselbe Geschichte mit einer anderen Kassenquittung über RM. 200 000.— wiederholte sich am nächsten Tag . . . Fritz Henck ist auch einer von denen gewesen, die Zigaretten gebracht und erklärt haben, es seien Liebesgaben, und am anderen Tage lag eine Kassenquittung von ihnen darüber vor, und zwar über RM. 1800.—. Dieselbe habe ich selbst gesehen. Als ich das Henck persönlich vorhielt, wurde er blau und rot. Henck war vor dem Aufstand im Januar (1919) erst aus Dänemark gekommen.

Bl. 36 r. Kaufmann Jacoby (nach eigener Angabe mosaisch): . . . Sonnenfeld verschwand dann aus dem Reichstag und wurde Privatsekretär von Sklarz und hatte dann seinen Sitz in der Reichskanzlei . . . Wie Sonnenfeld mir gesagt hat, hat Sklarz mit der Regierung überhaupt ohne Belege abgerechnet . . .

Bl. 38. Eines Tages hatten wir gar kein Reichsgeld im Reichstag . . . Ich ging nun zu Bleichröder (jüdisches Bankhaus), und der Beamte dort sagte mir, es steht nur eine Mark auf dem Konto. Aber gestern war ein Herr hier . . . und hat gesagt, alles, was auf Konto „Republik. Schutztruppe" steht, soll auf mein Konto übertragen werden . . . Nur Sklarz kann sich die auf Konto — Liebesgaben — eingezahlten Beträge angeeignet haben.

Bl. 39. Hauptmann Georg Wehlmann (zeitweise Kommandeur des Regts. Reichstag): . . . Ich habe schon damals mit Angehörigen meines Stabes die Überzeugung gehabt, daß es sich um Riesenbetrügereien und Schiebungen handelt. Den mehrfachen Anregungen, gegen Sklarz Anzeige zu erstatten, bin ich nicht gefolgt, weil ich sie für zwecklos hielt, da meiner Ansicht nach maßgebende Persönlichkeiten die Hand über des Sklarz dunkle Tätigkeit hielten (Scheidemann). Nach unser aller Meinung, die wir ein Urteil über die Sache haben konnten, hat Sklarz einen Verdienst von ca. 3 Millionen RM. gehabt.

Bl. 39 r. Seine Angaben, er hätte RM. 500 000.— dabei zugesetzt, halte ich für ebenso unverschämt wie lächerlich. Ich bin der Meinung, daß eine kaufm. Nachprüfung seiner von der Reichsregierung honorierten Abrechnungen sehr gut Klarheit schaffen kann, denn es ist bei Sklarz' Geschäftsgebaren zu vermuten, daß die Abrechnungsstellen auch an seinem Geschäftsgebaren interessiert waren.

Bl. 46. Intendanturassistent-Stellvertr. Maßwig: Unter den Rechnungen lagen viel faule Sachen und unklare Sachen. Sonnenfeld machte mich persönlich einmal auf einen Betrag von RM. 250 000.— aufmerksam . . . Ich bekam RM. 500.— monatlich (neben dem Gehalt nach eigener Angabe des M.) für meine Tätigkeit, . . . jedoch von Sonnenfeld vom Gelde des Sklarz . . . Alle Leute, welche in der Leitung waren oder in besonderen Stellungen, erhielten privatim außer der Dienstbesoldung noch eine Entschädigung von Sklarz . . . Vom Kriegsministerium wurden überwiesen RM. 1 675 000.— auf das Konto bei Bleichröder, diese Summe war jedoch aufgebraucht. (Vergleiche Aussage Jacoby.)

Bl. 56. Geschäftsführer Ferber: Vom Verein für Kindervolksküchen pp. Unser Verein hat Essen geliefert in . . . Die Truppen, welche . . . die Truppen pp., ferner an den Kultusminister Hänisch, während längerer Zeit ein Mittagessen . . . Der gesamte Rechnungsbetrag ist von Sklarz bezahlt worden.
Kassenverwalter Beckmann: Vom Regiment Reichstag: Die Ausgaben des Georg Sklarz für die Reichstagstruppen betreffen nur den Monat Januar. Vom 1. Febr. 1919 ab wurden die Truppen schon von der Regierung besoldet und verpflegt . . . In der letzten Zeit meiner Tätigkeit befand ich mich mit Ernst Sklarz zusammen in der Reichskanzlei. (Beckmann war aufgefordert worden, für Sklarz RM. 252 000.— Auslagen ohne Belege zu verbuchen, und besprach sich mit dem Kassenverwalter Sonnenfeld.) Sonnenfeld gab zur Antwort, er hätte keine Belege hierfür. Sklarz hätte das Geld eben ausgegeben. Ich sagte darauf, dann muß doch Sklarz darüber Belege haben . . . In der ersten Zeit sind Belege durch meine Hand gegangen über Autogelder und Zigaretten in geradezu unheimlicher Höhe. Die Nachprüfung der Richtigkeit derselben ist ganz ausgeschlossen, denn es waren z. Teil unleserliche Unterschriften, manchmal standen auch nur drei Kreuze darunter.

Bl. 76—102. Enthalten weitere Protokolle und Berichte über Betrügereien usw. des Georg Sklarz, seines Bruders Jean, des Fritz Henck und anderer Personen.

Bl. 116. Bericht des Ersten Staatsanwalts bei dem Landgerichte I über die Aussage des Rechnungsführers Sonnenfeld. Er habe nur seinen Namen hergeben müssen, weil die anderen sich nicht bloßstellen wollten. Von diesen Waren habe auch der Reichspräsident Ebert durch den Hofrat Pinkow abbekommen. Pinkow habe einfach telephonisch angerufen und gesagt, Frau Ebert hätte nichts mehr in der Küche. Daraufhin hätten sie Sachen hingeschickt.

Bl. 119. Bericht über die Aussage des Geh. Reg.-Rats Meisinger. (Meisinger verweigerte dem Sklarz eine erbetene Ein- und Ausfuhrbewilligung. Sklarz rief daraufhin den sozialdemokr. Reichswirtschaftsminister Wissell an): Was Wissell geantwortet hat, weiß Meisinger nicht, wohl aber, was Sklarz darauf sagte, nämlich: „Na, Herr Wissell, das werden Sie doch wohl noch mal überlegen."

Bl. 169 r. Bericht des Oberstaatsanwalts bei dem Landgericht I vom 13. 11. 1920: Im Sommer 1918 hatte der Reichsausschuß für Öle und Fette . . . dem Verlag für Sozialwissenschaft (Inhaber: Parvus-Helphand und Georg Sklarz) einen Auftrag von RM. 183 500.— erteilt. Für die Vermittlung dieses Auftrages hatte Sklarz

dem Zeugen Baake (Sozialdemokrat, später Unterstaatssekretär in der Reichskanzlei) eine Provision von RM. 18 000.— bezahlt.

Bl. 174. Bericht des Staatsanwaltschaftsrats Gutjahr vom 27. 10. 1920: In dem Ermittlungsverfahren gegen Georg Sklarz, ..., zeige ich an, daß im Reichswirtschaftsministerium Berlin W mehrere zur Sache Sklarz 67 I 3064 aus 19 gehörige Beiaktenstücke und 4 bei Sklarz . . . . . beschlagnahmte Schnellhefter unter Umständen verschwunden sind, die den Verdacht einer strafbaren Handlung als naheliegend erscheinen lassen.

Bl. 183—185 r. befindet sich eine für Sklarz schwer belastende dienstliche Äußerung (kurze Übersicht) des Staatsanwaltschaftsrats Gutjahr zu dem Stand des Ermittlungsverfahrens.

Bl. 223. Schreiben des Ministers für Wissenschaft, Kunst und Volksbildung vom 13. 12. 1920

(in Urschrift):

Durch Boten persönlich.

An den Preuß. Justizminister
Herrn Dr. Am Zehnhoff

Von Herrn Georg Sklarz erhalte ich das beil. Schreiben. Ich gebe es Ihnen im Original weiter, damit Sie selbst sehen, um was es sich handelt. Da in den Sklarz-Prozessen auch eine ganze Reihe führender Politiker als Zeugen vernommen werden, so z. B. Scheidemann, Ulrich Rauscher (unser neuer Gesandter in der Republik Georgien), Reichstagsabgeordneter Otto Wels, der 1. Vorsitzende der Sozialdemokratischen Partei, auch meine Wenigkeit und zahlreiche andere, so sind diese Prozesse in der Tat nicht ohne ein gewisses politisches Interesse. Ich weiß wohl, daß es ganz ungewöhnlich ist, wenn ein Prozeßbeteiligter unmittelbar um eine Audienz bei dem höchsten Justizbeamten des Landes nachsucht; in Anbetracht des politischen Beigeschmacks und insbesondere der politischen Ausschlachtung (im Original unterstrichen) des ganzen sogenannten Falles Sklarz aber wäre ich Ihnen doch zu Dank verpflichtet, wenn Sie hier einmal eine Ausnahme machen und Herrn Sklarz zu einer kurzen Rücksprache empfangen wollten. Haben Sie bitte die Freundlichkeit, ihm nach seiner auf dem Briefe vermerkten Wohnung Nachricht zukommen zu lassen, ob und wann er einmal bei Ihnen vorsprechen darf.

. . . .

Ihr Ihnen sehr ergebner
gez. Haenisch.

Was darauf erfolgte, ist nicht aktenkundig geworden. Es folgen aber Einstellungsverfügungen in den gegen Sklarz laufenden Verfahren:

Bl. 235 14. 1.
Bl. 238 27. 1.
Bl. 244 7. 2.
Bl. 244.

Berlin, 28. April 1921.

Hochverehrter Herr Minister!

Darf ich Sie, wenn ich auch seit einer Woche nicht mehr die Ehre habe, Ihr Kollege zu sein, zu guter Letzt noch einmal mit einer Bitte behelligen? Herr Georg Sklarz, den Sie vor einiger Zeit einmal in so freundlicher Weise empfangen haben, schickt mir den einl. Brief. Ich wäre Ihnen sehr dankbar, wenn Sie nach Möglichkeit den in dem Briefe ausgesprochenen Bitten, die mir sachlich berechtigt zu sein scheinen, entsprechen wollten.

Ich benutze gern die Gelegenheit, mich Ihnen und Ihrem Frl. Nichte bestens zu empfehlen. Hoffentlich behalten Sie die Zeit unserer gemeinsamen Arbeit im Ministerium nicht in allzu übler Erinnerung.

Mit den besten Empfehlungen

Ihr sehr ergebener

gez. Haenisch.

Bl. 247. Anzeige des Generalstaatsanwalts vom 3. 5. 1921, daß Anklage gegen Georg Sklarz erhoben ist wegen Bestechung und Betruges (betreffend die Vorgänge bei dem Regiment Reichstag).

Bl. 248/302. (Die beigefügte Anklage umfaßt 109 Seiten. Ebert, Scheidemann, Noske, Rauscher, Haenisch sind darin als Warenempfänger genannt.)

Bl. 305. Vermerk: Dem Georg Sklarz ist auftragsgemäß mitgeteilt, daß der Herr J.M. (Justizminister) bereit sei, ihn am 6. 6., früh 8½, zu empfangen.

gez. Z. B. 4. 6.

Unter Aktendeckel. Abschrift aus IV c 2074/25, betreffend Strafsache gegen Georg Sklarz und Gen.

I. Besprechung bei Herrn Minister am 6. 6. 1921 (306. Akten) mit Sklarz . . .
Amnestie vom 7. 12. 1918 abgelehnt, weil Sklarz nicht Soldat gewesen sei; vorgesetzte Behörde habe dies gesagt.

gez. Kuhnt. 6. 6.

II. Geheimvermerk. Telephonische Rücksprache mit GenStAnw. Rhode, in dessen Zimmer GenStAnw. Lindow anwesend war:

Die Anklage 67 J 3064 aus 19 (Reichstag) ist dem Gericht noch nicht vorgelegt worden. Voruntersuchung ist, soviel GenStAnw. Lindow weiß, nicht geführt worden.

Sklarz hat sich an GenStAnw. beim KamGer. mit einer Beschwerde darüber gewandt, I., daß ihm in 67 J 3064 aus 19 die Amnestie vom 4. 8. 1920 versagt, II., daß ihm über den Stand der gegen ihn anhängigen und anhängig gewesenen Verfahren nicht Auskunft erteilt worden ist . . .

Die Anklage 67 J 3064 aus 19 soll erst, nachdem über die Beschwerde entschieden worden ist, der Strafkammer eingereicht werden.

gez. Kuhnt. 6. 6.

III. I. Geheimvermerk: Mündliche Besprechung mit GenStAnw. beim KamGer. Rhode und Ersten Staatsanwalt Kemper:

GenStAnw. beim Kammergericht wird in eine Prüfung eintreten, ob das Amnestiegesetz vom 4. 8. 1920 anwendbar, verneinendenfalls, ob hinreichender Tatverdacht begründet ist. Über das Ergebnis dieser Prüfungen wird er berichten, geeignetenfalls zu erneuter Besprechung erscheinen. Sollte der GenStAnw. beim KamGer. die Erhebung der öffentlichen Klage gleichfalls für geboten erachten, so wird er auf eine wesentliche Kürzung und Umarbeitung der Anklageschrift hinwirken.

gez. Kuhnt. 6. 6.

IV. Zur Sache Sklarz I. Geheimvermerk: GenStAnw. Rhode teilt telephonisch mit, GenStAnw. I habe soeben berichtet, daß seine Annahme, die Anklage Sklarz sei der Strafkammer noch nicht vorgelegt, irrtümlich sei. Tatsächlich sei die Anklageschrift am Sonnabend (4. 6.) mit dem letzten Band der Akten der Strafkammer eingereicht worden. Der GenStAnw. I werde die Akten aber sofort von der Strafkammer zurückholen lassen und berichten, ob die Anklageschrift dem Angeschuldigten zugestellt ist.

Der Staatsanwaltschaftsrat Gutjahr, der bis dahin die Sache Sklarz geführt hat, war inzwischen dieses Postens enthoben und in ein Disziplinarverfahren verwickelt worden. Der Disziplinarhof sprach Gutjahr am 27. 11. 1920 auf Kosten der Staatskasse frei. Die Begründung des Urteils enthielt folgende Sätze:

„Für die Erklärung Gutjahrs, daß es nicht an Machenschaften gefehlt habe und daß versucht worden sei, in den ordnungsmäßigen Gang der Rechtspflege einzugreifen, fehlt es nicht an tatsächlichen Unterlagen... Der Angeschuldigte behauptet unter Nennung einer Reihe von Zeugen, daß der Staatskommissar für die öffentliche Ordnung, Weismann, verschiedentlich Versuche gemacht hat, um ihn im Interesse von Scheidemann und Sklarz oder der Sozialdemokratischen Partei zu beeinflussen. Er habe einmal im Jahre 1920 zu ihm gesagt: ‚Lieber Gutjahr, was meinen Sie, wenn ich dem Sklarz sagen würde, geben Sie dem Gutjahr drei Millionen Mark, dann faßt er sämtliche Protokolle so, daß nichts herauskommt.‘ (Sperrung vom Hg.) Es ist nicht Absicht des Disziplinarhofs, über die gegen den Staatskommissar Weismann erhobenen Vorwürfe zu entscheiden. Der Disziplinarhof sieht als erwiesen an, daß der Angeschuldigte davon überzeugt gewesen ist, daß in der von ihm geschilderten Weise eine unzulässige Einwirkung auf ihn versucht wurde.“

Bl. 346. Der Generalstaatsanwalt bei dem Kammergericht vom 12. 8. 1921, 4 Z 1244/20:

Strafsache gegen Georg Sklarz,
mündlicher Auftrag des Herrn
Ministerialdirektors Fritze.
2 Anlagen.

Der Generalstaatsanwalt bei dem Landgericht I, Berlin, hat aus den aus der anliegenden Abschrift hervorgehenden Gründen das Verfahren eingestellt . . .

gez. Rhode.

Bl. 347. (Die Gründe der Einstellung, ungekürzt): Es ist zutreffend, daß der Beschuldigte von dem Reichsfiskus Ersatz der Löhnung und anderer Unkosten der Berliner Wachtdienst G. m. b. H. verlangt und erhalten, und daß er hierbei die Einnahmen dieses Unternehmens nicht in Anrechnung gebracht hat. Er begründet dies damit, daß die Wachtdienst G. m. b. H. nur äußerlich eine Privatgesellschaft, in Wahrheit aber eine Regierungstruppe und als solche der Ursprung des Regiments Reichstag gewesen sei, das Reich daher die angeforderten Unkosten ebenso wie die des Regiments Reichstag habe ersetzen müssen; er habe jedoch nur einen Teil dieser Auslagen der Wachtdienst G. m. b. H. angefordert; die Einnahmen seien zum Zwecke der Organisation, für Propaganda und für geheimen Waffenaufkauf verwandt und deshalb nicht in Abzug gebracht worden. Die sehr eingehenden Ermittelungen haben nicht zu einer Widerlegung dieser Einlassung geführt. Da hiernach nicht erwiesen scheint, daß der Beschuldigte einen rechtswidrigen Vermögensvorteil erstrebt hat, habe ich das Verfahren wegen Betruges eingestellt.

2. Staatssekretär Dr. Weismann.

Dieser Staatssekretär Dr. Robert Weismann* hat über ein Jahrzehnt hindurch, bis zum Jahre 1932, die einflußreichste Stellung in Preußen nächst

* Schwiegervater von Alfred Kerr.

dem Ministerpräsidenten innegehabt. Er war als Staatssekretär des Ministerpräsidenten der höchste Beamte. In Wirklichkeit aber war er eine anrüchige Persönlichkeit, über die allerlei dunkle Gerüchte umgingen, die nicht nur im privaten Gespräch, sondern auch in der Öffentlichkeit geäußert wurden.

Über seinen moralischen Charakter ist alles Wesentliche schon in einem Urteil des Berliner Zentralorgans der unabhängigen Sozialdemokratie, der „Freiheit", gesagt, das im Jahre 1920 gefällt wurde, als er noch nicht auf der höchsten Sprosse der amtlichen Stufenleiter angelangt war. Dieses Urteil ist in der für jüdische Dinge ebenso unverdächtigen Zeitschrift „Die Weltbühne" zustimmend, sogar bekräftigend wiederholt worden. Die „Weltbühne" äußerte sich nämlich in ihrer Nummer vom 8. April 1920 folgendermaßen über Herrn Weismann:

> „Hübsch, was die ‚Freiheit' über unsern neuen ‚Staatskommissar für die öffentliche Ordnung' schreibt: ‚Herr Weismann ist einer der berüchtigtsten Spieler von Berlin. Dieser Mann müßte ein Objekt der Staatsanwaltschaft sein, statt sich als deren Vertreter gegenüber der Arbeiterschaft aufzuspielen. War es schon ein Skandal, daß Herr Hirsch dem urreaktionären Herrn von Berger eines der höchsten Ämter in Preußen übertragen hat, so ist es ein nicht viel kleinerer Skandal, daß er die letzten Tage seiner Ministerschaft dazu mißbraucht hat, zu dessen Nachfolger diesen Staatsanwalt Weismann zu ernennen. Wir erwarten von dem neuen preußischen Ministerium auf das bestimmteste, daß es diesen Menschen ungesäumt fortschicken wird.' Wenn Herr Weismann wirklich ‚einer der berüchtigtsten Spieler von Berlin' ist, so wird er ja wohl nicht Sechsundsechzig, sondern eines der Spiele spielen, durch die man berüchtigt werden kann. Diese aber, ohne Ausnahme, sind verboten. Und ein Staatskommissar für die öffentliche Ordnung, der selber verbotene, also die öffentliche Ordnung gefährdende Dinge treibt, wäre immerhin reif, ungesäumt fortgeschickt zu werden. Nur ist der Regierung Braun so wenig wie der Regierung Hirsch die Energie zuzutrauen, die neuerdings offenbar nötig ist, um selbstverständlich scheinende Entschlüsse zu fassen und auszuführen."

Aus diesem Urteil geht zunächst einmal etwas für die jüdische Geistesverfassung Bezeichnendes hervor, was wir deswegen hier nicht unter den Tisch fallen lassen möchten, weil es durch seine Unbewußtheit besonders echt wirkt. Die Berufung des „urreaktionären" Herrn von Berger ist für die „Freiheit" wie die „Weltbühne" ein ebensolcher „Skandal" wie die Berufung eines „berüchtigten Spielers". Politische Gesinnung, die den Juden mißliebig ist, wird also auf die gleiche Stufe mit moralischer Minderwertig-

keit gestellt! Das war überhaupt einer der beliebtesten Taschenspielertricks, die das jüdische Literatentum anwandte.

Zur Sache selbst geht aus diesem Urteil hervor, daß dieser später höchste Beamte in Preußen von einer maßgebenden sozialistischen Zeitung der Reichshauptstadt als „einer der berüchtigtsten Spieler von Berlin" bezeichnet wurde, daß er als „ein Objekt" der Staatsanwaltschaft empfohlen, und daß dem preußischen Ministerium seine ungesäumte Entlassung dringend nahegelegt wurde, daß weiterhin die Zeitschrift „Die Weltbühne" diese Charakterisierung sich zu eigen machte und dem Hinweis auf die Spielertätigkeit noch den deutlichen Wink auf das Strafgesetz zufügte. Dieser Mann also war ausgerechnet „Staatskommissar für die öffentliche Ordnung". Als ob man den Bock hätte zum Gärtner machen wollen! Aber alle diese Dinge, weder die Anzapfungen in der Presse, noch sein besonders verantwortungsvolles Amt als „Staatskommissar für die öffentliche Ordnung", haben Weismann dazu veranlaßt, gerichtliche Schritte gegen seine Beleidiger zu ergreifen. Vielmehr hat er seelenruhig all diese ehrenrührigen Vorwürfe auf sich sitzen lassen, obwohl in Berlin die Spatzen seine Schande von den Dächern pfiffen.

Noch im Jahre 1929 stellte ihn die Zeitschrift Alfred Rosenbergs „Der Weltkampf" (S. 516) mit folgender Notiz:

> „Wir bemerken: Bereits vor Jahren wurde m e h r f a c h vor aller Öffentlichkeit der Vorwurf erhoben, Weismann habe seinerzeit gegen das Devisengesetz Riesensummen nach der Schweiz verschoben. Er schwieg."

Auch diese öffentliche Beschuldigung hat ihn nicht aus seinem Schweigen aufgestört. Auch sie ließ er auf sich sitzen. Er muß offenbar allen Grund dazu gehabt haben.

Denn seine private Finanzgebarung war offenbar auch nicht ganz einwandfrei. Sein hohes Amt hat ihn sogar nicht daran gehindert, auch seine Amtsstellung dadurch zu mißbrauchen, daß er in schwebende gerichtliche Verfahren eingriff und sogar den Untersuchungsführer beeinflußte (vgl. S. 72), wenn er sich davon einen Vorteil oder von der Unterlassung Ungelegenheiten versprach. Dies soll in einigen amtlichen Aktenauszügen, die sich auf seine Person beziehen, des näheren dargelegt werden.

Das preußische Justizministerium hat nach der Machtübernahme die Korruptionsfälle der früheren Jahre einer Nachprüfung unterzogen. Im Laufe dieser Nachprüfung sind u. a. die nachstehenden Berichte erstattet worden.

Aus den Akten IV c 289/34 Band II und Sonderband (Bericht Mühlfeld) bei IV c 72/33.

VI c 289/34 Band II Blatt 129 folgende: Bericht des Generalstaatsanwalts bei dem Landger. I vom 9. 11. 33 I pol. a ER. 6/33. (Im folgenden Ber. III genannt.)

S. 7 (des Ber.). Die Nachprüfung der Vermögensverhältnisse und Finanztransaktion des beschuldigten Dr. Weismann ergibt, daß er Einnahmequellen gehabt haben muß, welche nicht durch das ihm zustehende Gehalt allein ausgefüllt werden konnten. Nach Aussage seiner Privatsekretärin Else Rothe nahm Dr. Weismann private Geldgeschäfte in verhältnismäßig großem Umfange vor. . . . IV c 289/34 Band IV Bl. 95 folgende: Bericht des Generalstaatsanwalts bei dem Landger. I vom 10. 5. 33 I pol. ER. 6/33.

S. 3 (des Ber.). 1. Fall Gutjahr—Sklarz: Vorwurf der versuchten aktiven Bestechung: Von weiteren Ermittelungen kann abgesehen werden, da bereits die Strafverfolgung gemäß § 67 Abs. 2 StrafgesB. verjährt ist... (Die Einzelheiten über den Vorwurf sind schon aus der Darstellung über Georg Sklarz ersichtlich.)

Band IV Bl. 79 IV c 289/33, Band IV Bl. 79.

Betr.: Erlaß v.
28. 4. 1933 IV c 72 g/33

An
den Herrn Preuß. Justizminister,
Berlin W 8.

Auf den nebenbezeichneten Erlaß kann ich nur folgenden Vorgang berichten:

Vor längerer Zeit — nähere Angabe ist mir leider nicht mehr möglich — suchte mich der damals noch im Amte befindliche Staatssekretär Dr. Weismann unangemeldet in meinem Dienstzimmer auf. Der Besuch kam mir völlig überraschend, und ich war deshalb neugierig, was er von mir wünsche. Nachdem er zunächst über gemeinsame Bekannte privatim gesprochen hatte, erwähnte er ziemlich unvermittelt, daß eine Strafsache gegen Caro gerade bei dem Kammergericht schwebe, was mir nicht bekannt war. Er erkundigte sich, bei welchem Senate die Sache anhängig sei, worauf ich ihm keine Auskunft geben konnte. Er pries dann die großen Verdienste Caros (Bem.: großer jüdischer Industrieller) um das deutsche Wirtschaftsleben, die auch der Reichspräsident wiederholt anerkannt habe, und die ein Strafverfahren gegen Caro auch außenpolitisch sehr unerwünscht erscheinen ließen. In diesem Zusammenhang fragte er mich, ob ich glaube, daß dem zuständigen Senatsvorsitzenden diese Persönlichkeit Caros und seine Verdienste bekannt seien. Als ich ihm antwortete, darüber nichts zu wissen, sprach er noch kurz über gleichgültige Dinge und verließ mich dann bald. Ich konnte den Eindruck nicht los werden, — wenn ich es auch nicht beweisen kann, — sein Besuch habe den Zweck verfolgt, daß ich seine Angaben über die Persönlichkeit und die Verdienste Caros dem zuständigen Senatsvorsitzenden weitergebe. Daß ich das selbstverständlich nicht getan habe, brauche ich wohl nicht zu versichern.

Berlin, den 2. Mai 1933

gez. Dr. Tigges
Kammergerichtspräsident.

Bl. 80. Betr.: Den Staatssekretär
Dr. Weismann
Ersuchen v. 28. 4. 33
IV c 72 g/33

3. Mai 1933

An
den Herrn Justizminister
(Referat für Korruptionssachen)

Die Strafsache gegen Caro ist bei dem damals von mir geleiteten 3. Strafsenat... anhängig geworden... Im Laufe des Verfahrens ist es bei dieser aufsehenerregenden Strafsache naturgemäß verschiedentlich zu Besprechungen zwischen dem Generalstaatsanwalt

und mir gekommen. Bei einer dieser Besprechungen, die — wie ich meine — ziemlich gegen Ende des Verfahrens stattgefunden hat, erschien der Generalstaatsanwalt Wiechmann bei mir und erklärte, er möchte hinsichtlich der Caro-Angelegenheit gern drei Punkte erörtern... Hinsichtlich des dritten Punktes erklärte er e t w a folgendes: er sei vom Justizministerium beauftragt, darauf hinzuweisen, daß die Sache gegen Caro vielleicht besonders eingehender Prüfung bedürfe; denn der Staatssekretär Weismann habe bei einem Besuch im Justizministerium erklärt, die Sache sei wegen der Person des beschuldigten Caro nicht ganz ohne politische Bedeutung; Caro sei von der Reichsregierung dazu ausersehen, bei der Kohlenbewirtschaftung (? oder einer sonstigen Bewirtschaftung) als Sachverständiger eine Rolle zu spielen, und das werde natürlich nicht tunlich sein, wenn gegen ihn mit Recht strafrechtliche Vorwürfe erhoben werden könnten....

gez. Ritscher
Senats-Präsident.

Ber. des Senatspräsidenten bei dem Kammergericht Mühlenfeld vom 29. 10. 1932 IV c 289/34 Sonderband (im folgenden Ber. I genannt).

S. 11 (des Ber. I). Regierungsrat Bartels unterhielt im Inflationsjahr 1923 ein Konto bei dem im gleichen Jahre aus dem Osten zugezogenen, am 18. 10. 1923 eingebürgerten Bankier Gottler, der sein Geschäft im dritten Stock eines mit Fahrstuhl nicht versehenen Hauses betrieb und anscheinend an der Börse sehr rührig war. Lachmann (Bücherrevisor) hatte bei der Prüfung der Gottlerschen Bücher festgestellt, daß auch das Staatskommissariat für öffentliche Ordnung und Weismann (damals Chef des StFöO.), letzterer aus der Zeit seit etwa März 1923, bei Gottler ein Konto unterhalten hatten und daß das Weismannsche Konto auf Luft-Buchungen hindeutete. Er ging der Rechtmäßigkeit der Buchungen, betreffend den Ausgleich des Weismannschen Kontos, nach und fand in den Einbürgerungsakten beim Polizeipräsidium Schöneberg einen am 10. 8. 1923 von der Hand des Polizeibeamten Wossagk geschriebenen Vermerk, nach welchem Weismann besonderes Interesse an der Beschleunigung der Einbürgerung hatte.

Protokollabschrift aus der Strafsache 10 J 1017/24 wider Bartels vom 5. 2. 1926. (In dem Band Handakten des Dr. Weismann über seine Sache ·|· Lachmann bei IV c 289/34 ohne Blattzahlen.)

Zeuge Dr. Weismann erklärte nach Belehrung und Leistung des Zeugeneides:... „Ich selbst habe seinerzeit bei der Gottler Bank ein Konto unterhalten, das ich aber immer ausgeglichen habe..." „Mein Konto ist meines Wissens stets ausgeglichen gewesen. Doch kann es wohl sein, daß mein Konto vorübergehend im Debet war."... „Zinsen sind mir nicht in Rechnung gestellt worden, da ich bei Kauf und Verkauf stets bar bezahlte."

Abschrift eines Schreibens des Weismann (Adressat nicht ersichtlich) vom 28. 4. 1926. (In den Handakten Weismann:)... Die Buchungen in dem Geschäft des Herrn Gottler sind mir im übrigen unbekannt, jedenfalls habe ich keine Vorteile irgendwelcher Art, die unberechtigt gewesen wären, erhalten.

Vermerk über das Gutachten des Sachverständigen Ullmann über das Konto Weismann bei der Gottler Bank (in den Handakten Weismann): Es ist unzutreffend, daß in dem Depotkonto des Herrn Staatssekretärs Weismann verschiedene Effekten-Posten zum Ausgleich eingebucht worden sind, ohne daß Herr Staatssekretär Weismann für den Gegenwert dieser Posten belastet wäre. Es handelt sich hierbei um folgende Posten:

15 000 RM.	W.-Kellner-Aktien		75 000 „	Zoll-Türken
4 000 „	Linke-Hofmann-Aktien		30 000 „	Teichgräber-Aktien.
114 000 „	Mitteld. Kreditbank			

S. 14 (des Ber. I).... erscheint es nicht unbedenklich, daß Weismann in der Tat von Gottler die 4 000 RM. Mannesmann-Aktien — um diese hauptsächlich handelt es sich — ohne jede Bezahlung erhalten hat. Über diesen Umstand vermögen auch die Ausführungen Gottlers über die durch seine Erkrankung verursachte Verzögerung des Kaufs der Papiere nicht hinwegzutäuschen; denn der Wert der Aktien war beständig und nur der Papiermarkpreis änderte sich.... Das gleiche gilt von der zweifachen, aktenmäßigen Festlegung des Interesses Weismanns an der beschleunigten Erledigung der Einbürgerung...

S. 12/13 (des Ber. III). Der Vertreter Stelzer, welcher in den Jahren 1923 bis Oktober 1931 in der Vermögensverwaltung des Fürsten Hohenlohe als Sekretär tätig gewesen ist, berichtet von einer angeblichen Zusendung, die Dr. Weismann von dem Kammerpräsidenten von Kleefeld (Bem.: auch Jude) ... erhalten haben soll ... Hierbei spielte die Frage der Grunderwerbsteuer eine entscheidende Rolle. Wegen der Niederschlagung dieser Steuer schwebte ein Briefverkehr mit dem Reichsfinanzministerium. Eines Tages erhielt von Kleefeld ein Schreiben des Reichsministers der Finanzen, wonach die Steuer niedergeschlagen war, und gleichzeitig ein Begleitschreiben des damaligen Ministerialdirektors Dr. Zarden (Bem.: auch Jude) im Reichsfinanzministerium. In diesen Tagen gab der Kammerpräsident von Kleefeld, nachdem er am Vormittag ein Ferngespräch mit Dr. Weismann gehabt hat, dem Bürolehrling den Auftrag, RM. 2000.— in bar abzuheben. Nunmehr diktierte von Kleefeld ein Schreiben an den damaligen Staatssekretär Dr. Weismann. Inzwischen ging das Geld auf dem Zimmer des Herrn von Kleefeld ein und der Zeuge Stelzer erhielt bald darauf einen versiegelten Brief von ziemlichem Gewicht, den er an Dr. Weismann zur Überbringung übergeben bekam. Nach dem Gefühl des Zeugen befand sich in diesem Brief der abgehobene Geldbetrag von RM. 2000.—. Den betreffenden Brief händigte Stelzer nach seiner Erinnerung an Frau Dr. Weismann aus.

Die Aussage dieses Zeugen wird unterstützt durch die Bekundung des Zahnarztes Heß. Die verstorbene Ehefrau des Zeugen Heß war in dem Büro des von Kleefeld tätig. Sie hatte öfter ihrem Ehegatten gegenüber davon gesprochen, daß von Kleefeld an Dr. Weismann Bestechungsgelder bezahlt habe. . . .

S. 14 (des Ber. III). Der Zeuge Techow (von 1919—1932 bei der Hohenloheschen Verwaltung angestellt) . . . berichtet auch von der Tätigkeit des Dr. Weismann im Jahre 1929 bei der Bereinigung der Nachlaß-Angelegenheit des verstorbenen Prinzen Friedrich Karl von Hohenlohe-Oehringen. Hierbei habe Dr. Weismann eine Zahlung von RM. 2—3000.— erhalten. Der Zeuge meint jedoch, daß es sich dabei um den Ersatz von Auslagen gehandelt habe. Dr. Weismann habe ferner in den Jahren 1930/31 auf Anweisung von Kleefeld aus dem Dispositionsfonds Zahlungen von je RM. 1—2000.— ohne Quittung erhalten. Aus welchem Grunde diese Zahlungen erfolgt sind, vermag der Zeuge jedoch nicht anzugeben. . . .

Durch eine bei dem Bankhaus Goldschmidt-Rothschild vorgenommene Nachprüfung ist festgestellt worden, daß Dr. Weismann am 13. 4. 1926 drei Schecks über je RM. 5000.— sich auf sein Konto hat bringen lassen. Aussteller dieser Schecks war die Bergbau A.G. Lothringen. Die Schecks sind von dem damaligen Aufsichtsratsvorsitzenden, dem verstorbenen Generaldirektor Gehres, ausgestellt worden. Personen, welche über die Gründe der Ausstellung der Schecks unterrichtet sind, sind der Bergbau AG. Lothringen nicht bekannt.

Dr. Weismann hat am 21. 12. 1928 einen Betrag von RM. 60 000.— in bar persönlich bei dem Bankhaus von Goldschmidt-Rothschild auf sein Konto eingezahlt. Eine Buchprüfung bei dem Bankhaus Hardy & Co. hat ergeben, daß Generaldirektor Scheuer am 20. 12. 1928 sich RM. 150 000.— in bar von Hardy hat auszahlen lassen. Da sich

Dr. Weismann seinerzeit mit einer besonders auffallenden Aktivität für die Übernahme der GIC.-Aktien durch die damalige Preußenkasse eingesetzt hat, besteht der Verdacht, daß Scheuer an Dr. Weismann den Betrag von RM. 60 000.— gezahlt hat, und daß dieser dadurch in die Lage versetzt war, einen derartig hohen Betrag bei dem Bankhaus Goldschmidt-Rothschild einzuzahlen.

S. 4—6 (des Ber. III). Aus den Akten IV a 1881/29 bis IV c 289/33 (Fall v. Lustig[1] — Vorwürfe der passiven Bestechung und der Beihilfe zum Betrug). v. Lustig weigert sich, seinen Gewährsmann zu nennen, durch den er Kenntnis über die (geheimen) Verhandlungen des Haushaltsausschusses (des Reichstages) erhalten hat. Er betont aber ausdrücklich, daß Weismann mit dieser Information weder direkt noch indirekt etwas zu tun habe... Als von Lustig im Frühjahr 1930 nach Karlsbad fuhr, hat er den Zeugen v. Koczian gebeten, Dr. Weismann ein Schreiben zu überbringen. Dr. Weismann erklärte nach Kenntnisnahme vom Inhalt des dem Zeugen v. Koczian inhaltlich nicht bekannten Schreibens, Koczian möge v. Lustig bestellen: „Ja!" Daß es sich bei diesem Schreiben um die Emelka-Aktien gehandelt habe, ist eine Vermutung des Zeugen v. Koczian, die sich aus dem zeitlichen Zusammentreffen erklärt. Ausweislich der Niederschrift vom 13. März 1930 und 28. März 1930 wurde zu dieser Zeit (im Haushaltsausschuß) über die Emelka-Angelegenheit verhandelt. Die Ermittlungen dürften einen Verdacht dahin rechtfertigen, daß Staatssekretär a. D. Dr. Weismann in irgendeiner Weise an dem Emelka-Geschäft beteiligt gewesen ist.

Anlage 5 zu Ber. I (Prot. v. 26. 10. 1932).

Aussage des Kaufmanns Felix Rahmer: Ich bin Mitglied des Allgemeinen Deutschen Sportvereins (Klub) seit dessen Gründung. In dem Klub wurde anfänglich viel Bakkarat gespielt. Gerade an diesem Spiel nahm sehr häufig auch der damals im Klub verkehrende Herr Weismann... teil... Es wurde auch gelegentlich gepokert... Wenn Staatssekretär Weismann spielte, nahm m. W. immer eine größere Anzahl am Spiel teil. Während dieser Zeit entsinne ich mich eines Vorfalls, bei dem ich den Eindruck hatte, als ob an dem Weismannschen Spiel etwas „nicht ganz richtig" gewesen wäre . . .

Aussage des Rechtsanwalts und Notars Punge:... Ich entsinne mich des hier fraglichen Vorfalls Weismann noch so ziemlich deutlich. Es mag in der Inflationszeit gewesen sein, als der Vorzeuge, Herr Rahmer, im Klubhaus sehr aufgeregt zu uns aus dem Nebenzimmer kam und mitteilte, er hätte eben beim Pokerspielen beobachtet, daß der Staatssekretär Weismann falsch gespielt hätte. Er führte genau aus, wie das gemacht sei. Gerüchtweise war mir auch von anderer Seite zu Ohren gekommen, daß Weismann falsch spiele. Weismann ist, wie allgemein bekannt ist, ein großer Spieler . . .

S. 16 ff. (des Ber. III). Im Arbeitsbereich der zweiten Sonderkommission beim Preußischen Ministerium des Innern ist bei der Prüfung des Falles Dr. Weismann im Zusammenhang mit dem Steuerstrafverfahren eine Vermögensübersicht des Dr. Weismann hergestellt worden. Diese hat ergeben, daß Dr. Weismann sowohl bei der Dresdner Bank als auch bei 10 weiteren Berliner Banken Konten besaß. Es bestand bei sämtlichen Banken ein auffallender Debetsaldo, der auf allen Bankkonten zusammen den Betrag von

[1] v. Lustig war ein tschechischer Jude, der den „Adelsnamen" durch Adoption erlangt hatte und in Berlin wegen seiner dunklen Geschäfte einen zweifelhaften Ruf genoß. Das Reich kaufte ihm einen Posten Emelka-Aktien zu einem Preise ab, den v. Lustig in der auf unrechtmäßige Weise erlangten Kenntnis von der Kaufabsicht des Reiches heraufgesetzt hatte. Lustig war ein Duzfreund des Weismann.

RM. 6 107 000.— erreichte . . . Nach den Feststellungen des Finanzamts Berlin Mitte vom 12. April 1933 hat Dr. Weismann in den Jahren 1927 bis 1932 an Barbeträgen etwa RM. 1 086 000.— bei den in Frage kommenden Banken abgehoben . . . Angesichts der schlechten Vermögenslage des Beschuldigten Dr. Weismann besteht nach dem Vorausgesetzten m. E. ohne weiteres der Verdacht des Kreditbetruges.

3. Dr. Bernhard Weiß.

Im Jahre 1927 wurde der Jude und Sozialdemokrat Bernhard Weiß zum Polizeivizepräsidenten von Berlin, also zum zweithöchsten Beamten der Reichshauptstadt, ernannt. Seit dem 1. April 1925 war Weiß bereits als Leiter der Kriminalpolizei im Berliner Polizeipräsidium tätig. Es könnte darum den Anschein haben, daß diese Beförderung auf die von Weiß geleistete vortreffliche Arbeit zurückzuführen sei. Dieser Schluß wäre aber unberechtigt. Vielmehr liegt ein reiches Material gegen Weiß vor, aus dem hervorgeht, daß er seine Befugnisse als Leiter der Kriminalpolizei und als Polizeivizepräsident dazu mißbraucht hat, strafbare Handlungen anderer zu decken. Es handelt sich dabei — ähnlich wie im Falle Weismann — um Spielklubs!

Herr Weiß hatte, genau wie Weismann, eine große Leidenschaft; er suchte sein Glück im Spiel, und da er selbst Spieler war, so hielt er seine schützende Hand über einige Spielklubs, in denen er zu verkehren und zu spielen pflegte, obwohl in ihnen verbotene Spiele gepflegt wurden.

Es handelt sich zunächst um den „Theater-Club“. Zwar gab Herr Weiß in dem Strafprozeß gegen Dr. Lippert und Krause, der im Jahre 1932 vor der 5. Strafkammer des Landgerichts I Berlin unter dem Aktenzeichen 1 pol. K. M. 8/32 verhandelt worden ist, an, er sei aus dem „Theater-Club“ zu Beginn des Jahres 1925 ausgetreten und habe auch seither keine Beiträge mehr an diesen Klub bezahlt (Bl. 105 der Akten, S. 20 des Urteils). Dagegen sprechen aber die Beitragslisten 1930/31 des „Theater-Clubs“, in denen folgende Eintragung

„138: Weiß, Dr. B. Jahresbeitrag 100.—“

gemacht ist. Die Beitragsliste liegt in den Strafakten (Bl. 30) im Umschlag der Staatsanwaltschaft beim Landgericht I Berlin gegen Weiß [1 pol. J. 491/33], die zu den Akten des Preußischen Justizministeriums IV c 395/34 genommen sind.

In der Eintragung sind zwar der Name und die Ziffer des Jahresbeitrages rot durchstrichen. Dahinter steht aber die Notiz:

„gestrichen lt. B. Salomon 28. XI. 30“.

Und in der Aussage des Fritz Raasch, der als Hilfskassierer des „Theater-Clubs“ Verwendung fand, heißt es, daß Weiß in den blauen Mitgliedsbüchern des Klubs als Mitglied geführt worden sei und im „Theater-Club“ vornehmlich die (verbotenen) Spiele Poker und Ekarté gespielt habe.

Das von der Staatsanwaltschaft beim Landgericht Berlin im Jahre 1933 eingeleitete Strafverfahren gegen Weiß konnte leider nicht durchgeführt werden, da Herr Weiß es vorzog, sich dem Arm der deutschen Justiz zu entziehen.

Darüber hinaus liegt uns aber noch anderes, gerichtlich festgestelltes Material gegen Bernhard Weiß vor, das ausreichend dartut, wie willkürlich und gewissenlos dieser Polizeivizepräsident sein besonders verantwortungsvolles Amt geführt hat.

Dieses Material ist in den Akten des Kammergerichts über den Prozeß (5. U. 9255/32) „Angriff" bzw. Dr. Lippert und Krause contra Weiß enthalten und in dem Urteil des 5. Zivilsenats des Kammergerichts vom 25. November 1932 zusammengefaßt. Im nachstehenden geben wir einige Auszüge aus dem Urteil, das wohlgemerkt noch vor dem Siege der nationalsozialistischen Revolution ergangen ist, wieder:

„Was nun die weitere Frage anbetrifft, ob und in welchem Umfange der Antragsteller im ‚Theater-Club' oder in einem sonstigen Klub an Glücksspielen teilgenommen hat, so hat der Antragsteller (Dr. Weiß) ausweislich des Strafurteils — es handelt sich dabei um das Urteil im obenerwähnten Strafverfahren gegen Dr. Lippert und Krause (1 pol. K. M. 8/32) — als Zeuge angegeben, er habe vor dem Jahre 1925 im ‚Theater-Club' gelegentlich am Spiele teilgenommen; später sei er bei zwei Festveranstaltungen in diesem Klub gewesen und habe bei dieser Gelegenheit eine halbe Stunde Skat gespielt. Er habe den Klub dann noch zwei- bis dreimal betreten und bei dieser Gelegenheit (er glaube 1929 oder 1930) einmal an einem Pokerspiel, einmal an Bakkarat teilgenommen.

Diese beiden Spiele, an denen der Antragsteller somit nach seiner eigenen Darstellung nach seiner Ernennung zum Polizeivizepräsidenten sich beteiligt hat, sind nun unzweifelhaft ihrem Charakter nach

reine Glücksspiele.

Es fragt sich demnach, ob der Antragsteller nicht durch diese Beteiligung an diesen beiden Spielen

sich eines Vergehens gegen § 284a StGB. (strafbare Beteiligung an öffentlichem Glücksspiel) schuldig gemacht

hat. Wie oben ausgeführt, hätte dies — da der ‚Theater-Club' als Verein oder als eine geschlossene Gesellschaft im Sinne des § 284 StGB. zu gelten hat — zur Voraussetzung, daß Glücksspiele dort gewohnheitsmäßig veranstaltet worden sind, und daß dies dem Antragsteller bekannt gewesen ist. Dies erachtet aber der Senat in der Tat

für hinreichend glaubhaft

gemacht. Nach dieser eidesstattlichen Versicherung wurde in dem ‚Theater-

Club' regelmäßig Ekarté und Poker und so gut wie jeden Dienstag Bakkarat gespielt.

Zu der Zeit, als der Klub ‚Bühne und Film' von der Polizei aufgehoben wurde, ist von der Klubleitung die Anweisung erteilt worden, den Ekarté-Tisch fortzuräumen; der Bakkarat-Tisch wurde tagsüber stets mit einer Platte und einer Brokatdecke verdeckt und als Lesetisch benutzt und erst an den regelmäßigen Herrenabenden abgedeckt und als Spieltisch verwandt.

Der Senat hält es hiernach für hinreichend glaubhaft, daß in dem ‚Theater-Club' tatsächlich gewohnheitsmäßig Glücksspiele veranstaltet worden sind, auch wenn das Spielerdezernat der Polizei keinen ausreichenden Anhalt zu besitzen geglaubt hat, gegen diesen und gegen verwandte Klubs einzuschreiten. Der Senat hält es aber auch nach allgemeiner Lebenserfahrung zum mindesten für in hohem Grade glaubhaft, daß dem Antragsteller Dr. Weiß, welcher früher dem Klub selber als Mitglied angehört hatte und dem — schon im Hinblick auf seine dienstliche Stellung der strafrechtliche Begriff des verbotenen Glücksspiels genau bekannt sein mußte — dieser Umstand des gewohnheitsmäßigen Glücksspiels nicht verborgen geblieben sein kann.

Es muß festgestellt werden, daß dem Antragsteller Weiß eine Widerlegung der Behauptung, daß er überhaupt an verbotenem Glücksspiel teilgenommen habe, nicht gelungen ist.

Wenn hiernach das Verhalten des Antragstellers in diesem Punkte nicht als bedenkenfrei erscheint, so gilt dies weiterhin auch von seinem Verhalten, wie es in der eidesstattlichen Versicherung des Antragsgegners Krause vom 10. November 1932 behauptet und in tatsächlicher Hinsicht von dem Antragsteller auch gar nicht bestritten worden ist. Danach hat der Antragsteller, wie sich im Strafverfahren gelegentlich der Vernehmung des Kriminalkommissars Futh als Zeugen ergeben hat, diesem Auftrag erteilt, einen Journalisten zu besorgen, der sich bereit finden sollte, zu erklären, die Gattin des Antragstellers habe mit dem Konsul Krojanker ein Verhältnis gehabt, woraufhin er von dem Antragsteller oder seiner Gattin verklagt werden sollte. Der Antragsteller habe hierbei dem Zeugen Futh erklärt, daß er dafür bis zu RM. 300.— ausgeben wollte, jedoch am nächsten Tage ihm angegeben, er nehme den Auftrag nunmehr zurück. Der Antragsteller habe dann aber, wie er im Strafverfahren selber bekundet habe, einen Reichsbannermann gefunden, der sich die Behauptung, Frau Weiß habe mit Krojanker ein Verhältnis gehabt, zu eigen gemacht habe und dafür von dem Antragsteller verklagt worden sei.

Geht man aber von dieser Darstellung, welche der Antragsteller Weiß

— wie oben erwähnt — selbst nicht bestritten hat, aus, so kann die in der Berufungsbegründung der Antragsgegner Lippert und Krause aufgestellte Behauptung, daß der Antragsteller sich durch sein Verhalten des Vergehens gegen § 164 StGB. (wissentlich falsche Anschuldigung) schuldig gemacht habe, nicht als unrichtig bezeichnet werden.

Wie oben des näheren erörtert worden ist, kann der Antragsteller nicht von dem Vorwurfe freigesprochen werden, daß er sich auch nach seiner Ernennung zum Polizeivizepräsidenten von Berlin in dem ‚Theater-Club' gelegentlich an einem verbotenen Glücksspiele beteiligt hat.

Es muß weiterhin auch festgestellt werden, daß der Antragsteller, falls ihm bekannt war, daß im ‚Theater-Club' gewohnheitsmäßig gespielt wurde — und das Gegenteil kann, wie oben erörtert, nicht als glaubhaft gemacht angesehen werden —, sogar

verpflichtet war, gegen den ‚Theater-Club' wegen Vergehens gegen § 284 StGB. einzuschreiten,

eine Verpflichtung, die ihm gerade in seiner Eigenschaft als zweitoberster Polizeibeamter von Berlin, dem das Spielerdezernat unterstand, in besonderem Maße oblag.

Dazu kommt dann weiterhin das oben geschilderte Verhalten des Antragstellers in der Privatklagesache gegen den Reichsbannermann. Wie vorhin erörtert,

kann dieses von dem Antragsteller eingeschlagene Verfahren trotz seines Beweggrundes nicht nur nicht gutgeheißen werden, sondern muß sogar vom moralischen Standpunkt aus durchaus gemißbilligt werden und erfüllt geradezu den Tatbestand einer strafbaren Handlung.

Auch hier kommt erschwerend in Betracht, daß der Antragsteller sich in der Stellung eines der obersten Polizeibeamten Berlins befand, dem gerade die strenge Beobachtung der Gesetze besonders angelegen sein mußte.

Faßt man aber diese beiden, dem Antragsteller zum Vorwurf zu machenden Punkte zusammen, so bestehen in der Tat erhebliche Bedenken, ob nicht bei den strengen Anschauungen, welche in dem ‚alten Preußen' bezüglich der Führung, und zwar auch der außerdienstlichen Führung des Beamten — insbesondere eines in hoher exponierter Stellung befindlichen Beamten — herrschten, die beiden erwähnten Umstände, falls sie zur Kenntnis der vorgesetzten Behörde des Antragstellers gelangt sein würden, dieser Veranlassung gegeben hätten,

im Disziplinarwege gegen den Antragsteller einzuschreiten.

Der Senat ist geneigt, diese Frage zu bejahen und hält es zum mindesten nicht durch den Antragsteller Weiß für hinreichend glaubhaft gemacht, daß

diese von den Antragsgegnern Dr. Lippert und Krause aufgestellte Behauptung unwahr sei.

Die oben gemachten Ausführungen treffen aber auch in gleicher Weise auf den gegen den Antragsteller Weiß erhobenen Vorwurf zu, daß

er nicht die moralischen Qualitäten besessen

habe, eine Stelle in der Berliner Polizei einzunehmen. Das bedeutungsvolle Amt, das der Antragsteller bekleidet hat und das mit großen Machtvollkommenheiten, aber auch mit entsprechend hoher Verantwortung ausgestattet war, erforderte in besonderem Maße das Vorhandensein hoher moralischer Qualitäten. Deshalb mußten in dieser Hinsicht gerade an den Antragsteller besonders strenge Anforderungen gestellt werden.

Diesen Anforderungen genügte der Antragsteller aber nicht, wenn man das oben geschilderte Verhalten der Beteiligung an einem verbotenen Glücksspiel und der wissentlich falschen Anschuldigungen mit in Betracht zieht.

Es soll in diesem Zusammenhange dahingestellt bleiben, ob nicht auch der mehrtägige Aufenthalt des Antragstellers in den Spielsälen von Monte Carlo sich als ein Verhalten darstellte, das der Antragsteller in seiner Eigenschaft als Berliner Polizeivizepräsident nicht an den Tag legen durfte.

Hervorzuheben ist hierbei, daß die Tatsache des Spiels des auch im Auslande bekannten Berliner Polizeivizepräsidenten verschiedenen Ausländern, und zwar Holländern und Engländern, mißliebig aufgefallen ist, insbesondere angesichts der allgemeinen Lage Deutschlands.

Auch wenn man diesen Punkt völlig außer acht läßt, so rechtfertigt doch das anderweitige oben geschilderte Verhalten des Antragstellers in genügendem Maße den Vorwurf, daß er nicht die moralischen Qualitäten für die von ihm gehabte Stellung in der Berliner Polizei besitze."

Dieses Urteil eines Senats des Berliner Kammergerichts stammt vom 25. November 1932, also aus der Zeit vor der Machtübernahme. Eine umfassendere Beurteilung und vernichtendere Kritik über Weiß und seine „Verdienste" ist kaum möglich.

Dieser Polizeivizepräsident begnügte sich also nicht damit, das Ansehen der Verwaltung im eigenen Lande herabzusetzen, er half auch mit, das deutsche Ansehen im Auslande zu schädigen. Ihm fehlte der natürliche Takt nicht nur für das Auftreten im Inland, sondern auch im Ausland. Aber Takt war nun einmal bestimmt nicht die Stärke des deutschen Juden!

5. Die Juden in der Presse

Vielleicht war die Stellung des Judentums in der deutschen Presse, so wie sie sich in den letzten Jahrzehnten entwickelt hatte, wirtschaftlich nicht so bedeutsam und machtvoll, wie es z. B. die Machtstellung der Juden im Bankgewerbe war. Aber keine Stelle hat den Juden soviel reale Macht in die Hand gegeben als diese, weil es sich hier nicht um die Handhabung von zählbaren Größen, sondern um die Lenkung der unwägbaren und irrationalen öffentlichen Meinung handelte.

Zu diesem Beruf haben die Juden ohne Zweifel eine Sonderbegabung mitgebracht. Infolgedessen hatten sie an der Begründung des deutschen Zeitungswesens auch hervorragenden Anteil. Aber wenn wir soeben den Ausdruck „Beruf" gebrauchten, so kommen wir damit sofort auch auf die Schwäche des jüdischen Pressewesens. Denn die Verwaltung dieses Gebietes des Volkslebens, das die höchste sittliche Verantwortung und innere Disziplin verlangt, ist von den Juden mit zunehmender Dauer immer mehr nur als „Geschäft" betrachtet worden. Indem sie einseitig den niederen Instinkten, dem Sensationshunger, dem Egoismus und den animalischen Trieben der Masse schmeichelten, brachten sie es fertig, die Auflagen ihrer Zeitungen und Zeitschriften auf eine ungeahnte Höhe hinaufzutreiben. Aber in gleichem Zuge untergruben sie die Achtung vor dem Gesetz, der gewordenen Sitte und den festen Bindungen des Volkslebens (wie Recht, Familie, Ehe und Gemeinschaft). Das Geschäft florierte und triumphierte, aber die feste Autorität, ohne die es kein geordnetes Leben von Volk und Staat gibt, blieb dabei auf der Strecke.

Die größten Verlagsunternehmungen im Zeitungs- und Zeitschriftenwesen waren in jüdischer Hand. Es sind dies die beiden Verlage Ullstein und Mosse in Berlin. Beide sind von Juden gegründet worden, in beiden war die Verlagsleitung und die Leitung der einzelnen Redaktionen fast ausschließlich in jüdischer Hand. Um eine Vorstellung von dem Ausmaß dieser Unternehmungen und ihrer Durchsetzung mit Juden zu geben, sei im folgenden eine knappe Analyse dieser beiden Verlagshäuser entwickelt.

Der Verlag Ullstein wurde im Jahre 1877 durch Leopold Ullstein gegründet. Er war im Jahre 1927 eine Aktiengesellschaft, deren Aktien sämtlich im Besitze der fünf Brüder Ullstein (Hans, Louis, Rudolf, Franz und

Hermann) waren. Diese fünf Brüder bildeten den Aufsichtsrat und hatten gleichzeitig die Führung im Vorstand inne. Im Vorstand saßen außerdem Dr. Emil Herz, Richard A. Müller, Paul Knoll, Dr. Hans Heymann, Artur Heß, Gustav Willner und Fritz Roß — also, wie man sieht, reichlich Juden. Leiter der Hausdruckerei war Dr. Kurt Saalfeld, Schwiegersohn von Dr. Franz Ullstein.

Der Verlag zerfiel in den Zeitungs-, Zeitschriften- und Buchverlag. An Zeitungen gehörten zum Hause Ullstein: „Vossische Zeitung" (57 000), „Berliner Morgenpost" (607 000), „Berliner Allgemeine Zeitung" (44 000), „B. Z. am Mittag" (155 000), „Das Tempo" (112 000), „Montagspost" (185 000) und „Grüne Post" (1 042 000), an Illustrierten Zeitschriften: „Berliner Illustrirte Zeitung" (1 603 000), „Die Dame" (50 000), der „Uhu" (133 000). Die Auflagenziffern beziehen sich auf das Jahr 1930. Weiterhin gehörten zum Verlag die Zeitschriften: „Die Modenwelt", „Die Hausfrau", „Die Verkehrstechnik", „Die Bauwelt", „Die Holzwelt", „Die Koralle", „Der Querschnitt", „Musik für Alle", die (später eingegangene) Jugendzeitschrift „Fridolin" und andere.

Die Schriftleitung aller dieser Zeitschriften war ganz überwiegend von Juden besetzt. Die „V o s s i s c h e Z e i t u n g" wurde (1927) geleitet von Georg Bernhard als Chefredakteur, Julius Elbau (Mandelbaum) als stellvertretendem Chefredakteur und Dr. Karl Misch als verantwortlichem Redakteur. In der Redaktion waren außerdem u. a. tätig: Dr. Richard Lewinsohn und Paul Elsberg als Leiter der Handelsredaktion, Dr. Willy Meisl (Sportredakteur), Dr. Monty Jacobs als Leiter der Feuilletonredaktion, Dr. Max Osborn als leitender Kunstkritiker, Max Marschalk und Edwin Neruda als Musikkritiker, Dr. jur. Erich Eyck als ständiger juristischer Mitarbeiter, Paul Schlesinger (Sling) als ständiger Gerichtsberichterstatter und Dr. Moritz Goldstein als ständiger Mitarbeiter am Feuilleton sowie Fritz Goetz als Chef der Lokalredaktion. Die Senioren der Redaktion waren Dr. J. Levy als politischer Mitarbeiter und Dr. Alfred Klaar als literarischer Kritiker.

Der erste Chefredakteur der „B e r l i n e r M o r g e n p o s t" war Artur Brehmer. 1927 waren an ihr u. a. tätig: Ewald Mendel als stellvertretender Chefredakteur, Dr. Artur Bernstein als Leitartikler, Josef Lewinski und Rudolf Kastner als Musikkritiker, Karl Escher als Feuilletonredakteur, Moritz Loeb als Theaterkritiker, Dr. Adolf Heilborn als literarischer Mitarbeiter, Dr. Albert Neuburger als Schriftleiter für Technik sowie Kurt Lubinski als Reiseberichterstatter und Egon Jacobsohn als Lokalreporter.

An der „B. Z. a m M i t t a g" arbeiteten: Max Wolf als Chefredakteur (bis 1925), Norbert Falk als Feuilletonchef, Dr. Adolf Weißmann als Musik-

kritiker, Lothar Brieger als Kunstreferent und Dr. Max Deri als Kunstkritiker.

Aus der Redaktion des „Tempo" seien genannt: der Chefredakteur Dr. Ernst Wallenberg und der verantwortliche Redakteur Dr. Lachmann.

Die „Grüne Post", die vor allem auf den Absatz unter der Landbevölkerung gestellt war, war begründet von Richard Katz, der ursprünglich auch ihr Chefredakteur war.

Die „Berliner Illustrirte Zeitung" stand unter der Chefredaktion von Kurt Korff. Redakteur war Dr. Georg Froeschel.

Verlagsdirektor für die Zeitungen war Kurt Szafranski.

Hauptschriftleiter des „Uhu" war Friedrich Kroner.

Dem Verlag war für den Nachrichtendienst ein besonderer „Ullsteindienst" angegliedert, dessen Vertreter u. a. waren: Max Theodor Behrmann (Warschau), Dr. Leo Stahl (Paris), Dr. Julius Becker (Genf), Dr. Wolfgang von Weisl (Naher Osten), Dr. Richard Huldschiner (München), P. R. Singer (Hamburg). Redaktioneller Leiter des Ullstein-Nachrichtendienstes war Dr. Erwin Honig.

Der Verlag Rudolf Mosse war gegründet von dem aus dem Osten eingewanderten Rudolf Moses, der sich bald in Rudolf Mosse umtaufen ließ. Besitzer des Verlages war 1930 sein Schwiegersohn Lachmann-Mosse. Zum Verlag Mosse gehörten die Tageszeitungen „Berliner Tageblatt" (150 000, Sonntags 250 000), „Berliner Volks-Zeitung" (85 000), „Berliner Morgen-Zeitung", „8-Uhr-Abendblatt" (91 000).

In der Schriftleitung des „Berliner Tageblatts" waren u. a. tätig: Theodor Wolff (Hauptschriftleiter), Ernst Feder (stellvertretender Hauptschriftleiter), Rudolf Olden, J. Schwab, Dr. F. Pinner (Leiter der Handelsredaktion), Dr. Priester, Dr. W. Goldstein, H. Meyer, H. P. Juda, K. Blumenfeld, Dr. H. Sinsheimer (Leiter der Feuilletonredaktion), E. Hamburger, L. Hirsch, Dr. Alfred Kerr (Leiter der Theaterkritik), Fritz Engel, Adolf Donath, Dr. A. Einstein, Dr. G. Mamlock (Medizin). Im Ausland wurde das „Berliner Tageblatt" u. a. vertreten durch: Dr. Kaskeline (Paris), J. Simon (Kowno), Dr. Reifenberg (Jerusalem), W. Singer (Stockholm), H. E. Jacob (Wien).

In der Schriftleitung der „Berliner Volks-Zeitung" saßen u. a.: Heinrich Heppenheimer, Julius Bab, Ernst Collin.

Das „8-Uhr-Abendblatt", das ursprünglich dem Juden Victor Hahn gehörte und groteskerweise (wenn auch historisch geworden) den Untertitel „National-Zeitung" führte, wies u. a. folgende Redakteure auf: Hermann Zucker (Hauptschriftleiter), Dr. Felix Hirsch, Dr. Frankfurter, Dr. Max Hochdorf, Dr. Emil Leimdörfer, Leo Heller, Dr. Kurt Pinthus, Nora Pisling-Boas, Ludwig Lewy.

Man braucht sich nur die Riesenauflagen zu vergegenwärtigen, die in Form dieser verschiedensten Organe von diesen beiden großen Verlagshäusern tagtäglich, wöchentlich und monatlich in das deutsche Volk hinausgeschleudert wurden, um sich einen Begriff von dem Einfluß dieser großen jüdischen Verlage und ihres Apparates auf die öffentliche Meinung und die Stimmung des Volkes zu machen. Gegenüber den Millionen von Blättern, die tagtäglich von hier aus in das Volk hineingepumpt wurden, muß auch der beliebte Einwand der jüdischen Publizistik verstummen, als spiele diese jüdische großstädtische Presse „im Gesamtbilde der deutschen Presse eine verschwindende Rolle", und als habe „die Provinzpresse einen viel größeren Einfluß auf die Bildung der öffentlichen Meinung". So hat Georg Bernhard es bei einem Vortrag vor dem jüdischen Lehrhaus in Köln über „Der Jude in Politik und Presse" am 9. Oktober 1930 hingestellt. Auch das „Jüdische Lexikon" macht einen ähnlichen Einwand (Band III, Sp. 364). Es gehört schon eine „jüdische" Unverfrorenheit dazu, diesen Einwand überhaupt zu erheben. Er wird aber durch die Tatsachen selbst glatt widerlegt. Gegenüber diesen gigantischen Auflageziffern muß alle andere Pressearbeit schon rein quantitativ zurücktreten. Selbst der deutsche Verlag August Scherl, der mit dem „Berliner Lokal-Anzeiger" 180 000 Auflage, mit der „Nachtausgabe" 183 000 und mit der „Woche" 160 000 erreichte, blieb namentlich gegenüber den Dimensionen der Ullstein-Produktion weit im Hintertreffen, von anderen Verlagen ganz zu schweigen. Übrigens ist auch der stellvertretende Chefredakteur des „Berliner Lokal-Anzeigers" (Siegfried Breslauer) ein Jude gewesen.

Auch die Auflagen der größten Provinzzeitungen konnten kaum mit denen dieser Großstadtverlage konkurrieren. Dies zeigen folgende Beispiele: „Münchner Neueste Nachrichten" (140 000), „Hamburger Fremdenblatt" (150 000), „Leipziger Neueste Nachrichten" (180 000), „Frankfurter Generalanzeiger" (155 000). Ganz davon abgesehen, daß das Wort der Berliner Zeitungen immer schwerer wog als das einer Provinzzeitung.

Einen besonderen Platz nahm in der Organisation der jüdischen Presse die „F r a n k f u r t e r Z e i t u n g" ein, deren Auflage keineswegs hoch, deren intellektueller Einfluß, namentlich über ihren Handelsteil, aber um so größer war. Diese von Leopold Sonnemann gegründete Zeitung war eine G. m. b. H., deren Geschäftsführer Dr. Heinrich Simon, Rudolf Gutmann und Georg Ambach (Nichtjude) waren (1932). Ihre Redaktionskonferenz unter dem Vorsitz von Dr. Heinrich Simon bestand u. a. aus: Dr. Wilhelm Cohnstaedt, Dr. Robert Drill, Dr. Sally Goldschmidt, Artur Lauinger, Fritz Nachmann, Hans Nassauer, Dr. Max Nürnberg, Benno Reifenberg und Dr. Franz Wolff.

In der Berliner Redaktion saßen u. a.: Dr. Bernhard Diebold, Dr. S. Cracauer, Dr. Fritz Rosenstiel, Bruno Wolff.

Fast ausschließlich mit Juden war die Redaktion des Zentralorgans der Sozialdemokratischen Partei Deutschlands, des „Vorwärts", in Berlin besetzt. Hier wirkten u. a.: Friedrich Stampfer (Chefredakteur), Kurt Geyer, Victor Schiff, Richard Bernstein, Josef Steiner, L. Lessen, K. Felgentreu, Max Hochdorf.

In diesem Zusammenhang müssen auch die zahlreichen freien Journalisten genannt werden, die sich als freie Mitarbeiter an mehreren Zeitungen betätigten und vermöge ihrer vielfältigen Tätigkeit mindestens so einflußreich waren wie die festangestellten Redakteure. Wir nennen u. a., und zwar nach dem „Jüdischen Lexikon": Julius Bab, Kritiker Berliner Blätter, Jos. A. Bondy, Redakteur des „Berliner Börsen-Couriers", Max Brod, Kritiker am „Prager Tageblatt", Robert Breuer (Luzian Friedländer), sozialistischer Journalist, Bruno Buchwald, Herausgeber von „Buchwalds Börsenberichte", Artur E. Eloesser, Theater- und Literaturkritiker an der „Vossischen Zeitung", Emil Faktor, Chefredakteur des „Berliner Börsen-Couriers", Adolf Gerstmann, Redakteur der „Berliner National-Zeitung", Paul Goldmann, Berliner Korrespondent der „Neuen Freien Presse", Stephan Großmann, früher Redakteur der „Arbeiter-Zeitung", Begründer des „Berliner Montag-Morgen", Ernst Heilborn, Berliner Theaterkritiker der „Frankfurter Zeitung", Alfred Holzbock, Theaterberichterstatter des „Berliner Lokal-Anzeigers", Isidor Kastan, Mitarbeiter des „Berliner Tageblatts", Egon Erwin Kisch, Mitarbeiter Wiener Blätter, Cheskel Zwi (Hans) Kloetzel, Mitarbeiter am „Berliner Tageblatt", Isidor Landau, Berliner Kritiker, Paul Landau, Berliner Schriftsteller, Leo Lania, Reporter und Schriftsteller in Berlin, Heinrich Lee (Landsberger), Korrespondent des „Berliner Tageblatts" und Verfasser zahlreicher Theaterstücke und Romane, Leo Leipziger, Herausgeber des „Roland von Berlin", Leo Mathias, Reiseschriftsteller, Alexander Mozkowski, Chefredakteur der „Lustigen Blätter", Fritz Naphtali, früher Handelsredakteur der „Frankfurter Zeitung", später Mitarbeiter bei den Freien Gewerkschaften, Paul Nathan, Herausgeber der „Nation", Kurt Pinthus, Theaterkritiker am „8-Uhr-Abendblatt", Leopold Schmidt, ehemals Musikkritiker am „Berliner Tageblatt", Leopold Schwarzschild, Chefredakteur des „Montag-Morgen", Herausgeber des „Tagebuch" und des „Magazin der Wirtschaft", Fritz Stahl, Kunstkritiker am „Berliner Tageblatt", Felix Stößinger, Redakteur und Mitarbeiter der unabhängigen sozialdemokratischen „Freiheit", Doris Wittner, Feuilletonistin am „8-Uhr-Abendblatt", Josef Wiener-Braunsberg, Redakteur des „Ulk", der Wochenbeilage des „Berliner Tageblatts", Otto Zarek, Mitarbeiter am „Berliner Tageblatt".

Man hätte annehmen sollen, daß die Berliner Juden bei ihrer sonstigen Begabung für Psychologie sich mit dieser fast diktatorischen Stellung hinter den Kulissen begnügt und sich nicht auch noch darauf versteift hätten, ihre führende Rolle äußerlich, sozusagen amtlich, zu dokumentieren. Die Politik der jüdischen Zeitungsmänner aber ist genau die entgegengesetzte gewesen. Anstatt im Hintergrund zu bleiben, haben sie ganz konsequent im Laufe der letzten zwanzig Jahre sich in die Spitzenstellungen der verschiedenen repräsentativen Organisationen des deutschen Pressewesens hineingedrängt, um auch die offizielle Macht in die Hand zu bekommen. Sie waren nicht so weise, sich mit der Macht als solcher zu begnügen, sondern rissen ehrgeizig auch noch Amt und Ornat an sich.

Innerhalb weniger Jahre gelang es ihnen zunächst, die entscheidenden amtlichen Pressereferate im Preußischen Staat in ihren Besitz zu bringen, allerdings mit wohlwollender Unterstützung der sozialdemokratischen Minister und des einflußreichsten Beamten im Freistaat Preußen, des jüdischen Staatssekretärs Dr. Weismann.

Auf diese Weise hatten sie im Jahre 1930 inne:

die Stelle des Pressechefs der Preußischen Staatsregierung (Ministerialrat Goslar),
dessen Vertreter (Oberregierungsrat Dr. Peiser),
das Pressereferat im Preußischen Staatsministerium (Ministerialrat Dr. Weichmann),
das Pressereferat im Preußischen Ministerium des Innern (Ministerialrat Dr. Hirschfeld).

Alle diese Herren waren preußische Beamte und versahen den Verkehr der preußischen Regierung bzw. der genannten Ministerien mit der Presse. Von ihnen war Goslar übrigens als überzeugter Zionist bekannt!

Auch das Amt des Vorsitzenden bzw. des stellvertretenden Vorsitzenden des „Reichsverbandes der deutschen Presse", der Berufsorganisation der deutschen Journalisten, lag vor 1933 mehrere Jahre in der Hand des jüdischen Chefredakteurs Georg Bernhard, bis dann die Affäre um Franz Ullstein ihn zwang, diese Ehrenämter niederzulegen.

Eine fast ausschließlich jüdische Angelegenheit war der „Verein Berliner Presse", eine freie Organisation der Berliner Journalisten, die sich im wesentlichen mit gesellschaftlichen und karitativen Aufgaben befaßte und alljährlich durch die Veranstaltung des „Presseballes" dem Gesellschaftsleben der Reichshauptstadt die Hauptanziehungskraft gab. Der Vorsitz des Aufnahmeausschusses dieses Vereins, der infolgedessen den Ausschlag bei der Aufnahme der neueintretenden Mitglieder gab, war seit 1888

ununterbrochen in jüdischer Hand, und zwar bis 1910 in der Hand des Journalisten Samosch und von da an in der Hand des Redakteurs am „Berliner Tageblatt“ Kastan. Der Vorstand selbst war fast immer überwiegend jüdisch besetzt.

Dieselbe Politik verfolgten auch die jüdischen freien Schriftsteller in der Standesorganisation der deutschen Schriftsteller, dem im Jahre 1910 gegründeten „Schutzverband deutscher Schriftsteller“, der die Interessen des Schriftstellers in der Öffentlichkeit vertrat. Die Führung dieser Organisation war von Jahr zu Jahr immer mehr in jüdische Hände geglitten, besonders nach der Revolution von 1918. Bezeichnend für diese Politik der jüdischen Schriftsteller in dieser Standesvertretung der deutschen Schriftsteller ist die Zusammensetzung des Vorstandes in den beiden Jahren 1928/29. Wir drucken hier die Liste der Vorstandsmitglieder ab:

1928

1. Vorsitzender Walter von Molo (Nichtjude),
2. Vorsitzender Arnold Zweig,
1. Schriftführer Paul Gutmann,
2. Schriftführer Frau Adele Schreiber-Krieger,
1. Schatzmeister Dr. Leon Zeitlin,
2. Schatzmeister Dr. Theodor Bohner (Nichtjude),

Beisitzer: Erich Baron, Johannes R. Becher (Nichtjude), Robert Breuer, Dr. Max Deri, Dr. Annie Jacker, Sami Gronemann, RA., Egon Erwin Kisch, Dr. Alfred Kuhn (Nichtjude), Bruno Schönlank, Paul Westheim.

1929

1. Vorsitzender Arnold Zweig,
2. Vorsitzender Heinrich Mann (Nichtjude, Ehemann einer Jüdin),
1. Schriftführer Paul Gutmann,
2. Schriftführer Adele Schreiber-Krieger,
1. Schatzmeister Dr. Leon Zeitlin,
2. Schatzmeister Rechtsanwalt Sami Gronemann,

Beisitzer: Walter v. Molo (Nichtjude), Bruno Schönlank, Paul Westheim, Dr. Werner Schendell (Nichtjude), Robert Breuer, Dr. Theodor Bohner (Nichtjude), Johannes R. Becher (Nichtjude), Dr. Artur Eloesser, Dr. Annie Jacker, Walter Hasenclever, Egon Erwin Kisch, Hans Ostwald (Nichtjude).

Der Laie wird ohne weiteres erkennen, welch überragenden Einfluß hier die Juden sich angeeignet haben. Wir schätzen ihre Beteiligung auf 80—90%.

Psychologisch völlig unverständlich aber muß es für jeden objektiven Beobachter dieser Politik der jüdischen Publizisten sein, daß sie ausgerechnet den Schriftsteller Arnold Zweig an die Spitze dieses repräsentativen Verbandes brachten. Denn Arnold Zweig gehörte zu den Schriftstellern, die wegen ihrer ausgesprochen semitischen und deutschfeindlichen Haltung am unbeliebtesten in der deutschen Öffentlichkeit waren, und der durch seinen „Sergeant Grischa" das deutsche Volk an seiner empfindlichsten Stelle, seiner nationalen Ehre, verletzt hatte. Gerade Arnold Zweig war im Grunde seines Herzens immer Semit und ein fremder Gast auf deutschem Boden geblieben. Seine wahre Gesinnung wird an späterer Stelle (S. 279 ff.) noch genau geschildert werden. Ihn aber hatten die jüdischen Schriftsteller sich als den Führer der deutschen Schriftsteller ausgesucht!

Am meisten aber hat in der Öffentlichkeit unter allen jüdischen Journalisten von sich reden gemacht Georg Bernhard*, der Chefredakteur der „Vossischen Zeitung". Er war, wie schon erwähnt, lange Jahre hindurch im Vorstand des „Reichsverbandes der deutschen Presse" und während mehrerer Jahre dessen 1. bzw. 2. Vorsitzender. Er spielte eine erste Rolle im „Verein Berliner Presse". Er hat auch nicht eher geruht, als bis er das Amt eines Professors durch die Handelshochschule in Berlin verliehen bekam. Er stand immer in vorderster Linie im Tageskampf der Meinungen und im vordersten Rampenlicht der Öffentlichkeit, soweit es sich um Presse, Politik, Wirtschaft und Kultur handelte. Sein Auftreten war infolgedessen immer repräsentativ und seine Meinungsäußerung wurde in der deutschen Öffentlichkeit besonders aufmerksam gehört. Gerade darum hat sein Auftreten und seine publizistische Arbeit am meisten zur Diskreditierung des jüdischen Einflusses in der ganzen Presse in Deutschland beigetragen.

Zur Charakteristik Georg Bernhards geben wir zunächst nur die kurze biographische Notiz aus dem absolut unverdächtigen „Jüdischen Lexikon" (Bd. I, Sp. 909 f.) wieder:

> „Bernhard, Georg, Volkswirt, Journalist und Politiker, geboren 1875 zu Berlin. Bernhard lernte das Bankfach, betätigte sich seit 1896 schriftstellerisch und schrieb unter dem Pseudonym ‚Gracchus' für die ‚Welt am Sonntag' Börsenkritiken, die den Besitzer der damaligen ‚Berliner Zeitung', Leopold Ullstein, veranlaßten, B. als Handelsredakteur dieses Blattes anzustellen. Nach Studium der Volkswirtschaft und des öffentlichen Rechts an der Berliner Universität wurde Bernhard Redakteur des volkswirtschaftlichen Teils der ‚Morgenpost', dann volkswirtschaftlicher Mitarbeiter an Hardens ‚Zukunft'. 1903 schied

* Geboren in Berlin 20. 10. 1875, Sohn des Kaufmanns Hermann Bernhard und der Helene, geb. Soberski.

er aus seiner Stellung, um für sozialdemokratische Tätigkeit freiere Hand zu gewinnen, gründete den ‚Plutus‘, eine kritische Zeitschrift für Volkswirtschaft und Finanzwesen; trat wegen Meinungsverschiedenheiten, besonders in ökonomischen Fragen, 1908 aus der Sozialdemokratischen Partei aus, kehrte zum Verlag Ullstein als Verlagsdirektor der ‚Morgenpost‘ und der ‚B. Z. am Mittag‘ zurück und wurde 1913 Chefredakteur der damals von Ullstein übernommenen ‚Vossischen Zeitung‘. B. ist Dozent an der Handelshochschule zu Berlin, Mitglied des Reichswirtschaftsrats und gehört an leitender Stelle zum Vorstand des Vereins Berliner Presse, des Zentralvereins deutscher Staatsbürger j. Glaubens, der Gesellschaft ‚Ort‘, der Demokratischen Partei usw. an. Er ist auch Mitglied des ‚Pro-Palästina-Comités‘.“

Schon aus dieser knappen Notiz geht das eigentümliche Hin- und Herpendeln dieses Journalisten zwischen Börsenjournalismus und sozialdemokratischer Betätigung hervor — etwas, was typisch für gewisse jüdische Schriftsteller, aber um so rätselhafter für gesunde Gehirne ist. Denn wenn man objektiv wirtschaftlich diese beiden Welten, die Welt der Börse und der sozialdemokratischen Arbeiterbewegung, miteinander vergleicht, dann stellen sie zwei Extreme dar, die sich ausschließen. Die eine Welt ist die des Kapitalismus reinsten Wassers, die andere die des Sozialismus. Diese beiden Seelen in einer Brust miteinander zu vereinigen, haben fast immer nur Juden fertiggebracht. In Wahrheit natürlich nur äußerlich, denn eines muß unter dem anderen leiden. Meist ist der Arbeiterführer dabei dem Geschäftsmann unterlegen. Auch Georg Bernhard ist ein hervorragendes Beispiel dieser Spielart gewesen, zu der u. a. ein Mann wie Helphand („Parvus“) oder auch Ernst Heilmann, der Führer der preußischen Sozialisten, gehörte.

Wir beschränken uns zur Darlegung der unheilvollen Rolle Bernhards auf die Wiedergabe zweier entscheidender Stellungnahmen von Georg Bernhard in zwei Schicksalsstunden der deutschen Nachkriegsgeschichte, in der Zeit der „Revolution“ von 1918/19 und während der Rheinlandbesetzung im Jahre 1921. In beiden Schicksalsstunden der deutschen Politik ist Georg Bernhard der Politik des nationalen Widerstandes in den Rücken gefallen und hat, bewußt oder unbewußt, die Geschäfte der Gegner des deutschen Volkes besorgt. In jedem anderen Lande der Welt wäre ein derartiger Führer der öffentlichen Meinung dem Staatsanwalt oder dem öffentlichen Boykott verfallen. Hier aber, vermöge der diktatorischen Macht der jüdischen Presse und der Herrschaft der Sozialdemokratie, klomm er nur noch höher auf der Leiter des Ruhmes.

Schon die Haltung Georg Bernhards während des Krieges ist ihm oft vorgeworfen worden, sogar von anderen jüdischen Gesinnungsgenossen, weil er

zeitweise die Politik Ludendorffs und Hindenburgs mit vollen Segeln mitgemacht hat, um sie später ebenso erbittert zu bekämpfen. Jedenfalls hat ihn diese frühere Stellung nicht gehindert, in den Tagen vor der Revolution dem Umsturz Vorschub zu leisten. So forderte er schon am 4. November 1918 in der „Vossischen Zeitung" „die Initiative des Volkes" (im Original gesperrt gedruckt!). So war er auch neben Theodor Wolff der erste unter den demokratischen Journalisten, der nach vollzogenem Umsturz am 9. November mit fliegenden Fahnen in das Lager der neuen Machthaber überging.

Aber das alles sind Sünden, die ihm verziehen sein mögen, denn sie sprechen vielleicht nur für einen ziemlich ausgeprägten Opportunismus. Dagegen ist seine Rolle in den kritischen Wochen und Tagen vor der Unterzeichnung des Versailler Diktats (28. Juni 1919) schimpflich und unentschuldbar. Während die erdrückende Mehrheit des deutschen Volkes wie seiner Führer diesen grauenhaften „Frieden" von vornherein einhellig ablehnte, hat er zu den wenigen Leuten gehört, die von vornherein für die Unterzeichnung gearbeitet haben, dies auch überall ausgesprochen und auf diese Weise von vornherein jeden aussichtsreichen Widerstand gegen diesen unseligen Friedens-„Vertrag" untergraben haben. Schon Wochen vor der schließlichen Unterzeichnung hat er in der „Vossischen Zeitung" geradezu für diese Unterzeichnung Propaganda gemacht, indem er sie als unvermeidbar und unentrinnbar hinstellte. So warf er schon am 2. Juni 1919 in dem Leitartikel der Morgenausgabe der „Vossischen Zeitung" die innerdeutsche Frage nach der Schuld an diesem „Vernichtungsfrieden" auf — eine Frage, die wahrlich noch reichlich Aufschub vertrug, in der gerade er am wenigsten zum Ankläger legitimiert war! In derselben Nummer schrieb er in dem Leitartikel „Friedenslast" u. a. folgendes:

> „. . . Augenblicklich hält man es in manchen deutschen Kreisen für ‚selbstverständlich', daß Deutschlands Stellung für die Friedensverhandlungen dann besonders stark sei, wenn der Feind in den Glauben versetzt würde, daß die deutsche Regierung den Friedensvertrag ohne wesentliche Änderungen niemals unterzeichnen werde. Das setzt voraus, daß sämtliche Teile der alliierten Mächte an der schnellen Unterzeichnung durch Deutschland ein Interesse haben. Man vergißt dabei, daß England ruhig die Folgen abwarten kann, die aus der Nichtunterzeichnung entstehen. Nur Frankreich braucht den Frieden. Braucht ihn beinahe so nötig wie Deutschland. Der Glaube, daß der Friede nicht unterzeichnet werde, könnte tatsächlich in Paris Angst und Schrecken erregen. Aber die Folge? Sie wäre eine Raserei bis zur Selbstvernichtung . . ."

Auf diese Weise ergreift Georg Bernhard in dieser Schicksalsfrage „seines Volkes“ geradezu die Partei der Gegner des deutschen Volkes und versucht die Verantwortung für die Folgen der Nichtunterzeichnung eines Dokumentes, an dem mitzuarbeiten Deutschland mit allen Mitteln gehindert worden war, ihm zuzuschieben. Am Schlusse des Artikels kommt er nochmals auf diesen Punkt zurück und schreibt sogar:

„... Dabei sollte die Drohung (!), daß Deutschland den Vertrag nicht unterschreiben wolle, aus dem Spiel bleiben. Es sei ein Gleichnis gestattet: Eine Firma, die den Bankerott vor Augen sieht, hat sich an einen Konkurrenten gewandt mit der Bitte, ihr zu helfen. Der Konkurrent hat als Voraussetzung zur Hilfe von ihr verlangt, daß ihm die Bücher, die Kundenliste und die Geldschrankschlüssel ausgeliefert werden. Nachdem dies alles geschehen ist und der Konkurrent in jeder Ecke des Geschäftes Bescheid weiß, stellt er harte Bedingungen. Und nun erklärt der Inhaber des niedergebrochenen Geschäftshauses, daß er solche Bedingungen nicht unterschreiben werde. Welchen Eindruck wird eine solche Erklärung machen? Ähnlich ist doch Deutschlands Lage. Darf man sich also darüber wundern, daß die Versicherung, Deutschland werde nicht unterschreiben, vielfach nur als eine taktische Drohung angesehen wird, die man dann in Paris als neue Täuschung, als eine neue ‚Camouflage‘ hinstellt? ... Aber jetzt, nachdem das Heer entlassen, die Kanonen ausgeliefert und alle wirtschaftlichen und finanziellen Knebel hingenommen worden sind, wie soll man da das ‚Unannehmbar‘ glaubhaft machen? ... Der Friede muß unter allen Umständen zustande kommen ...“

Diese Politik gegen die Politik des Widerstandes durch Nichtunterzeichnung erfolgte in dem Augenblick, als die deutsche Delegation unter der Führung des Grafen Brockdorff-Rantzau ihre große Denkschrift gegen den überreichten Vertragstext abgegeben hatte, in der sie die Unmöglichkeit und Unannehmbarkeit mit zwingenden Gründen nachgewiesen hatte! In dem Augenblick, als Deutschland in den Endkampf um diesen „Vertrag“ eintrat! In diesem Augenblick voll schicksalsschwerer Bedeutung wagte es ein „deutscher“ Journalist, in dieser Weise die Partei des Gegners zu ergreifen unter Vergewaltigung der Wahrheit!

Aber damit war die Sabotagepolitik Georg Bernhards noch nicht erschöpft. Am 18. Juni, als das Ringen um den „Vertrag“ sich immer mehr auf die Unterzeichnung oder Nichtunterzeichnung der sogenannten „Ehrenpunkte“

zuspitzte und die deutsche Regierung es allein noch ablehnte, die Auslieferungsartikel (227—230) und das Kriegsschuldbekenntnis des Artikels 231 zu unterschreiben, da schrieb Georg Bernhard in seinem Leitartikel „Die Schicksalsstunde“ folgendes als Antwort auf das Ultimatum Clemenceaus, das von Beschimpfungen und Beleidigungen des deutschen Volkes strotzte:

„. . . Am leichtesten (!) wird sich der deutsche Leser der Note noch mit denjenigen Teilen abzufinden vermögen, die über die Entstehungsgeschichte des Krieges und über die Schuldfrage handeln. Denn einmal dürfte die Öffnung der Archive, aus denen schon eine Reihe von Kostproben verabfolgt worden sind, den Beweis erbringen, daß auch die deutsche Regierung nicht ohne jede Mitschuld am Ausbruch des Weltkrieges gewesen ist. Und außerdem ist es ja selbstverständlich, daß unsere Feinde die glänzende Lage, in die sie der militärische Zusammenbruch, eine verfehlte Kriegspolitik, die überstürzte und bedingungslose Annahme des Waffenstillstandes und eine vollkommen verfehlte und verblendete Waffenstillstandspolitik gebracht hat, dazu ausnützen werden, ihre Regierungen als Unschuldslämmer und die Deutschen als die Alleinschuldigen hinzustellen. Selbst wenn aus Deutschland noch unendlich mehr herausgepreßt würde, als die Alliierten beabsichtigen, so würden insbesondere Frankreich und Italien noch lange unter der Nachwirkung des Krieges finanziell und wirtschaftlich schwer zu leiden haben. Da ist es sehr begreiflich, daß ihre schuldbelasteten Regierungen sich auf Kosten Deutschlands reinzuwaschen und solange wie möglich zu verhindern suchen, daß ihre Völker ebenfalls die am Kriege mitschuldigen Regierungen stürzen, um sich zum gemeinsamen neuen Aufbau mit der neugeeinten deutschen Nation zusammenzufinden. Wenn man die Dinge so betrachtet, darf man das Geschimpfe in der Schuldfrage nicht zu tragisch nehmen. Es ist nur ein Zeichen dafür, wie unsicher sich die Machthaber der Entente augenblicklich auf ihren Stühlen fühlen.“

Wir streiten hier nicht darüber, ob diese psychologischen Kombinationen Bernhards zutreffend waren. Sie verraten jedenfalls einen derartigen Mangel an Stolz und Ehrgefühl, daß Bernhard sich damit selbst in den Augen aller anständigen Menschen richtet. Aber auch das mag schließlich eine private Angelegenheit von ihm sein. Sie gab ihm noch lange nicht das Recht, in diesem Artikel diese ganze bitterernste Auseinandersetzung, die sich um die Ehre des deutschen Volkes drehte, als ein „Geschimpfe“ abzutun. Diese Anmaßung war eine unerhörte Provokation. Aber noch unverschämter wurde er am Schlusse seines Aufsatzes, in dem er ganz offen nunmehr für die Unterzeichnung eintrat:

„... Aber das alles darf nicht hindern, sich heute schon vollkommen klar darüber zu sein, daß der Frieden zustande kommen muß. Deutschland darf keinen Zweifel darüber lassen, daß es diesen Frieden für keinen Frieden der Gerechtigkeit, sondern für einen Frieden der Gewalt hält, und keinen Zweifel darüber, daß auch trotz mancher Abänderung eine große Reihe von Vertragsbestimmungen unausführbar bleiben.

... Kein verantwortlicher Staatsmann kann darauf hoffen, daß im Falle der Ablehnung ein Wunder geschehen wird. Die Hoffnungen auf solche Wunder — auch die Hoffnung auf englische Hilfe gehörte dazu — ist während des Krieges und während des Waffenstillstandes allzuoft zuschanden geworden. Nicht Wunderglaube, sondern Vertrauen auf die eigene Kraft kann Deutschland vielleicht noch retten. Aber nur wenn wieder Friede im Lande ist."

Am nächsten Tage aber ließ er jede Maske fallen. An diesem Tage schrieb er in einem Leitartikel mit dem Titel (!) „Die Unterschrift" (20. Juni, Abendausgabe) folgende Sätze:

„Der heute in früher Morgenstunde erfolgte Rücktritt des Reichskabinetts birgt die Entscheidung für Deutschlands Zukunft: Der Friedensvertrag wird unterschrieben. Damit ist die schlimme Furcht beseitigt, der unpolitische Sinn des deutschen Volkes und eines großen Teiles seiner Führer könnte auch noch den letzten Schrecken über Deutschland heraufbeschwören. Er wird dem Reiche nun hoffentlich erspart bleiben, aber noch gibt es Menschen, die zäh daran festhalten, unter ein Dokument solcher Schande dürfte kein deutscher Minister seine Unterschrift setzen."

Das schrieb Georg Bernhard in dem Augenblick, als sogar das Kabinett Scheidemann zurückgetreten war, weil es den Vertrag nicht unterzeichnen zu können glaubte, als überhaupt noch keine Regierung gebildet war, weil immer noch die Strömung für die Ablehnung des „Vertrags" die Oberhand und Mehrheit in der Regierung und im Parlament hatte, als das Ausland selbst noch an die Festigkeit des deutschen Widerstandes glaubte. In diesem Augenblick bereits erklärte Georg Bernhard mit souveräner Bestimmtheit: „Der Friedensvertrag wird unterschrieben." Aber er begnügte sich noch nicht einmal mit dieser sachlichen Feststellung, sondern setzte einige Sätze, später sogar die Personen herab, die sich weigern wollten, die Unterschrift

zu leisten. Im weiteren Verlaufe des Artikels verstieg er sich vor lauter Unterwürfigkeit zu der Behauptung, daß „die große Geste“ (der Nichtunterzeichnung) nur noch lächerlich wirken würde! Und wenige Zeilen später wiederholte er schließlich ausdrücklich seine Feststellung der Einleitung in der ein wenig abgewandelten Form: „Nun muß der Frieden, so wie er vorgelegt wird, unterschrieben werden.“

Das wagte dieser führende deutsche Journalist in dieser Stunde, da die überwiegende deutsche Öffentlichkeit immer noch gegen die Unterzeichnung war und die deutsche Regierung im letzten mörderischen Endkampf um die Abwendung dieses unheilvollen „Vertrags“ oder wenigstens um die Abwendung seiner schlimmsten und entehrendsten Bestimmungen stand. Nie hat sich ein Journalist schlimmer gegen die Interessen seines Volkes vergangen. Hätte Georg Bernhard, wie es die Pflicht jedes verantwortungsbewußten Journalisten war, sich für die Ablehnung und gegen die Unterzeichnung des Versailler Diktates ausgesprochen, dann hätte er nicht nur dem deutschen Volke, sondern auch der Welt viel Not, Leid und Tränen erspart. Wenn er aber wirklich aus innerster Überzeugung die Unterzeichnung für das kleinere Übel hielt, dann mußte er so lange schweigen, bis alle Möglichkeiten von seiten der Regierung, diesen Vertrag oder das Schlimmste aus ihm abzuwenden, erschöpft waren — oder er geriet in die zweideutige Rolle eines Helfershelfers der Feinde des deutschen Volkes, also des Landesverräters. Er aber redete statt dessen laut und unablässig von der unabwendbaren „Unterzeichnung“. So hat er dem nationalen Widerstand in dieser Stunde als einer der Hauptschuldigen das Rückgrat gebrochen. Er hat sich damit außerhalb der Volksgemeinschaft gestellt. Wen kann es wundern, daß das deutsche Volk sich immer mehr gegen diese „Führung“ aufgelehnt hat?

Aber Georg Bernhards Sündenkonto ist damit noch nicht erschöpft. Kaum zwei Jahre später, in einer ähnlichen Schicksalsstunde der deutschen Politik, im Jahre 1921, hat sich die von ihm geleitete „Vossische Zeitung“ eine ähnliche Durchkreuzung der deutschen Politik geleistet, die in diesem Falle sich von dem Delikt des Landesverrates in nichts mehr unterscheidet.

Aus Anlaß einer geschäftlichen Konkurrenzpolemik zwischen dem „Berliner Tageblatt“ und der „Vossischen Zeitung“ machte das „Berliner Tageblatt“ in seiner Morgenausgabe vom 3. Mai 1921 Mitteilung von einem Reklamerundschreiben, das von dem Verlag der „Vossischen Zeitung“ an einen Düsseldorfer Geschäftsfreund gerichtet worden war. Dieses Reklamerundschreiben hat folgendermaßen gelautet:

> „Die ‚Vossische Zeitung‘ ist jetzt dasjenige Blatt, das in Düsseldorf die besten Absatzchancen hat. Diese Zeitung wird von der

französischen Besatzungsbehörde überall mit größtem Entgegenkommen behandelt, weil ihr bekannt ist, daß die ‚Vossische Zeitung' das einzige Blatt in Deutschland ist, das für die Verständigung mit Frankreich eintritt. Die französische Besatzungsbehörde weiß, daß sie bei der unbedingten Freigabe des Verkaufs der ‚Vossischen Zeitung' keinerlei Gefahr läuft, weil in ihr für allerhand Vermutungen und sonstige politische Kombinationen, die nicht der Annäherungspolitik dienen, kein Raum gegeben wird. In gleicher Weise verhält es sich mit den Bildern in der ‚Berliner Illustrirten Zeitung'. Der französischen Besatzungsbehörde ist auch hier bekannt, daß von der Redaktion die nötigen Rücksichten genommen werden."

Dieses Rundschreiben bedarf keines Kommentars. Es spricht für sich selbst. Denn es macht für die Berliner „Vossische Zeitung" damit Propaganda, daß es sich auf das „größte Entgegenkommen der französischen Besatzungsbehörde" beruft, da „die französische Besatzungsbehörde weiß, daß sie bei der unbedingten Freigabe der ‚Vossischen Zeitung' keinerlei Gefahr läuft". Ja das Rundschreiben versteigt sich sogar zu der Erklärung, daß der französischen Besatzungsbehörde auch bekannt sei, daß von der Redaktion „die nötigen Rücksichten genommen" würden. Ebenso wichtig aber ist der Zeitpunkt, in dem dieses Rundschreiben hinausging. Es war die Zeit des äußersten Widerstandes gegen die Aufzwingung der unerhörten Reparationsforderungen des Londoner Ultimatums. Die Städte Düsseldorf, Duisburg und Ruhrort waren bereits als „Sanktion" von den Franzosen besetzt worden. Unter dem Druck der französischen Besatzungsbehörde waren in Düsseldorf fast alle anderen deutschen Zeitungen verboten. Deutschland und das besetzte Rheinland standen gerade im Endkampf gegen den Siegerübermut.

Schon der Umstand, daß der Verlag der „Vossischen Zeitung" in dieser Zeit es überhaupt wagte, anderen deutschen Zeitungen, die selbstverständlich die deutsche Politik in dieser schweren Stunde verteidigten und darum dem Verbot verfallen waren, Konkurrenz zu machen und das Wasser abzugraben, zeugt von einem Mangel jedes Sinnes für nationale Solidarität. Daß es aber mit der hier wiedergegebenen Begründung geschah, das grenzte fast an Landesverrat. Wenn es einen Ehrenrat der deutschen Presse gegeben hätte, dann hätte die Leitung dieser Zeitung sofort von der Bildfläche verschwinden müssen.

Nun hat es das Spiel des Zufalls — oder der Interessen gefügt, daß tatsächlich die „Vossische Zeitung“ und ihr Chefredakteur Georg Bernhard von der Redaktion des „Berliner Tageblattes“ auf diese Schädigung der deutschen Politik öffentlich festgenagelt wurden. Denn das „Berliner Tageblatt“ schrieb am Ende einer Notiz, die sich mit diesem Hergang befaßte, am 3. Mai (Morgenausgabe):

„. . . Aber die französische Besatzungsbehörde handelt richtig und zweckentsprechend, wenn sie das Blatt mit dem größten Entgegenkommen behandelt. Der französische Imperialismus läuft dabei ‚keine Gefahr‘, und wo sich Gefahren für ihn zeigen, stürzt der gefällige Freund hilfreich herbei.“

Auf diese eindeutige Anzapfung hätte jeder ehrbewußte und ehrliebende Journalist sofort mit der Verleumdungsklage geantwortet. Und wirklich schien es auch so, zunächst. Denn Georg Bernhard schrieb am Abend desselben Tages in einem Artikel „Verleumder“ der „Vossischen Zeitung“ u. a. folgendes:

„. . . In diesen Sätzen liegt ganz unumwunden die Behauptung, daß die ‚Vossische Zeitung‘ aus Rücksicht auf Frankreich das Kabinett Fehrenbach oder den Minister Simons zu stürzen beabsichtige. (Hier handelt es sich um einen weiteren Vorwurf des „B. T.“, der ebenfalls in diese Affäre hineinspielt. D. H.) Diese Behauptung betrachte ich als eine schwere Ehrenkränkung für die Redaktion und für mich. Es wird hier endlich einmal in präziser Form eine Verleumdung veröffentlicht, die seit Monaten mehr oder weniger versteckt in allen möglichen Konventikeln gegen die ‚Vossische Zeitung‘ herumgetragen worden ist. Ich begrüße deshalb die Gelegenheit dankbar, nunmehr von den Verleumdern den Beweis für ihre Verdächtigungen erzwingen zu können. Es wird dem ‚Berliner Tageblatt‘ Gelegenheit gegeben werden, vor Gericht seine Behauptungen zu erhärten, es wird dort auch über die geschäftlichen Motive des Blattes und über die politischen Beweggründe seiner Hintermänner zu sprechen sein.“

Bernhard schließt den Artikel mit der Versicherung:

„. . . Seit 25 Jahren wickelt sich meine politische und publizistische Tätigkeit unter völliger Kontrolle der Öffentlichkeit ab. Dem ‚Berliner Tageblatt‘ werde ich Gelegenheit bieten, zu beweisen, welche Minute meines öffentlichen Wir-

kens irgendwie Gelegenheit gegeben hat, an der Reinheit meiner Gesinnung zu zweifeln."

Am Abend des gleichen Tages brachte auch das „Berliner Tageblatt" eine Zuschrift von Georg Bernhard folgenden Wortlautes:

„Da das ‚Berliner Tageblatt' endlich einmal in greifbarer Form Beschuldigungen ausgesprochen hat, die von gewissen Stellen planmäßig, ohne daß sie präzis formuliert waren, gegen mich in die Welt gesetzt werden, so werde ich diese mir seit lange me erwünschte Gelegenheit ergreifen, auf dem Wege der gerichtlichen Klage die Motive des ‚Berliner Tageblattes' und seiner politischen Hintermänner festzustellen."

Nach diesen mannhaften Erklärungen und Ankündigungen von Georg Bernhard mußte jeder Leser annehmen, daß ein alsbald stattfindender Prozeß von Georg Bernhard dazu benützt werden würde, vor der ganzen Öffentlichkeit seine Ehre reinzuwaschen, denn ihm war tatsächlich der schwerste Vorwurf gemacht worden, den es für einen Journalisten gibt: der Vorwurf der Bestechlichkeit. Aber es ist bei dieser Fanfare geblieben. Die Öffentlichkeit hat nie mehr etwas von diesem ganzen, mit männlicher Entrüstung und Empörung geführten Federduell gehört. Es ist auch nicht zu einer Klage gekommen. Die ganze Affäre ist stillschweigend begraben worden. Und es mag schon ein tiefer Sinn in der schnoddrigen und ironischen Art gelegen haben, wie das „Berliner Tageblatt" seine Erwiderung auf Georg Bernhards Zuschrift am 4. Mai (Morgenausgabe) abschloß, als es schrieb:

„. . . Er hat angekündigt, daß er uns vor den Richter zitieren werde, und wir hoffen also, ihn bei Philippi wiederzusehen."

Der Ton dieser Sätze entsprach keineswegs dem Ernste des Gegenstandes. Aber ein Blatt wie das „Berliner Tageblatt" mußte ja am besten wissen, wen es in Georg Bernhard vor sich hatte. Und es ist auch nicht ganz ohne Reiz, wie das „Berliner Tageblatt" selbst am Ende des Artikels sich zum Thema selbst äußerte. Denn es schrieb in derselben Notiz u. a.:

„. . . Herr Bernhard, der Chefredakteur, äußerte sich in einem sehr langen Artikel, an dessen Schluß er von seiner persönlichen Ehre, von seinem öffentlichen Wirken und von der Reinheit seiner Motive spricht. Das ist sehr rührend, aber es ist auch überflüssig. Denn niemand hat ja die persönliche Ehrenhaftigkeit des Herrn Bernhard angezweifelt (?), und wir für unsern Teil haben in keinem Augenblick angenommen, er werde bei seiner törichten und schädlichen Politik von gewinnsüchtigen oder anderen unehrenhaften Absichten geleitet sein."

Damit hatte auch das „Berliner Tageblatt“ zwischen den Zeilen deutlich erkennbar bereits den Rückzug angetreten. Die spätere Entwicklung hat dies bestätigt.

Man weiß nicht recht, wem man abschließend in dieser Auseinandersetzung die Palme der Charakterlosigkeit reichen soll, dem damaligen Chefredakteur des „Berliner Tageblattes“ oder dem Chefredakteur der „Vossischen Zeitung“. Das Entscheidende für den Beobachter und Erforscher jüdischer Pressemethoden aber ist, daß zum Schlusse beide Parteien trotz ihrer mannhaften öffentlichen Versicherungen es doch vorgezogen haben, die ganze Angelegenheit auf sich beruhen zu lassen —, und zwar wiederum durch die gütige Vermittlung eines jüdischen Rechtsanwalts (Dr. Cohn). Es gibt ein deutsches Sprichwort, das diesen Fall völlig deckt: „Pack schlägt sich, Pack verträgt sich.“ Auch wenn es sich dem Namen nach um die prominentesten Vertreter zweier deutscher Weltblätter, zwei Zierden des jüdischen Journalismus, gehandelt hat.

Diesem „Charakter“-Bild von Georg Bernhard entspricht es auch, daß er noch während der Weimarer Republik seinen eigentlichen Beruf hat verlassen müssen. Der engere Anlaß ist wiederum eine keineswegs erfreuliche Hausstreitigkeit innerhalb der Familie und Firma Ullstein gewesen, in der Georg Bernhard eine üble Rolle gespielt hatte. Wir versagen es uns, hier auf die Einzelheiten dieser Affäre einzugehen, da es sich um ziemlich schmutzige Wäsche handelt. Wir halten nur als politisch bedeutsam den Umstand fest, daß dabei auch Georg Bernhard die Verbindung mit dem berüchtigten, nach Paris entflohenen Führer der Separatisten im Rheinland, J. F. Matthes, einem einwandfreien Landesverräter, zum Vorwurf gemacht wurde. Mit diesem Subjekt ließ sich Georg Bernhard ein. Hierüber schrieb Dr. Franz Ullstein in der Zeitschrift „Das Tagebuch“ des Juden Leopold Schwarzschild vom 12. Juli 1930 so:

> „Der erste, der diesem Erpresser und wirklichen — nicht eingebildeten — Landesverräter im Auftrage des Ullstein-Verlages Geld ausgehändigt hat, war Herr Leo Stahl, der Pariser Vertreter der ‚Vossischen Zeitung‘. Der zweite, der sich in Paris mit Herrn Matthes an einen Tisch gesetzt hat, sei es auch nur in einem entlegenen Café, war mein lieber Neffe, Fritz Roß, Verlagsdirektor im Ullstein-Hause. Der dritte, der mit Herrn Matthes in brieflicher und mündlicher Berührung stand, war der Chefredakteur der ‚Vossischen Zeitung‘, Georg Bernhard, M. d. R. Diese Verbindung mit einem der übelsten politischen Abenteurer — ich möchte ihn, wenn man diesen Fälscher-Roman mit dem Dreyfus-Roman vergleichen darf, den Esterhazy des Ullstein-Romans nennen — hat auch in der letzten Zeit noch nicht aufgehört.“

Übrigens ergibt sich aus diesen Ausführungen von Dr. Franz Ullstein, daß in ähnlicher Weise auch die beiden anderen Zeitungsleute Leo Stahl und Fritz Roß in Berührung mit dem Landesverräter Matthes gestanden haben.

Selbst ein so intimer Freund und Gesinnungsgenosse von Georg Bernhard wie Helmut von Gerlach sah sich genötigt, auf Grund dieser Tatsache von Georg Bernhard öffentlich in der nächsten Nummer des „Tagebuchs" abzurücken.

Jedenfalls war das Resultat dies, daß Georg Bernhard nun wieder dahin zurückkehrte, woher er gekommen war: in den Handel. Und zwar wurde er Syndikus des Verbandes der deutschen Warenhäuser. So endete die Laufbahn dieses „größten" jüdischen Journalisten der letzten zwanzig Jahre in Deutschland. Selbst die Ära der Weimarer Republik hatte ihn nicht mehr ertragen können, und es bedurfte noch nicht einmal des „Dritten Reiches", um ihn von seinem Thron herunterzustoßen.

Auch sein großer Gegenspieler Theodor Wolff, der Chefredakteur des „Berliner Tageblattes", dessen Rivalität ja die ganze angeführte Kontroverse mit dem „Berliner Tageblatt" erst erklärt, war eine unerfreuliche Erscheinung in der Galerie führender jüdischer Journalisten. Auch ihm ist der Vorwurf des politischen Opportunismus von seinen eigenen politischen Gegnern gemacht worden. Auch er hat zu denen gehört, die während des Krieges sich gehütet haben, es mit den Machthabern zu verderben, um dann nach dem Umsturz von 1918 mit fliegenden Fahnen in das Lager der neuen Regenten überzugehen. Er hat sich vor allem dadurch ausgezeichnet, daß er mit besonderer Boshaftigkeit über die gefallenen Größen von einst, die Hohenzollerndynastie, das Beamtentum und den Soldatenstand hergefallen *ist und sie nach dem Umsturz mit allen Mitteln herabzusetzen und lächerlich* zu machen versucht hat. Man ist versucht, von „Eselsfußtritten" zu sprechen. Er war mehr Feuilletonist, im Unterschied von dem dozierenden „Professor" Georg Bernhard. Gerade durch diesen seinen koketten und schillernden, bisweilen frivolen Kulturliberalismus hat er dazu beigetragen, die Sache der Demokratie und der Demokratischen Partei in den Augen des deutschen Volkes zu diskreditieren.

Man lese nur folgende beide Sätze aus der biographischen Notiz über ihn in dem „Jüdischen Lexikon" (Bd. V, Sp. 1491):

> „Er kämpfte gegen Annexionen und übersteigerten Nationalismus und für die Einführung des parlamentarischen Systems. Acht Tage nach dem Ausbruch der Revolution 1918 wurde in seinem Arbeitsraum die Deutsche Demokratische Partei gegründet; 1926 schied er jedoch

zum Protest gegen die positive Stellung der Partei zum sog. ‚Schund- und Schmutzgesetz‘ aus.“

Wir übersehen die selbstgefällige Eitelkeit, mit der hier die Gründung der Deutschen Demokratischen Partei im „Arbeitsraum“ Theodor Wolffs auf sein Konto geschrieben wird. Sie wirft nebenbei ein bezeichnendes Licht auf das jüdische Machtbewußtsein. Wesentlich ist vielmehr zur Charakteristik von Theodor Wolff, daß er wegen seiner Opposition gegen das „Schund- und Schmutzgesetz“ aus der Demokratischen Partei ausgetreten ist, und daß das „Jüdische Lexikon“ diesen Umstand mit besonderer Befriedigung festhält. Wir kommen später noch auf die unheilvolle Rolle der Juden auf dem Gebiete der Volksmoral zu sprechen. Zur Würdigung dieser kurzen Notiz aber muß man wissen, worum es sich bei diesem „Schund- und Schmutzgesetz“ drehte. Denn mit ihm sollten endlich die schlimmsten Auswüchse der Produktion unsittlicher Literatur beseitigt werden, die in den ersten Jahren der Weimarer Republik eingerissen waren. Wer diesen Augiasstall der Unsittlichkeit nicht kennt, der lese einzelnes in diesem Buche hierüber nach, und er wird dabei beiläufig feststellen, daß gerade an der Produktion dieser Pornographie fast ausschließlich Juden beteiligt gewesen sind. Das Entscheidende aber ist, daß dieses Schund- und Schmutzgesetz sich hauptsächlich auf die Bewahrung J u g e n d l i c h e r vor Schund und Schmutz erstreckte. Sogar diesen gesetzlichen Schutz der Jugendlichen also haben liberale „Demokraten“ wie Theodor Wolff abgelehnt, weil sie das Wesen der liberalen Demokratie in dem Gewährenlassen jedes unsittlichen Volksvergifters erblickten, in Wirklichkeit, weil ihnen das Interesse des einzelnen über dem Gesamtinteresse des Volkes stand. Man kann sogar mit Fug und Recht behaupten, daß wohl niemand der Sache der liberalen Demokratie und der Weimarer Republik in Deutschland mehr geschadet hat als die Scharen von jüdischen Patentdemokraten und Patentrepublikanern, die sich in den Vordergrund drängten und ohne jeden Takt versuchten, dem deutschen Volke ihre hemmungslosen Freiheitstheorien aufzudrängen — bis das Volk die Geduld verlor und sie aus dem Lande jagte, wenn sie nicht schon vorher sich in Sicherheit gebracht hatten. Sie selbst haben in erster Linie der Republik von Weimar das Grab gegraben!

In diesem Zusammenhang sei auch kurz noch der Publizist gestreift, dessen Namen noch größeren Klang in der Welt gehabt hat als der Georg Bernhards und Theodor Wolffs, wir meinen M a x i m i l i a n H a r d e n.

Es wäre verlockend, an Hand seiner eigenen Aufsätze in seiner Zeitschrift „Die Zukunft“ eine Entwicklungsgeschichte seiner Ansichten zu schreiben, die in Wahrheit eine Geschichte der Wandlungen wäre. Man könnte mit dieser Studie ein ganzes Buch ausfüllen. Wir beschränken uns hier nur auf

das Zeugnis des in dieser Frage einwandfreien „Jüdischen Lexikons“, das in der biographischen Notiz über Maximilian Harden (Bd. II, Sp. 1432), der übrigens ursprünglich Witkowski* hieß, auch auf seinen Gesinnungswechsel nach dem Weltkrieg eingeht. Dort heißt es u. a.:

> „Er vertrat bis in den Weltkrieg hinein einen Standpunkt, der sich mit dem der Konservativen Partei vereinigen ließ. Die Entwicklung des Weltkrieges bewirkte eine vollkommene Veränderung seiner Einstellung. Er verwarf den Machtgedanken, betonte die Solidarität der Völker, sekundierte der Polemik, die die Unabhängige Sozialdemokratie gegen die deutsche Heeresleitung, Regierung und alle diese unterstützenden Parteien führte.“

Daß Maximilian Hardens Haltung vor dem Weltkrieg ungefähr der der Konservativen Partei entsprochen hätte, diese Behauptung wollen wir hier lieber unerörtert lassen. Sie zeichnet sich mehr durch äußere Sicherheit als innere Richtigkeit aus. Allein die von dem „Jüdischen Lexikon“ getroffene Feststellung der „vollkommenen Veränderung seiner Einstellung“ genügt zur Beleuchtung der Charakterfestigkeit eines so gebildeten und erfahrenen Publizisten wie Maximilian Harden. Wie man als ernster Schriftsteller von den Konservativen zu den „Unabhängigen“ hinüberwechseln kann, dazu gehört nun einmal eine besondere rassische Veranlagung.

Sogar ein so wenig voreingenommener Kenner Hardens wie der Jude Emil Ludwig urteilt über seinen „Freund“ (so nennt er ihn) äußerst kritisch, denn er schreibt über ihn in seinen Erinnerungen „Geschenke des Lebens“ (S. 481):

> „Harden dagegen, der genau so dachte (wie Rathenau), hatte aus diabolischen Motiven zum Kriege Fanfaren geblasen, pries dann in Vorträgen des ersten Kriegsjahres Admirale, die ihm unausstehlich sein mußten, und bereitete seinen Rückzug von einem Kriege, den er zuletzt gewünscht und vorausgesagt hatte, nur langsam vor. Dies ist seine dunkelste Stelle, wahrscheinlich ist sie nur pathologisch erklärbar.“

In ähnlicher Richtung bewegen sich die Beschuldigungen, die Dr. Friedrich Thimme gegen Maximilian Harden erhoben hat. Es sind die schwersten Beschuldigungen, die es für einen Publizisten von Rang und Achtung gibt.

Dr. Friedrich Thimme, einer der angesehensten deutschen Historiker, der sich vor allem durch die Herausgabe der fünfzigbändigen großen Aktenpublikation des deutschen Auswärtigen Amtes „Die Große Politik der Europäischen Kabinette 1871 bis 1914“ einen international geachteten Namen erworben hat und den Auftrag zu dieser Ausgabe bereits wegen seines

---

* Sohn des Kaufmanns Arnold Witkowski und der Ernestine, geb. Krakau.

besonderen Ansehens erhalten hatte, hat im Jahre 1919 eine Broschüre „Maximilian Harden am Pranger" (Berlin 1919, Verlag der „Neuen Woche", Maximilian Goerlich, Flugschriften der „Neuen Woche" Nr. 1) veröffentlicht, in der er sofort in den ersten Sätzen eine dreifache Anklage gegen Maximilian Harden erhob.

Er schrieb:

> „Ich lade Maximilian Harden, den Herausgeber der ‚Zukunft', vor das Gericht des deutschen Volkes.
>
> Ich klage Maximilian Harden vor diesem Gericht einer dreifachen Schuld an.
>
> Ich klage ihn an, einer der Hauptschuldigen an dem unseligen Weltkriege zu sein.
>
> Ich klage ihn an, einer der Hauptschuldigen an der deutschen Niederlage zu sein.
>
> Ich klage ihn an, einer der Hauptschuldigen an dem schließlichen Endresultat des Versailler Schmachfriedens zu sein.
>
> Schuldig am Kriege ist Harden, weil er viele Jahre vor seinem Ausbruch als einer der schlimmsten deutschen Imperialisten, Macht-vor-Recht-Politiker und Kriegsstreiter die Atmosphäre hat schaffen helfen, aus der die ungeheure Tragödie der Irrungen erwuchs.
>
> Schuldig an der deutschen Niederlage ist Harden, weil er seit dem Momente, wo er erkannte, daß die Chancen des im Jahre 1914 ausgebrochenen gewaltigen Völkerringens sich zugunsten der Entente neigten, dazu übergegangen ist, das Vertrauen auf die Gerechtigkeit der deutschen Sache, die Zuversicht und Durchhaltekraft des deutschen Volkes zu untergraben und zu brechen.
>
> Schuldig am Versailler Schandfrieden endlich ist Harden, weil er sich nach dem Zusammenbruch des deutschen Volkes zum eifrigsten Sachwalter der Entente aufgeworfen, sich ihre wilden Anklagen gegen das ‚kriegsschuldige' Deutschland zu eigen gemacht, dem deutschen Volke, seiner Regierung und seiner Friedensdelegation jedweden moralischen Kredit zu rauben gesucht und die Entente in dem Glauben bestärkt hat, von diesem Volk und dieser Regierung Alles und Jedes, selbst das Eingeständnis der alleinigen deutschen Schuld und Verantwortung am Kriege, erpressen zu können." (Sperrungen nach dem Original.)

H a r d e n „k n e i f t“.

Dr. Friedrich Thimme hat diese Anklage dann auf insgesamt 19 Seiten im einzelnen substantiiert. Er hat sich also nicht damit begnügt, nur eine allgemeine und summarische Beschuldigung zu erheben, sondern Maximilian Harden ganz bestimmte, festumrissene Anklagen vorgelegt. Man kann also diese substantiierten Beschuldigungen nicht mit dem Einwand abtun, Harden hätte auf sie nicht „einhaken“ können, um mit der Beleidigungsklage zu antworten. Vielmehr spitzt Thimme an einer Stelle seine Anklagen sogar zu der Behauptung zu:

> „Jeder Aufsatz Hardens zeigt jetzt, daß er nicht mehr zu seinem Volk steht, sondern zu dessen bittersten Feinden! Harden schreibt seit dem November 1918 genau so, als ob er ein b e z a h l t e r A g e n t d e r E n t e n t e sei.“ (Sperrungen nach dem Original.)

Und am Schluß nennt Thimme ihn „Judas Ischarioth“, indem er seine Flugschrift folgendermaßen beendet:

> „Deutsches Volk, du bist durch den Frieden, der mit das Werk Hardens ist, so tief entehrt, so tief gesunken wie noch nie in deiner Geschichte! Aber so unendlich tief kannst du nicht sinken, daß du mit einem solchen Judas Ischarioth irgendeine Gemeinschaft ertragen könntest. Deutsches Volk, tue deine Pflicht!“

Maximilian Harden hat nicht das Selbstverständliche getan, was jeder Ehrenmann in diesem Fall getan hätte. Er hat nicht geklagt. Auch nicht, nachdem der international bekannte Historiker der Berliner Universität Hans Delbrück in seiner kurz danach herausgegebenen Broschüre „Kautsky und Harden“ (Verlag Karl Curtius, Berlin 1920) an die Seite von Thimme trat und Harden erneut an den Pranger stellte. Harden ignorierte auch, daß Delbrück in dieser Anklageschrift ihm vorhielt:

> „Harden hat sich nicht getraut, sich gegen die Thimmesche Anklage direkt zu verteidigen. Ohne dessen Schrift zu nennen, druckt er in der ‚Zukunft‘ (4. Oktober) einen Artikel aus dem Mai 1914 ab, in dem er ein vernünftiges Verhalten gegenüber den Franzosen empfiehlt, und fragt entrüstet, ob so ein Kriegshetzer schreibe.“

Delbrück gebraucht auch den Ausdruck „Gesinnungsschieber“ von Harden. Wir werden im nächsten Kapitel noch einmal auf diesen Fall zurückkommen (vgl. S. 115 f.). Auch diese erneuten ehrenrührigen Feststellungen haben jedenfalls Maximilian Harden nicht dazu bewegen können, aus seiner Reserve herauszutreten und vor Gericht seinen Namen zu rehabilitieren. (Es ist immer dasselbe, ob es sich um Georg Bernhard, Theodor Wolff oder Maximilian Harden handelt!) Damit hat er sich, schon damals, in den Augen

aller anständigen und rechtlich denkenden, keineswegs antisemitisch gesinnten Personen in Deutschland selbst gerichtet. Wenn schließlich ein Attentat auf ihn verübt wurde, so ist er an diesem Akt bestimmt nicht unschuldig gewesen. Denn kaum ein jüdischer Publizist hat das deutsche Volk so bis aufs Blut gepeinigt und gegen sich aufgebracht wie Maximilian Harden, weil kaum einer so sehr die Interessen des deutschen Volkes verleugnet und geschädigt hat wie er.

Auch ihn aber hat — wie fast regelmäßig in solchen Fällen — seine Sippe nicht etwa abgeschüttelt, sondern eher noch eifriger gepriesen. So feierte ihn die „Jüdische Rundschau" bei seinem Ableben in diesen überschwenglichen Tönen:

> „Unvergeßlich bleibt sein Aufsatz, in dem er davon sprach, daß Namen wie Kurt Eisner, Gustav Landauer, Leviné, Haase und Rosa Luxemburg, die die ersten und fast die einzigen Opfer des deutschen Umsturzes gewesen sind, eine Ehre für die im Dienste eines Ideals sich opfernden Juden sind. Maximilian Harden brachte der zionistischen Bewegung viel Interesse entgegen, was in zahlreichen Äußerungen über den Zionismus zum Ausdruck kam. Die letzten Lebensjahre Hardens waren durch die wahllose antisemitische Hetze der Völkischen verbittert, die sogar gegen ihn, der neben Rathenau, Einstein u. a. auf ihrer Proskriptionsliste stand, ein Attentat verübten. Deutschland verliert in Maximilian Harden den fähigsten Publizisten. Sein plötzlicher Tod ist um so tragischer, als er nach mehrjähriger Ruhepause bereits alle Vorbereitungen zur Wiederherausgabe der ‚Zukunft' getroffen hatte (‚Jüdische Rundschau', 4. November 1927)."

Höher konnte die jüdische Anmaßung nicht steigen, als es hier geschah. Harden wurde dem deutschen Volke als sein „fähigster Publizist" vorgestellt. Im gleichen Zuge wurde die Verdächtigung mit den „Proskriptionslisten" ausgesprochen. Im übrigen dokumentiert dieser Aufsatz mit einer seltenen Offenheit die Gesinnungsgemeinschaft Hardens, dieses „fähigsten Publizisten" Deutschlands, sowie der „Jüdischen Rundschau" selbst mit den Bolschewisten und Halbbolschewisten, die Deutschland 1919 um ein Haar ins Unglück gestürzt hätten. Ihre Namen werden als „eine Ehre für die im Dienste eines Ideals sich opfernden Juden" gefeiert!

6. Die Juden in der Politik

Während im Kaiserreich Wilhelms II. trotz der wohlwollenden Haltung des Monarchen die Juden von der Bekleidung führender Ämter in der Regierung ferngehalten wurden, trat darin mit dem Umsturz vom November 1918 ein radikaler Umschwung ein. Es ist nicht nur, als seien mit diesem Umsturz gerade die den Juden adäquaten politischen Anschauungen an die Macht gekommen, sondern als stürzten sich die Juden mit einem jahrelang nur mühsam unterdrückten Hunger auf die leitenden Ämter in der Politik.

In Bayern trat ein Jude (Kurt Eisner) als Ministerpräsident an die Spitze des Staates, in Preußen ebenfalls ein Jude (Paul Hirsch). In der „Reichsregierung“ der sechs Volksbeauftragten saßen zwei Juden (Hugo Haase und Otto Landsberg). Auch die Leitung der Ministerien wurde von den Juden oder Halbjuden stark mit Beschlag belegt. Staatssekretär für Reichsernährung war der unabhängige sozialdemokratische Emanuel Wurm, im Reichsschatzamt saß als Staatssekretär Dr. Schiffer, im Reichsjustizamt als Staatssekretär Dr. Oscar Cohn. Das maßgebendste Ministerium, das Reichsamt des Innern, wurde Hugo Preuß übertragen. Auch als das erste parlamentarische Kabinett am 13. Februar 1919 gebildet wurde, saßen darin fünf Nichtarier: Eugen Schiffer, Hugo Preuß, Otto Landsberg, Georg Gothein und Dr. Bernhard Dernburg. In den meisten Regierungen der deutschen Länder sah es nicht viel anders aus, in Preußen und Bayern waren die Juden höchstens noch stärker vertreten. Am bezeichnendsten aber war, daß überall da, wo der Radikalismus mit dem Erreichten noch nicht zufrieden war, Juden das große Wort führten. Wir lassen hier als Zeugen einen Juden selbst sprechen, den Schriftleiter Rudolf Schay, in seinem Buch „Juden in der deutschen Politik“ (1929). Schay gibt diesen Tatbestand folgendermaßen wieder:

> „So fand man in der Sozialdemokratischen Partei und vor allem auch in ihrer Presse jüdische Intellektuelle in größerer Zahl. Diese Erscheinung verdichtete sich nach dem Umsturz im Jahre 1918: Unter den Kräften, die die Revolution weiter treiben, die sich mit einer freiheitlich-bürgerlichen, einer demokratisch-republikanischen Ordnung nicht zufriedengeben wollten, sondern auf Erfüllung der letzten sozialistischen Forderung drängten, spielten Juden eine hervorragende Rolle: Rosa Luxemburg, Eisner, Landauer“ (S. 25).

Damals war die „große Zeit“ der Juden. In dieser Zeit haben sie sich auch am unbefangensten und offensten gegeben, indem sie jede Maske fallen ließen. Damals zeigte sich mit aller Evidenz ihr politisches Gesicht: ihre Geistesverwandtschaft mit dem Marxismus und dem Kommunismus und ihre bis zur Verachtung gesteigerte Geringschätzung der wahren nationalen Ideale und Interessen des deutschen Volkes.

Daß es sich bei dem Hervortreten der Juden im Marxismus, im Kommunismus und im „Defaitismus“ nicht nur um ein zufälliges Zusammentreffen, sondern um eine innere Geistesbeziehung und eine psychologische Gesetzlichkeit handelt, das soll in folgendem an Hand von Tatsachen nachgewiesen werden.

a) Juden als Träger des Defaitismus

Daß die deutschen Juden in den Kreisen des Pazifismus eine führende Rolle gespielt haben, ist so weitbekannt, daß es keiner besonderen Feststellung bedarf. Wir nennen nur die Namen Alfred H. Fried, Alfred Einstein, Eduard Bernstein. Auch wäre daraus vom deutschen Volk den Juden noch kein Vorwurf gemacht worden, obwohl ein besiegtes Volk in diesen Dingen immer empfindlicher sein wird als ein Siegervolk, das sich eine gewisse Großzügigkeit in der Behandlung der Pazifisten leisten kann. Solange diese Pazifisten ihre Überzeugungen unter Rücksichtnahme auf die Interessen ihres eigenen Vaterlandes vertreten, wird man ihnen die Toleranz zubilligen, die jeder ehrlich errungenen sittlichen Überzeugung gebührt. Es wird schließlich auch in jedem Land einen oder den andern Defaitisten geben, der seinen Pazifismus vertritt ohne Rücksicht darauf, was aus seinem eigenen Vaterland wird. Solche Defaitisten hat es in Deutschland vor und seit 1918 besonders häufig gegeben. Unter diesen aber haben gerade Juden überwiegend an der Spitze gestanden.

Ihre außerordentlich verhängnisvolle Rolle für die deutsche Sache im Weltkrieg hat Dr. Hans Thimme („Weltkrieg ohne Waffen“, Stuttgart 1932) eingehend gewürdigt. Sie tragen neben der marxistischen und feindlichen Wühlarbeit die Hauptschuld an dem Zusammenbruch des deutschen Verteidigungswillens und dem immer größer werdenden Mißtrauen zwischen Führung und Gefolgschaft, Front und Heimat.

Besonders einflußreich war in diesem Kreise der Bund „Neues Vaterland“ (später „Deutsche Liga für Menschenrechte“), in dem folgende Juden führend tätig waren: Witting, Grelling, Bernstein, Wulfsohn, Siegfried Balder (Wilh. Eckstein), Magnus Hirschfeld, Heymann, Gumbel u. v. a., daneben der Judensproß Dr. Georg Graf v. Arco (Mutter: Gertrud, Tochter des jüdischen Ban-

kiers Jakob Wilh. Moßner). Aus der Diplomatie stand ihm der Gesandte a. D. Graf v. Leyden, gleichfalls durch seine Mutter (geb. [v.] Weling-Seligmann) Judensproß und mit einer Jüdin verheiratet, nahe. Die Methoden und Ziele dieses Bundes und seine verhängnisvollen Erfolge hat sein Vorstandsmitglied Otto Lehmann-Rußbüldt in seinem Buche: „Der Kampf für den Weltfrieden", Berlin 1927, mit bemerkenswerter Offenheit geschildert.

Auch die pazifistisch-marxistische Jugendbewegung im Kriege stand unter jüdischer Führung (vgl. Wolfg. Breithaupt, „Volksvergiftung 1914—1918", Leipzig 1925): Max Hodann, Jakob Feldner, die (durch ihre Mutter jüdischen) Söhne Karl Liebknechts, Scholem u. a.

Auch nach dem Kriege hat der Bund bzw. die Liga die Zersetzungsarbeit nicht aufgegeben (vgl. Lehmann-Rußbüldt a. a. O. S. 95, 117, 163).

Schon an der Vorbereitung des Umsturzes von 1918, der an die Stelle der «levée en masse» die Fahnenflucht setzte, haben Juden führenden Anteil gehabt. Wir brauchen nur die Namen des Reichstagsabgeordneten Dr. Oscar Cohn von der Sozialdemokratie, des Reichstagsabgeordneten Hugo Haase und Führers der Unabhängigen Sozialdemokratie, des Journalisten Kurt Eisner, des ehemaligen Redakteurs im sozialdemokratischen „Vorwärts", des Hauptschriftleiters Friedrich Stampfer und seines Vertreters Erich Ruttner des „Vorwärts" zu nennen und haben ein Kleeblatt von Persönlichkeiten, die systematisch auf die Untergrabung des Widerstandswillens im deutschen Volk und die Herbeiführung des Umsturzes hingearbeitet haben.

Zur Charakteristik von Dr. Oscar Cohn möge genügen, daß er Anfang November 1918 nach der Erklärung des damaligen russischen Botschafters Joffe (Jude) und seiner eigenen Bestätigung vier Millionen Rubel von Joffe „für die Zwecke der deutschen Revolution zur Verfügung gestellt" bekommen hat (vgl. S. 150).

Zur Charakteristik von Hugo Haase möge erwähnt sein, daß er zusammen mit seinen beiden Fraktionskollegen, dem Abgeordneten Vogtherr und dem Abgeordneten Dittmann, im Herbst 1917 die Führer der Matrosenrevolte in Kiel empfangen hat, ohne diesen von der verbrecherischen Absicht abzuraten oder der zuständigen Behörde Mitteilung davon zu machen.

Zur Charakteristik von Kurt Eisner möge das Zeugnis von Friedrich Stampfer, dem Chefredakteur des „Vorwärts", dienen, der in seiner Broschüre „Zum 9. November 1918" (Berlin 1919, S. 11 ff.) folgendes über Eisner schrieb:

„Der 7. November brachte die Entscheidung für die Deutsche Republik; sie fiel in München, wo . . . Kurt Eisner die Bewegung in Gang brachte. Die historische Gerechtigkeit gebietet, den bedeutsamen Anteil Eisners an der Revolution anzuerkennen. Es bleibt das Verdienst Eisners und seines kleinen

Anhangs, der republikanischen Idee im Süden Bahn gebrochen zu haben. Dadurch war der Weg zu einer deutschen Revolution freigelegt."

Zur Charakteristik von Friedrich Stampfer* selbst sei zum Schluß das klassische Bekenntnis zitiert, das der „Vorwärts" unter seiner Leitung im Leitartikel „Der gerade Weg" am 20. Oktober 1918 (Nr. 289) ablegte:

„Deutschland soll — das ist unser fester Wille als Sozialisten — seine Kriegsflagge für immer streichen, ohne sie das letztemal siegreich heimgebracht zu haben."

Dann kam noch einmal eine historische Stunde, in der dem deutschen Volk Gelegenheit gegeben war, durch entschlossenen Widerstandswillen das Unheil bis zu einem gewissen Grade wiedergutzumachen, das die Niederlage vom November 1918 ihm beschert hatte. Das war im Mai und Juni 1919, als die Entscheidung über Ablehnung oder Unterzeichnung des Friedensdiktats der Siegermächte in der Hand des deutschen Volkes lag. Das deutsche Volk in seiner erdrückenden Mehrheit war bewußt und unbewußt gegen die Unterzeichnung dieses entsetzlichen, ihm am 7. Mai vorgelegten sogenannten Friedensdokumentes. Es schien, als sollte wirklich jetzt die Einheitsfront gegen den Übermut der Siegermächte zustande kommen, deren Fehlen im November 1918 die Niederlage verschuldet hatte. Überall in ganz Deutschland, in allen Gauen und Schichten flammte spontan ein Sturm der Entrüstung über die ungeheuerliche Zumutung dieses Friedensdiktats auf. Alle wurden mitgerissen. In dieser Schicksalsstunde sind es hauptsächlich Juden gewesen, die diesen Widerstandswillen von vornherein sabotiert und damit die Einheitsfront zerbrochen haben. Sie sind in dieser Stunde dem deutschen Volke in den Rücken gefallen.

Einen dieser Saboteure der Politik des nationalen Widerstandes haben wir schon vorgenommen. Es war Georg Bernhard (vgl. S. 91 ff.). Er war führend auf dem Gebiete der Presse. Auf dem Felde der parlamentarischen Politik stand an der Spitze dieser Bewegung der Saboteure der jüdische Reichstagsabgeordnete Hugo Haase, der Führer der Unabhängigen Sozialdemokratie, der bereits am 12. Mai in der Protestsitzung der deutschen Nationalversammlung als einziger Abgeordneter sich absonderte und für die Unterzeichnung des Friedensdiktats eintrat. Hugo Haase hat von da an in seinen Reden immer wieder die Notwendigkeit der Unterzeichnung gepredigt und damit von vornherein den Gegnern die Bresche im deutschen Volk gezeigt, durch die sie schließlich doch eindringen konnten. Auch in dem Preußischen Abgeordnetenhaus ist es wiederum ein Jude gewesen, der bei der analogen

* Geboren in Brünn 8. 9. 1874, Sohn des Ezechiel Stampfer und der Bertha, geb. Hirsch.

Sitzung der preußischen Volksvertretung am 7. Mai sich zum Sprecher des Willens zur Unterzeichnung machte. Es war dies der Abgeordnete Kurt Rosenfeld, der gegen die Politik der Ablehnung polemisierte und alles Heil von der „Verständigung aller Völker" erhoffte. „Wir bauen auf das Proletariat der Ententeländer." Das war die These, die er vertrat. So wurde von dieser Seite schon vom ersten Tage an der Widerstandswille des deutschen Volkes unterminiert.

In der Presse wurde diese Sabotagepolitik angeführt durch die „Freiheit", das Berliner Organ der Unabhängigen Sozialdemokratie. Diese fast nur mit jüdischen Redakteuren besetzte Tageszeitung stand unter der Hauptschriftleitung des jüdischen Parlamentariers Dr. Rudolf Hilferding. Sie wurde nicht müde, die Notwendigkeit der Unterzeichnung und den Willen zur Unterzeichnung zu plakatieren. Schon am 8. Mai, als die Friedensbedingungen noch nicht einmal näher bekannt waren, überschrieb sie ihre Abendausgabe mit der fetten ganzseitigen Überschrift: „Wir müssen unterschreiben!" Dieses Generalthema wurde in den folgenden Nummern in verschiedenen Variationen abgewandelt. Als dann der diplomatische Kampf zwischen Deutschland und den Siegermächten sich um den 20. Juni zur Entscheidungskrise zuspitzte und sich immer noch keine Mehrheit in der Nationalversammlung für die Unterzeichnung fand, da machte diese jüdische Zeitung in geradezu demonstrativer Weise für die Annahme und Unterzeichnung Propaganda. Ihr Leitartikel am 20. Juni war überschrieben: „Die Annahme der Friedensbedingungen unausweichlich." Von der Unabhängigen Sozialdemokratie wurde in diesen Wochen der äußersten Spannung eine Broschüre „Annahme oder ablehnen" herausgegeben, von der es in der Ankündigung durch den Verlag der „Freiheit" hieß: „Diese Schrift erklärt und rechtfertigt den Standpunkt der Unabhängigen Sozialdemokratie in der Friedensfrage." Dieser Standpunkt war natürlich: Annehmen! Diese Broschüre enthielt Beiträge von K. Kautsky, E. Graf, C. Ballod, A. Stein, R. Hilferding, H. Haase. Von diesen sechs Mitarbeitern waren mindestens drei (Stein, Hilferding und Haase) jüdischer Abstammung.

Man kann, wohl mit Sicherheit, das historische Urteil fällen, daß ohne das Zutun dieser jüdischen Schriftsteller und Politiker die politische Entscheidung der deutschen Nationalversammlung anders, d. h. gegen die Unterzeichnung und für die Ablehnung, ausgefallen wäre, und daß sich keine deutsche Regierung zur Unterzeichnung gefunden und hergegeben, daß also die Entente bei einer Erzwingung der Unterschrift ins Leere gegriffen hätte. Der einzige Nichtjude unter den deutschen Politikern, der dieser Gesellschaft von Saboteuren im Mai/Juni 1919 zugesellt werden kann, ist Matthias Erzberger.

Es war ebenfalls einer jüdischen Zeitschrift vorbehalten, Leuten, die schon vor dem Umsturz von 1918 während des Krieges im Auslande Propaganda gegen Deutschland betrieben, also Landesverrat begangen hatten, die Spalten zu öffnen. Wir meinen die Zeitschrift „Die Weltbühne" des jüdischen Herausgebers Siegfried Jacobsohn. Mit dem Vaterlandsverräter meinen wir den jüdischen ehemaligen Berliner Anwalt Dr. Richard Grelling*, der vor dem Krieg nach der Schweiz übergesiedelt war und im Jahre 1915 sich in das Lager der gegen Deutschland arbeitenden Ententepropaganda begeben hatte. Er hat damals die beiden berüchtigten Bücher «J'accuse» und „Das Verbrechen" geschrieben, in denen er die deutsche Schuld am Krieg exakt nachzuweisen versuchte. Die Titel der beiden genannten Bücher zeigen ja eindeutig ihre Tendenz. Kaum ein Buch hat der Sache des deutschen Volkes im Weltkriege so sehr geschadet wie das Buch «J'accuse». Beide erschienen in dem Lausanner Propagandaverlag Payot & Co. und bezeichneten sich als „von einem Deutschen" geschrieben. Der Rechtsanwalt Dr. Grelling wurde, wie so mancher seiner Genossen, auf diese verwerfliche Handlung in aller Form gestellt, hat aber, wie wiederum die meisten dieser Genossen, gekniffen. So hat der gleichfalls jüdische Schriftsteller Karl Federn, wie er in einem Brief vom 22. November 1919 (vgl. Zeitschrift „Deutsche Politik" vom 16. Januar 1920) erklärt, in seiner Gegenschrift „Anklage gegen Deutschland", die im Jahre 1917 im Verlag von Ferdinand Wyß in Bern erschien, auf die auffällige Tatsache hingewiesen, daß das Buch Grellings, das doppelt so groß war wie das seine, nur etwa ein Viertel soviel im Buchhandel kostete. Er hat weiterhin darauf hingewiesen, daß es „sehr bedenklich" sei, daß Grelling Schriften „in einem notorisch deutschfeindlichen Verlag, der eine Filiale in einer feindlichen Hauptstadt hat", erscheinen ließe, daß „es doppelt bedenklich" sei, daß, „nachdem eine feindliche Regierung nachweisbar viele Tausende von Exemplaren der ersten Schrift aufgekauft habe, die zweite zu einem kalkulationsmäßig unmöglichen Preise erschienen" sei. Er bezeichnete das Vorgehen Grellings als „ruchlos". Er erklärte, daß die Vorwürfe, die er schon vorher gegen Grelling erhoben habe, schwer genug gewesen seien, „um ihn zur Klage zu zwingen", um so mehr, als Grelling in Bern oder Lugano Richter gefunden hätte, die sicher nicht gegen seinen Standpunkt eingenommen gewesen wären. Er erklärte weiter, daß er alle seine Beschuldigungen aufrechterhalte, daß Grelling „fast durchweg mit Lügen und Verfälschungen der Tatsachen und Dokumente" gearbeitet habe, und er „erwarte nunmehr seine Klage". Grelling hat auf diese ehrenrührigen Vorwürfe keine Klage angestrengt.

---

* Geboren in Berlin 11. 6. 1853, gestorben Berlin 15. 1. 1929, Sohn des Bankiers Julius Grelling und der Adelheid, geb. Grelling.

Dieser selbe Grelling wurde von der Zeitschrift „Das Tagebuch" des Juden Leopold Schwarzschild nach seinem Tode in einem sehr wohlwollenden Nachruf eingehend gewürdigt. Mit keinem Worte wurde er etwa kritisiert oder gar verurteilt. Vielmehr schwingt zwischen den Zeilen deutliche Sympathie und Anerkennung, wie folgende Probe dieses Aufsatzes (Jg. 1929, S. 137) zeigen mag:

> „Vor einigen Tagen verstarb der bei Florenz ansässige Dr. Richard Grelling, der Verfasser jenes berühmtesten aller Kriegsbücher, das den Zola entlehnten Titel ‚J'accuse' trug. Wie berühmt dieses Buch seinerzeit war, weiß man allerdings in Deutschland heute noch nicht; auch nicht, daß es in fast ebensoviele Sprachen übersetzt wurde wie die Bibel; ebenfalls nicht, daß es, genau wie die Bibel, die patriotischen Streiter der anderen Seite im Glauben an die Heiligkeit ihrer Sache bestärkte und in ihrem langwierigen Kreuzzug gegen die deutschen ‚Heiden' weiter ausharren ließ. Sein bisher nur deutschen Kreisen bekannter Autor wurde mit einem Schlage weltberühmt; sein glücklicher Verleger Payot mit einem Buche reich: so reich, daß er sich in Lausanne eine Villa bauen ließ, die er noch während des Krieges bezog und die unter den Eingeweihten den Namen ‚Villa J'accuse' erhalten hatte.
>
> Grelling war extremer Pazifist, dazu noch ein extremer Jurist, der das ‚Verbrechen' der Deutschen genau studiert und darüber vor dem Forum der Alliierten das überzeugende Plädoyer eines Staatsanwaltes gehalten hatte. Wie alle Staatsanwälte vertrat er glänzend die Gerechtigkeit, mit dem Erfolge, daß diese siegte und das Abendland unterging, wenigstens beinahe . . ."

Zum Schluß wird seine „Starrheit" sogar mit der „eines alten Römers" verglichen!

Wir nennen weiterhin den jüdischen Journalisten Hermann Fernau (Fall), der ebenfalls in den Jahren 1917/18 in der Schweiz für die Entente gegen Deutschland Propaganda gemacht hat. Er war, wie übrigens auch Dr. Grelling, Mitarbeiter an der berüchtigten „Freien Zeitung" in Bern, dem führenden Organ auf der antideutschen Seite in der Schweiz, dessen Artikel in manchen Fällen von der Ententepropaganda über den deutschen Schützengräben abgeworfen wurden.

Beide Vaterlandsverräter haben alsbald nach dem Umsturz in der „Weltbühne" des Juden Siegfried Jacobsohn Aufnahme zur Verbreitung ihrer Ansichten gefunden. Richard Grelling erhielt das Wort gerade in den Tagen der Vorbereitung der Friedensbedingungen in einem Artikel „Schuldfrage und Friedensunterhändler" (6. März 1919). In diesem

Artikel vertrat er die gleichen Ansichten wie in seinem landesverräterischen Buch «J'accuse». Hermann Fernau schrieb mehrfach, so am 18. September 1919, über „Deutschlands Verhängnis“ und am 30. September 1920 über „Von Kiel bis Kapp“. Auch seine Gedankengänge hatten sich nicht im geringsten gewandelt gegenüber 1917 und 1918. Im Gegenteil erlaubte er sich sogar die Frechheit, gegen die deutschen Gelehrten, die anderer Ansicht waren wie er, in gehässigster Weise loszuziehen. In dem Aufsatz „Deutschlands Verhängnis“ verstieg er sich sogar zu der Behauptung: „Die schamlosesten Lügen und Fälschungen waren für Professoren, wie Schiemann, Oncken, Niemeyer, Kohler, Schäfer und ihresgleichen, gerade gut genug.“ Damit verdächtigte er Männer von internationalem Ruf, wie den Historiker Hermann Oncken, den Völkerrechtler Theodor Niemeyer, den Juristen Joseph Kohler und den Historiker Dietrich Schäfer, in leichtfertigster Weise.

Auch sonst behandelte die „Weltbühne“ insbesondere Richard Grelling als Hauptexperten und Kronzeugen für das Problem der Kriegsschuldfrage.

In einem Artikel „Die Schuld am Kriege“ von Georg Metzler war schon am 13. Februar 1919 in vorsorglicher Weise auf das Material hingewiesen, „das Richard Grelling veröffentlicht und das bis jetzt der strengsten Nachprüfung standgehalten hat“. Daran anschließend war von Metzler Punkt für Punkt dieses Material, kurz zusammengedrängt, wiedergegeben worden. So lobte weiterhin der Leitartikler der „Weltbühne“, Heinrich Ströbel, am 24. Juni 1919 die Werke Grellings «J'accuse» und sein dreibändiges „Verbrechen“ in besonderer Weise. Derselbe Ströbel trat sogar für Richard Grelling (8. Januar 1920) ein, als dieser von dem parlamentarischen Untersuchungsausschuß der Nationalversammlung einstimmig, sogar mit der Stimme des Vertreters der Unabhängigen, als Sachverständiger in der Kommission für die Kriegsschuldfrage abgelehnt worden war! Diese eindeutige Abschüttelung Grellings durch die deutsche Volksvertretung war für Ströbel nur Anlaß, diesen noch mehr zu verherrlichen. Er nannte ihn in seinem entsprechenden Aufsatz den „ersten und verdienstvollen Bekämpfer der dynastisch-militärischen Verbrecherpolitik, der wir den Tod von zwei Millionen Deutschen, der wir Deutschlands politischen und wirtschaftlichen Ruin verdanken“!

Wie ja überhaupt die Zeitschrift „Die Weltbühne“ auf diesem Gebiete des Defaitismus sich auch sonst hervorgetan hat. Ihr Hauptmitarbeiter Kurt Tucholsky hatte sich dessen gerühmt, daß er den Landesverrat nicht scheue, daß er ihn mit allen, auch ungesetzlichen Mitteln betreibe. Wir werden uns später noch eingehend mit ihm befassen (S. 223).

Ihr Hauptschriftleiter, der Schriftsteller Karl von Ossietzky*, war wie Fechenbach in ein Landesverratsverfahren verwickelt, auf Grund

* Geboren in Hamburg 3. 10. 1889 (jüdische Abstammung steht nicht einwandfrei fest).

dessen er im November 1931 von dem deutschen Reichsgericht zu einem Jahr sechs Monaten Gefängnis verurteilt wurde.

In diesem Zusammenhang verdienen auch die beiden Brüder Harden genannt zu werden, sowohl der bekannte Maximilian Harden wie der Bankdirektor und Aufsichtsratsvorsitzende der Nationalbank, Geheimrat Witting, deren beider Familienname ursprünglich Witkowski lautete.

Beide gehören zu denen, die den Interessen des deutschen Volkes im Weltkrieg stark geschadet haben.

Der Geheimrat Witting hat sich vor allem durch die Weitergabe der unheilvollen Denkschrift des Fürsten Lichnowsky, des früheren deutschen Botschafters in London, einen Namen gemacht. Diese Denkschrift des Fürsten Lichnowsky, die er nur für private Zwecke während des Weltkrieges aufgezeichnet hatte, um sie an fünf genau bekannte Persönlichkeiten zu geben, war unter Verstoß gegen die auferlegte Diskretionspflicht der Empfänger in die Öffentlichkeit gelangt, und zwar dadurch, daß der Geheimrat Witting, einer der fünf Empfänger, diese „leihweise" einem deutschen Offizier aushändigte. Auf diese Weise gelangte diese an Mitglieder des Reichstags und schließlich (1917) als Flugschrift unter dem Titel „Meine Londoner Mission" in die Öffentlichkeit. Diese Schrift hat der deutschen Sache ähnlich geschadet wie das Buch «J'accuse», da sie Deutschland der Kriegsschuld bezichtigte. Diese Tendenz der Broschüre mag wohl auch die Veranlassung für das sonderbare und pflichtwidrige Verhalten des Geheimrats Witting gewesen sein, als er diese Denkschrift, die die anderen Empfänger als „gefährliche Gabe im tiefsten Schreibtischfach" (Theodor Wolff im „Berliner Tageblatt") verwahrt hatten, „leihweise" aus der Hand gab.

Sein Bruder Maximilian Harden hat schon zu Ende des Krieges sich als Vorkämpfer des „Defaitismus" erwiesen, indem er dem deutschen Volk die Aussichtslosigkeit eines weiteren Widerstandes nachzuweisen versuchte. Genau so hat er im Sommer 1919 durch seine „defaitistische" Politik der Entente den Rücken zur Verhängung des Friedensdiktates gestärkt.

Von ihm hat der hochangesehene Historiker der Berliner Universität Hans Delbrück in seiner Kampfbroschüre „Kautsky und Harden" (Verlag Karl Curtius, Berlin 1920) geschrieben:

> „Harden und die Unabhängige Sozialdemokratie haben durch derartige Darlegungen gleichmäßig dazu beigetragen, die moralische Widerstandskraft im deutschen Volke zu zermürben und die Absicht unserer Feinde, uns aufs allerhärteste zu treffen, zu verstärken. Das Aufbäumen des deutschen Volkes gegen die Friedensbedingungen von Versailles nennt Harden ‚erkünstelte Tobsucht', ‚ekles Lügenwerk'. Mit

Hilfe dieser Bundesgenossen in Deutschland selbst haben unsere Feinde uns den sogenannten Friedensvertrag aufgezwungen und halten uns nieder . . .“

Delbrück hat weiterhin in dieser Broschüre festgestellt, daß Harden sich nicht getraut hat, sich gegen die gleiche, schon vorher von Friedrich Thimme erhobene Anklage direkt zu verteidigen. In dieser Anklage hatte Thimme Harden rundheraus des Vaterlandsverrats beschuldigt (vgl. S. 106).

Eine unheilvolle Rolle hat in dieser Zeit des Ringens gegen die Siegermächte und das Friedensdiktat auch der damalige bayerische Ministerpräsident Kurt Eisner gespielt, der am 23. November 1918 einen verstümmelten Bericht des bayerischen Geschäftsträgers in Berlin vom 18. Juli 1914 in der deutschen Presse veröffentlichen ließ, in dem wesentliche Stellen fortgelassen waren, um auf diese Weise die damalige kaiserliche Regierung zu diskreditieren. Die Zurechtstutzung dieses Berichtes war durch den ebenfalls jüdischen Sekretär des Ministerpräsidenten Kurt Eisner, den ehemaligen Kaufmann Felix Fechenbach, vorgenommen worden. Gegen ihn hat dann der Herausgeber der „Süddeutschen Monatshefte“, Professor Nikolaus Coßmann in München, den Vorwurf der bewußten und absichtlichen Fälschung erhoben. Coßmann, gegen den Fechenbach Beleidigungsklage erhoben hatte, wurde nach mehrtägiger Verhandlung am 11. Mai 1922 freigesprochen mit einer Urteilsbegründung, die Eisner sowohl wie Fechenbach moralisch vernichtete, weil „amtliche Fälschung“ vom Gericht als erwiesen angenommen wurde. Kurz danach wurde Fechenbach, da Kurt Eisner durch das tödliche Attentat auf ihn im Jahre 1919 ja dem irdischen Richter entzogen war, am 20. Oktober 1922 nach mehr als vierzehntägiger Verhandlung vor dem Bayerischen Volksgericht in München wegen vollendeten und versuchten Landesverrats zu elf Jahren Zuchthaus und zehn Jahren Ehrverlust verurteilt. Auch das bayerische Oberste Landesgericht, das auf Grund eines Gnadengesuches von Fechenbach eine Nachprüfung des Urteils vorgenommen hatte, stellte die Schuld des Angeklagten Fechenbach fest.

Wir schließen diese Zusammenstellung einer Galerie jüdischer Defaitisten mit der Feststellung, daß es auch unter den Deutschen Lumpen gegeben hat, die gleichen Kalibers gewesen sind. Aber der Unterschied zwischen beiden Gruppen besteht darin, daß die Zahl der Juden (nicht nur relativ, sondern absolut) in diesem Lager weit größer gewesen ist, und daß die hier genannten Juden fast alle eine viel bedeutendere Stellung im öffentlichen Leben eingenommen haben.

Der Grund für diesen Defaitismus war die äußere und innere Wurzellosigkeit des Judentums. Der Defaitismus selbst war ein Ausdruck des

Mangels an wirklicher Vaterlandsgesinnung. Diesen Mangel hat das deutsche Volk immer mit instinktiver Sicherheit herausgefühlt, einerlei, in welcher Art er sich äußerte, ob als Selbstbezichtigung wie im Falle Kurt Eisner oder als direkter Defaitismus wie im Falle der Gebrüder Harden oder als Herabsetzung der nationalen Traditionen und Symbole wie im Falle Tucholsky.

In dieser letzteren Richtung haben zwei „Fälle“ in der Nachkriegszeit besonderes Aufsehen in Deutschland erregt. Das war der „Fall Lessing“ und der „Fall Gumbel“. In beiden Fällen handelte es sich um Hochschullehrer. Dieser Umstand hat den Geistesäußerungen dieser beiden Personen ihr besonderes Gewicht verliehen und zugleich den Unwillen und die Empörung des deutschen Volkes in besonderem Grade hervorgerufen.

1. Der Fall Lessing

Wir gehen zuerst auf den „Fall Lessing“ ein. Urheber dieses Falles war der Professor Theodor Lessing*, der als Privatdozent der Philosophie an der Technischen Hochschule in Hannover wirkte und zugleich einen durch den preußischen Kultusminister erteilten Forschungsauftrag ausübte.

Dieser Lehrer und Erzieher der deutschen Studenten hatte es für nötig gehalten, in den Wahlkampf um das Amt des Reichspräsidenten im Jahre 1925 einzugreifen, und zwar in einem ausländischen, obendrein deutschfeindlichen Blatt und noch dazu in einer Tendenz, die die nationalen Gefühle des deutschen Volkes aufs tiefste verletzte. Er schrieb am 25. April 1925 im „Prager Tageblatt“ einen Aufsatz „Hindenburg“. Dieser Aufsatz fing, wie meist bei den jüdischen Literaten, sehr gutartig und treuherzig an. Er begann:

> „Wenn man in das gute, väterliche Antlitz des alten Hindenburg blickt, so fällt zunächst auf: die fast furchtbare Schwere dieses Antlitzes . . . Ich habe es oft mit Lächeln, oft mit Ehrfurcht, immer mit Rührung betrachtet . . .“

Auf diese Weise schmeichelt sich der jüdische Literat ganz leise in das Herz des Lesers ein und gibt sich obendrein noch den Schein des objektiven und gerechten Beurteilers. Allmählich ändert sich dann der Kurs. Es werden einige kritische Bemerkungen eingestreut, und zum Schluß ist das Bild fast umgekehrt wie am Anfang. Zum Schluß ist aus Weiß Schwarz geworden, und die dunklen Schatten bleiben im Gedächtnis des Lesers haften,

---

* Dr. phil. et med., geboren in Hannover 8. 2. 1872, Sohn des Dr. med. S. Lessing und der Adele, geb. Ahrweiler

um so mehr als der gewandte Verfasser ja vorher bereits dem „Helden" seinen Anerkennungstribut gezollt hat. Dieser Methode entspricht auch der ziemlich umfangreiche Artikel Lessings. Der Schluß wird zu einem einzigen Vernichtungsurteil über denselben Hindenburg, den er am Anfang fast idealisiert hat, ja eine einzige gemeine Beschimpfung. Er lautet so:

„Aber man soll sich dennoch sehr hüten, zu urteilen: das ist ein ganzer und voller Mensch. Ich will nicht sprechen von der Unmenschlichkeit und dem warmherzigen Egoistentum dieser naiven Selbstgerechtigkeit. Von dem Augenblick, wo dieser unpolitischste aller Menschen zu einer politischen Rolle mißbraucht wird, wird ein anderes entscheidend: dieser Mann ist durch und durch Mann des Dienstes. Hier sind noch nicht einmal die Ansätze zu einer selbst entscheidenden und grübelnden und wägenden Persönlichkeit. Hier wird immer die Instruktion, die Überlieferung, der Consensus, das ‚Man muß doch', ‚Man darf doch nicht' das allein Wesentliche sein. Ein guter ‚treuer Bernhardiner' ist der ‚getreue Eckart', der ‚brave Hort und Schirm', doch nur so lange, als ein kluger Mensch da ist, der ihn in seine Dienste spannt und apportieren lehrt; in Freiheit würde aus ihm ein führungsloser Wolf. Eine Natur wie Hindenburg wird bis zum Tode fragen: Wo kann ich dienen? Es ist gewiß ergreifend und rührend, daß während des Weltkrieges eine der übelsten und bösesten Naturen der Weltgeschichte gerade diese einfältigste und treugläubigste seinem Ehrgeiz und seinem Machtwillen dienstbar machte, gedeckt von der Flagge der nationalen Ideale. Aber da zeigt sich auch die Gefahr! Nach Plato sollen die Philosophen Führer der Völker sein. Ein Philosoph würde mit Hindenburg nun eben nicht den Thronstuhl besteigen. Nur ein repräsentatives Symbol, ein Fragezeichen, ein Zero. Man kann sagen: besser ein Zero als ein Nero. Leider zeigt die Geschichte, daß hinter einem Zero immer ein künftiger Nero verborgen steht."

Es war kein Wunder, daß diese unerhörte Beschimpfung, die Hindenburg gleichzeitig als einen „Zero" (also eine Null) und einen „Nero" hinstellte, wie eine Bombe in der Hochschule in Hannover einschlug. Die Studentenschaft revoltierte gegen diesen Wolf im Schafspelz, der sich als deutscher Lehrer aufspielte. Aber das vom Marxismus beherrschte Kultusministerium hielt Lessing gegen die Studentenschaft und auch gegen den Sturm der Entrüstung, der in der nationalen Presse sich erhob.

Lessing selbst aber, anstatt — wenn nicht schon aus Klugheit, so doch wenigstens aus Takt — zu schweigen, setzte diese Beschimpfungs-

kampagne noch fort. So erschien, wiederum im „Prager Tageblatt", im November 1925 in der gleichen Sache ein „Offener Brief an den Reichspräsidenten". In diesem Brief knüpfte Lessing an die Erzählung Herodots von dem Feldherrn Paphon an, der nach einem verlorenen Krieg sich hundert Papageien züchtet, die fortwährend schreien: „Paphon ist ein Gott!" Dann fährt Lessing fort: „Eure Exzellenz halten sich zu diesem Zwecke hundert deutsche Professoren zur Verfügung." Dann heißt es weiter:

> „Sprechen Sie, Exzellenz, zu der Hochschule, deren Ehrendoktor Sie sind, die folgenden Worte: ‚Ihr seid hundsmiserable Deutsche.' — So unsinnig, gemein und niederträchtig das Handeln des Volkes gegen mich ist und so wenig irgendein Minister das Recht hat, über mich das Urteil zu sprechen, das ich selber spreche, in einem tieferen Sinn dürfte vielleicht selbst in meinem Untergange ein Schicksalssinn liegen."

Solche Worte wagte und durfte damals wagen ein Hochschullehrer gegenüber dem Reichspräsidenten und Ehrendoktor der Hochschule, an der er selbst lehrte. Und zwar nachdem er selbst zuvor diesen Mann in taktlosester und beleidigender Weise beschimpft hatte!

Auch hier aber erreicht erst der Schluß des Artikels den Gipfel der Anmaßung und Frechheit; denn Lessing schließt so:

> „Auch ich beuge, wie die drei Weisen aus dem Morgenlande, alle meine Weisheit vor dem törichten Kinde und sogar vor dem Eselchen."

Echt jüdisch ist dieser Ausklang. So raffiniert wie möglich formuliert. Denn dem Wortlaut nach ist Hindenburg nicht erwähnt, darauf kann sich der Verfasser immer herausreden. Aber wenn der Satz überhaupt einen Sinn haben soll, dann kann mit dem „törichten Kinde" und sogar dem „Eselchen" nur Hindenburg gemeint sein.

Auch diese gemeine Beschimpfung wurde dem Professor Lessing von seiner vorgesetzten Behörde nachgesehen. Er blieb weiter auf seinem Posten. Und alle Proteste der Studentenschaft und der deutschen Öffentlichkeit verhallten nutzlos. Um so mehr aber hat gerade dieser „Fall Lessing" dazu beigetragen, die ohnmächtige Wut gegen dieses „System" in der überwiegenden Mehrheit des deutschen Volkes und in der Jugend zu steigern. Denn dieser Professor Theodor Lessing arbeitete ruhig weiter im gleichen Stil. Im Jahre 1929 erschienen, wiederum im „Prager Tageblatt", seine „Kriegserinnerungen". Hier konnte man ganz unbeschränkt einen Blick in seine Seele tun. In diesen „Erinnerungen"

rühmte er sich offen, daß er „gegen die ‚Große Zeit‘, wo immer er gekonnt hätte, gekämpft hätte“, und fährt dann fort:

> „Es gelang mir, mich zu drücken. Durch vier Kriegsjahre mußte ich alle Monate zur Musterung Die Ausmusterungen wurden immer strenger. Ich verwandte immer neue Listen, um der Front zu entgehen.“

So sah also der Mann aus, der Hindenburg lächerlich und verächtlich zu machen versuchte. Er ist der gleiche „Drückeberger“ wie einer seiner Gesinnungsgenossen: Kurt Tucholsky. Er bedient sich sogar fast der gleichen Ausdrücke bei seiner Renommisterei. Er gehört zu den gleichen „Pazifisten“, die nicht etwa aus ehrlicher, sittlicher Überzeugung den Kriegsdienst verweigern und auch dafür einstehen, sondern er ist ein feiger „Drückeberger“, der lieber andere ihr Leben einsetzen läßt. Und zum Schluß prahlt er noch damit! Nach außen hin traten er und seinesgleichen als Idealisten, ja als Fanatiker der Idee auf, im Herzen aber waren sie feige Gesellen, denen ihr eigenes kostbares Leben über alles ging!

Aber auch als Arzt nahm Lessing es nicht sonderlich ernst mit seinem Beruf, denn von Haus aus war er Doktor der Medizin, wie er in den „Erinnerungen“ mitteilt. In folgender Tonart schreibt er nämlich über seine Erlebnisse als Arzt im Kriege:

> „Das erste Lazarett, darin ich während des Sommers 1914 mich für die Pflichten des Militärarztes vorbereitete, steht mir vor der Erinnerung wie eine Operette. Gelang es, gleichzeitig als Hilfslehrer und als Hilfsarzt unterzukommen, so konnte ich mich in dieser oder in jener Stelle und, wenn möglich, in beiden ‚unabkömmlich‘ machen und wurde von zwei Seiten ‚reklamiert‘. Diese Voraussicht erwies sich nachmals als richtig . . . Mein drittes Lazarett . . . In dem ‚Offiziererholungsheim‘ lagen Exzellenzen mit zweierlei Arten Klapps. Die eine Gemütsart war dem Kriegshandwerk nicht zugetan, die andere Gemütsart bestand im Gegenteil aus ‚Eroberernaturen‘ . . . Der eine hatte zu viele Kompanien sinnlos in den Tod befehligt, der zweite hatte Mannschaften binden und prügeln lassen . . . In derartigen Fällen, wenn es sich um Prinzen und Grafen handelte, sagte man ‚Nervenüberreizung‘ und verordnete, bis die Sache vergessen war, einen Erholungsurlaub . . . Da lag ein Schock deutscher Helden in den hübschen grauen Liegestühlen . . .
>
> Mein letztes Lazarett . . . hatte dreihundert Betten für Geschlechtskranke, und die waren immer besetzt . . . Ich war also in eine Horde geraten, die sich sozusagen entschämt hatte . . . Aber Tatsache ist, daß

im ersten Kriegsjahr ganze Regimenter in Belgien und Frankreich vergiftet worden sind, teils mit Gonorrhöe, teils mit primärer Syphilis... Wie das vom Tode bedrohte Insekt noch schnell den Fortpflanzungsakt übt, gleich als wolle das geopferte Individuum sich in die Dauer der Gattung hineinretten, so wurde unmittelbar vor dem letzten Zusammenraffen die Natur entlockert. Sogar Tiere, ja Kadaver von Tieren wurden mißbraucht...“

Man greift sich nach dieser Schilderung der „Kriegserinnerungen“ an den Kopf und fragt sich, ob man es wirklich mit einem Menschen und noch dazu einem Arzt zu tun hat. Jeder, der den bitteren Ernst und die unbeschreiblichen menschlichen Tragödien erlebt hat, die sich gerade in den Kriegslazaretten abgespielt haben, kann sich von einem derartigen „Arzt“ nur mit Abscheu abwenden. Anstatt seiner primitivsten Menschenpflicht nachzukommen und den Leidenden zu helfen, hatte dieser „Arzt“ nichts Wichtigeres zu tun, als sich „unabkömmlich“ zu machen, und in der Erinnerung an das grausige Elend der Lazarette haften bei ihm nur noch irgendwelche alberne Beobachtungen von mehr oder weniger unzutreffenden Nebensächlichkeiten, weil sie ihm Anlaß und Stoff zu einer giftigen Glosse bieten. Das menschlich Große, das auch der Krieg zeitigt, übersieht er, weil es ihm nicht paßt oder weil er es nicht zu sehen vermag!

2. Der Fall Gumbel

Während Professor Theodor Lessing der Kriegsgeneration angehörte, vertritt der Professor Emil Julius Gumbel, zu dem wir nunmehr kommen, die Nachkriegsgeneration. Aber auch der „Fall Gumbel“ zeigt genau die gleichen Wesenszüge wie der „Fall Lessing“.

Mit dem Namen Gumbel, Professor an der Universität Heidelberg, verbindet sich eines der trübsten Kapitel deutscher Hochschulgeschichte der Nachkriegszeit. Er war Vorkämpfer und Anhänger der dritten Internationale, Liebling Moskaus. Er hatte ebenso seine Beziehungen in Paris wie in Neuyork wie in Moskau. Er gehörte zu den Internationalen und Pazifisten jener Prägung, für die es berechtigte Interessen eines Vaterlandes nicht mehr gibt. Er war darum auch in mehrere Landesverratsverfahren und mehrere Disziplinarverfahren der Universität verwickelt. Aber unter dem Schutze der roten Regierung und der dauernden Fürsprache seiner roten Freunde von Georg Bernhard bis zu Albert Einstein verstand er es, sich jahrelang zu halten, ja erlebte den Triumph, trotz aller Proteste, trotz eines vernichtenden Gutachtens der Universität, auf Vorschlag des roten badischen Kultusministers zum a.o. Professor an der Universität Heidelberg ernannt zu werden. Und tatsächlich hielt

er sich trotz aller Skandale bis zur nationalsozialistischen Revolution des Jahres 1933. Nur indem man alle Register persönlicher Charakterlosigkeit wie juristischer Kniffe und politischer Machenschaften spielen ließ, war dies möglich. Freches und zynisches Auftreten, solange in irgendeinem Verfahren noch Aussicht auf Erfolg besteht; rabulistische Wortspaltereien, um tatsächlich gefallenen Äußerungen eine andere Bedeutung zu geben; der Ausdruck des Bedauerns; wenn dies nicht mehr hilft, Verschleppungsmanöver durch Reisen, formale Einsprüche und Rekurse, sobald man durch den Ablauf der Zeit die Angelegenheit vertuschen zu können glaubt; Aufgebote internationaler Freundschaften und geschickt inszenierte Berufungen, um so auf die Bedeutung dieser wissenschaftlichen Persönlichkeit hinzuweisen, den Verlust für die deutsche Wissenschaft zu betonen und den furchtbaren Eindruck auf das Ausland klarzumachen, den seine Amtsenthebung zur Folge haben könnte; Beeinflussung laufender Verfahren durch Zeitungsnotizen im In- und Ausland; politische Verdächtigung und Kompromittierung von Senat und Untersuchungsausschuß der Universität Heidelberg; öffentliche Drohungen mit der Meineidsklage gegen Zeugen — die natürlich nie erfolgt, aber den Zweck erfüllt, sich selbst in der öffentlichen Meinung den Anschein von Recht und erlittener Unbill zu verleihen; schließlich die Wendung des Einzelfalles zum allgemeinpolitischen: selbst bei eindeutigen persönlichen Taktlosigkeiten wird die Sache so gedreht, daß Interessen der Republik und der Verfassung auf dem Spiele stehen, daß bei einem Nachgeben die Reaktion ihren Machtbereich wieder erweitere — das sind die Manöver, mit denen Gumbel sich durchsetzte.

Schon vor seiner Habilitation im Jahre 1924 war Gumbel politisch hervorgetreten durch seine Broschüre „2 Jahre Mord" (1921). Schon dieses Buch verrät unter dem Mäntelchen sachlichen nüchternen Tatsachenberichtes die wahre Gesinnung und die parteipolitisch tendenziöse Einstellung des Verfassers. Er versucht hier allen Ernstes, bei der Behandlung der politischen Morde der bewegten Jahre seit 1918 den Parteien der Rechten 329, denen der Linken nur 15 Morde zuzuschreiben — wohlverstanden auf Grund „wissenschaftlich" einwandfreier Untersuchungen — eine für jeden Kenner der Verhältnisse unerhörte Fälschung, die aber natürlich im Kampf gegen Rechts damals und auch später ihre Dienste tat. Ein Jahr später erschien eine erweiterte Auflage derselben Broschüre unter dem Titel „4 Jahre politischer Mord". Sie bringt ergänzendes Material, vor allen Dingen Untersuchungen über die historischen und soziologischen Hintergründe der politischen Morde.

Unter welchen Gesichtspunkten hierbei der Vertrag von Versailles und die Räterepublik Eisners gesehen werden, mögen folgende Auszüge bezeugen:

„Eine wesentliche Ursache an diesen Zuständen ist auch die imperialistische Politik der Entente. Dem besiegten kaiserlichen Deutschland des 5. Oktober stellte die Entente mit Recht die denkbar schärfsten Waffenstillstandsbedingungen. Aber auch nach der Revolution hat die Entente die ursprünglichen Bedingungen aufrechterhalten, ja sie noch verschärft. Dies war für eine mögliche deutsche Revolution ein schwerer Schlag. Denn es war die Hoffnung aller geistig Selbständigen in Deutschland, die Entente werde beim Sieg ihr Wort wahr machen, dieser Krieg gelte nicht dem deutschen Volke, er gelte nur einem innerlich zermürbten Feudalismus, der den Frieden der Welt bedrohe. Die Mehrzahl der Deutschen muß also der Opposition mißtrauen, die ihnen die Sache der Entente als gerecht darstellte. Die Entente hat nichts getan, um die ehrlichen Kämpfer auf der anderen Seite, wie Eisner, zu unterstützen. Dadurch hat sie die Reaktion verstärkt...

...Endlich hat die Entente so ziemlich in allen Punkten nachgegeben, wo sie nicht hätte nachgeben sollen. Als Beispiel diene die Auslieferungsfrage. Die Entente hätte diese Forderung niemals stellen sollen. Wenn sie aber schon gestellt war, so hätte sie auch durchgeführt werden müssen, da sonst alle nationalen Instinkte erweckt wurden, ohne daß dem verletzten Recht Genüge geworden ist. Auch in der Entwaffnungsfrage hätte die Entente schärfer vorgehen dürfen..." (S. 93 ff.)

Von diesem Standpunkt eines Sachwalters der Entente aus mußten natürlich die schwarze Reichswehr und die Freikorps, die als die einzigen damals in Oberschlesien, in Bayern, im Rheinland, im Ruhrgebiet und an allen gefährdeten Punkten des Reiches die schlimmsten Auswirkungen des Versailler Vertrages und die Gefahr der Spartakistenrevolution in Deutschland zu verhindern suchten, die damals, als die Regierung es nicht vermochte, die deutsche Ehre retteten, als die gefährlichsten Gegner erscheinen. Und als Gumbel 1924 noch einmal eine erweiterte und vervollständigte Auflage herausgibt (jetzt endlich in dem passenden kommunistischen Malik-Verlag, jetzt endlich mit dem passenden tendenziösen Umschlag: über die helle Titelseite fließt rotes Blut), da entdeckt plötzlich der Pazifist Gumbel sein patriotisches Herz:

„...Die innere politische Gefahr dieser der Republik feindlichen Organisationen ist evident. Denn nur für den Bürgerkrieg sind sie aufgestellt. Ihre außenpolitische Bedeutung liegt nicht in ihrer militärischen

Stärke. Wie groß sie auch sein mag, rein militärisch gesprochen ist sie gegenüber den Ententeheeren belanglos. Aber sie kann Ursache zu neuer Bedrückung durch die Entente werden. Um dieser Gefahr willen und weil diese Truppen nicht mit dem Willen der Regierung aufgestellt sind, ist der Kampf gegen sie heute vaterländische Pflicht..." („Verschwörer" [1924] S. 12.)

Und so enthüllt er auf Grund von „Tatsachenberichten" die „verbrecherischen Machenschaften" dieser Geheimverbände. Allerdings kann er bei diesem Kampf gegen die Geheimverbände von Rechts schlecht übersehen, daß auch die Linksparteien ähnliche Organisationen aufgezogen hatten; aber während die Mitglieder der nationalen Organisationen natürlich Mörder und Verbrecher sind, stehen nach der Darstellung Gumbels die kommunistischen Geheimorganisationen vollkommen makellos da:

„Daß es auch kommunistische Geheimorganisationen gab, ist nicht zu bestreiten ... Aber die Nachrichten hierüber haben sich in allen Fällen als maßlos übertrieben herausgestellt. Wo solche Organisationen tatsächlich bestanden, haben stets Spitzel und Provokateure von Rechtsparteien eine große Rolle gespielt ...

Ich will natürlich die Möglichkeit kommunistischer Geheimorganisationen nicht leugnen. Wahrscheinlich haben sie auch politische Schäden angerichtet. Sicher aber ist, daß sie für keinen einzigen politischen Mord verantwortlich zu machen sind." („Vier Jahre politischer Mord", S. 127/28.)

Um so ausführlicher geht Gumbel dann auf die Organisationen von Rechts ein, und er scheut sich nicht, mit aller Offenheit auf die Existenz dieser Verbände an den gefährdeten deutschen Grenzen hinzuweisen und damit Dinge preiszugeben, von denen er genau wußte, daß deren Geheimhaltung für die Interessen, ja für die Existenz des Deutschen Reiches notwendig war. Bereitwilligst griffen ausländische Zeitungen seine Enthüllungen auf.

Auf Grund dieses Buches war ein Landesverratsverfahren gegen Gumbel eingeleitet worden. Aber bei den damaligen politischen Verhältnissen, vor allem nachdem der frühere Reichsjustizminister und Hüter der Republik Professor Radbruch zu Gumbels Verteidiger ernannt war, war es natürlich vorauszusehen, daß das Verfahren überhaupt nicht durchgeführt wurde. So konnte Gumbel ungestört sein Treiben fortsetzen, und als später die berüchtigte Broschüre „Deutschlands geheime Rüstungen" erschien, die angebliche Verstöße der Reichswehr gegen die Entwaffnungsbestimmungen des Versailler Vertrages aufdeckte, da war Gumbel mit unter den Verfassern.

Durch die „Liga für Menschenrechte“ wurde dies Machwerk den französischen, englischen und polnischen Regierungen übermittelt. Die „Enthüllungen“ verfehlten nicht ihre Wirkung. Die ausländische Presse zitierte sie reichlich und führte die Nichträumung der Kölner Zone durch die Besatzungstruppen auf die Enthüllungen dieser Broschüre zurück! Selbst der damalige demokratische Reichswehrminister Groener stellte fest, daß diese Schrift zu weiteren Schädigungen des deutschen Volkes in der Abrüstungsfrage geführt habe.

Inzwischen war auch die weitere Öffentlichkeit auf Gumbel aufmerksam geworden. In einer Versammlung der „Friedensgesellschaft“ am 27. April 1924 in Heidelberg, die Gumbel unter dem Schutz des Reichsbanners Schwarz-Rot-Gold leitete, in der neben ihm ein deutscher Reichstagsabgeordneter und ein Franzose gegen den deutschen Nationalismus hetzten, sprach Gumbel die Schlußworte, in denen er in taktlosester Weise den deutschen Frontsoldaten und die Gefallenen des Weltkrieges verunglimpfte. Er forderte die Anwesenden auf, der Opfer des Krieges zu gedenken, und gebrauchte dabei eine Wendung, die mit vollem Recht die Empörung aller national Gesinnten hervorrief. Er sprach — wörtlich — von denen, „die, ich will nicht sagen, auf dem Felde der Unehre gefallen sind“.

Diese Wendung, die im übrigen vollkommen zu dem Charakter und zu den bisher entwickelten Anschauungen Gumbels über die nationale Ehre bzw. seinem vollkommenen Unverständnis für nationale Ehre paßt, ist im bewußt pointierten Gegensatz zu „Feld der Ehre“ gebraucht, und auch das umschriebene „ich will nicht sagen“ kann die Tragweite der Äußerung nicht abschwächen, in der Gumbel ganz eindeutig das Andenken an den heldischen Kampf der deutschen Front, ihren heroischen Opfertod für das Vaterland schändet und die ganze deutsche Nation aufs tiefste beleidigt.

Entrüstet erhob die Heidelberger nationale Studentenschaft Protest gegen einen solchen Hochschullehrer und forderte die Entfernung Gumbels. Als dann die philosophische Fakultät ein Disziplinarverfahren gegen Gumbel einleitete, für dessen Dauer sie ihm die Lehrberechtigung entzog, da erhob sich ein Entrüstungssturm in allen Zeitungen der Linken. Sofort wurde die Angelegenheit Gumbel, wurde diese ganz eindeutige Taktlosigkeit seines Verhaltens als solche bagatellisiert und zu einem grundsätzlichen politischen „Fall“ erhoben. Sofort fällt das Schlagwort von der „Reaktion“ und vom „Kampf gegen die Republik“, und von da an setzt ein unaufhörlicher Pressefeldzug der gesamten Linken für Gumbel, gegen die Universität und gegen die national gesinnten Deutschen ein.

Am Tage nach dem Skandal erfolgt eine windelweiche Erklärung Gumbels in den „Heidelberger Neuesten Nachrichten“, in der er die Äußerung weder

bedauert noch zurücknimmt, sondern in einer ihrem natürlichen Sinn zuwiderlaufenden Weise zu interpretieren versucht. Er fühlt sich vollkommen im Recht und legt sofort Protest beim Kultusministerium gegen die Entziehung der Lehrberechtigung durch die Universität ein. Die Lehrberechtigung kann einem Dozenten entzogen werden, wenn er seine Pflicht als akademischer Lehrer gröblich verletzt oder durch sein Verhalten in und außer dem Beruf der Achtung und des Vertrauens, das seine Stellung erfordert, sich unwürdig erweist. Gumbel beteuert wörtlich: „Ich kann nicht einsehen, wodurch ich meine Pflicht verletzt hätte oder mich unwürdig verhalten hätte.“

Inzwischen hatten Gumbels politische Freunde ihm wohl nahegelegt, sein Bedauern über diesen Vorfall auszudrücken, weil so die ganze Sache am besten aus der Welt geschafft würde, und tatsächlich erfolgte zwei Tage nach dem Protest an das Kultusministerium, nachdem es Gumbel vorher überhaupt nicht eingefallen war, zu revozieren, ein Schreiben an den Senat der Universität, in dem er „großes Gewicht darauf legt, ausdrücklich festzustellen, daß er diesen Ausdruck vom ersten Moment an, wo er Aufsehen erregt habe, bedauerte und heute noch bedauere“ . . .

Die Ereignisse folgen jetzt Schlag auf Schlag. Seine politischen Freunde hatten inzwischen die Linksparteien des Landtages mobilisiert. Am 5. August erfolgt eine Mißbilligung der Lehrberechtigungsentziehung durch die Landtagsfraktion, am 6. August hebt das Kultusministerium das Verbot der Lehrtätigkeit auf!

Am selben Tage erklärten sich der Senat und die philosophische Fakultät der Universität für die endgültige Entziehung der „Venia legendi“. Entscheidend für den Senat war, daß Gumbel zunächst nicht daran gedacht hatte, sein Bedauern auszudrücken, und erst die Furcht vor den immer spürbarer werdenden Folgen der Untersuchung ihn dazu veranlaßt habe. Von einem aufrichtigen Gesinnungswandel könne diese Erklärung nicht zeugen. Im übrigen weist er auf die politische demagogische Tätigkeit Gumbels hin, die über Gebühr seine wissenschaftliche Tätigkeit an der Universität belastete. Der Entscheid des Kultusministeriums und die Semesterferien brachten das Verfahren zum Stillstand.

Inzwischen schlägt das Kultusministerium Gumbel für eine Stelle an der japanischen kaiserlichen Universität in Tokio vor, hält ihn also sogar noch für würdig, die deutsche Wissenschaft im Auslande zu vertreten. Inzwischen fühlt sich auch Professor Einstein, „Mitglied der Preußischen Akademie der Wissenschaften, Mitglied der Völkerbundskommission für internationales geistiges Zusammenwirken“, „moralisch verpflichtet“, den Herrn

Minister „inständig zu ersuchen, von jeder Maßregelung des Herrn Gumbel Abstand zu nehmen, da jeder solche Schritt als Begünstigung reaktionärer Machenschaften gegen Fortschritt und internationale Verständigung gedeutet würde“ (26. August 1924). Inzwischen beschwört der Reichsbanner-General Schönaich das Kultusministerium, Gumbel nicht zu maßregeln: Als ein Berichterstatter der „New York Times“ (in jüdischem Besitz. D. Hrsgb.) zu ihm kam, um ihn über die Bedeutung des Reichsbanners Schwarz-Rot-Gold zu befragen, so teilt er mit, „erfuhr er, wie gespannt das Ausland es verfolgt, ob die deutsche Republik stark genug ist, sich gegen die Reaktion zu schützen. Die Beseitigung Gumbels, des mutigen Kämpfers gegen jene Kräfte, würde uns nach seiner Ansicht außenpolitisch gewaltig schaden. Über den wahren Sinn seiner (d. h. Gumbels) Worte kann niemand im Zweifel sein, der diesen glühenden Patrioten kennt“. Inzwischen nimmt sich auch die „Weltbühne“ (28. August 1924 Nr. 35) und in ihr natürlich Arnold Zweig Gumbels an:

> „. . . Es wäre eine nationale Haltung und Ehrenrettung deutscher Geistigkeit, wenn sich irgendeine Hand fände, die dieser Universität bedeutete, daß ein mißverständlicher, bösartig interpretierter Satz nirgendwem in der Welt das Recht gibt, einen tapferen und reinigenden Mann von seinem Amte zu entfernen. Man kann, eigentlich, nicht die Hilfe ausländischer Verständigungsfreunde emsig anrufen, ihre Gesinnungsgenossen im eigenen Lande aber senilen Kathederschwätzern und infantilen would-be-Soldatchen zum Opfer bringen . . .“ (S. 319.)

Gumbel selbst aber benutzt die Zeit, Frankreich zu bereisen, und hetzt unter dem Protest der französischen Nationalisten, die von dem beschämenden Schauspiel angewidert waren, in öffentlichen Vorträgen gegen Deutschland.

Er berichtet dort, daß zwar die Kriegsschuld eine allgemeine sei, aber Deutschland doch den größten Anteil daran habe, daß die Reparationen zu Recht bestehen, daß Deutschland zahlen könne, aber nicht wolle, daß vor allem die deutschen Militärs und Nationalen daran schuld seien usw. —

Als das Wintersemester 1924 begann, sah sich die philosophische Fakultät veranlaßt, gegen den Bescheid des Kultusministeriums vom 6. August Einspruch zu erheben und gerade im Blick auf Gumbels Frankreichreise aufs neue in das Verfahren einzutreten. Vor dem Untersuchungsausschuß der Universität über die Vorgänge in Frankreich befragt, stellt Gumbel sämtliche in der Presse erschienenen belastenden Berichte — mehrere fußten auf Nachrichten des französischen Blattes „Excelsior“ — als unwahr hin und legte dann ein Manuskript seiner Rede vor. Dem Untersuchungsaus-

schuß blieb nur, obwohl Gumbel französisch und dazu noch frei gesprochen hatte, übrig, dieses Manuskript als authentisch hinzunehmen. Aber auch diese schriftliche Fassung der Rede ist noch beschämend genug und, ganz abgesehen von ihrer demagogischen Tendenz und politischen Dummheit, trotz ihrer vorsichtigen verklausulierten Gedankengänge erschütternd. Im Kern enthält sie durchaus das, was die verleugneten Zeitungsmeldungen in eindeutigeren Formulierungen brachten. Was sich damals ein deutscher Hochschullehrer im Auslande ungestraft leisten konnte, mögen folgende Auszüge aus der Rede charakterisieren:

„Deutschland und Frankreich

Eine Rede gehalten in Dijon, Orléans, Nantes, La Rochelle, Cognac, Rennes, Le Mans, Le Havre.

Von E. I. Gumbel.

. . . Auch muß man die Kriegslügen kennen, die Anfang 1914 hier existierten. Man wußte nicht, daß die französischen Flieger, welche Nürnberg bombardierten, niemals existiert haben, und daß daher die Kriegserklärung an Frankreich mit objektiv falschen Argumenten begründet wurde. Ich selbst habe dies erst zwei Jahre später erfahren. Die außerordentlich strenge Zensur hat die Kenntnis dieser und anderer Tatsachen, welche gegen die Hypothese eines Verteidigungskrieges sprachen, verhindert. Vielleicht hat im freien Frankreich die Zensur nicht existiert, bei uns jedenfalls hat sie diese Wirkung gehabt . . .

. . . Um aber ganz klar zu sein, wenn man die Frage in der üblichen Form stellt, so bejahe ich natürlich die Reparationspflicht und dies aus einfachen Gründen: 1. Da es Deutsche waren, die in Frankreich eindrangen, so ist es nur gerecht, daß diejenigen, welche diese Truppen leiteten, das wiedergutmachen, was diese Truppen auf ihren Befehl zerstört haben. Wenn die französischen Truppen in Deutschland eingedrungen wären . . . 2. Da das Produktionsmaterial in Deutschland weniger gelitten hat als in Frankreich, ist es nur gerecht, wenn dieses Material, soweit es möglich ist, in den Dienst des Wiederaufbaues gestellt wird. 3. Wenn man sich auf den imperialistischen Standpunkt stellt, Macht geht vor Recht, so ist es vollkommen in der Ordnung: Wenn man den Krieg verloren hat, muß man zahlen. Damit dieses einfache Argument nicht

existiere, hat man die Dolchstoßlegende erfunden, danach ist Deutschland einfach nicht besiegt worden. 1870 haben die Generale das Volk verraten, 1918 das Volk die Generale. Die herrschenden Klassen brauchen solche Legenden, um das Volk zu betrügen . . .

... Mit Hilfe dieser Legenden haben die deutschen Militärs und Nationalisten die Möglichkeit gefunden, eine Reparationspflicht zu leugnen, denn da nach ihnen Deutschland gesiegt hat, wäre eine Reparationspflicht unlogisch . . .

. . . Die Entente wollte die früheren Monarchen vor ein Gericht stellen; es war ein großer Fehler, damit dem verrückten Wilhelm II. eine Märtyrerkrone aufzusetzen, die er nicht verdient hat. Die gegenseitige Sympathie der Monarchen hat dies verhindert. Man wollte nicht, daß der Herr Vetter und der Herr Onkel vor ein Gericht kam, das ihn natürlich freigesprochen hätte. Bei uns glaubte man, daß das große Geschrei der Nationalisten dies verhindert habe. Dies hat Eindruck erweckt: man muß nur schreien, und Frankreich gibt nach. Laut schreien ist daher das Hauptprogramm unserer Nationalisten...

. . . Noch unter den Regierungen Wirth und Rathenau bestand die Möglichkeit für eine demokratische Republik mit sozialistischem Einschlag. Dies hätte sowohl für Deutschland wie für Frankreich moralische wie materielle Vorteile mit sich gebracht. Denn nur eine Regierung der Linken hätte die Reparationspflicht, die man heute indirekt von den Arbeitern verlangt, den Kapitalisten auferlegt... Man hätte sogar die Reparationspflicht in Deutschland populär gemacht, denn es ist immer populär, wenn man Leuten, die viel Geld gewonnen haben, etwas wieder abnimmt. Aber die Regierung des nationalen Blocks (in Frankreich) hat diesen Regierungen der Linken den für ihre Existenz notwendigen außenpolitischen Erfolg nicht gegeben, da sie Angst hatte, daß eine solche Regierung die Sympathie der gesamten Arbeiterschaft Europas hätte...“

Trotz allem aber glaubte das Kultusministerium dem Antrag der Fakultät auf Suspension Gumbels nicht entsprechen zu können.

Das Untersuchungsverfahren der Universität ging daraufhin weiter. Sie entschloß sich, die Gumbel belastenden Momente in einer Gesamtwürdigung seiner Persönlichkeit zu behandeln und unter Zusammenfassung alles bisherigen Materials ein Gesamtbild seines Auftretens zu geben. Der Unter-

suchungsausschuß weist darauf hin, daß ein Landesverratsverfahren gegen Gumbel schwebe, daß er mit seinem Buch „Verschwörer" die Reichsregierung gegenüber dem Auslande denunziert habe, daß das Buch nach Inhalt, Tendenz und äußerlicher Aufmachung allen Anforderungen, die an eine der Würde eines Hochschullehrers entsprechende Publikation gestellt werden müssen, nicht entspreche, daß es nur als Pamphlet übelster Sorte bezeichnet werden könne; er weist weiter hin auf die dunkle Tätigkeit Gumbels in Frankreich, auf unlautere Machenschaften bei der Beschaffung eines Siedlungshauses und gibt dann ein abschließendes Gesamturteil über Gumbels Persönlichkeit, von dem hier ein Auszug wiedergegeben wird:

> „*Der Eindruck, den die Persönlichkeit Dr. Gumbels bei den Vernehmungen gewährte, und den die Lektüre seiner politischen Schriften bestätigt, ist der einer ausgesprochenen Demagogennatur.* Es muß dahingestellt bleiben, inwieweit er daneben auch über diejenigen Gaben verfügt, welche die Voraussetzung fruchtbringender wissenschaftlicher Arbeit bilden; *so viel ist aber gewiß, daß in seiner politischen Tätigkeit auch nicht der leiseste Einfluß wissenschaftlicher Qualitäten zu spüren ist.* Vielmehr ist hier neben einem erheblichen Tiefstand des geistigen Niveaus in sachlicher und stilistischer Hinsicht ein vollkommener Mangel an Objektivität der hervorstechendste Zug. Jede Diskussion mit ihm hinterläßt aufs neue den Eindruck, daß er zwar über eine ausgeprägte geistige Gewandtheit verfügt, die Situation rasch überblickt und sich ihr sehr geschickt — wenn nötig auch mit raschem Wechsel des Standpunktes — anzupassen versteht, daß aber andererseits eben diese Eigenschaften ihn nur allzu leicht dazu bringen, das objektive Bild der Dinge zu verschieben und nach der von ihm gewünschten Richtung hin umzumodeln. Es fehlt ihm ebensosehr die Fähigkeit wie das Bedürfnis und der Wille, die Sache des Gegners, seine Anschauung und Motive wirklich kennenzulernen, sie zu würdigen und zu verstehen; ging doch selbst die in der einstimmig beschlossenen Eröffnung des Verfahrens zum Ausdruck kommende Empörung des Lehrkörpers und die ehrliche Erregung einiger bei der Untersuchung des Vorfalls vom 26. Juli vernommener Zeugen so spurlos an ihm vorüber, daß er noch beim Abschluß dieser ersten Verhandlung erklärte, er zweifle daran, daß irgendwelche Kriegsteilnehmer an dem inkriminierten Ausdruck Anstoß genommen hätten oder nehmen könnten, und weiter eine formelle Erklärung abgab, die das Gegenteil einer Äußerung des Bedauerns darstellte. Was hier und

immer wieder zum Ausdruck gelangt, ein geradezu elementarer Mangel an Takt, ist letzten Endes die Grundlage, aus der sich alle einzelnen Anstöße zwangsläufig ergeben. Es fehlt ihm das nötige Verständnis dafür, daß der Charakter seines politischen Auftretens jede ruhige Sachlichkeit und geistige Würde vermissen läßt, so wie er auch während der Dauer des Verfahrens in keiner Weise das Bedürfnis empfand, durch Zurückhaltung der gegen ihn angehäuften Mißstimmung Rechnung zu tragen. (Vgl. das von ihm veranlaßte Auftreten Helmuth von Gerlachs und eines in französischer Sprache redenden Franzosen in einer Sitzung der Friedensgesellschaft am Tage nach dem 18. Januar 1925.) Selbst auf dem Gebiete des moralischen Urteils war ein ganz entsprechender Mangel an Empfindung für alle feineren Differenzierungen auffallend.

Somit ist nicht zu erwarten, daß er wenigstens in Zukunft die Grenzen innehalten wird, die durch die Rücksicht auf seine Stellung als Hochschullehrer und Mitglied der akademischen Korporation gezogen sein sollten. Zweifellos werden ihn sein politischer Fanatismus, dem man persönlichen Mut und gewisse ideologische Unterlagen nicht absprechen wird, zugleich sein stark ausgeprägtes Bedürfnis, eine sichtbar hervortretende Rolle zu spielen, immer wieder in den Vordergrund treiben. So wenig gegen ein solches öffentliches Hervortreten an sich einzuwenden ist, so besteht doch, gerade wenn man die Gesamtpersönlichkeit ins Auge faßt, aller Grund zur Besorgnis, daß ihm auch dann die Wirksamkeit seiner politischen Agitation wichtiger sein wird als die Reputation der Hochschule und die ungestörte Entfaltung ihrer geistigen Arbeit. Und es ist zu befürchten, daß er dabei so wenig wie bisher imstande sein wird, auch nur diejenigen Gefühle zu achten, die den weitaus überwiegenden Teil der Mitglieder der akademischen Korporation beseelen, und die unabhängig von Parteizugehörigkeit und sozialer Stellung einen großen und wesentlichen Teil des deutschen Volkes verbinden . . .“

Trotz dieses negativen Urteils schien der Fakultät die formale Handhabe zur Entziehung der „Venia legendi“ nicht gegeben! Und tatsächlich blieb dieser für eine Hochschule nach diesem Gutachten einfach unmögliche Mann an der Universität. Das Verfahren wurde am 28. Mai eingestellt. Die Inkonsequenz, die zwischen dem Gutachten der Fakultät und dem endgültigen Beschluß bestand, veranlaßte den Kreistag des Kreises VI der deutschen Studentenschaft, gegen die Belassung Gumbels an der Heidelberger Universität Einspruch zu erheben. Er blieb ungehört.

Gumbel, der schon Ende des Wintersemesters voll böser Ahnungen einen Antrag auf Urlaub „zu Studienzwecken in England“ gestellt hatte und durch seine Rechtsanwälte in einem Schreiben an das Kultusministerium eine Verschleppung des Verfahrens hatte anregen lassen (!) (wörtlich: „Wenn seit dem Lapsus linguae ein Jahr oder noch mehr vergangen sei, werde mit gutem Recht angenommen werden können, daß über diesen Vorfall Gras gewachsen sei“), hatte mit diesem Senatsbeschluß plötzlich wieder Oberwasser. Was tat es, daß am 20. Mai erneut eine Landesverratsklage gegen ihn und seine Genossen wegen des oben erwähnten Buches „Deutschlands geheime Rüstungen“ erhoben worden war! Am 15. Juli protestierte Gumbel in einem Schreiben an das Kultusministerium gegen das Gutachten und den Beschluß der Universität. Gleich tauchte die ganze Frechheit seines Charakters wieder auf. Zwar will er „vorläufig darauf verzichten, eine Beleidigungsklage gegen die philosophische Fakultät einzureichen. Nicht verzichten aber will er darauf, dem hohen Ministerium gegenüber die zuversichtliche Hoffnung auszudrücken, daß es ihm, dem so schwer Beleidigten und Geschädigten, durch eine Desavouierung der Fakultät Genugtuung gewähre und seine durch das rechtswidrige Vorgehen der Universität vernichtete akademische Zukunft seinerseits sicherstelle“. Die Beschwerde schließt mit dem Hinweis auf seine „patriotische“ Tätigkeit: „Ich kann für mich in Anspruch nehmen, daß ich durch meine Schriften das öffentliche Wissen gestärkt und die nationale Würde besser verteidigt habe als diejenigen Professoren, die durch ihre nationalistische Hetze den Franzosen die Gelegenheit zur Fortsetzung der Rhein- und Ruhrbesetzung geliefert haben!“

Dank dieser „patriotischen“ Tätigkeit erhielt er dann am 7. August einen Ruf nach Moskau an die Hochburg der marxistischen Ideologie, das damals neu gegründete Marx-Engels-Institut!

Nach seiner Rückkehr aus Moskau — sofort erschien ein Buch Gumbels, von Einstein eingeleitet: „Vom Rußland der Gegenwart“ — blieb Gumbel trotz des Protestes der Studenten, trotz der wiederholten Einsprüche der Universität Mitglied des Lehrkörpers, und als mit dem Ablauf des Lehrauftrages schon Verhandlungen mit anderen Gelehrten aufgenommen worden waren, stellte die Fakultät fest, „daß aus Gründen, die ihr unbekannt waren, die Verhandlungen vom Kultusministerium abgebrochen wurden“ und statt dessen ohne Befragen der Fakultät, die zuerst durch Presseberichte davon in Kenntnis gesetzt worden war, Gumbel der Lehrauftrag erteilt wurde, und zwar als eine besondere Bevorzugung mit einem unbefristeten Stipendium. Machtlos standen Studentenschaft, Fakultät und Senat der Universität dem Vorgehen der schwarz-roten badischen Regierung gegenüber.

Aber es kam noch schlimmer. Als Anfang 1929 die philosophische Fakultät einen bestimmten Privatdozenten für eine a.o. Professur vorschlug, stellte der Kultusminister diesen Kandidaten zurück und schlug an seiner Stelle Gumbel für diesen Lehrstuhl vor. Die Fakultät konnte unmöglich diesen Vorschlag annehmen. Daraufhin wurde die Angelegenheit vertagt. Aber kaum war ein Jahr verstrichen, und Gumbel war zum a.o. Professor ernannt! Die Ernennung erfolgte ganz unerwartet durch den Kultusminister — zum Erstaunen der Fakultät: die vorgeschriebene Befragung aller Mitglieder war durch ein „Versehen" des damaligen Dekans Gundolf (Jude) nicht erfolgt!

Die gesamte national gesinnte deutsche Öffentlichkeit empfand diese Ernennung als einen Schlag ins Gesicht. Ein Mann, von dem es feststand, daß er zu den sittlichen Gütern der Nation überhaupt keine Beziehung hatte, der immer da genannt wurde, wo landesverräterische Umtriebe die Öffentlichkeit beschäftigten, der nachweislich den deutschen Interessen geschadet hatte, stand damit endgültig als Erzieher der Jugend auf dem Katheder einer deutschen Hochschule.

Die Öffentlichkeit war umso mehr empört, als gerade jetzt bekannt wurde, daß Gumbel sich eindeutig zum Landesverrat bekannt hatte. In einer Versammlung im Leipziger Zentraltheater (Dezember 1927), die die Pazifisten Gumbel, Küster, Schönaich und Genossen unter der Parole „Wir Landesverräter" einberufen hatten, kündete er in Gemeinschaft mit seinen Gesinnungsgenossen dem Oberreichsanwalt direkt an, daß sie auch weiterhin Landesverräter bleiben würden, daß kein Landesverratsprozeß sie davon abhalten würde. Gumbels Freund Küster rief in dieser Versammlung die infamen Worte aus:

> „Landesverrat ist keine Schande mehr. Ich habe die Ehre, mich der Versammlung als Schwerverbrecher, nämlich als Hochverräter und dreifacher Landesverräter, vorzustellen. Für mich und meine Gesinnungsgenossen gibt es nur eine Parole, und die lautet: Weitermachen!"

Zu diesem Bekenntnis klatschte Gumbel stürmisch Beifall und bekundete damit offen seine Stellung zum Landesverrat. (Nach einer Anfrage der Wirtschafts- und Bauernpartei zum Fall Gumbel im Badischen Landtag am 19. Dezember 1930.)

Wie üblich, versuchte Gumbel, zur Rede gestellt, auch hier mit den gewohnten spitzfindigen Erklärungen die Tragweite seines Verhaltens zu bagatellisieren. In einem Brief an den Rektor der Universität Heidelberg vom 19. Januar 1931 „erinnert er sich an die Worte des Herrn Küster nicht mehr, weiß auch nicht, ob er damals Beifall geklatscht habe; aber wenn er Beifall ge-

klatscht habe, so wollte er damit nur gegen die dem Gesetz widersprechenden Versuche einer strafrechtlichen Verfolgung der Pazifisten mit Hilfe des Landesverratsparagraphen protestieren".

Trotzdem blieb Gumbel auch weiterhin im Amt, unbehelligt setzte er auch weiterhin sein demagogisches Treiben fort. Bald erregte ein neuer Skandal die Öffentlichkeit. In einer öffentlichen Versammlung der sozialistischen (lies: roten) Arbeitsgemeinschaft der Universität, in der Gumbel sprach, ließ er eine Petition zugunsten des vom Reichsgericht wegen Landesverrats verurteilten K. Ossietzky, des Herausgebers der „Weltbühne", herumgehen! In derselben Versammlung tat er im Verlaufe einer Rede einen Ausspruch, der, vom gleichen Geist wie der vom Jahre 1924 („Feld der Unehre"), die Erinnerung an diesen Vorfall wieder lebhaft wachrief und in der übelsten Weise wiederum die nationale Würde des Frontsoldaten und des deutschen Volkes verletzte. Die Äußerung lautete:

> „. . . Das Kriegerdenkmal des deutschen Soldaten ist für mich nicht eine leicht bekleidete Jungfrau mit der Siegespalme in der Hand, sondern eine einzige große Kohlrübe!" (Nach den Zeugenaussagen vor dem Untersuchungsausschuß.)

Wieder Empörung des national gesinnten Deutschlands, wieder Proteste der Studentenschaft, wieder ein Untersuchungsverfahren an der Universität, wieder ein Ausweichen, Deuteln, Retuschieren Gumbels an seinen Worten. Wiederum fordert die Fakultät, deren Geduld nun zu Ende ist, die Entziehung der „Venia legendi". Der Untersuchungsausschuß stellt fest, daß Gumbel aufs neue bewiesen habe, daß er nicht imstande ist, eine Verletzung von heilig zu haltenden Empfindungen zu vermeiden, daß die Aussage als solche ein Zeichen mangelnder Ehrfurcht sei vor wesentlichen Gütern der Nation und eines mangelnden Vermögens, auf die Wertordnungen im Denken und Fühlen anderer Rücksicht zu nehmen, daß die Zusammenstellung eines Kriegerdenkmals mit einer Kohlrübe an sich etwas Herabziehendes habe und die Bezeichnung des Kriegerdenkmals mit dem zynischen „leicht bekleidete Jungfrau mit der Siegespalme" eine Verächtlichmachung bedeute.

Noch während das Verfahren schwebt, trifft wiederum rechtzeitig eine Berufung Gumbels an das Institut Henry Poincaré an der Sorbonne ein, die — wie der sozialdemokratische Professor Radbruch auch gleich in einem Brief an das Kultusministerium feststellt — eine für einen deutschen Wissenschaftler außerordentliche Ehrung bedeute, die vorher nur Einstein und von Mises zuteil geworden sei und deswegen für die Würdigung der wissenschaftlichen Persönlichkeit Gumbels sehr ins Gewicht falle.

Gleichzeitig wird wieder die Presse mobilisiert, ein Bombardement von Briefen an das Kultusministerium setzt ein, die alle unter dem Deckmantel der Bedrohung der Lehrfreiheit oder der politischen Gefahr von Rechts das Kultusministerium zu beeinflussen suchen, hauptsächlich von jüdischen Universitätsprofessoren. Die Professoren F. Dessauer*, Georg Bernhard, Walter Behrendssohn, A. Kantorowicz, Th. Lessing, E. Lederer, S. Marck, die Liga für Menschenrechte, der Bund entschiedener Schulreformer, der Pen-Club, vertreten durch Alfred Kerr, die Republikanische Beschwerdestelle usw. beschwören den Kultusminister, die Zeitschriften „Deutsche Republik" (darin Lot Anker), „Die Weltbühne" (darin Kurt Großmann) nehmen sich Gumbels an. Trotzdem gibt diesmal das Kultusministerium dem Antrag auf Entziehung der Lehrberechtigung nach.

Gegen seine Amtsenthebung legt Gumbel von New York aus Rekurs ein. Er veröffentlicht eine vollkommen unberechtigte und unsachliche Kritik an dem Gutachten des Untersuchungsausschusses in der Presse, u. a. auch in dem amtlichen Organ der badischen marxistischen Staatsregierung, der „Karlsruher Zeitung". Er droht öffentlich mit einer Meineidsklage gegen die Hauptbelastungszeugen, ja er bringt es sogar fertig, in Amerika in der „Brooklyner Zeitung" die Öffentlichkeit für seine Sache zu beeinflussen. In einer ganz tendenziösen Darstellung voller Seitenhiebe auf die deutschen Nationalisten, voll zynischer Randbemerkungen — man lese nur den einen Satz: „Meine Vorfahren sind seit drei Jahrhunderten Deutsche, und sehen Sie selber: sehe ich nicht ‚nordischer' aus als Adolf Hitler?" — berichtet der Reporter, der ihn interviewt:

> „Gumbel nahm die Gelegenheit wahr, uns mit seiner Seite der Kontroverse bekanntzumachen, die ein so grelles Licht auf die Zustände an den deutschen Universitäten unter der Herrschaft des parteipolitischen Gesinnungsterrors wirft ... Der Untersuchungsausschuß und nach ihm der Senat der Universität und schließlich das badische Unterrichtsministerium beugten sich, so erklärte uns Dr. Gumbel, der politischen Hetze unreifer Elemente. Für die akademischen Behörden und den Kultusminister genügten die Aussagen dreier nationalsozialistischer Studenten und Versammlungsspitzel . . ., mir die Eignung zum akademischen Lehrer abzusprechen."

Eine Meineidsklage gegen die drei nationalsozialistischen Studenten, die Gumbel angedroht hatte, ist tatsächlich — wie üblich in diesen Fällen jüdischer „Rehabilitationen" — nie erfolgt!

---

* Sein Großvater war Volljude (Sohn von jüdischen Eheleuten, die sich am 23. 8. 1805 in Aschaffenburg taufen ließen). Er selbst hat seine jüdische Abstammung also zu Unrecht bestritten.

Der Rekurs forderte Einstellung des Verfahrens, Belassung aller Rechte, und tatsächlich erreichte es Gumbel durch Verschleppungsmanöver und immer neue Eingaben, daß ihm sein Stipendium erst Ende November 1932 entzogen, und erst am 31. Januar 1933, also am Tage nach dem nationalsozialistischen Umschwung, der Rekurs vom badischen Staatsministerium zurückgewiesen wurde.

Als deutscher „Emigrant" erhielt Gumbel daraufhin einen Ruf an die Sorbonne und später, auf Vermittlung Herriots, einen Auftrag an der Universität Lyon. Die Franzosen, und besonders Herriot, sollten keine reine Freude an ihm haben. Dasselbe Treiben, das ihn in Deutschland unmöglich gemacht hatte, setzte er in Frankreich fort. Wir geben hier nur einen Auszug aus dem französischen Blatt „Le Jour" wieder. Wie die Zeitung mitteilt, hat Gumbel einen Redaktionsausschuß der Liga für Menschenrechte in Lyon geleitet, in dem mehrere Entschließungen zur französischen Politik, u. a. gegen die Ausweisung Trotzkis, aufgesetzt wurden. „Le Jour" fährt fort:

> „Wenn Gumbel als deutscher Flüchtling sich mit unserer Innenpolitik befaßte, hat er bereits eine ziemlich indiskrete Haltung eingenommen. Aber er hat eine noch viel größere Uneleganz bewiesen. Denn bei Schluß der Tagung wurde eine Entschließung angenommen, die Herriot wegen seiner Teilnahme an dem Kabinett Doumergue direkt betraf. Der Bezirksausschuß der Liga für Menschenrechte forderte den Ausschluß des Bürgermeisters von Lyon, der doch eines seiner ältesten Mitglieder ist, und Herr Gumbel hat sich natürlich dieser Entschließung angenommen. Nun muß man wissen, daß Gumbel, ehemaliger Professor an der Universität Heidelberg, Deutschland angeblich verließ, weil er Jude ist. Er war nach Paris geflüchtet und von Herriot empfohlen worden. Dank Herriots erhielt Gumbel an der Universität Lyon den Posten eines Sozialassistenten am Institut für Finanz- und Versicherungswissenschaft . . ." („Le Jour", April 1934.)

Und von Frankreich aus geht heute das hetzerische und volksverräterische Treiben des Juden Gumbel weiter: unter den Emigranten, die den Aufruf zur Beibehaltung des Status quo im Saargebiet erließen, stand auch sein Name!

b) Judentum und Marxismus

Es ist kein Zufall, daß der Schöpfer des „Marxismus" ein Jude gewesen ist. Zwischen diesen beiden Geisteswelten besteht offenbar eine besondere Affinität, wie der Chemiker sich ausdrücken würde. Und selbst wenn die Tatsache, daß Karl Marx Jude war, ein Spiel des Zufalls gewesen sein sollte, so erhärtet die gesamte Ahnenreihe und die spätere Geschichte

des „Marxismus“ mit unwiderleglicher Wucht den Satz, daß Judentum und Marxismus einer gleichen oder verwandten Geisteswelt entstammen. Denn durch die ganze Geschichte des „Marxismus“ zieht sich wie ein roter Faden die führende Rolle von Juden in dieser geistigen Bewegung materialistischer Weltanschauung.

An der Wiege der sozialistischen Arbeiterbewegung der Neuzeit stehen zwei Männer, deren Namen überall bekannt sind: Karl Marx und Ferdinand Lassalle. Beider rein jüdische Herkunft ist bekannt. Dagegen ist viel weniger bekannt, daß bereits Karl Marx selbst seine entscheidenden Anregungen von einem anderen Juden empfangen hat. Es ist dies Moses Heß, der 1812 in Bonn als Sohn eines rheinischen Industriellen geboren wurde. Der Einfachheit halber lassen wir hier einfach das „Jüdische Lexikon“ sprechen, das über Moses Heß u. a. folgendes berichtet:

> „Nach unruhigen Wanderjahren gab Heß 1837 ‚Die Heilige Geschichte der Menschheit‘ heraus, in der er sich mit der Forderung der Überwindung des historischen Rechts dem Kommunismus nähert. 1841 folgte ‚Die Europäische Triarchie‘, eine Philosophie der Politik, deren praktisches Ziel ‚Die Vereinigten Staaten von Europa‘ sind. 1841 gründete Heß mit linkshegelianischen Radikalen die ‚Rheinische Zeitung‘, bei der er Redakteur und später Pariser Korrespondent war.
>
> Hier wie in den großen theoretischen Aufsätzen dieser Jahre vertritt er einen staatsfeindlichen ethischen Kommunismus, für den er die im linkshegelianischen Radikalismus festgefahrenen Marx, Engels, Bakunin gewann. So wird Heß der Vater des modernen Sozialismus, ‚der Kommunistenrabbi‘.“

So weist die Ahnenreihe des Marxismus sogar noch über Karl Marx hinaus auf einen anderen „Rabbi“ zurück.

Auch die beiden Ecksteine des Lehrgebäudes von Karl Marx und des von Ferdinand Lassalle gehen auf einen Juden zurück. Und zwar ist dies der englische, von sefardischen (spanischen) Juden abstammende Bankier David Ricardo, der die Marxsche „Mehrwertlehre“ und das Lassallesche „eherne Lohngesetz“ als erster konzipiert hat.

Karl Marx selbst war physisch der Abkomme eines Rabbinergeschlechts. Sein Großvater war Rabbiner in Trier, trug noch den Namen Mordochai und verheiratete sich mit einer geborenen Moses. Sein Vater war der Advokat Hirschel Marx, der eine holländische Jüdin Henriette Preßburg geheiratet hatte, deren Vorfahren aus Ungarn stammten und eine jahrhundertelange Kette von Rabbinern aufwiesen. Karl Marx trug also sowohl von väterlicher wie von mütterlicher Seite Rabbinerblut in seinen Adern. Das

hat er auch nicht verleugnen können, obwohl sein Vater im Jahre 1826, als er selbst erst acht Jahre alt war, zum Protestantismus übertrat.

Auch Ferdinand Lassalle entstammte einer rein jüdischen Familie. Er war der Sohn eines israelitischen Seidenhändlers in Breslau.

Die Geschichte der deutschen sozialistischen Arbeiterbewegung, deren Aufstieg maßgebend wurde für die sozialistische Arbeiterbewegung in allen Ländern, ist in ihrer Anfangszeit beherrscht von dem Gegensatz zwischen Karl Marx und Ferdinand Lassalle. Dabei war Karl Marx der Vertreter des extremsten Sozialismus nach jeder Richtung hin, nach der wirtschaftlichen, der politischen und der weltanschaulichen Seite. Er vertrat den extremen Internationalismus und Pazifismus, den wirtschaftlichen Kommunismus und den historischen Materialismus und praktisch-politisch die Theorie des Klassenkampfes. Am klarsten und schärfsten ist sein sozialistisches Programm zum Ausdruck gekommen in dem „Kommunistischen Manifest“ von 1848, das mit folgenden charakteristischen Sätzen schließt:

> „Die Kommunisten verschmähen es, ihre Ansichten und Absichten zu verheimlichen. Sie erklären offen, daß ihre Zwecke nur erreicht werden können durch den gewaltsamen Umsturz aller bisherigen Gesellschaftsordnungen. Mögen die herrschenden Klassen vor einer kommunistischen Revolution zittern! Die Proletarier haben nichts zu verlieren als ihre Ketten! Sie haben eine Welt zu gewinnen! Proletarier aller Länder, vereinigt euch!“

Der Sozialismus von Ferdinand Lassalle war etwas anderer Art. Er war gemäßigter, mehr national gefärbt und auch von mehr idealer Art. Die Geschichte hat es mit sich gebracht, daß es zu keinem klaren Entscheidungskampf zwischen diesen beiden Richtungen gekommen ist. Denn Ferdinand Lassalle fiel im Jahre 1864 in einem Pistolenduell in Genf, als die Theorie des Sozialismus eben auf das Feld der politischen Organisation übergriff. So kam es, daß die Theorie von Karl Marx, der „Marxismus“, die Geschichte der sozialistischen Arbeiterbewegung völlig beherrschte und zu ihrem Dogma wurde. Damit wurde jüdischer Geist reinster Prägung zum Sauerteig des Sozialismus. War es Ursache oder Wirkung, der jüdische Geist hat sich von da an ganz besonders zu diesem „Marxismus“ hingezogen gefühlt, und die Kette der jüdischen Führer in der marxistischen Arbeiterbewegung ist von da an nicht abgerissen. Diese Kontinuität der Führung durch die jüdische Rasse ist sozusagen das innere Gesetz dieser Bewegung geblieben. Wer durch Beobachtung oder Studium ein Empfinden für jüdische Art, zu denken und zu sprechen, besitzt, der wird diesen jüdischen Geist auf Schritt und Tritt spüren. Schon Marx war ein ausgesprochener Jude. Das hat der Engels-Biograph und Her-

ausgeber des Lassalleschen Nachlasses, der jüdische Professor Gustav Mayer, am 25. April 1918 in den „Neuen jüdischen Monatsheften“ in einem Artikel „Der Jude in Karl Marx“ in aller Klarheit herausgearbeitet. In diesem Artikel spricht G. Mayer von der „Urkraft des Judentums in Marx“ und seinem „verbohrten Fanatismus“, wie er nur bei den Propheten „Israels und Judas“ vorkomme. Der Aufsatz schließt:

> „Mit dem Geist einer Richtung verfallen, die alle überirdischen Gewalten für immer überwunden, weil er ihre Erdgebundenheit überführt zu haben wähnte, war Marx, ohne daß sein eigenes Gefühl davon wußte, in seinem tiefsten Ich ein Jude aus dem Saft der Propheten.“

Auch in der Zeit des Aufstiegs sehen wir in allen Sparten der Organisation der sozialistischen Arbeiterbewegung hauptsächlich Juden an den führenden Stellen. Überall drängten sie an die Spitze, in der parlamentarischen, in der literarischen und journalistischen Sphäre der sozialistischen Arbeiterbewegung*.

Der erste bekannte liberale Politiker, der sich in Deutschland dem Marxismus zuwandte, war der Jude Johann Jacoby. Die erste sozialdemokratische Zeitschrift in deutscher Sprache wurde von dem Frankfurter Juden Karl Höchberg (1885) gegründet. Sein Sekretär war Eduard Bernstein, der ungefähr zehn Jahre später die ersten Versuche zu einer Revision des „Marxismus“ machte, um ihn für die politische Machteroberung wirksamer zu gestalten. Der langjährige Präsident der sozialdemokratischen Parteitage war der Berliner Konfektionär Paul Singer, der 1890 (Halle) und 1891 (Erfurt) die Kongresse mit einem einmaligen Hoch auf die deutsche und mit einem dreimaligen Hoch auf die internationale Sozialdemokratie schloß. Er war auch Vorsitzender der sozialdemokratischen Partei von 1890 bis 1911. Ihm folgte als Parteivorsitzender der Königsberger jüdische Rechtsanwalt Hugo Haase, der dieses Amt mit August Bebel teilte. Die sozialdemokratische Reichstagsfraktion war immer stark mit Juden durchsetzt. 1903 beherbergte sie allerdings „nur“ neun jüdische Genossen in ihren Reihen, später wuchs diese Zahl sehr erheblich an.

Die marxistische Ideologie und der Ausbau der marxistischen Wissenschaft war nahezu jüdisches Monopol. Als Theoretiker des Marxismus standen u. a. an erster Stelle Eduard Bernstein, Dr. Adolf Braun, Dr. Rudolf Hilferding, Jakob Stern, Simon Katzenstein, Rosa Luxemburg, Dr. Alexander Helphand (Parvus), Max Beer. Als die Agrardebatte in den neunziger Jahren in Fluß kam, wurde sie vorwiegend von den beiden Juden

* Vgl. zu dem Folgenden besonders: F. O. H. Schulz, Jude und Arbeiter, Berlin, Nibelungen-Verlag, 1934.

Schönlank (Leipzig) und Dr. Helphand journalistisch bestritten. In der Kommunalpolitik führten Hugo Heimann, Leo Arons, Paul Hirsch und Ludwig Frank.

Das wissenschaftliche Zentrum des internationalen Marxismus war in den Jahren 1883—1923 die Zeitschrift: „Neue Zeit, Revue des geistigen und öffentlichen Lebens", die im Verlage J. H. W. Dietz erschien. Als Herausgeber zeichnete der Tscheche Kautsky; neben ihm betätigte sich der österreichische Jude Heinrich Braun als Geldgeber und Redakteur in einer Person. Mit ungefähr einem Dutzend internationaler jüdischer Mitarbeiter begann diese Zeitschrift, und schon im Jahre 1905 war, soweit es sich bei den häufigen Decknamen oder der Anonymität der Verfasser feststellen läßt, ihre Zahl auf ungefähr vierzig gestiegen. Als einwandfrei jüdisch sind unter ihnen festzustellen:

Adolf Bär, Otto Bauer (der spätere österreichische Parteiführer und Staatssekretär der Revolutionsregierung Renner), Heinrich Beer, Max Beer, Hans Block (einer der Favoriten Rosa Luxemburgs, der durch sie Redakteur am „Vorwärts" wurde), Adolf Braun (der jüngere Bruder des Mitbegründers der „Neuen Zeit" Heinrich Braun), Max Cohen-Reuß, D. Davidow, Leo Deutsch, Otto Ehrlich, Ludwig Frank, Estera Golde, J. Hertz, Joseph Herzfeld, Rudolf Hilferding, Paul Hirsch, Gustav Hoch, Max Josephsohn, Pius Julmann, Siegmund Kaff, Paul Louis, Rosa Luxemburg, Hans Marckwald, Salomea Perlmutter, Th. Rothstein, Therese Schlesinger-Eckstein, Dr. Siegfried Rosenfeld, Artur Stadthagen, Georg Stiekloff, Georg Weill (der während des Weltkrieges zu den Franzosen überging), Hermann Weyl, Emanuel Wurm.

Das ist nur eine Auswahl aus dem Halbjahresband des Jahres 1905!

Eine Stichprobe für das Jahr 1913 bringt einen Zuwachs von folgenden Namen, die in der vorhergehenden Aufstellung noch nicht aufgezählt sind:

Max Adler, Leo Arons, Eduard Bernstein, Adolf Cohen, Julius Deutsch, S. Drucker, Gustav Eckstein, Käthe Gernsheimer, J. Hanauer, Ernst Land, Lapis (Stein), Zacharias Leder, Alexander Lipschütz, Ludwig Mann, Ernst Meyer (einer der späteren Chefredakteure der „Roten Fahne"), Alfred Möglich, M. Nachimson, E. Norden, W. Posnanski (Posener), Eugen Prager, Charles Rapport, N. Rjazanow (Goldenbach), J. Sachse, Anna Schlesinger, A. M. Simons (Amerika), E. Sonnemann, Joseph Steiner, N. Trotzki (Bronstein), Siegfried Weinberg.

Außer diesen arbeiteten in den Jahrgängen von 1890 bis 1914 noch folgende in der marxistischen Bewegung tätige ausländische Juden mit:

J. Karski (auch unter seinem Schriftstellernamen Marchlewski bekannt), Karl Radek (Sobelsohn), Friedrich Austerlitz (Chefredakteur der „Wiener Arbeiterzeitung" bis 1931), Angelika Balabanoff (langjährige Redaktions-

sekretärin im Mailänder sozialistischen „Avanti“), Morris Hillquitt (heute noch Mitglied des Exekutivbüros der Züricher Internationale), Jean Longuet (Enkel von Karl Marx), Leopold Winiarsky, Paul Axelrod, Ida Axelrod, A. Lunatscharski (Chaimow, der spätere bolschewistische Volkskommissar für Kultur), Helena Landau-Gumplowicz (Lemberg), Hermann Diamand (Polen, heute noch Mitglied des Exekutivbüros der Züricher Internationale), G. Kamenew (Rosenfeld), Alexandra Kollantay (Halbjüdin und spätere bolschewistische Gesandte in den skandinavischen Ländern), L. Martow, Julius Martow (Zederbaum), M. Zetterbaum, Parvus-Helphand, A. Joffe (der spätere Sowjetbotschafter in Berlin), Dr. Friedrich Adler (der spätere Mörder des Grafen Stürgkh und jetzige Sekretär der Züricher Internationale), Dr. Alfred Nossig und Felicie Nossig (Wien), Leon Plochocki (Polen), J. E. Ankersmit (Amsterdam), B. Emanuel (Czernowitz), Dr. Siegmund Leser (Galizien), Viktor Adler (Wien), W. Ellenbogen (Wien).

Neben der „Neuen Zeit“ existierten als wissenschaftliches Organ die „Sozialistischen Monatshefte“, die von dem Juden Joseph Bloch herausgegeben und finanziert wurden. Als verantwortlicher Redakteur zeichnete der Jude Hermann Rehländer. Eine Auslese aus dem Autorenverzeichnis zeigt wieder ganz eindeutig das Vorherrschen der jüdischen Mitarbeiter:

Eduard Bernstein, Emil Döblin, Heinrich Haarpuder, Adolf Hepner (der nach dem Leipziger Hochverratsprozeß nach Amerika übergesiedelt war), Max Hochdorf, Heinrich Lux, Wally Zeppler, Franz Lindheimer, Bruno Borchardt, Otto Lipmann, Morris Hillquitt, Benno Chajes (Schwiegersohn Eduard Bernsteins), Lisbeth Stern, Paul Westheim (der spätere Redakteur des extremradikalen „Kunstblatts“), Leo Arons, Henriette Fürth, Dr. Otto Bobertag, Simon Katzenstein, Dr. Georg Gradnauer, Siegmund Kaff, Anatoly Kamenskij.

Die sozialistische Wochenschrift „Die neue Gesellschaft“, herausgegeben von dem österreichischen Juden Dr. Heinrich Braun, weist in ihrem ersten Halbjahresband (1905) u. a. folgende Juden auf:

Dr. Alfred Adler (Sexualwissenschaftler), Georg Bernhard (der spätere Chefredakteur des Hauses Ullstein), Dr. Adolf Braun (der Bruder des Herausgebers), Kurt Eisner (der bayerische Ministerpräsident der Revolutionszeit), Hugo Heinemann (der langjährige Rechtsberater der Berliner Sozialdemokraten), Dr. Julian Marcuse (Sexualtheoretiker), Friedrich Stampfer (der spätere Chefredakteur des „Vorwärts“), Leo Berg, Alfred Gold, Stephan Großmann (der Redakteur des „Tagebuch“), Herald Gutherz, Hermann Heyermanns, Olga Wohlbrück (die arische Frau des jüdischen Anthologisten Maximilian Bern und Verfasserin des Romans „Vater Chaim und Pater Benedictus“).

Im Jahre 1911 wurde „Der Sozialist“, Organ des Sozialistischen

Bundes, gegründet. Als Herausgeber zeichnete Gustav Landauer. Zu seinen Mitarbeitern gehörten die Juden Raphael Seligmann, Erich Mühsam, Julius Bab, Martin Buber, Ludwig Mendel, Fritz Mauthner, Siegfried Jacobsohn und die Prager Jüdin Auguste Hauschner.

Das zentrale Organ „Die Bücherwarte", das der Buchkritik diente, wurde von dem bereits erwähnten Dr. Rubinstein geleitet. In dieser Zeitschrift wurde die wissenschaftliche und schöngeistige Literatur von folgenden Juden besprochen (wir beschränken uns auf eine Auswahl aus sechs Monatsheften):

Fritz Rosenfeld, Vera Friede, S. Katzenstein, Reinhold Schönlank, Felix Fechenbach, Irma Fechenbach, Hilda Kirchheimer, Esther Wangenheim, Alfred Kleinberg, Peter Garwy, Dr. Bruno Borchardt, Dr. Georg Wolff, Dr. A. Gurland, Dr. Rudolf Levy, A. Halasi, Walter Fabian, Hugo Iltis, Alexander Rosam, Wolfgang Schwarz, M. Kantorowicz, Theodor Geiger, Kurt Offenburg, H. Freund, Kurt Singer.

Die Schriftleitung der „Frauenwelt" lag in den Händen von Tony Sender. Das frühere Witzblatt der Partei „Lachen links" redigierte Erich Kuttner, „Das freie Wort" Ernst Heilmann. Der zentrale Buchverlag der Partei lag Jahre hindurch in Händen des Juden Jacobowitsch. Jacobowitsch leitete danach ebenfalls mehrere Jahre lang die Lesegemeinschaft der sozialdemokratischen Partei, den „Bücherkreis".

Als der sehr bekannte Ethnologe Professor Heinrich Cunow im Jahre 1923 als Redakteur der wissenschaftlichen Zeitschrift der sozialdemokratischen Partei, der „Neuen Zeit", den Hohenpriester des Marxismus, den Tschechen Kautsky, angriff, wurde das Erscheinen der „Neuen Zeit" auf Veranlassung der Juden mitten in der von Cunow geführten Polemik verhindert. Die „Neue Zeit" durfte nicht mehr erscheinen. An ihrer Stelle trat „Die Gesellschaft" auf den Plan, die von Hilferding redigiert wurde. Während Hilferdings Ministerschaft vertrat ihn der Jude Dr. Adolf Braun, nach Brauns Tode der Jude Salomon. Die Mitarbeiter waren zu neun Zehntel Juden. Wir zitieren aus dem Autorenregister des zweiten Bandes 1929 u. a. folgende: Asch, Birnbaum, Braunthal, Fränkel, Freund, Hamburger, Hertz, Jablonski, Marcuse, Mendelssohn, Naphtali, Prager, Rosenberg, Salomon, Schiffrin, Speyer; aus dem Register des zweiten Halbbandes 1931: Raphael Abramowitsch, Friedrich Austerlitz, Harry Bading, Emanuel Birnbaum, Walter Fabian, Ernst Fränkel, Henriette Fürth, Theodor Geiger, Miron Kantorowicz, Helene Leroi-Fürst, Siegfried Marck, Herbert Marcuse, Hugo Marx, Gustav Mayer, I. P. Mayer, Kurt Mendelssohn, Fritz Naphtali, Artur Rosenberg, Albert Salomon, Alexander Schiffrin, Jakob Schlesinger, Hans Speier.

Auch die Tagespresse der marxistischen Parteien lag fast vollständig in den Händen der Juden.

Im Jahre 1920 gründete der Jude Dr. Adolf Braun den „Sozialdemokratischen Pressedienst", der die gesamte Nachrichtenvermittlung für die sozialdemokratischen Blätter betreute. Er wurde unmittelbar von dem jüdischen Fraktionsbüro Hertz-Prager aus dem Reichstag, durch die Juden Heilmann und Hamburger aus dem Preußischen Landtag versorgt. Von hier aus gingen die Nachrichten dann an die sozialdemokratischen Tageszeitungen, die, bis auf verschwindend wenige, von jüdischem Kapital finanziert, unter jüdischen Redakteuren arbeiteten. Das Handbuch des „Vereins Arbeiterpresse" von 1927 (4. Folge) nennt folgende jüdische Redakteure: Friedrich Stampfer, Ernst Reuter-Friesland, Viktor Schiff, Richard Bernstein, Joseph Steiner, Fritz Karstedt, Ludwig Salomon (Schriftstellername Lessen).

Die Herausgeber der „Roten Fahne" waren Karl Liebknecht und Rosa Luxemburg, Chefredakteur des „Vorwärts" Friedrich Stampfer, sein Stellvertreter Erich Kuttner, Chefredakteur der „Freiheit" Dr. Rudolf Hilferding, sein Stellvertreter Dr. Paul Hertz. Herausgeber der „Sozialistischen Korrespondenz" war Ernst Heilmann, der ebenfalls als Herausgeber der „Politisch-parlamentarischen Nachrichten", des offiziösen Regierungsorgans, zeichnete. Leiter des Pressebüros des Vollzugsrates der Arbeiter- und Soldatenräte war Felix Stößinger.

Das Zentralorgan der sozialdemokratischen Partei, der „Vorwärts", das gleich nach Ende der Sozialistengesetzgebung entstand, war gegründet durch den jüdischen Parteivorsitzenden und Redakteur Paul Singer. Schon während der Vorkriegszeit zählte es außer den vielen Namen, die schon in der „Neuen Zeit" aufgeführt worden sind, noch folgende jüdische Mitarbeiter:

Dr. Adolf Braun, Hans Block, Georg Davidsohn, Kurt Eisner, Dr. Georg Gradnauer, Dr. Rudolf Hilferding, Julius Kaliski, Leid, Dr. Rosalie Lübeck-Luxemburg, Dr. Ernst Meyer, Ludwig Salomon (genannt Lessen), Dr. Bruno Schönlank, Artur Stadthagen, Joseph Steiner, Freythaler (Redaktionssekretär); Expedient bis um die Jahrhundertwende war Herzfeld.

Nach dem Kriege gingen aus der Redaktion der „Freiheit" die Juden Alexander Rubinstein und Ernst Reuter-Friesland in den „Vorwärts" über. Der „Vorwärts"-Mitarbeiter Dr. Werner Peiser wurde bald nach der Revolution in die Pressestelle des Preußischen Staatsministeriums übernommen und leitete mit seinem Rassegenossen Goslar dort die Geschäfte. Als stellvertretender Chefredakteur des „Vorwärts" betrieb der Jude Erich Kuttner die Propaganda für die Unterzeichnung des Versailler Diktates. Vorsitzender der Pressekommission des „Vorwärts" war der Jude Otto Maier, Rechtsberater der Jude Dr. Fritz Juliusberger. Die Kulturpolitik vertraten die Juden Hochdorf, Singer und Pringsheim. Als im Jahre 1929 die Berliner Pressekommis-

sion des „Vorwärts“ eine Beschneidung der zahlenmäßig sehr starken Redaktion verlangte, erklärte der Chefredakteur Stampfer, an der Redaktion gäbe es nichts mehr zu beschneiden; außer dem Kollegen F. K. sei bereits alles beschnitten.

Ganz ähnlich lagen die Verhältnisse bei dem Berliner Organ der unabhängigen sozialdemokratischen Partei, der „Freiheit“. Ihr Chefredakteur war der schon erwähnte jüdische Arzt Hilferding, ihm zur Seite standen der spätere Geschäftsführer der sozialdemokratischen Reichstagsfraktion, Paul Hertz, der Verfasser der „Geschichte der USPD.“, Eugen Prager, Leo Liebschütz und der schon erwähnte Felix Stößinger.

Die sozialistische Presse des Auslandes wurde fast ausschließlich von den jüdischen Redakteuren des „Vorwärts“ bedient. Aus derselben Quelle wurde auch die linksliberale Auslandspresse, wie der „Manchester Guardian“, gespeist. Die Auslandskorrespondenten der sozialdemokratischen Partei und ihrer Presse waren vorwiegend Juden. In London saß lange Jahre hindurch Max Beer, dann Dr. Egon Wertheimer, in Genf bis zum Schluß Dr. Alfred Dang. Jüdische Mitglieder der sozialdemokratischen Partei waren auch vielfach Auslandsvertreter der demokratischen Presse und Redakteure der Berliner Boulevard-Zeitungen. Ullsteins Vertreter in Warschau war der Sozialist Emanuel Birnbaum. In der Berliner Boulevard-Presse saßen u. a. als Sozialdemokraten die Juden Mendel („Morgenpost“), Walter Victor („Acht-Uhr-Abendblatt“). „Berliner Tageblatt“ und „Vossische Zeitung“ waren mit jüdischen Marxisten stark durchsetzt.

Die sozialdemokratische Provinzpresse zeigte nicht denselben hohen Prozentsatz an Juden wie die Reichshauptstadt. Immerhin aber war ein Netz von verantwortlichen jüdischen Redakteuren über die Hauptstädte Deutschlands verteilt. In der „Frankfurter Volksstimme“ saßen die Juden Markwaldt, Kaminski und Dang. In Breslau finden wir die Juden Max Tockus und Emanuel Birnbaum (seit 1928 Auslandsvertreter Ullsteins in Warschau), in Kassel den österreichischen Juden Fritz Tejessy (seit 1928 im Preußischen Innenministerium), in Kottbus Siegfried Schönfeld, in Detmold Felix Fechenbach (den ehemaligen Sekretär Eisners), in Dresden Max Sachs und Kurt Heilbutt, in Frankfurt/Oder Adolf Philippsborn, in Heidelberg Saly Grünberg, in Jena, später in Breslau Albert Kranold, in Kiel G. Warburg, in Krefeld Waldemar Wolf, in Leipzig H. Liebmann, in Lübeck Fritz Solmitz, in Mainz Leo Lippschütz, in Mannheim Heinrich Haarpuder, in Schmalkalden Ludwig Pappenheim, in Worms Wilhelm Judith, in Zeitz Adolf Leopold, in Zwickau Walter Victor. Naturgemäß kann diese Liste nur unvollständig sein.

Die sozialdemokratische Reichstagsfraktion hat immer

einen sichtbaren Überschuß an Juden gehabt. Fraktionsgeschäftsführer war Dr. Paul Hertz, sein Gehilfe hieß Eugen Prager. Der sozialdemokratischen Fraktion des Preußischen Landtags präsidierte Ernst Heilmann. Einer seiner Haupthelfer war der Oberregierungsrat Dr. Hamburger.

Innerhalb der sozialdemokratischen Partei betrug der jüdische Anteil in der ersten Wahlperiode 1924 22%, zur gleichen Zeit der Anteil an der kommunistischen Fraktion 14,5% (bei einem absoluten jüdischen Bevölkerungsanteil von 1%!). Es folgt hier eine Auswahl aus der Liste der jüdischen Reichstagsabgeordneten:

Dr. Alexander (K*), Frau Arendsee (K), Aufhäuser (S**), Bernstein (S), Blenkle (K), Dr. Adolf Braun (S), Eppstein (K), Frölich-Thüringen (S), Frölich-Leipzig (K), Elfriede Golke, geb. Eisler (K), Dr. Gradnauer (S), Heilmann (S), Heimann (S), Dr. Herzfeld (S), Dr. Hertz (S), Heydemann (K), Dr. Hilferding (S), Hoch (S), Hoernle (K), Jacobshagen (S), Katz (K), Kaßler (K), Frau Kessel (K), Kirschmann (S), Koenen (K), Kollwitz (K), Landsberg (S), Dr. Levi (K u. S), Dr. Löwenstein (S), Dr. Löwenthal (K), Dr. Marum (S), Stephan Meier (S), Frau Mildenberg (K), Dr. Moses (S), Reuter-Friesland (S), Rosenbaum (K), Dr. Rosenfeld (S), Frau Sandtner (K), Scholem (K), Frau Schiffgens, geb. Simons (S), Frau Schreiber-Krieger (S), Frau Sender (S), Stampfer (S), Frau Wurm (S).

Von diesen 44 hier aufgezählten jüdischen Arbeitervertretern saßen während der ersten Wahlperiode 1924 31, während der zweiten Wahlperiode 1924 26 im Reichstag. Entsprechend der parlamentarischen Vertretung war auch die jüdisch-marxistische Repräsentation in den Zentralregierungen und in der Berliner Verwaltung. Hauptherrschaftsgebiet des marxistischen Judentums waren die preußischen Ministerien. Man konnte nicht zu Severing, ohne nicht vorher Fräulein Regierungsrat (!) Rosenhain oder den Ministerialrat Hirschfeld passiert zu haben. Aus der unübersehbaren Zahl jüdischer, bzw. nichtarischer Ministerialbeamten nennen wir als beweiskräftig die Namen: Dr. Siegfried Rosenfeld, Leo Kestenberg, Dr. Badt, Abramowitsch, Tejessy, Weichmann, Hoch, Kempner, Goslar, Peiser, Weismann, Seelig, Hirschfeld, Hans Schäffer, Zarden, Dorn (Präsident des Reichsfinanzhofs).

Es war nicht möglich, in der sozialdemokratischen Partei einen Schritt zu tun, ohne nicht mindestens auf einen Juden von zentralem Einfluß zu stoßen.

Tatsächlich war es dem marxistischen Judentum gelungen, den gesamten Organisationsapparat an allen entscheidenden

* K = KPD.
** S = SPD.

Stellen in die Hand zu bekommen. So stand auch der Reichsbildungsausschuß unter der Führung des russischen Juden Alexander Rubinstein. Derselbe Mann stand an der Spitze der Jungsozialisten. Die Reichsarbeitsgemeinschaft der Kinderfreunde wurde von dem jüdischen Stadtschulrat Dr. Kurt Löwenstein geführt. Der Jude Lippschütz leitete die agrarpolitische Zentrale der Sozialdemokratie, der jüdische Landgerichtsdirektor Ernst Ruben war Vorsitzender der Vereinigung sozialdemokratischer Juristen, der Jude Berlowitz führte die sozialistische Studentenbewegung, die Arbeitsgemeinschaft sozialistischer Lehrer leitete der eben erwähnte Kurt Löwenstein. Darüber hinaus war die gesamte Arbeiterbildung von Juden beherrscht. Bei der 1. Tagung des Sozialistischen Kulturbundes in Blankenburg in Thüringen im Jahre 1926 traten als Referenten auf: Dr. Rubinstein, Dr. Braun, Prof. Kestenberg und Kurt Löwenstein. Dieser selbe Kulturbund mobilisierte zur Bekämpfung des Schund- und Schmutzgesetzes außer den Brüdern Mann u. a. die Juden Einstein, Liebermann, Jeßner, Bernhard, Eloesser, Döblin und Goldbaum.

Auf den Ferienkursen der Sozialdemokratie im Jahre 1926 traten folgende Juden auf: Alexander Rubinstein, Joseph Stern, Löb (der ehemalige thüringische Staatsbankpräsident), Karl Hertz, Dr. Adolf Braun, Fritz Naphtali, Dr. Paul Hertz, Otto Landsberg, Walter Fabian. An der „Freien Sozialistischen Hochschule“ in Berlin dozierten zu gleicher Zeit die Juden Prof. Sinzheimer, Prof. Lederer, Dr. Hertz, Fritz Naphtali, Dr. Salomon, Alexander Stein (Rubinstein).

Eine andere Stichprobe für das Jahr 1931 zeigt genau die gleichen Verhältnisse: Dr. Arkadij Gurland, Dr. Alfred Braunthal, Dr. Konrad Gumbel, Dr. Gregor Bienstock, Dr. Salomon Schwarz, Dr. A. Lippschütz, Luise Schiffgens-Simons. Auf zentralen Funktionär-Schulungskursen der Partei waren 1931 folgende jüdische Referenten tätig: Anna Geyer, Dr. Alexander Rubinstein, Viktor Schiff, R. Abramowitsch, Dr. Alfred Braunthal, Fritz Naphtali, Friedrich Stampfer, A. Lippschütz, Dr. E. Fränkel, Leo Kestenberg. Die „Freie Sozialistische Hochschule“ hatte 1931 bei 5096 Besuchern ausschließlich jüdische Referenten. Dies waren: Otto Landsberg, Raphael Abramowitsch, Dr. Kurt Löwenstein, Dr. Rudolf Hilferding, Prof. Dr. Siegfried Marck, Prof. Leo Kestenberg.

Der von der Sozialdemokratie beherrschte „Verband deutscher Volksbühnenvereine“ wurde von Dr. Siegfried Nestriepke (Nichtjude) geleitet, der vorübergehend Chefredakteur der „Freiheit“ gewesen war. Seine Mitarbeiter bestanden fast ausschließlich aus Juden, unter ihnen Julius Bab, Leo Kestenberg, Paul Landauer, Nora Zepler.

Selbst in den freien Gewerkschaften faßten die jüdischen Vertreter des Marxismus von Jahr zu Jahr mehr Boden. Der ADGB. (Allgemeiner Deutscher Gewerkschaftsbund) ließ sich von Naphtali wirtschaftlich beraten. Der Metallarbeiterverband beschäftigte in seiner zentralen Bildungsschule (Dürrenberg) den jüdischen Advokaten Fränkel. Der Holzarbeiterverband bediente sich als Schriftstellers des russischen Juden Prof. M. A. Abramowicz, eines der fanatischsten Marx-Deuter. Der Vorsitzende des Afa-Bundes (der freien Gewerkschaft für die Angestellten) war Siegfried Aufhäuser.

Charakteristisch für ihre politische Richtung war die Haltung der Juden in der Sozialdemokratie während des Weltkrieges. In dieser Zeit waren es fast immer Juden, die, von einzelnen Ausnahmen abgesehen, den Willen zur Landesverteidigung im Namen von Marx zu schwächen versuchten. Außerhalb der sozialdemokratischen Reichstagsfraktion arbeitete Rosa Luxemburg ununterbrochen an der Beendigung des Krieges durch den Klassenkampf. In der Fraktion hauptsächlich Hugo Haase. So wurden die 14 sozialdemokratischen Abgeordneten, die bereits am 4. August gegen die Kriegskredite stimmen wollten, von Hugo Haase angeführt, der überhaupt die Seele der defaitistischen Opposition in den Reihen der Partei während des Krieges war. Zu dieser Gruppe gehörten neben Haase die Juden Herzfeld und Stadthagen. Haase brachte es fertig, am 4. August 1914 als Vorsitzender der sozialdemokratischen Fraktion im Reichstag die Erklärung abzugeben: „Wir lassen das Vaterland in der Stunde der Gefahr nicht im Stich", während er in der vorangegangenen Fraktionssitzung sein Votum gegen die Bewilligung der Kriegskredite abgegeben hatte! Das „Jüdische Lexikon" sogar stellt fest, daß er diesen Ausspruch „gegen seine Überzeugung abgegeben hat" (Bd. II, Sp. 1310). Es erwähnt auch einige Zeilen später, daß Hugo Haase, einer „der fähigsten Führer des Proletariats, zeit seines Lebens jüdischen und zionistischen Gedankengängen nahegestanden hat". Unter den 18 sozialdemokratischen Reichstagsabgeordneten, die sich am 24. März 1916 endgültig weigerten, der Reichsregierung die Mittel zur Landesverteidigung zu bewilligen, befanden sich 6 Juden: Bernstein, Dr. Cohn, Haase, Dr. Herzfeld, Stadthagen und Wurm. So war auch die Gründung der radikal-marxistischen „unabhängigen sozialdemokratischen Partei" im Jahre 1917 in der Hauptsache ein Werk von jüdischen Marxisten. Dem entspricht auch, daß die erste Kundgebung gegen die Politik der Landesverteidigung überhaupt am 13. August 1914 in Hamburg in Form einer Erklärung an das dortige sozialdemokratische „Echo" erfolgte und von den 3 Juden Dr. Laufenberg, Dr. Herz (Altona) und Wolffheim unterzeichnet war. Im Januar

1915 verlangte der radikal-marxistische Gustav Eckstein für die kreditfeindliche Fraktionsminderheit das Recht der öffentlichen Auflehnung.

Schon hier also ergibt sich die bezeichnende Beobachtung, daß in der Oppositionsgruppe der sozialistischen Partei in Deutschland während des Krieges Juden eine ausschlaggebende Rolle gespielt haben. Und wenn es noch einer Bestätigung dieser Tatsache bedurft hätte, dann hat sie sich nach erfolgtem Umsturz in aller Form ergeben. Denn jetzt konnten diese Maulwurfexistenzen jede Scheu fallen lassen und sich sogar ihres Sieges rühmen. Jetzt sollte sich erst in aller Klarheit die Seelenverwandtschaft zwischen Judentum und radikalem Sozialismus, insbesondere dem Kommunismus, herausstellen.

Fast sämtliche Führer des radikalen, halbbolschewistischen und ganzbolschewistischen Sozialismus nach dem Umsturz waren Juden. Sie spielten während der Friedensverhandlungen eine für Deutschland unheilvolle Rolle (vgl. S. 111 ff.).

Während die Durchsetzung des Bolschewismus mit dem Judentum im wesentlichen dazu führte, daß der Bolschewismus mit Feuereifer auf den Zusammenbruch der sogenannten bürgerlichen Gesellschaft hinarbeitete, um sein Sowjet-Deutschland errichten zu können, wirkte sich die jüdische Vormachtstellung in der Sozialdemokratischen Partei Deutschlands nach dem Kriege um so schlimmer aus, als die Sozialdemokratie infolge des Zusammenbruchs die historische Aufgabe erhalten hatte, den Nationalstaat wieder zu errichten und zu befestigen.

In diesem Zusammenhang interessiert in erster Linie die Frage: Welche Kraft hat die regierende bzw. mitregierende Sozialdemokratie entwickelt, um das durch die bolschewistische Revolution und durch die Neuordnung in den Randstaaten in Bewegung geratene *Ostjudentum* nach Möglichkeit von Deutschland fernzuhalten? Denn diese Aufgabe war eine der vordringlichsten. Von Galizien bis Lettland, überall, wo die nationalpolitischen Elemente nach Friedensschluß regsam wurden, strebten die Juden nach neuer Lebensgrundlage. Das ihnen in der Mehrzahl der Fälle zunächstliegende Land war Deutschland, an dessen Sprache sie ihren Jargon in verhältnismäßig kurzer Frist angleichen konnten, und dessen liberale Wirtschafts- und Staatsführung ihnen als der beste Boden für ihre Geschäfte erschien. Nach Deutschland strömten sie nahezu ungehemmt ein. Das Reich sah nicht die Gefahren oder zählte ihre Bannung nicht zu den innerhalb seiner Zuständigkeitsgrenzen liegenden Aufgaben. Zuständig war Preußen. Die preußische Regierung reduzierte wohl das Kontingent der alljährlich einwandernden polnischen Saisonarbeiter; die Gefahr, die Deutschland vom Ostjudentum drohte,

verkannte sie vollkommen. Das in erster Linie verantwortliche Innenministerium wurde sowohl von innen wie von außen her so stark vom jüdischen Marxismus beherrscht, daß jeder Versuch eines entscheidenden Widerstandes gegen die Ostjudeneinwanderung von vornherein zum Scheitern verurteilt war. Nachgeordnete Beamte, die es gewagt hätten, in dieser Richtung vorzugehen, wären sicher der Ungnade des „ungekrönten Königs von Preußen", wie man damals den sozialdemokratischen Fraktionsführer Ernst Heilmann nannte, anheimgefallen, was die Bedeutung eines Abschlusses ihrer Beamtenlaufbahn gehabt hätte.

So strömten die galizischen, die polnischen, die litauischen und die lettischen Juden zu Tausenden und aber Tausenden nach Deutschland ein. Selbst aus alten deutschen Synagogengemeinden konnte man lebhafte Klage darüber hören, daß der Ostjude die Herrschaft an sich reiße. Stand doch an der Spitze der für die Einwanderung und Einbürgerung zuständigen Abteilung im Preußischen Ministerium des Innern der zionistische Jude Ministerialdirektor Dr. B a d t, der gleichzeitig im Reichsrat bei der letzten Entscheidung hierüber ein gewichtiges Wort mitredete. Der deutsche Handel wurde überwuchert. Die minderwertigsten Geschäftspraktiken des unkultivierten östlichen Europas wurden in Deutschland eingeführt. Die Korrumpierung des privaten und des öffentlichen Lebens war an der Tagesordnung. Die Sklarz-Barmat-Sklarek-Prozesse, diese Schande für das deutsche Volk, waren die Folgen einer Regierungspraxis, die den Sinn des Nationalstaates weder zu erfassen noch zu erfüllen vermochte, die sich von der marxistischen Weltreichsvorstellung nicht lösen konnte und infolgedessen die Bedeutung des Einzuges Ost-Israels in Deutschland nicht begriff.

Der marxistische Sozialismus, in der Wurzel selbst jüdisch, war dem Judenproblem gegenüber, sowohl in geistiger wie in praktischer Beziehung, hilflos. Er war aus Volklosigkeit entstanden und konnte infolgedessen auch keine völkischen Aufgaben lösen. Er hatte keinen Boden unter den Füßen und achtete infolgedessen auch nicht die Bodenständigkeit. Er war im Raumlosen gewachsen und sah darum im entwurzelten Menschentum, wo es auch her kam, seinen willkommenen Bundesgenossen. Das Judentum ist ohne Marxismus, aber der Marxismus nicht ohne Judentum denkbar.

c) Judentum und Kommunismus

Die führende Stelle, die das Judentum im Marxismus überhaupt einnahm, hatte sich besonders stark in dem extremsten Flügel der Linken ausgeprägt. Die „geistigen" Führer und Propagandisten des Kommunismus waren daher fast durchweg Juden.

Das waren an erster Stelle der jüdische Volksbeauftragte Hugo Haase, der Führer der „unabhängigen Sozialisten", und neben ihm der Rechtsanwalt Karl Liebknecht* und die jüdische Schriftstellerin Rosa Luxemburg, die beiden Führer des „Spartakus-Bundes".

Beide Gruppen standen in mehr oder weniger enger Verbindung mit den Sowjetleuten in Rußland. Hervorragenden Anteil an der Novemberrevolution hatte als Verbindungsmann Moskaus der Jude Leo Jogiches (Tyschko). Der unter Führung von Karl Liebknecht und Rosa Luxemburg stehende „Spartakus-Bund" hat aus dieser Verbindung mit den Sowjets kein Hehl gemacht. Er hat sich in die kommunistische Arbeiterpartei umgewandelt und in seinem Aufruf vom 14. Dezember 1918 ausdrücklich als sein Ziel „den Kommunismus" aufgestellt. In diesem Aufruf riefen die Führer am Schluß zum bewaffneten Aufstand des Proletariats mit den folgenden Worten auf:

> „Auf, Proletarier! Zum Kampf! Es gilt eine Welt zu erobern und gegen eine Welt anzukämpfen. In diesem letzten Klassenkampf der Weltgeschichte gilt dem Feinde das Wort: Daumen aufs Auge und Knie auf die Brust!"

Auch die andere Gruppe der „unabhängigen Sozialisten" stand in enger Verbindung mit Moskau, ja bereits vor dem Umsturz vom 9. November 1918, als das deutsche Volk noch im Kampf zur Verteidigung des deutschen Bodens stand. So hat der damalige Vertreter der Sowjetregierung in Berlin, der jüdische Botschafter Joffe, der im Auftrage Sinowjews die bolschewistische Propaganda in Deutschland unterstützte, im Dezember 1918 den damaligen Volksbeauftragten Hugo Haase öffentlich daran erinnert, daß die unabhängige sozialdemokratische Partei „für den Verlag der Druckschriften finanzielle Beihilfe von ihm empfangen habe". Diese Beziehung zwischen Rußland und den deutschen „Unabhängigen" ging außer über Haase noch über einen weiteren Juden. Denn in derselben öffentlichen Erklärung stellte der russische Botschafter Joffe fest, daß er dem Reichstagsabgeordneten Dr. Oscar Cohn einen Fonds von über 10 Millionen Rubel überantwortet habe, worüber er „Herrn Cohn Dispositionsrecht im Interesse der deutschen Revolution eingeräumt hätte". Dieser Abgeordnete gestand sogar ausdrücklich in seiner Erwiderung ein, daß er tatsächlich in der Nacht vom 5. zum 6. November 1918 diese Summe empfangen habe, und rühmte sich, daß er diese Geldmittel „gern entgegengenommen habe", bedauerte nur, daß er noch nicht die ganze Summe habe aufbrauchen können. Dieser selbe deutsche

* Karl Liebknecht war zweimal mit Jüdinnen (Julie Paradies und Sophie Ryß) verheiratet.

Abgeordnete Dr. Oscar Cohn war nach dem 11. November Unterstaatssekretär im Reichsjustizamt, also der höchsten deutschen Justizbehörde, und hielt es obendrein für absolut vereinbar mit diesem Amt, gleichzeitig der Rechtsbeistand der russischen Botschaft in Berlin zu sein!

Als Joffe, durch einen programmwidrigen Zufall bloßgestellt, Deutschland verlassen mußte, trat an seine Stelle als Emissär der russischen Propaganda der Jude Karl Radek (Sobelsohn). Er übernahm jetzt die Leitung der kommunistischen Propaganda in Deutschland. Den Gipfelpunkt erreichte dieser Vorstoß des Bolschewismus in München, der Hauptstadt Bayerns. Hier war wiederum ein Jude der Führer der Bewegung, der Schriftsteller Kurt Eisner. Auch er war einer der Defaitisten, die ihrem eigenen Vaterland noch vor dem Waffenstillstand durch ihre Agitation in den Rücken gefallen waren. So hat er schon im Dezember 1917, als der Kampf an der Front noch in vollem Gange war, die Arbeiterschaft der Waffenfabriken in München zum Streik aufgerufen und von da an den Umsturz organisiert. Auch das „Jüdische Lexikon" schreibt: „Im Dezember 1917 förderte er die Streikbewegung in München" (Bd. II, Sp. 325). Auf der Welle des radikalen Sozialismus wurde er im November 1918 sogar „bayerischer Ministerpräsident!". Er war ein absoluter Vertreter des Systems der „Arbeiter- und Soldatenräte" nach russischem Muster. Er war der Führer des Radikalismus in Süddeutschland, während in Berlin und Norddeutschland Karl Liebknecht und Rosa Luxemburg einen noch krasseren Bolschewismus mit äußerstem Fanatismus predigten. Den beiden letzten mißlang der Versuch, den Sowjetkommunismus nach Deutschland zu verpflanzen, aber nur dank des einsetzenden Widerstandes der heimkehrenden Truppen. Dagegen führte die Diktatur Eisners in München schließlich zu der Errichtung der wirklich kommunistischen „Räterepublik" in München im April 1919. In dieser Zeit gab es eine „Rote Armee" und auch ein „Revolutionstribunal". Hier waren es fast ausschließlich jüdische Literaten, die an der Spitze dieses Regimes standen. Es waren die Juden Levin, Leviné-Nissen, Kurt Mühsam, Ernst Toller und Gustav Landauer, von denen die beiden erstgenannten sogar frisch aus Moskau importiert waren.

Unter diesem neuen System kam es zu schweren Ausschreitungen, die zu einem Brand auf dem größten Platz in München (dem Stachus) und schließlich sogar zu dem abscheulichen, von den Kommunisten begangenen Mord von zehn Geiseln im Luitpoldgymnasium, dem sogenannten Geiselmord, führten, der lauter völlig unschuldige Bürger traf. Erst dem Einsatz bewaffneter Regimenter gelang es, dieser Sowjetdiktatur von einer Handvoll jüdischer Literaten in München ein Ende zu machen.

Man kann mit fast mathematischer Sicherheit behaupten, daß überall, wo in der Zeit des Umsturzes kommunistische Experimente angestellt und bewaffnete Aufstände angezettelt wurden, Juden führend oder schürend beteiligt waren. Wenn es nach diesen jüdischen Elementen gegangen wäre, dann wäre Deutschland damals dem russischen Muster gefolgt und Europa dem Bolschewismus überantwortet worden.

Man kann weiterhin mit fast mathematischer Sicherheit feststellen, daß überall, wo die Interessen des deutschen Volkes in diesem Existenzkampf verraten wurden, Juden die Hand im Spiele hatten. Der Jude Kurt Eisner, bayerischer Ministerpräsident in München, trieb überhaupt seine eigene Außenpolitik — gegen das Auswärtige Amt in Berlin! Sein Aufruf an alle Länder vom 10. November 1918 ist nach dem Kodex aller Völker glatter Landesverrat! Er hat im Januar 1919 auch Berichte der Berliner bayerischen Gesandtschaft aus dem Jahre 1914 veröffentlicht, um die Schuld Deutschlands am Kriege zu beweisen! Dabei hat ihn besonders sein jüdischer Sekretär Felix Fechenbach unterstützt, der 1922 deswegen zu 11 Jahren Zuchthaus verurteilt wurde. Ihm reihte sich würdig der einflußreiche Chefredakteur des Ullsteinblattes „Vossische Zeitung", der Jude Georg Bernhard, an, der in den Schicksalstagen des Juni 1919, als es um die Unterzeichnung des Versailler Vertrages ging, mit aller Macht für die Unterzeichnung eintrat und so jeden Widerstandswillen von vornherein — Arm in Arm mit dem Juden Hugo Haase — untergrub! In denselben Zusammenhang gehören auch Ernst Toller und Grelling. Welches andere Volk der Welt hätte sich diese landesverräterischen Übergriffe von volksfremden Elementen gefallen lassen und sogar so lange mit Geduld angesehen?

Aber selbst als nach 1919 allmählich eine gewisse Konsolidierung in Deutschland eintrat, hat diese Brüderschaft zwischen Defaitismus, Kommunismus und Judentum nicht abgerissen. Vor allem in der dann entstandenen kommunistischen Partei, die trotz ihres Mißerfolges im Jahre 1919 infolge der weitgehenden Toleranz des demokratischen Systems sich stark ausbreitete, haben Juden eine führende Rolle gespielt. Sobald man den Fäden des verzweigten Gewebes nachgeht, stößt man auf die Spuren von Juden.

Schon in der offiziellen Sozialdemokratie saßen manche, und zwar maßgebende Politiker, die in Wahrheit ihrer Gesinnung nach besser in die Reihen der kommunistischen Partei gehörten. Auch das waren meist Juden. Wir nennen da den Dr. Paul Levi, der übrigens von der kommunistischen Partei herkam und sich bis zum Jahre 1924 in die sozialdemokratische Partei durchgemausert hatte. Levi war einer der bedeutendsten Theoretiker des Marxismus. Sein Wort wog, da er ein Mann von hohen geistigen Gaben war, immer schwer in der Partei wie in der Internationale. Er hat eine Reihe

vielgelesener Schriften geschrieben und galt als einer der besten Redner. Aber alle seine Gaben standen im Dienste der auflösenden und niederreißenden Kritik. Das bezeugt am besten das Urteil eines unverbildeten Berliner Metallarbeiters, der als Vorsitzender des Berliner Zentralrats der Arbeiter- und Soldatenräte im Winter 1918/19 im Vordergrund der Politik gestanden hat: Richard Müller. Dieser charakterisiert in seinem Buch „Der Bürgerkrieg in Deutschland" (Berlin 1925) Paul Levi folgendermaßen:

„Ein Mann mit universeller Bildung, mit großem rednerischem Talent, mit Neigungen zum Diktator und einer zur Schau getragenen Geringschätzung alles dessen, was nicht den intellektuellen Kreisen angehörte. Wechselvoll in seinen Ansichten und Entschlüssen, war Levi ein hervorragender Kritiker, der alles niederreißen konnte und nur allzuoft auch niederriß. Leider besaß er nicht die Gabe, auch nur einen Strohhalm aufzurichten" (S. 90).

Dieses prominente Mitglied der sozialdemokratischen, also der führenden republikanischen Partei, leistete sich zur Feier des Verfassungstages der Republik am 11. August 1929 folgende Anpöbelung des Reichspräsidenten von Hindenburg in der Zeitschrift „Der Klassenkampf" (Nr. 13):

„Zur Freude und zur Beruhigung des deutschen Republikaners war am Sonntag in der Presse zu lesen, zum Verfassungstag wurde eine Denkmünze geschlagen; Wert drei und fünf Mark. Auf der Vorderseite befinde sich der Kopf von Hindenburg; was auf die Rückseite komme, sei noch Gegenstand der sattsam bekannten Erwägungen der Regierung. Wenn die Regierung nicht dem untreu werden will, was der Herrgott am sechsten Tage als Krönung seines Werkes schuf, dann gehört, wenn *auf der Vorderseite der Kopf Hindenburgs* ist, nach anatomischen Gesetzen *auf die Rückseite ein Popo. Diesen anzusehen, dürfte dem deutschen Steuerzahler und Untertanen nützlicher sein als das Gesicht Hindenburgs, das man nachgerade schon auswendig kennt.* Denn er, der Popo, ist nicht das Zentrum geistiger Kräfte, er ist das Zeichen der Beharrung und der Trägheit, er ist das Zeichen der Undifferenziertheit, ist die Aufgabe von Individualität und Charakter, ist mit anderen Worten das Sinnbild einer Koalition."

Wir sehen von der obszönen, ordinären und gemeinen Art dieser Polemik ab. Sie allein richtet den Verfasser in den Augen jedes anständigen Menschen, einerlei welcher politischen Denkart. Wir fragen nur: Welches andere Volk hätte sich solche Brüskierungen und Beschimpfungen seines Staatsoberhauptes durch Landfremde so lange gefallen lassen?

Von ähnlichem Kaliber war ein anderer sozialdemokratischer jüdischer Parlamentarier mit großem Namen, der Rechtsanwalt Dr. *Kurt Rosenfeld*, der ebenfalls mit seinem Herzen näher bei den Kommunisten als bei

der Sozialdemokratie stand. Er ist ähnlich wie Paul Levi auch von links her zur Sozialdemokratie gekommen und hat sich von der unabhängigen Sozialdemokratie zur Mehrheitssozialdemokratie durchgemausert. Auch ihn hat, wie viele seiner Rassegenossen im Marxismus, die sogenannte Revolution von 1918 in die Höhe gehoben.

Rosenfeld hatte es verstanden, am 14. November 1918 den Posten eines preußischen Justizministers zu erhalten. Während seiner Amtszeit bemühte er sich, soweit als möglich, die Strafrechtspflege zu verweichlichen. Durch Allgemein-Verfügungen, insbesondere die Allgemein-Verfügung vom 18. und 19. Dezember 1918 (Preuß. Justizministerialblatt, Seite 526—529), versuchte er, sein Ziel, die Verweichlichung der Strafrechtspflege, zu erreichen. Seine Tätigkeit als preußischer Justizminister war sogar seinen Gesinnungsgenossen nicht erwünscht, so daß sie ihm am 27. Dezember 1918 den Rechtsanwalt Wolfgang Heine zur Führung der Geschäfte an die Seite stellten. Am 4. Januar 1919 mußte Rosenfeld dann von seinem Posten zurücktreten und Heine das Feld allein überlassen.

Damit war die Rolle des Juden Rosenfeld jedoch nicht ausgespielt. Als einer der führenden Männer der Sozialdemokratischen Partei Deutschlands versuchte er durch die Partei seinen zersetzenden Rechtsanschauungen zum Siege zu verhelfen. Er saß als Vertreter der SPD. in dem Ausschuß für das Rechtswesen des Preußischen Landtages. Er war einer der Wortführer der Sozialdemokraten in den Reichstagsausschüssen, die über die Reform des Strafgesetzbuches zu beraten hatten. Wie das von Rosenfeld erstrebte Recht aussehen sollte, zeigen am klarsten die verschiedenen Berichte über die Ausschußsitzungen, in denen Rosenfeld seine „Ideale“ durchzukämpfen versuchte. Nachstehend greifen wir heraus die Drucksache Nr. 6150 des Preußischen Landtags, 2. Wahlperiode 1. Tagung 1925/27, in der es heißt:

„Berichterstatter: Abg. Dr. Rosenfeld.

Bericht

des Ausschusses für das Rechtswesen über den Urantrag der Abgg. Leid, Heilmann (Berlin) und Gen. über die Bestimmungen im neuen Strafgesetzbuch, betr. die Strafbemessungsgrenzen und die Strafmittel, Drucks. Nr. 5312.

. . . Der Ausschuß hat den Antrag in seinen Sitzungen vom 24. und 28. Februar und 1. und 2. März 1927 beraten . . .

Ein Ausschußmitglied (SPD.) (Rosenfeld. D. Hrsgb.) betonte: . . .

Was die Bestimmungen über den Landesverrat angehe, so habe ja die Justiz gewissermaßen wie eine andere Wissenschaft ihre Moden.

Es habe eine Zeit gegeben, in der alles grober Unfug gewesen sei, in der man eine Serie von Landesverratsprozessen gehabt habe, in der auf alle möglichen Kämpfe der Erpressungsparagraph angewendet worden sei. Das komme und verschwinde. Augenblicklich habe man die Mode der Landesverrats- und Hochverratsprozesse ..."

Wie Rosenfeld über die Ehe und die Familie dachte, zeigt ein Bericht aus dem Reichstag, III. Wahlperiode 1924/27 des 32. Ausschusses (Reichsstrafgesetzbuch) über die 6. Sitzung am 28. September 1927:

„... Abgeordneter Dr. Rosenfeld (SPD.) zieht nach den Darlegungen des Berichterstatters den ersten Teil des Antrages 23 zurück und begründet sodann den zweiten Teil des Antrages 23. Es handele sich um eine Frage von recht erheblicher Bedeutung, in der man endlich einmal einen kleinen Schritt vorwärts tun sollte. Bisher stehe das eheähnliche Verhältnis oder das Konkubinat noch unter Strafverbot. Das habe vielfach zu unhaltbaren Zuständen geführt ...

Im Strafgesetzbuch sollte das eheähnliche Verhältnis den Verwandtschaftsverhältnissen des § 10 gleichgestellt werden ...

... Redner ist der Überzeugung, daß es in Anerkennung des moralischen Verhältnisses, als welches vielfach solche Beziehungen zu bezeichnen seien, notwendig sei, endlich mit dem Vorurteil zu brechen und die veralteten Bestimmungen über das Konkubinat aufzuheben."

Ferner der Bericht aus dem Reichstag, IV. Wahlperiode 1928, 21. Ausschuß (Reichsstrafgesetzbuch) über die 67. Sitzung:

„Verhandelt Berlin, den 4. Juni 1929.

Berichterstatter Abgeordneter Dr. Rosenfeld (SPD.) führt aus:

... Man könne aber nicht behaupten, daß im deutschen Volke die Überzeugung allgemein sei, daß die Abtreibung etwas Unsittliches darstelle; und gerade in den Kreisen, die sich über das Unmoralische der Abtreibungen entrüsteten, kämen mindestens ebenso viele Abtreibungen vor wie anderswo. Weil also die Abtreibung nicht mehr generell als unsittlich empfunden werde, sei es auch nicht mehr gerechtfertigt, sie mit Strafe zu bedrohen, zumal dabei verbrecherische Motive keine Rolle spielten."

Darüber hinaus war Rosenfeld ein Feind der bestehenden Volksmoral und gehört als solcher in gleicher Weise wie die Herausgeber und Mit-

arbeiter der „Weltbühne“ gebrandmarkt. Wenn er auch nicht in irgendeiner Beziehung zur „Weltbühne“ stand, so unterscheiden sich seine Gedanken von denen des Kreises um die „Weltbühne“ in keiner Weise. Einen Einblick in seine Gedankenwelt erhalten wir, wenn wir den Bericht über die 83. Sitzung des 21. Ausschusses (Reichsstrafgesetzbuch) des Reichstages der IV. Wahlperiode 1928 vom 11. Oktober 1929 betrachten, in dem es heißt:

„... Abgeordneter Dr. Rosenfeld (SPD.) begründet den Antrag Nr. 310 Ziffer 8. Die Sozialdemokraten ständen in dieser Frage in weitem Maße auf dem Standpunkt, den der Vertreter der kommunistischen Fraktion dargelegt habe. Sie seien der Überzeugung, daß der wesentliche Grund für die Bestrafung der Blutschande in dem Mißbrauch des Abhängigkeitsverhältnisses liege. Daraus ergebe sich ohne weiteres, daß gegenüber Geschwistern eine Bestrafung nicht am Platze sei ...

Die Sozialdemokraten verträten die Überzeugung, daß eine Strafwürdigkeit der Blutschande nur insoweit in Betracht kommen könne, als ein Autoritätsverhältnis mißbraucht worden sei. Sie seien auch darum bereit, die zwischen Eltern und Kindern begangene Blutschande unter Strafe zu stellen ...“

Auch der Bericht über die 84. Sitzung des 21. Ausschusses (Reichsstrafgesetzbuch) des Reichstages, IV. Wahlperiode 1928 vom 15. Oktober 1929 gibt Rosenfelds „saubere“ Gesinnung in folgenden Worten wieder:

„Abgeordneter Dr. Rosenfeld (SPD.) bestreitet die Berechtigung zur Bestrafung der Sodomie. Er führt eine Äußerung des Preußischen Medizinalkollegiums aus dem Jahre 1869 an, das sich damals schon gegen eine solche Bestrafung ausgesprochen habe. Die frühere Meinung, als führe Sodomie zu einer fruchtbaren Verbindung und einer Verwischung der Art zwischen Mensch und Tier, sei von der Wissenschaft längst aufgegeben. Ferner führte der Redner für seinen Standpunkt eine Äußerung Mittermeiers an, ein Grund für eine Bestrafung der Sodomie sei nicht bekannt, da ein Rechtsgut nicht verletzt werde. Das Strafgesetz enthalte genügend andere Bestimmungen, die bei Vornahme solcher Handlungen zu einer Bestrafung führen können, die Vorschriften über Sachbeschädigung, Tierquälerei und Erregung öffentlichen Ärgernisses. Auch von einem sozialen Schaden könne man nicht gut sprechen. Die Täter seien meist anormale, von der Natur stiefmütterlich behandelte Menschen. Er bitte um Streichung der Vorschrift.“

Und der Bericht über die 85. Sitzung des 21. Ausschusses (Reichsstrafgesetzbuch) des Reichstags, IV. Wahlperiode 1928 vom 16. Oktober 1929, verzeichnet über Rosenfelds Stellung zur Homosexualität:

„Abgeordneter Dr. Rosenfeld (SPD.) erklärt, seine Freunde ständen im Gegensatz zu den Berichterstattern auf dem Standpunkt, daß der jetzige § 296 unbedingt fallen müsse. Das Strafgesetz sei kein Mittel, Übel zu beseitigen, die auf einem ganz anderen Gebiete lägen ... Die Inkonsequenz, auf die schon Bebel hingewiesen habe, daß der gleichgeschlechtliche Verkehr zwischen Frauen nicht bestraft werde, könne nur dadurch beseitigt werden, daß Straflosigkeit des gleichgeschlechtlichen Verkehrs zwischen Männern eintrete."

Damit rundet sich das über Rosenfeld hier gefällte Urteil ab.

Diesem Vertreter des Novembersystems, dem, wenn auch nur für kurze Zeit, die Geschicke der preußischen Justizverwaltung überantwortet waren, ist es mit zu verdanken, daß die Volksmoral zersetzt wurde. Und als er sah, daß es der SPD. nicht gelingen würde, seine volksschädigenden Gedanken zu verwirklichen, ging er wieder noch weiter nach links und gründete im Jahre 1930 die „Sozialistische Arbeiterpartei". Glücklicherweise gelang es ihm auch durch diese Partei nicht, an die Macht zu kommen.

Aber nicht nur Lüge, Verleumdung und Klassenverhetzung wurden vom Juden als Kampfmittel für den Kommunismus in Szene gesetzt, auch für die Einleitung und den Ausbau der raffinierten Terror- und Mordorganisation hatte er hervorragende Qualitäten. Hier sei nur erinnert an den auf Veranlassung der jüdischen „bayerischen" Räteregierung durchgeführten Geiselmord, an den bayerischen, thüringischen und sächsischen Mordterror und den Mord an Horst Wessel, bei dem die Juden Sally Eppstein und Else Cohn einen hervorragenden Anteil hatten.

Wir können uns hier nur auf diese wenigen, willkürlich herausgegriffenen Beispiele aus Raumgründen beschränken. Es sind noch keineswegs alle Mordtaten auf Grund des von Juden maßgebend eingerichteten Mordapparates der kommunistischen Partei. Bisweilen sind Juden auch die unmittelbar Ausführenden gewesen, so bei der Ermordung des SA.-Mannes Gatschke in der Röntgenstraße in Berlin; hier war der Mörder der Jude Calm.

Diese ganze illegale Konspirationstätigkeit war überhaupt nur möglich, weil ihr die stille Beihilfe der beiden Polizeipräsidenten der Stadt Berlin zur Seite stand. Auch diese beiden Chefs der Exekutive in Berlin waren Juden, und zwar der Jude Bernhard Weiß als Vizepräsident und der Halbjude Grzesinski als eigentlicher Polizeipräsident.

Es gehört zur Vervollständigung dieses Bildes der Geistesehe von Judentum und Kommunismus, daß jedesmal, wenn dann solche kommunistischen Mordbuben vor den Strafrichter kamen, jüdische Rechtsanwälte als Verteidiger auftraten. Besonders hat sich dabei ausgezeichnet der jüdische Rechtsanwalt Litten, der sein Verteidigeramt mit Vorliebe zur politischen Propaganda im Gerichtssaal mißbrauchte. Dieser Jude hat sich sogar dazu hinreißen lassen, daß er während des Prozesses in öffentlichen Versammlungen der kommunistischen „Roten Hilfe“ die Zeugen des Prozesses im Sinne seiner Verteidigung zu beeinflussen versuchte. Weswegen ihm die Verteidigung durch das Gericht entzogen werden mußte!

Wir haben damit ein weiteres Instrument der kommunistischen Propaganda gestreift: die „Rote Hilfe“. Auch sie ist ein Glied in diesem Apparat. Sie gehört zum Konzern der „Internationalen Arbeiterhilfe“, die weiter nichts als ein kommunistisches Propagandainstitut unter dem Mantel der sozialen Wohltätigkeit ist. An ihr waren wiederum Juden führend beteiligt. Zu ihren Gründern gehörten die Juden Professor Einstein, Artur Holitscher, Maximilian Harden, Professor Eltzbacher, Dr. Alfons Goldschmidt, Professor Paul Oestreich, Leonhard Frank.

Die „Internationale Arbeiterhilfe“ war weiter nichts als ein mit dem Mantel der Nächstenliebe umkleidetes Propagandaorgan der kommunistischen Internationale in Moskau. Dies hat der Führer der kommunistischen Propaganda in Deutschland, Willi Münzenberg, auf der Landeskonferenz der IAH. am 28. September 1930 auch in aller Öffentlichkeit zugegeben. Denn er erklärte damals: „Die IAH. ist die Organisation, die die Unterstützung der großen wirtschaftlichen Massenkämpfe organisiert. Das Entscheidende ist, daß bei der Organisierung der Unterstützung für die Massenstreiks es nicht genügend ist, die gewerkschaftlichen Mitglieder der betreffenden Branche oder Industrie zur Unterstützung aufzurufen, sondern daß es notwendig ist, darüber hinaus die breiten Massen der Werktätigen, auch der Unorganisierten, der Landarbeiter und Kleinbauern, der kleinen bürgerlichen Mittelständler, Gruppen von Intellektuellen, Wissenschaftlern und Künstlern usw. für diese Hilfe zu mobilisieren.“ Die IAH. sei infolgedessen eine „proletarische Hilfsorganisation“, zu deren weiteren Aufgaben auch die „Popularisierung der Erfolge des sozialistischen Aufbaues in der Union der sozialistischen Sowjetrepubliken“ und die „Verteidigung der Union der sozialistischen Sowjetrepubliken“ gehöre. Die IAH. war, wie auf dem 8. Weltkongreß am 11. Oktober 1931 in Berlin verkündet wurde, „nicht nur eine Proviantkolonne, sondern ein Teil der Sturmkolonne“ der kommunistischen Weltrevolution.

Überhaupt stand der Professor Einstein in enger Geistesverwandtschaft

mit dem russischen Kommunismus. Es ist noch erinnerlich, daß die „Amerikanische vaterländische Frauenvereinigung“ im Jahre 1932, als der Professor Einstein eine Tournee durch die Vereinigten Staaten machen wollte, schärfsten Protest gegen seine Einreise erhob, weil Einstein im März 1931 in einem Artikel der „Völkerbundszeitschrift“ in Chikago geschrieben hatte: „Was ich vorschlage, ist ungesetzlich.“ Es ist infolgedessen kein Wunder, daß François Coty in seiner weitverbreiteten Zeitung «L'ami du peuple» am 18. Mai 1933 den Professor Einstein öffentlich in einem Aufruf als einen „Vorkämpfer des Bolschewismus oder Kommunismus“ bezeichnet hat.

Ihre Spitzenleistungen aber erreichte diese jüdisch-kommunistische Propaganda auf dem Gebiete der Kindererziehung, und zwar überall, wo ihr infolge der politischen Machtverhältnisse freie Bahn gelassen wurde. Charakteristisch dafür waren die Schulverhältnisse in dem „roten“ Bezirk Neukölln der Stadt Berlin, wo der Berliner jüdische Schulrat Kurt Löwenstein das Regiment führte. Hier wurde eine besondere „Karl-Marx-Schule“ unter dem Juden Dr. Fritz Karsen (früher Krakauer) gegründet. Der Name, den diese Herren der Schule gaben, bürgt allein für den Geist dieses Erziehungsinstitutes. Aber auch die Praxis dieser Schule entsprach ihrem Namen. Schon die Methode des Unterrichts war kollektivistisch aufgebaut. Das heißt: die Schüler führten das eigentliche Wort, während der Lehrer sich ihnen anzupassen und unterzuordnen hatte. So gab es in dieser Schule auch die halbbolschewistische Einrichtung der „Schülerräte“. Im Unterricht selbst spielte die Politik eine große Rolle, und zwar im Sinne des Sozialismus oder Kommunismus. Es gab auch keine Grenzen der Stoffbehandlung, etwa vom moralischen Standpunkt aus. Im Gegenteil wurde auch der Erörterung erotischer und sexueller Fragen weiter Spielraum gelassen. So fertigten Schüler anläßlich des Abtreibungsfalles der Frau Dr. Kienle-Jacubowitz im Jahre 1931 umfangreiche Studienarbeiten über die Abschaffung des § 218 des Reichsstrafgesetzbuches an. In der Sitzung der Schulgemeinde wurde sogar mit dem Gedanken gespielt, „einen Schülerkampfbund gegen den § 218“ zu gründen. Diese völlig morallose Pädagogik der Karl-Marx-Schule ging sogar so weit, daß die Primaner dieser Anstalt eine Studienfahrt nach Hamburg machten, von ihrem Lehrer in das Quartier der Bordelle „zu Studienzwecken“ geführt wurden und dann ihre Erlebnisse in schriftlichen Arbeiten niederlegten. Der Inhalt war so gemein und obszön, daß selbst ein kommunistischer Vater gegen diese Unterrichtserzeugnisse Protest erhob. Dieser Erziehung von oben entsprach auch der Geist der Schülerschaft selbst. Erschütternd sind die Dokumente dieser Erziehung, Aufsätze, Briefe und Schülerzeitschriften. Sie dokumentieren die absolute Ungebundenheit dieser Schülerschaft in moralischer wie in politischer Beziehung. Sie zeigen, daß

in den selbstverfertigten Zeitschriften dieser Schülerschaft jede Autorität heruntergerissen und jede Freiheit, in moralischer und kultureller Beziehung, gepredigt wurde. Das entsprach auch ganz der geistigen Denkungsart der Begründung dieser Schule. Denn der Stadtschulrat Kurt Löwenstein hatte in seiner Schrift „Das Kind als Träger der werdenden Gesellschaft, 1924" als Ziel der Erziehung aufgestellt: „Der Kampf wider die Kirche und wider den Religionsunterricht ist kein theoretischer Kampf um theoretische Lehren, sondern der Kampf der neuen werdenden Gesellschaft gegen die absterbende Gesellschaft." Diesem „religiösen" Programm der Erziehung in Neukölln entsprach auch das politische Programm. Die Schule war ein Tummelplatz der kommunistischen Propaganda. Auch dafür lassen sich zahlreiche Belege aus der Literatur der Schüler selbst beibringen. Wir greifen nur heraus die Schülerzeitschrift, die zeitweise „Das rote Schulecho, Organ der revolutionären Schülerschaft der Karl-Marx-Schule" hieß. Eine Kostprobe von dem zersetzenden Geist dieser Zeitschrift bietet folgendes Zitat aus der Oktobernummer 1932, das auf die damalige Reichstagswahl gemünzt ist: „Der Marxismus lehrt, daß eine Parlamentswahl niemals den Sozialismus herbeiführen kann. Das kann nur der gewaltsame Umsturz! Aber ein guter Wahlausgang, der seinerseits von dem Einfluß abhängt, den die außerparlamentarisch-kommunistische Kampfbewegung unter den Massen bereits hat, stärkt wieder den Kampfesmut. Er ist ein Auftrieb zu neuen außerparlamentarischen Kämpfen. Darum muß ein jeder Karl-Marx-Schüler sich aktiv an den Wahlen beteiligen. Die roten Beihelfer für die Liste 3 KPD. (Kommunistische Partei Deutschlands)." Diese Werbung für die kommunistische Partei in der Schule, das ist die Frucht dieser „Erziehungsmethoden" in dieser Karl-Marx-Schule der beiden Juden Löwenstein und Krakauer.

Die eigentliche Lieblingsgründung des Schulrats Löwenstein in Neukölln aber waren seine Kinderzeltlager, die er ausdrücklich als „Kinderrepubliken" ins Leben rief. Solche Kinderrepublik-Zeltlager wurden im Jahre 1929 insgesamt 6 mit 10 000 Kindern eingerichtet. Deren Aufgabe sollte nach den eigenen Worten von Löwenstein sein, „revolutionierend einzudringen in Geist und Gestalt des öffentlichen Erziehungswesens, um nach und nach auf diese Weise die Gesellschaft abzuändern". Oder, wie Löwenstein es einem Pressevertreter gegenüber ausdrückte: „Es gibt bei uns einfach für die Kinder weder Gott noch Religion." Hier waren die Kinder gänzlich der Familie entzogen und dem kommunistischen „Kollektiv" unterworfen. Knaben und Mädchen waren grundsätzlich in den Zelten vereinigt. Ausdrücklicher Zweck dieser „Erziehung" war nicht Erholung der Kinder,

sondern Zersetzung, Drill und Propaganda im Sinne des Sowjets. Das geht am klarsten aus dem „Lagerliede“ hervor, in dem es hieß:

„Laßt uns rote Lieder singen,
tragt die Fahnen übers Land!
Hammer, Sichel fest umschlingen
wir mit einem starken Band.“

Man kann nicht besser die drohende Gefahr der jüdisch-kommunistischen Propaganda in Deutschland wiedergeben als in diesem Kinderlied der roten „Kinderrepublik“ des Juden Löwenstein in Berlin.

Nur widerwillig hat dieses art- und geistesfremde Regiment wurzelloser „Pädagogen“ auch die Berliner Bevölkerung ertragen. Es ist nicht so, daß das ganze Volk den Experimenten dieser Revolutionäre stillschweigend oder gar beifällig zugesehen hätte. Vielmehr schon die Einsetzung des Schulrats Löwenstein ging nicht ohne Protest der Bürgerschaft von Neukölln ab. Es haben damals 8000 Bürger schriftlich bei seiner vorgesetzten Behörde gegen seine Wahl Einspruch erhoben — allerdings ohne Erfolg unter dem damaligen System. Später hat auch die nationalsozialistische und rechtsstehende Presse in Berlin gegen die Zustände im Reiche des Schulrats Löwenstein Sturm gelaufen. Die angesehene „Deutsche Allgemeine Zeitung“ hat im Jahre 1931 eine ganz planmäßige Kampagne gegen die beiden Herren Löwenstein und Krakauer durchgeführt — wiederum ohne Erfolg.

Auch diese Mißerfolge der Opposition der gesunden Teile des deutschen Volkes mögen ein Symptom dafür sein, welche Wut und Empörung sich allmählich unter der Herrschaft des Judentums in Deutschland angesammelt hat. Das Maß war voll bis zum Überlaufen.

7. Die Juden als „Verwalter“ der deutschen Kultur

Wenn wir den Ausdruck „Verwalter“ zur Kennzeichnung der Rolle der Juden im deutschen Kulturleben gebrauchen, so haben wir diesen Ausdruck nicht etwa selbst geprägt, sondern bedienen uns einer Bezeichnung, die von einem Juden stammt — und zwar von einem bekannten Juden, der einmal in aller Offenheit die Dinge beim Namen genannt hat und als Beurteiler hierzu durchaus kompetent war. Es ist dies der jüdische Kulturschriftsteller Moritz Goldstein. Häufig ist auch von manchen anderen jüdischen Schriftstellern oder Journalisten, aus Lust zur Prahlerei, die beherrschende Stellung der Juden im deutschen Kulturleben nicht nur zugegeben, sondern sogar mit einer gewissen Überheblichkeit konstatiert worden. Wir denken an Literaten wie Arnold Zweig in seinem „Caliban“ oder an Alfred Kerr in seinen Beiträgen im „Berliner Tageblatt“ oder im Berliner Rundfunk. Noch häufiger ist von besorgten deutschen Antisemiten der Finger auf diese Wunde des deutschen Kulturlebens gelegt worden. Aber die Stelle, an der Moritz Goldstein diesen Ausdruck geprägt hat, zeichnet sich durch besondere Bedeutung und besonderes Ansehen aus. Es geschah nämlich in einem Aufsatz, den Moritz Goldstein im März 1912 an die Schriftleitung des „Kunstwart“ schickte, und der unter der Überschrift „Deutsch-jüdischer Parnaß“ im ersten Märzheft dieser damals führenden deutschen, von Ferdinand Avenarius herausgegebenen Kulturzeitschrift erschien. Selten ist in einer deutschen Zeitschrift rückhaltloser die führende Stellung der Juden im deutschen Kulturleben, zugleich aber auch die innere Tragik und Verzweiflung des deutschen Judentums ausgesprochen worden als hier von dem Juden Moritz Goldstein. So wird dieser Aufsatz zu einem Bekenntnisdokument ersten Ranges für die Psyche der Juden in Deutschland, weil er bereits im Jahre 1912 erschien, als noch kein Mensch in Deutschland auch nur einen Schatten der nationalsozialistischen Bewegung ahnen konnte. Moritz Goldstein selbst hat jahrelang der Feuilleton-Redaktion der „Vossischen Zeitung“ angehört, was zur Kennzeichnung des Ranges seiner Persönlichkeit genügen mag.

Moritz Goldstein behandelt in diesem Aufsatz das Kapitel „der Juden in der deutschen Literatur“, wie er es selbst nennt, und er nennt dieses Kapitel „eines von den allerheikelsten Dingen“. Mit Recht. Denn er selbst setzt eingehend auseinander, wie die in ein geistiges Getto gesperrten Juden sich

plötzlich ins Tageslicht stürzten und als gelehrige Schüler sehr rasch ihre Meister verdrängten. Er schildert, wie sie trotz ihrer geringen Zahl und trotz aller Schwierigkeiten ihren Lehrmeistern in gewisser Weise den Rang abliefen, mit folgendem Ergebnis:

> „Auf allen Posten, von denen man sie nicht gewaltsam fernhält, stehen plötzlich Juden; die Aufgaben der Deutschen haben die Juden zu ihrer eigenen Aufgabe gemacht; immer mehr gewinnt es den Anschein, als sollte das deutsche Kulturleben in jüdische Hände übergehen. Das aber hatten die Christen, als sie den Parias in ihrer Mitte einen Anteil an der europäischen Kultur gewährten, nicht erwartet und nicht gewollt. Sie begannen sich zu wehren, sie begannen wieder, uns fremd zu nennen, sie begannen, uns im Tempel ihrer Kultur als eine Gefahr zu betrachten. Und so stehen wir denn jetzt vor dem Problem: Wir Juden verwalten den geistigen Besitz eines Volkes, das uns die Berechtigung und die Fähigkeit dazu abspricht." (Sperrungen im Original.)

Hier ist also die Stelle, an der Moritz Goldstein selbst die Juden als die „Verwalter" des geistigen Besitzes des deutschen Volkes bezeichnet.

Wer das deutsche Kulturleben unvoreingenommen überblickt, wird diese Behauptung nur bestätigen können, heute vielleicht noch entschiedener als im Jahre 1912. Alle Gebiete des deutschen Kulturlebens waren, mehr oder weniger, der „Verwaltung" durch die Juden ausgeliefert: Theater, Literatur, Musik, bildende Kunst, Film und sogar der Rundfunk, der erst ein Kind des letzten Jahrzehntes ist.

Im Theater waren fast alle großstädtischen Bühnen unter jüdischer Direktion. In der Reichshauptstadt das „Deutsche Theater", die „Kammerspiele", das „Lessing-Theater", das „Theater in der Stresemannstraße", das „Deutsche Künstler-Theater", die „Komödie", die „Tribüne", um nur einige der führenden Bühnen zu nennen. Sogar das Staatstheater des Preußischen Staates war nach der Revolution unter der marxistischen Regierung Preußens durch die Berufung des Intendanten Leopold Jessner in jüdische Hände gekommen. Auch die Schauspieler waren vorwiegend Juden, vor allem die Kategorie der sogenannten Prominenten. Es kam sogar dahin, daß an dem Preußischen Staatstheater zum Schluß der jüdische Schauspieler Fritz Kortner viel mehr als der jüdische Intendant Jessner zu sagen hatte und dort geradezu ein Pascharegiment führte. Dem entsprach auch das Programm dieser Bühnen. Jüdische Autoren beherrschten das Repertoire. Die wirklichen Serienerfolge waren vorwiegend jüdischen Theaterdichtern vorbehalten. Der einzige deutsche Dichter, der vor den Augen der jüdischen Theaterdirektoren und Theaterkritiker Gnade fand, war Gerhart Hauptmann. Aber auch sein Ver-

leger, Samuel Fischer, war Jude. Auch die deutsche Buchliteratur war immer mehr unter das Regiment der jüdischen Rasse geraten! Die großen Bucherfolge wurden fast durchweg von Juden erzielt. Wir nennen nur Namen wie Emil Ludwig, Jakob Wassermann, Stefan Zweig, Arnold Zweig, Lion Feuchtwanger, Georg Hermann, Alfred Döblin und glauben, daß ihre Buchauflagen zusammengenommen die Auflagen aller sonstigen deutschen Schriftsteller übersteigen dürften. Die Namen rein deutscher Romandichter, wie Gustav Frenssen, Hermann Stehr, Erwin Guido Kolbenheyer, Hans Grimm, Hans Friedrich Blunck u. a., traten diesen Modeschriftstellern gegenüber immer mehr in den Hintergrund.

Das Musikleben war dem gleichen Schicksal verfallen. Ebenso wie in Berlin waren auch im Reich die „Kommandostellen", nämlich die führenden Kapellmeisterposten, zum überwiegenden Teil mit Juden besetzt. Diese mit Hilfe willfähriger Staats- und Stadtbehörden betriebene Monopolisierung ging so weit, daß in Musikerkreisen der Titel „Generalmusikdirektor" mit bitterer Ironie schlechtweg als „jüdischer Vorname" bezeichnet wurde. Aber nicht allein der hochtrabende Titel und die entsprechende Prominentengage machte die Wichtigkeit dieser Stellen aus. Kulturpolitisch weit bedeutungsvoller war der unermeßliche Einfluß, den das Judentum von hier aus auf die Gestaltung des deutschen Konzert- und Opernspielplans erlangte. Der Anteil jüdischer Komponisten steigerte sich in nie geahntem Ausmaße. Ein krampfhaft nach Originalität ringender Nachempfinder und Experimentator wie Gustav Mahler wurde zum größten Symphoniker seit Beethoven ausgerufen und dem Publikum mit allen Mitteln aufgedrängt, ebenso die abstrakte Gehirnmusik eines Arnold Schönberg und seiner Anhänger. Mit Franz Schreker *, dem „Dichterkomponisten" schwülstiger und musikalisch völlig impotenter Bühnenstücke, die angeblich berufen sein sollten, das Werk Richard Wagners abzulösen, wurde ein unglaublicher Kult getrieben, während der wahre Musikdramatiker unserer Zeit, der große deutsche Meister Hans Pfitzner, sich eine planmäßige Vernachlässigung gefallen lassen mußte. Hand in Hand mit der Bevorzugung jüdischer und unter jüdischem Einfluß stehender Tonsetzer, die selbstverständlich durch die dauernd fortschreitende Verjudung des musikalischen Verlagswesens aufs stärkste unterstützt wurde, ging eine systematische Begünstigung jüdischer Konzertsolisten und Opernsänger. Hier fanden die für die Engagementsvergebung zuständigen Kapellmeister in der hochgradig verjudeten Musikkritik und in den meistenteils jüdischen Konzert- und Theateragenten gut eingespielte Partner. Daß auf den Gebieten der Unterhaltungsmusik, der Operette, des Tonfilms, der Schall-

* Nichtarische Abstammung noch nicht einwandfrei erwiesen.

platteindustrie und des Rundfunks überall die gleiche Tendenz herrschte, darf in diesem Zusammenhang nicht übersehen werden. Nimmt man schließlich noch den ständig wachsenden jüdischen Einfluß auf das Musikunterrichtswesen, insbesondere die großen öffentlichen Musikhochschulen und Konservatorien, auf die musikwissenschaftliche Forschung und das gesamte musikalische Schrifttum hinzu, so ergibt sich mit erschreckender Deutlichkeit, daß das deutsche Musikleben den jüdischen „Kulturverwaltern" als ein ganz besonders bevorzugter Tummelplatz diente. Wir werden diesen Zuständen noch ein besonderes Kapitel widmen.

In der bildenden Kunst war es nicht viel anders. Im Schatten des Seniors Max Liebermann wuchs immer mehr eine Generation jüdischer Maler heran, die alle wirkliche deutsche Malerei in den Hintergrund drängte. Kunstpresse, Kunsthandel und Kunstkritik waren fast ausschließlich in jüdischer Hand.

Über den Film brauchen wir nicht viele Worte zu verlieren, denn die jüdische Vorherrschaft im Filmwesen ist so weltbekannt, daß sie überhaupt keines Nachweises durch Aufzählung von Namen bedarf.

Sogar der Rundfunk war vermöge der stillschweigenden Protektion durch die marxistischen Machthaber in wenigen Jahren in die Gewalt der Juden gekommen. So war der Vertreter des Reichsrundfunkkommissars Dr. Bredow jüdischer Abstammung — Rechtsanwalt Dr. Magnus — und z. B. der Intendant der führenden deutschen Sendegesellschaft, der Berliner Funkstunde, Dr. Flesch, ein Jude. Er hatte, entsprechend der jüdischen Gewohnheit, wieder Juden nach sich zu ziehen, auch bereits manche Posten der Programmleitung mit Juden besetzt. Das Berliner Programm wimmelte von Juden.

Das noch Bedenklichere aber war, daß in der Nachkriegszeit die Juden sogar in die amtliche Verwaltung des deutschen Kulturbesitzes eindrangen. So war lange Jahre hindurch das Theaterreferat im Preußischen Kultusministerium durch einen Juden (Rechtsanwalt Seelig) und das Musikreferat in demselben Ministerium durch einen Juden (Leo Kestenberg) besetzt. So wurde sowohl die Theater- wie die Musikpolitik des Preußischen Staates von Juden gelenkt. Hinzu kam, daß die Pressepolitik des Preußischen Staates (durch den Ministerialrat Goslar) ebenfalls in jüdischer Hand und sogar die oberste Leitung der preußischen Verwaltung ebenfalls in der Hand eines jüdischen Beamten, des Staatssekretärs Dr. Weismann, lag. Hier erkennt man mit einem Blick, wie dem jüdischen Vorgehen ein ganz bestimmter Plan zugrunde lag. Und wir brauchen nur noch die Macht der jüdischen Presse, vor allem über den Feuilletonteil, hinzuzufügen, um das Bild des

jüdischen Einflusses auf die deutsche Kultur zu einem fertigen Ganzen abzurunden.

Das entscheidende war, wie auch in den anderen Fällen des jüdischen Einflusses, daß die eigentlichen Schlüsselpositionen immer mehr in jüdische Hände gerieten. Hier hat die wirtschaftliche Begabung der Juden ihnen vorzügliche Dienste geleistet. Zwar möchten wir nicht so weit gehen wie der deutsche Literaturhistoriker Josef Nadler, der in der „Europäischen Revue" (September 1932) sich mit dem gleichen Problem des Einflusses der Juden in der deutschen Literatur auseinandersetzt und die Auffassung vertritt, daß das „zahlenmäßige Übergewicht" der jüdischen Schriftsteller in der deutschen Literatur „nicht die Folge einer geistigen Überlegenheit und einer stärkeren Vorbereitung schöpferischer Talente", sondern der „Zusammenballung und Industrialisierung des Buchbetriebes" zuzuschreiben sei. Josef Nadler schildert in diesem Aufsatz in unparteiischer Weise die Zusammenhänge zwischen Presse, Verlagslektor, Theaterdirektor, jüdischem Schriftsteller, jüdischem Übersetzer und Funkhaus, durch deren Ensemble der jüdische Bucherfolg zustande kam. Durch diese moderne Erscheinung des kapitalistischen Großbetriebes habe der Jude, vermöge seiner wirtschaftlichen Begabung, es verstanden, sich des Umsatzapparates zu bemächtigen und damit die Bestimmung des „Bucherfolges" in seine Hand zu bekommen.

Zweifellos hat die wirtschaftliche Machtstellung der Juden im Zeitungswesen, im Verlagsgewerbe, in der Konzertagentur, im Übersetzungsvertriebe — also in allen Spalten des Literaturhandels — viel zur Aufrichtung der jüdischen Vormacht im deutschen Geistesleben beigetragen. Und es ist bezeichnend, daß z. B. die ganz junge Erscheinung der sogenannten Buchgemeinschaften im Buchhandel alsbald zum Werkzeug von Juden geworden ist. So war die „Deutsche Buchgemeinschaft", wohl das größte Unternehmen auf diesem Gebiet, ausschließlich in jüdischem Besitz. Noch schlimmer war es z. B. im Kunsthandel. Aber trotz dieser wirtschaftlichen Suprematie, die selbstverständlich auch ein Machtinstrument zur Durchsetzung geistiger und kultureller Einflüsse sein konnte und sogar rücksichtslos als solche ausgenutzt wurde, hat doch erst der ausgesprochen jüdische G e i s t, den die Juden in all diesen Zellen des Geisteslebens entfalteten, ihnen die wirklich vorherrschende Stellung in der Verwaltung des deutschen Kulturbesitzes in die Hand gespielt. Denn jüdischer Rationalismus, jüdischer Mangel an Gemüt, jüdische Rücksichtslosigkeit und jüdische Spekulation auf die niederen Instinkte hat erst die großen Publikumserfolge ermöglicht, die zur Grundlage der ideellen Machtstellung wurden. Wir werden diese Geistesverfassung, ihre Methoden und Zusammenhänge im einzelnen schildern, damit nicht nur leere Behauptungen aufgestellt werden. Wir werden vor allem schildern, wie

am Ende dieses jüdischen Kunst b e t r i e b e s — denn die ganze jüdische Kulturpolitik war nicht viel anderes — eine völlige Dekadenz und Auflösung aller feststehenden deutschen Kulturwerte und Kulturbegriffe stand.

Im übrigen brauchen wir uns für die Schilderung des Tatbestandes der jüdischen Vorherrschaft nur der Worte von M o r i t z G o l d s t e i n zu bedienen. Denn er zeichnet bereits im Jahre 1912 „die Situation" so:

> „Niemand bezweifelt im Ernst die Macht, die die Juden in der Presse besitzen. Namentlich die Kritik ist, wenigstens in den Hauptstädten und ihren einflußreichen Zeitungen, geradezu im Begriff, jüdisches Monopol zu werden. Ebenso bekannt ist das Vorherrschen des jüdischen Elements im Theater: fast sämtliche Berliner Theaterdirektoren sind Juden, ein großer, vielleicht der größte Teil der Schauspieler desgleichen, und daß ohne jüdisches Publikum ein Theater- und Konzertleben in Deutschland so gut wie unmöglich wäre, wird immer wieder gerühmt oder beklagt. Eine ganz neue Erscheinung ist, daß auch die deutsche Literaturwissenschaft im Begriff scheint, in jüdische Hände überzugehen, und es ist, je nach dem Standpunkt, komisch oder tragisch, die Mitglieder der ‚germanischen' Seminare unserer Universitäten zu überblicken. (Ich selbst habe dazu gehört.) Wie viele Juden endlich es unter den ‚deutschen Dichtern' gibt, weiß so manch ein Hüter deutscher Kunst zu seinem Zorne."

Die Dinge sind seit dem Jahre 1912 nur krasser und schlimmer geworden.

Nun hat Moritz Goldstein sich keineswegs nur mit der Wiedergabe der Zustände und ihrer Kritik beschäftigt, vielmehr hat er bewußt nach einem „Ausweg" gesucht, denn er selbst ist so ehrlich, daß er diesen Zustand der „Verwaltung" des geistigen Besitzes eines Volkes durch die Juden als eine „u n g e h e u e r l i c h e T a t s a c h e" bezeichnet hat. Goldstein macht weiterhin die zutreffende Wahrnehmung, daß die einzigen, die von dieser jüdischen Vorherrschaft nichts wissen und nichts wissen wollen, „die Mehrzahl der Juden selber" sind. „Sie tun etwas sehr Einfaches: Sie leugnen das Faktum."

Goldstein selbst aber geht den anderen, weniger bequemen Weg und stellt die Frage: „W a s t u n w i r j e t z t ?" Er sieht zwei Möglichkeiten: die eine besteht darin, das Recht auf den deutschen Boden, auf die deutsche Kultur zu verteidigen, die andere darin, sich nicht darum zu kümmern, was die andern zu „unseren Literatur-, Kunst- und Kulturleistungen" sagen. Beide Möglichkeiten erörtert Goldstein, er meint sogar, die Juden könnten einmal auf die Ehre verzichten, „ein deutscher Dichter zu heißen und deutsche Kultur zu machen". Aber zum Schluß verwirft er doch beide Wege. Er erklärt abschließend:

„Seiner Wege gehen — aber welches ist unser Weg? Ich weiß nicht, was andere darin empfinden — ich wahrhaftig, wenn ich meinen Gefühlen folgte, ich würde weichen; ich würde es nicht länger ertragen, übel gelitten zu sein, ich würde, was ich etwa an Fähigkeiten besitze, dorthin tragen, wo man sich ihrer gerne bedient — wüßte ich nur, wo das wäre. Einen Weg ins Freie kennen wir nicht. Wir kennen ihn vielleicht, aber wir dürfen ihn nicht gehen."

Klarer kann die Verzweiflung eines ehrlichen Juden in dieser tragischen Lage nicht wiedergegeben werden. Er sieht, daß der bestehende Zustand der Verwaltung des Kulturbesitzes eines Volkes durch eine Handvoll fremdrassiger Juden auf die Dauer unhaltbar ist und zur Katastrophe führt, aber er vermag nicht, die zwingende Folgerung zu ziehen, auf diese Rolle zu verzichten und den Weg der jüdischen Selbstgenügsamkeit oder der Auswanderung zu beschreiten. Vielleicht auch darum, weil er erkennt, daß die überwiegende Mehrheit dieser jüdischen Rassegenossen den bestehenden Zustand bequemer und befriedigender findet und ihm doch nicht auf Wege der Entsagung folgen würde. Er spricht sogar von dem „Sprung in die neuhebräische Literatur" und geht so weit, von einer wünschenswerten reinlichen Scheidung jüdischen und nichtjüdischen deutschen kulturellen Wesens zu sprechen, „um aus dem Kompromiß der Halbheit, der Menschen- und Mannesunwürdigkeit herauszukommen". Aber wenige Sätze weiter gewinnt schon wieder die Freude an der Ausübung der Macht in ihm die Oberhand. Da entfährt es ihm:

„Die rassereinen Germanen mögen sich sträuben, wie sie wollen, sie mögen (mit echt germanischer Logik) alles Gute für sich in Anspruch nehmen und alles Übel den Juden zur Last legen: sie werden doch die Tatsache nicht aus der Welt schaffen, daß deutsche Kultur zu einem nicht geringen Teil jüdische Kultur ist." (Sperrungen im Original.)

Hier bricht noch einmal das Triumphgefühl des herrschsüchtigen Juden durch. Zum letzten Male in dem umfangreichen Aufsatz. Denn am Ende bleibt doch für ihn, vom Standpunkt der ringenden Erkenntnis aus, das Bekenntnis der absoluten Resignation. Er weiß nichts anderes als Lösung wie dies:

„Ich habe gesagt, was wir wollen, was wir wollen müssen. Ich habe auch gesagt, warum wir es doch nicht wollen können. Das Problem aufzuzeigen, war meine Absicht. Es ist nicht meine Schuld, daß ich keine Lösung weiß." (Sperrungen im Original.)

Wir selbst haben diesem Endergebnis nichts hinzuzufügen. Es stammt aus dem Munde eines wahrheitsuchenden Juden, auch wenn er zwischen Erkenntnis und Wünschen hin- und hergeworfen wird. Auch was er über die politischen Frontbildungen sagt, zwischen denen sich der Kampf der Juden abspielt, mag weitgehend zutreffen, so daß wir es — bis auf einzelne typisch jüdische überhebliche Ausdrücke — gelten lassen. Er schreibt nämlich hierüber, und damit schließt sein Aufsatz:

> „Wir führen einen Kampf mit zwei Fronten. Unsere Feinde auf der einen Seite sind die deutsch-christlich-germanischen Dummköpfe und Neidbolde, die das Wort Jude zum Schimpfwort gemacht haben und alles, was von Juden kommt, ‚jüdisch' nennen, um es dadurch zu besudeln, zu verkleinern, zu verdächtigen. Wir unterschätzen diese Führer und ihren Anhang nicht; es sind ihrer mehr, als sie selbst wissen, und welcher Nichtjude nichts mit ihnen gemein haben will, prüfe sich sorgfältig, ob er nicht, gegen seinen Willen, sehr viel mit ihnen gemein hat.
>
> Auf der anderen Seite stehen unsere schlimmeren Feinde, die Juden, die nichts merken, die unentwegt deutsche Kultur machen, die so tun, als ob, und sich einreden, man erkenne sie nicht. Das sind unsere wahren Feinde; sie gilt es, von den allzu sichtbaren Posten zu verdrängen, wo sie die Judenschaft repräsentieren als ein falscher Typus Jude, sie gilt es, mundtot zu machen und allmählich auszurotten, damit wir andern Juden wieder unseres Lebens froh werden können in dem einzigen, worin ein Mann sich stolz und frei fühlen kann: im offenen Kampfe gegen einen ebenbürtigen Gegner."

Es liegt für jeden Einsichtigen auf der Hand, daß zwischen den von Goldstein gekennzeichneten „schlimmeren Feinden" und den „deutsch-christlich-germanischen Feinden" ein psychologischer Zusammenhang besteht. Daß es ihm nicht gelungen ist, die „wahren Feinde" des Judentums, die lauten, aufdringlichen und sich vordrängenden Vertreter der Judenschaft, mundtot zu machen oder gar allmählich auszurotten, daß vielmehr gerade diese Kategorie sich unter rücksichtsloser Anwendung ihres Mundwerks und ihrer Ellenbogen immer mehr in den Vordergrund gedrängt hat, das hat die Entwicklung, die Goldstein bereits heraufziehen sah, noch beschleunigt und verschlimmert.

Wir kommen damit auf den springenden Punkt der Auseinandersetzung zwischen Deutschen und Juden. Allein schon die Tatsache der Verwaltung des geistigen Besitzes des deutschen Volkes durch die Juden war eine „un-

geheuerliche Tatsache", um mit Goldstein zu sprechen. Sie war eine seelische Belastung des deutschen Volkes bis an die Grenze der Selbstachtung. Trotzdem hat sie allein nicht den Ausschlag gegeben. Vielmehr ist das Faß des aufgespeicherten Unmuts und Zornes erst zum Überlaufen gebracht worden durch die Art und Weise, wie die Juden diese Verwalterstellung gebraucht oder genauer — mißbraucht haben. Hier handelte es sich um die heiligsten Güter eines jeden Volkes, um die Güter des Geistes, der Seele und des Gemütes. In welchem Geiste die Juden diese ihre Herrschaft im deutschen Kulturleben ausgeübt haben, das soll im folgenden am unwiderlegbaren Beispiel von verschiedenen markanten „Verwaltern" des deutschen Kulturbesitzes gezeigt werden.

a) Juden in der Literatur

Emil Ludwig

Für unsere Zeit ist Emil Ludwig (Cohn*) der meistgelesene Schriftsteller deutscher Sprache. Bis zum Ende des Jahres 1930 waren seine Werke in insgesamt fünfundzwanzig Sprachen übersetzt und in der ganzen Welt verbreitet; die Gesamtauflageziffer betrug zur selben Zeit 2 010 000 Exemplare, wovon 800 000 auf Deutschland und 1 210 000 auf das Ausland entfielen — Rekordziffern also, wie sie kaum ein Autor aufzuweisen hat.

Sollten die Deutschen nicht stolz darauf sein, unter sich einen Schriftsteller zu haben, der solche Weltbedeutung für sich in Anspruch nehmen konnte, der als Kulturpionier im Auslande wesentliche Arbeit für die Deutschen leistete? Sind nicht seine historischen Porträts von Goethe, Bismarck, Napoleon, Wilhelm II. bis zu Lincoln und Christus lebendig und fesselnd? Schreibt er nicht einen wundervollen Stil? So rauschte es jahrelang in der jüdischen Presse, bald mit lautem Pathos, bald mit sanftem Säuseln.

Wir aber stellen fest: Dieser Fall ist eines der Schulbeispiele dafür, was eine raffinierte Reklametechnik vermag. Denn bei aller Fertigkeit der literarischen Darstellung und bei allem psychologischen Spürsinn steht hinter allen seinen Biographien eine unerhörte Banalität des Gehalts, die aufs engste zusammenhängt mit einer flachen Allerweltspsychologie, aus deren Perspektive die geschichtlichen Führerpersönlichkeiten ihres eigentlich historischen Charakters und ihrer

---

* Sohn des Professors Dr. med. et phil. Hermann Cohn in Breslau und der Valeska, geb. Friedländer.

Größe beraubt und so völlig verkitscht werden. Sie sind nicht mehr Instrumente eines Höheren, sondern allen irrationalen Bindungen entzogene Menschen banalster Wirklichkeit. Ob Emil Ludwig nun Christus, Michelangelo oder Bismarck porträtiert, im Grunde agieren und reagieren diese Menschen vollkommen gleich — von geschichtlicher Wirklichkeit und Atmosphäre keine Spur. Die lächerliche Psychologie kleinlicher und kleinster menschlicher Regungen modernen gesellschaftlichen Zusammenseins, die auch nicht das geringste zu tun hat mit jener ganz anderen Geschichtswelt volklich und zeitlich gebundener Gemeinschaft, das ist die Luft, in der die „geschichtlichen" Gestalten Ludwigs leben. Allein die Aufzählung seiner Werke über Goethe, Bismarck, Napoleon I., Wilhelm II., Lincoln und Christus zeigt die Arbeitsweise der Schnellfabrikation, die immer nur „Konfektion" und nicht „Maßarbeit", d. h. Schematisierung und nicht individuelle Vertiefung sein kann.

Es fehlt Ludwig zunächst jeder Sinn für die konkreten Gegebenheiten geschichtlichen Daseins. Dank seiner Rasse, die seit Jahrhunderten nicht mehr Geschichtsträger und Geschichtsbildner gewesen ist, dank der kultivierten Wurzellosigkeit seiner Existenz, die Kriegs- und Nachkriegsnöte seines Gastvolkes spurlos an ihm vorübergehen ließ (er lebte sorglos im Schweizer Tessin), dank seines gepflegten Ästhetentums, das die Welt allein aus der Perspektive des Salons betrachtet und nicht mehr teilhat an den Urmächten von Volk und Natur — dank aller dieser Umstände seines Lebens mußte Ludwig notwendig das geschichtliche Denken versagt bleiben.

Woher aber dieser merkwürdige Hang zur Historie? Da zeigt sich, daß nicht das Walten der geschichtlichen Mächte, nicht die männlichen Welten von Staat und Volkspolitik, nicht der Einsatz für eine Aufgabe oder eine Sendung für Emil Ludwig Thema der Darstellung ist, sondern der psychologisch interessante Fall. *Nur die psychologisch triebhafte Seite menschlichen Seins existiert für ihn, die sachliche scheidet vollständig aus.* Menschen und Mächte stehen nicht in ihrem Sein zueinander, sondern in ihrem psychologischen Verhalten. So rollt das Geschehen der Geschichte, jeder Irrationalität entkleidet, jeder Sachpolitik entfremdet, als menschliche Intrige ab. Geschichte aus der Sphäre privater Psychologie, aus der Welt des *Klatsches*, das ist im Grunde das peinliche Ergebnis seiner sämtlichen Bücher.

Wir wollen hier nicht die *unwissenschaftliche* Art dieser Arbeitsweise untersuchen, nicht die unhistorische Methode beleuchten, mit der Ludwig nach seinen eigenen Worten auf ein vorgefaßtes Bild hin das Dokumentenmaterial durchsieht, statt es, allmählich formend, aus den Dokumenten

herauszulesen. Wir wollen nicht die tatsächliche Unkenntnis der geschichtlichen Fakten rügen, für deren Nachprüfung er unter deutschen Gelehrten unglückliche Opfer fand. Wir vermerken hier nur als Beispiel, daß bei seinem Goethe-Buch einer der besten Kenner Goethes, wie Ludwig mit Stolz feststellt, zur Ausmerzung kleiner „Verstöße, die bei seiner raschen Eroberung unvermeidlich waren", ein ganzes Jahr brauchte, „also gerade so lange, wie ich an dem Original des Buches gearbeitet" („Geschenke des Lebens", Berlin 1931, S. 515)! Alles dieses sind Nebensächlichkeiten, die aber die „historische" Methode dieses Schnellbiographen eigentümlich beleuchten. Es wird sich zeigen, daß Ludwig die Dokumente so lange dreht und deutelt, bis die vorgefaßte Meinung, das „intuitiv" erfaßte Bild endlich paßt.

Nur wenige Beispiele mögen das erläutern. Zunächst das Verhältnis Schiller-Goethe in seinem Buch „Genie und Charakter — Zwanzig männliche Bildnisse" (Berlin 1924). Nichts erfahren wir davon, daß hier zwei Welten aufeinanderstoßen, die dank ihrer naturgegebenen Gegensätzlichkeit sich zugleich anziehen und abstoßen, um sich endlich, eben in der Erkenntnis ihrer befruchtenden Gegensätzlichkeit, zu finden. Nichts von dem inneren Ringen Schillers um den anfangs ablehnenden älteren Freund, nichts von dem Glück Goethes, daß endlich einer ihn in seiner ganzen Eigenart erkennt und es vermag, „die Summe seiner Existenz zu ziehen", nichts von seinem neuerwachenden Schöpferdrang in der Zusammenarbeit mit Schiller! Mit „genialer" Sicherheit fälscht Ludwig den erkannten Gegensatz beider um zu dem psychologischen Verhältnis neidischer, eifersüchtiger Konkurrenten, von denen der eine dem andern nicht den Ruhm gönnt und alles tut, um ihn klein zu halten.

Wo er den Staatsmann porträtiert, findet sich dasselbe blinde Mißverstehen. Dreimal hat sich Ludwig mit dem Bilde Bismarcks befaßt, in einem Drama, einem Buch und in einem Essay. Wir greifen dies Essay heraus (in „Genie und Charakter"). Wie in den übrigen Versuchen fehlt auch hier ganz das Vermögen, die konkrete Situation, in der dieser Mann in der Geschichte steht, zu erfassen. Nur in billigen Phrasen wird das Werk Bismarcks berührt. Was reizt, ist natürlich das Verhältnis Bismarcks zu seinem Kaiser.

Ludwig weiß: Bismarck war eine vitale Natur, war dazu einer der aufrechtesten Männer der Geschichte, mutvoll und fest, der sich nicht scheute, auch seinem Herrn und Kaiser die Wahrheit zu sagen. Das ist verdächtig; wie kann ein solcher Mann königstreu sein? Und so wird konsequent aus der Mannhaftigkeit Bismarcks sein Revolutionärtum, aus seinen Rücktrittsdrohungen sein revolutionärer „Freiheitsdrang" gefolgert:

„Ein halbes Jahrhundert weiter — und Bismarck wäre nach Temperament und Willen, nach Kühnheit und Neuheit seiner Art ein Führer der neuen Zeit (d. h. für Ludwig: ‚der marxistischen Revolution') geworden" (S. 49).

„In tieferem Verstande war Bismarck durchaus revolutionär ... Der Anspruch auf Alleinherrschaft, die stete Drohung, wieder fortzugehen, die ganze unamtliche sinnfällige Neuheit seiner herrlichen Diktion: Alle diese trotzigen Züge einer freiheitsliebenden Seele gehören einem Mann an, der, wäre er unten geboren, die rote Fahne vorantrug (richtiges Deutsch: vorantrüge)" (S. 48).

Hier enthüllt sich mit voller Eindeutigkeit das wahre Gesicht Ludwigs, sein völliges Versagen vor der geschichtlichen Wirklichkeit, die Umfälschung aller Vorgänge in die psychologische Atmosphäre der persönlichen Verstimmung. Was aus sachlichen Motiven im Dienste einer politischen Idee geschieht, von Ludwig wird es in die Psychologie eines gegen die Ordnungen sich auflehnenden umstürzlerischen Wesens hineingezerrt. Sein eigener Fürstenhaß, sein eigenes Revolutionärtum, dank dem er mit den Erscheinungen der jüngsten Vergangenheit sympathisiert, ist mit ihm durchgegangen, die Koketterie mit der roten Fahne hat ihm einen Streich gespielt. Die Verfälschung der tatsächlichen historischen Situation aber kann nicht überboten werden.

Das sind nur flüchtig gestreifte Beispiele; aber so ist es immer bei Ludwig: Was Mächte erregt und Welten erschüttert hat, er nimmt ihm den Glanz und stilisiert es herab auf das Niveau seiner eigenen banalen Seele.

Eine eingehendere Analyse seines Buches über das Leben Christi, „Der Menschensohn" (Berlin 1928), möge das bisher nur Angedeutete im einzelnen bestätigen. Schon der Titel verrät ihn. „Menschensohn" heißt es bei Ludwig in bewußter Antithese zu: „Gottessohn". Für Ludwig wird von vornherein das Bild Jesu jeden religiösen Gehaltes entkleidet, jeder metaphysischen Bedeutung beraubt. Was bleibt, ist ein guter, schwärmender, schließlich von einer ihm zugeschobenen Sendung hypnotisierter Mensch mit merkwürdigem Schicksal. (J. Ernest Renan hat Ähnliches schon einmal gemacht, nur besser.) So muß es im Grunde unverständlich bleiben, daß dieser „Mensch" eine Umwälzung der seelischen, religiösen Entwicklung auf Jahrhunderte hinaus bedeutete, daß mit seinem Erscheinen die Welt sich wandelte — daß er geschichtsbildend war.

Mit der Selbstsicherheit seiner Interpretationsgabe unterschlägt er in der Gestalt Jesu das Bewußtsein seiner Christussendung (die Gottessohnschaft und den messianischen Erlösergedanken).

Alles, was über das Gebiet der menschlichen Triebe und Wallungen in diesem „Menschen“ hinausgeht — ist Zutat späterer Zeit. Das ist Ludwigs kühne Behauptung:

> „Dies Buch handelt nur von Jesus, dem Menschen — nicht von Christus, dem Erlöser. Mit keinem Finger berührt der Autor die Theologie, die später kam und die ihm fremd ist; er erzählt die Geschichte vielmehr so, als wüßte er nichts von den Weltfolgen dieses Lebens, da auch Jesus sie weder wußte noch wollte.“

Auf Grund dieser resoluten Erklärung ist für den unterhaltenden Plauderer Ludwig das Feld frei; jetzt kann er dank seiner „intimen“ Kenntnis menschlicher Charaktere sein psychologisches Talent auf der Klaviatur auch dieses „Charakters“ spielen lassen.

Zunächst werden die Wunder ihres religiösen Gehalts entkleidet:

> „Schließlich sind alle Wunder, soweit sie hier erzählt werden, natürlich gedeutet, da wir hier Geschichte schreiben und menschliche Charaktere aufbauen . . . alle Berichte sind so zusammengestellt, wie sie die Lage jeweils am deutlichsten machen“ (S. 10).

Die folgende Stelle nur möge genügen, um die endgültige Rationalisierung aber auch aller Vorgänge zu dokumentieren. Das Wunder der Stillung des Sturmes, der Mythos der unerschütterlichen Ruhe des Gotteskindes und seiner sicheren Geborgenheit in Gott wird bei Ludwig mit folgender Banalität erledigt:

> „Gesund, wie er (Jesus) ist, imstande, mitten im Sturm auf einem Boot zu schlafen (!), genügsam, glücklich im Gefühl, Gottes Kind zu sein, begreift er nicht die Sorge für morgen.“

Damit ist die endgültige Entseelung des Wunders vollzogen.

Was aber bleibt denn noch an der Person Jesu, wenn seine Sendung geleugnet, die Göttlichkeit seines Wirkens im Sinne rationalen Denkens verflacht wird?

Seine Lehre? Auch sie — Ludwig sagt es nicht direkt, aber er sagt es so und immer wieder, bis man es endlich glauben muß — ist nicht neu. Jesus wiederholt nur, was schon jüdische Weisen vor ihm gesagt hatten: Hillel, Philo. Was Jesus lehrt, das sind im Grunde Sätze des Judentums.

Zum Beispiel die Lehren der Bergpredigt:

> „Sie (seine Zuhörer) wissen nicht, daß vor fünfzig Jahren Hillel, Haupt des Synhedrion, beinahe mit denselben Worten dasselbe lehrte“ (S. 12).

Und weiter:

„Legt Philo den Ursprung alles Übels in die Brust des Menschen, ist das Fleisch sündhaft und nur der Kerker der Seele, sind alle Menschen gleich vor Gott und dürsten nach der ewigen Heimat bei ihrem Vater: wie nah ist dies alles zu Hillel, der schon vor zwei Menschenaltern lehrte . . .: ‚Wenn dein Feind fällt, so freue dich nicht, damit es Gott nicht sieht und böse wird in seinen Augen und wirft seinen Zorn auf dich‘ . . . Und dann faßt er alles in einen Satz zusammen und nannte ihn die Grundlage des Judentums: Was du nicht willst, das man dir antue, das tue auch deinem Nächsten nicht . . .“ (S. 45).

Endlich:

„Der Mensch ist gefallen, lehrt Philo, doch Gott will seine Rettung durch Selbsterkenntnis und Buße . . . haltet alle Völker gleich wert, nährt euren Feind, wenn er zusammenbricht . . . Werdet einfältig, milde, gelassen, statt reich und hoffärtig zu sein. Die Erde ist die Fremde, der Himmel das Vaterland . . . Wer dies erkennt und übt, wer Gutes tut und Gott dient, der ist nach dem Gesetz selbst Gottes Sohn. Denn Gott liebt die Demütigen . . .“ (S. 38).

Der Leser folgert, soll folgern (das ist Ludwigs Absicht, obwohl er es nicht sagt): Wie nah ist dies alles zu Jesu; wie unoriginell ist doch dieser Mann, wie tief steckt er in der jüdischen Theologie! Damit ist die völlige Bedeutungslosigkeit dieses Menschen Jesu endlich dokumentiert. Darauf kommt es an.

Was aber bleibt bei Ludwig noch als Eigenstes dieser Gestalt übrig?

„Freund der Gärten“, „Künstler“, „Anachoret und Dichter“, „sanfter Dichter“, „heiterer Lehrer“, „mitleidiger Arzt“, das sind die Aspekte, unter denen Ludwig diesen „Menschen“ sieht. Ein weichlicher Ästhet mit aller modernen seelischen Differenziertheit, mit allem modernen Zweifel an sich selbst, mit allem Selbstgenuß seiner eigenen problematischen Seele kitschigster Prägung, so steht er vor uns. Er findet den Bergsee „schön wie das Leben!“, bis er endlich den „schrecklich-schönen Ruf des Vaters“ vernimmt.

Schon aus der Sprache wird die ganze Verkitschung des Christusbildes deutlich. Aber es geht noch weiter, und immer mehr enthüllt sich unter diesem Bilde die banale Seele Ludwigs:

Von Liebesgeschichten weiß die Bibel nichts zu berichten. Da aber Jesus „das Leben liebt", so macht Ludwig ihn zum Genießer, findet, daß doch Wein und Frauen im Leben Jesu eine große Rolle gespielt haben; immer wieder muß er das betonen:

„Trotzdem denkt er nicht daran, zu heiraten, obwohl das Gesetz die Ehe gebietet . . . Und doch liebt er die Frauen, denn immer hält er sich an sie und an die Kinder, sie sich an ihn" (S. 66).

„Gern laden ihn auch die Reichen ein, weil er die Schrift gut kennt und sich immer zurückhält; dann sitzt er mit ihnen beim Weine, und es ist ein starker Wein, der auf den Hügeln wächst. Feste und Frauen flieht er nicht und scherzt mit den Gästen" (S. 67).

Christus als scherzender Causeur und Zecher und Frauenfreund — diese Entdeckung war und bleibe auch dem Juden Emil Ludwig vorbehalten!

Und immer wieder klingt dieses Motiv an:

„Auch ist er heiter, sitzt gern bei Tafel, flieht nicht den Wein und läßt uns die Frauen . . ." (S. 107).

„Seltsame Dinge unheiliger Art hat Johannes der Täufer von jenem vernommen, von Gelagen mit Zöllnern und Dirnen, auch soll er mit seinen Jüngern nicht fasten und trägt ein heiteres Wesen zur Schau" (S. 131).

Damit ist er so weit, daß er den endgültigen Sprung zur Erotisierung des Christusbildes wagen kann:

„Wenn die Frauen ihn salben oder ihm träumerisch zuhören, verwirklicht er sich den Liebestraum seines Herzens und verschwendet als Prophet unter Viele, was der Bürger mit einer teilt" (!).

So interpretiert Ludwig die Erzählung von der reuigen Sünderin! Zwar wird alles sehr vorsichtig umschrieben, aber der Sinn ist — Jesus als sehnsüchtiger Träumer von Frauenliebe und Verschwender von dem, „was der Bürger mit einer teilt". Zwar sind es — nach echt jüdischer Literatenweise — nur Anspielungen. Aber der Sinn ist eindeutig klar. Er sagt es nicht, aber jeder muß sofort denken an das — Bett. Wobei die „bürgerliche" Moral noch rasch einen Tritt versetzt bekommt! Auf dieses Niveau zieht ein Mann wie Emil Ludwig das Heiligste für Millionen herab! Es gibt für den modernen jüdischen Literaten nichts ohne Erotik!

Nun das Problem des Messias. Ganz kann auch Ludwig nicht leugnen, daß Christus um seine messianische Sendung wußte und sie zu Ende lebte. So erfindet er denn, um seine These von dem „heiteren“ Christus zu rechtfertigen, zwei Perioden in dem Leben: die „demütig, heiter lehrende und die messianisch selbstbewußte“ (S. 10). Die zweite aber, sie ist die Periode des sich immer mehr in den — ihm von anderen zugeschobenen — Gottessohn- und Messiasgedanken hineinsteigernden Christus.

Nennt nach Ludwig das Volk ihn am Anfang, wie er sich selbst, den „Menschensohn“, ohne auch im entferntesten den „Messias“ in ihm zu sehen, so hält man ihn bald für einen der auferstandenen Propheten und schiebt ihm damit immer mehr seine Aufgabe zu.

Seine Gegner fangen an, ihn zu hassen; erst unter ihren Verfolgungen kommt ihm der Gedanke seiner göttlichen Sendung. Es erwacht sein „Selbstgefühl“:

> „Der schleichende Gegner, Verkennung und Verleumdung, sogar der Spott hat den Verkünder einer neuen Gnade nun getroffen, und während sie sein Gemüt belasten, jagen sie zugleich sein Selbstgefühl aus dem Verstecke, vertausendfachen's, bis sein Wesen sich verdunkelt, bis Demut sich in königliche Haltung wandelt und sich der Menschensohn zum Gottessohne steigert“ (S. 152).

Das ist die psychologische Erklärung für den Christusgedanken in Jesus! Daß mit seinem Sein seine Sendung ihm gegeben war, daß alle Ereignisse in seinem Leben auf diese Sendung hindeuten — das übersieht Ludwig oder unterschlägt es als Zusatz späterer Zeit: So „steigert sich Jesus hinein in das Gefühl des Erlösers der Welt“!

Er steigert augenscheinlich so lange (nach Ludwig), bis er selbst daran glaubt, bis er selbst von seiner Sendung hypnotisiert ist:

> „Denn seit er in sich den Messias fühlt, seit diese Sendung ausgesprochen den Schülern verkündet, den Formen der alten Prophetien angepaßt wurde. hat die Ekstase von ihm Besitz ergriffen: nun glaubt er wirklich nur noch zu erfüllen, was die Schrift verkündet hat.“

Er „paßt“ seine Sendung „den Formen der alten Prophetien an“. Was für ein geschickter Macher ist doch dieser Jesus von Emil Ludwig! In Wahrheit: Wie mag es mit der Innerlichkeit des Juden Emil Ludwig bestellt sein!

Aber die Ekstase — auch sie ist im Grunde unecht; welch ein Irrtum dieses Jesus, diese messianische Sendung erfüllen zu wollen:

„Da steigert er sich heftiger in seine vorbestimmte Rolle, erklärt sich für mehr als Abraham und Salomon, und alle Dinge sind mir übergeben von meinem Vater, niemand erkennt den Vater als nur der Sohn und wem der Sohn es offenbaren will. In so hochfahrende Ekstase hat sich das zärtliche Sohnesgefühl zum alliebenden Vater verwandelt, als wäre er vor allen im Besitz der Liebe und Kenntnis des Vaters. Ja, bis zum Rachegedanken der Alten, der ihm so fremd gewesen, steigt nun sein allgemeines, unklar zum Ziele wankendes Kampfgefühl, als müßte er sich selber mit wilden Worten antreiben, um die Stimme seiner milden Natur zu übertönen ..." (S. 181).

Und noch einmal, zusammenfassend:

„So droht und braust, so jubiliert und grollt es aus seinen messianischen Ekstasen. Ein stiller Tischler, der Gott in sich trug, begnadet mit dem strömenden Gefühl der Liebe zum Vater, zu Brüdern, Kindern und Pflanzen, ist durch den Druck ihm abgenötigter Wunder, durch den Zuruf der Menge, den Argwohn und Angriff der Hierarchie, durch Verehrung und Verachtung der Seinigen, vor allem durch Gestalt und Schicksal eines Vorläufers im Lauf nur eines Jahres auf immer engere, steilere Wege getrieben worden: bis ihn zuletzt Gewißheit erfüllt, jener Erlöser zu sein, auf den ein leidendes Volk in seinem großen Selbstgefühl wartet, um sich zu retten" (S. 184).

So „übertönt" er bei Ludwig immer wieder die „Stimme seiner Natur". Im Grunde seines Herzens nicht von seiner Sendung überzeugt, ist dieser Christus ein haltloser Zweifler, immer wieder fragend, tastend, zweifelnd, getrieben, ohne die Sicherheit des Weges, nur durch die Gewalt seiner Schwärmerei immer wieder fortgerissen auf den ihm bekannten, von den Propheten gewiesenen Weg, immer wieder aus seiner Ekstase erwachend und die eigentliche „Stimme seines Herzens" hörend. Und ist er eben noch der Täter, so flieht er im gleichen Augenblick zu seinem „milden" Wesen zurück, fast erschreckend über sich. Spricht er heute so, morgen meint er es anders. Nichts ist in ihm von dem Bewußtsein der Notwendigkeit seines Leidens- und Erlöserweges, „allgemeines, unklar zum Ziele wankendes Kampfgefühl" ist der Grundsatz seines Handelns.

„Keiner von den Propheten, deren Wort ihn zum Messias anspornt, lehrt ihn, daß er leiden müsse. Zuweilen sagt er, er wolle sterben, um das Himmelreich zu begründen, zuweilen scheint er Leid und

Verfolgung mit einer Art von Lust zu suchen, zuweilen sieht er alles beinah erfüllt und nur von bösen Menschen noch verhindert. Darum wirft sich sein Geist mit Leidenschaft auf Auferstehung und Gericht, und da ihm ein nicht zu bannendes Vorgefühl den Tod dennoch immer näher schiebt, baut er sich drüben eine Welt, in der er triumphiert" (S. 182/183).

So wird alles in den Worten Jesu letztlich zu einer unverpflichtenden „Meinung", zu einer dank der Unsicherheit jenes Christusbewußtseins vertauschbaren „Möglichkeit", ohne die Sicherheit des Ziels und der Sendung.

„Am letzten Tage seines Lebens sucht Jesus seinen ersten Versteck, planlos, zu spät, wie alles, was er gegen die Welt versuchte, die sich die wirkliche nennt" (S. 241).

Alles in seinem Leben ist „planlos", wirklichkeitsfremd — aus diesem Hintergrund sieht Ludwig seinen „Menschensohn".

Bis zu welcher Unmöglichkeit er dies steigert, das enthüllt eine Szene deutlich: Jesus im Garten Gethsemane vor dem schlafenden Petrus:

„Da steigert sich der Zweifel des Propheten! Hat er vielleicht den falschen Weg gewählt? Sah er nicht oft, wie dieser selbe Petrus, müde an Leib und Geist, dem Busen seines Weibes sich genähert und lag daran wie ein Kind? Sie aber breitete die Arme aus und *hielt ihn wie eine Mutter*? Vielleicht war seine Einsamkeit ein Irrtum? Die Zuflucht der Frauen, die milden Hände, die seine Haare gestrichen, die Lippen, die seine Füße geküßt, die Sorge, mit der sie ihn umhegt, dies alles hätte er durch Tag und Jahre für sich haben, die Kinder, die er liebte, vor seinen Augen aufblühn sehen können, in seinem stillen Städtchen wäre er geblieben, einer wie viele, und doch einer wie keiner, denn seine Zwiesprache mit dem Vater, oben auf dem Hügel, hinter den Häusern blieb sein, niemand brauchte darum zu wissen!

Warum ist er ausgezogen, den Menschen eine frohe Botschaft zuzubringen und dafür das stille Leben seiner Seele zu gefährden? . . . Ist dies dann eine Botschaft, für die es lohnt, zu sterben? ‚Mein Vater! Dir ist alles möglich! Laß diesen Kelch an mir vorübergehen! Doch nicht, was ich will, sondern was du willst!'" (S. 244).

Man bedenke dieses banale „hätte" und „wäre", diese innere Unsicherheit, dieser Zweifel an seinem Sein in der entscheidenden Stunde seiner Christussendung!

Was ist noch von dem messianischen Christusbild übriggeblieben im Spiegel dieser irreligiösen Seele Ludwigs! Die metaphysische Bedeutung Christi (gegen die Geschichte!) ist geleugnet; seine Lehre als die der alten jüdischen Weisen ihrer eigentlichen Substanz entledigt; sein Leben der kraftvollen Sicherheit des Weges beraubt, sein Charakter im Sinne der eigenen modernen Getriebenheit und Instinktgebrochenheit verfälscht — gründlicher konnte aus der Sicht Ludwigs das Bild Christi den Deutschen nicht verfälscht werden.

Dafür ist in Ludwigs Darstellung Judas der einzige unter den Schwärmern, der weiß, was er will:

> „Er als der einzige kannte die Welt, bevor er sich zum weltfremden Propheten schlug, er kannte die Macht und kannte Jerusalem. Er wußte, was er verließ und warum; jene aber, die er dort traf und die nun seine Brüder wurden, waren lauter junge Schwärmer und Schwärmerinnen, aufgezogen in kleinen Orten und kleinen Kreisen . . .“ (S. 222).

Und was in der Bibel eindeutiger Verrat am Herrn ist — Ludwig sieht auf einmal die Dinge tiefer. War Judas nicht das Werkzeug der Welterlösung? So denkt dieser Rabulist und erfindet prompt dementsprechende Motivationen für den Verrat des Judas:

> „. . . und da er (Judas) den Meister völlig passiv bleiben sah, beschloß er, aktiv zu werden. Wie, wenn er selbst die unerträgliche schwüle Sphäre der Erwartung in Bewegung brächte!“ (S. 227).
>
> „Ihn selber wollte er (Judas) samt seinen Feinden zur Entscheidung drängen!“ (S. 228).
>
> „Wer den Meister zum Leiden brachte, der allein eröffnete ihm die Bahn zur Herrlichkeit; ja, vielleicht wartete er in seiner Entsagung nur auf die Hand, die ihn zum Ende und so zum Anfang brachte! Wenn Gott ein Wunder tat und ließ seinen Sohn am Schlusse siegen, dann war der scheinbar treulose Schüler doppelt gerechtfertigt . . .“

Nach den Worten der Bibel verriet Judas den Herrn um dreißig Silberlinge. Mit der genialen Unverfrorenheit seiner Art der Dokumentenauswahl unterschlägt Ludwig diese Stelle der Bibel. Der Sinn ist: welch edler, leider unverstandener Mensch war doch dieser Judas! Er wollte doch nur das Beste. Die Absicht ist eindeutig . . . der „edle“ Jude . . .

Damit ist auch von Ludwig die bekannte jüdische Methode juristisch-moralischer Wertung angewandt: die Reinwaschung und Verherrlichung des

Verworfenen („Verbrecher aus edlen Motiven"), die überheblich-mitleidige Verachtung des Edlen („wirklichkeitsfremder Schwärmer").

Jüdische Taktlosigkeit, jüdische Ehrfurchtslosigkeit vor allem Göttlichen und Menschlichen, jüdischer zynischer Geschäftssinn, dem innere Anteilnahme nichts, Prozente alles sind — hier enthüllt er sich ganz. Emil Ludwig aus der Familie Cohn! Alles ist „Betrieb", auch das „Biographieren"!

Alfred Kerr (Alfred Kempner)*

Wie stark bei allem behaupteten Deutschtum und bei allem versuchten Europäertum das jüdische Element im Juden ist, dafür gibt ein weiteres Musterbeispiel Alfred Kerr, der „berühmte" Kritiker, der über eine Generation hinaus das Regiment in der Berliner Theaterkritik führte, dessen Wort bisweilen Fall und Aufstieg der wichtigsten Schauspieler entschied, vor dem die Theaterdirektoren und Bühnenschriftsteller häufig zitterten, dessen Stern aber in Deutschland nach dieser Modezeit bereits im Sinken begriffen war, der trotzdem heute noch im Ausland vielfach als „der" deutsche Kritiker gilt, der in „geistvollen" „Reden an die Franzosen" und „die Spanier" auch heute noch seine Meinungen über das deutsche Theater und den Deutschen zum besten gibt.

Zur Charakteristik seiner Persönlichkeit lassen wir zunächst seinen eigenen Biographen Joseph Chapiro in seinem Buche „Für Alfred Kerr. Ein Buch der Freundschaft", Berlin 1928, sprechen:

> „Immer Sohn seiner Zeit, immer mit seiner Zeit, immer auf seiten seiner Zeit, läßt er sich von keiner Tradition, von keinem eingewurzelten Respekt, weder von Homer noch von Shakespeare noch von Molière, leiten ... Bald steht er in seiner Zeit, im ‚All', als ‚geschlossene Persönlichkeit', mit dem tiefen Glauben an das Individuelle als treibende Kraft des Ganzen. Bald ist er ein gesellschaftlicher Ketzer, ‚un athée social', wie Gide von sich sagt, bald ist er der fanatische Anbeter des Volkes, der Masse, der Großstadt ... Denn ihm fehlt, wie gesagt, jede Voreingenommenheit, er kommt nicht mit einer bestimmten Weltanschauung, von deren Warte aus er die Welt beurteilt ..." (S. 20/21).

So charakterisiert ihn unter einer Flut üppiger Elogen sein Rassegenosse Joseph Chapiro. In Wahrheit aber bemäntelt er mit dem Lob dieser angeblichen Lebensnähe und Lebendigkeit das Fehlen einer festverwurzelten Sicht. Denn zu „charakterisieren" ist an Alfred Kerr leider nichts. Ihm fehlt der

---

* Geboren in Breslau 25. 12. 1867, Sohn des Kaufmanns Emanuel Kempner und der Helene, geb. Cale, Schwiegersohn des berüchtigten Staatssekretärs Weismann.

Charakter: das ist der Schlüssel zu seinem Wesen. Das bezeugt Chapiro selbst alsbald: „Meine Lieben", fragt Kerr, „was ist ein Charakter?" Und ehe wir noch Zeit haben, Atem zu holen, gibt er uns die Antwort: „Oft das Gegenteil . . ., denn Charaktere sind wir . . . auf Minuten" (S. 30).

Nach diesem Leitsatz bewegt sich Kerrs Leben. Er ist der einzige Kompaß durch das wechselvolle „Schaffen" dieses Literaten.

Typisch war Kerrs Verhalten im Kriege: vorderster Kriegshetzer, als die Begeisterung wogte; vorsichtig, als die Sache des Trommlers brenzlig wurde, und lauter Pazifist, als die Sache schief ging. Darin übrigens der Partner von Georg Bernhard! So wechselte er unablässig seine Meinungen, je nach Zeit, Konjunktur und Gelegenheit. In allem unstet, darin aber konstant. Überzeugter Jude, überzeugter Deutscher und überzeugter Internationaler zugleich, wobei das Deutsche, nur durch Bildung angeeignet, immer zu kurz kam, schwankte er ewig hin und her. Er hätte ebensogut in einem anderen Lande, in einer anderen Sprache schreiben, in einem anderen Lande Randbemerkungen zum Theater anfertigen können, ohne daß in seinem Wesen sich etwas geändert hätte. Ein typischer Fall jüdischer Entwurzelung, bei dem aber mit elementarer Kraft das Jüdische immer wieder durchbricht!

Die reinste Offenbarung seines Wesens ist das Kapitel „Jeruschalajim" in seinem Buche „Die Welt im Licht" (1913), in dem er (nicht Jerusalem, sondern seine Empfindungen in und über) Jerusalem schildert. Dieses Kapitel des Buches enthält seine Tagebuchaufzeichnungen auf einer Fahrt ins „Heilige Land". In ihm enthüllt sich seine wahre Natur, enthüllt sich grundlegend aber auch die Unverträglichkeit deutschen und jüdischen Wesens und die Unmöglichkeit einer Verschmelzung beider. Gerade dieses Thema hat alle verborgenen Triebe und Stimmen in ihm hervorgelockt.

Um das Kapitel richtig zu lesen, ist eines nötig: Man muß das Nichtgesagte mithören, das, was ausgelassen ist, mitklingen lassen, Wertungen aufspüren, die die Voraussetzungen dieses Kapitels bilden. Nur so liest man richtig und spürt die Abgründe, die unter der Oberfläche des Geschriebenen sich auftun. Man muß laut lesen, hellhörig und mit scharfen Ohren.

> Kerr schreibt: „Und (ich) schlage die Harfe; wie keiner sie schlug seitdem. Weiß hebräisch nicht zehn Worte. Dennoch klingt in mir der Klang: der gedrängten Symmetrie; der Väterschaft; Gottes" (S. 158).

Ein eigentümlicher Klang dringt ins Ohr, ein merkwürdiger Rhythmus, ein fremdartiger Satzbau läßt aufmerken. Woher dieser befremdende Tonfall? Die Frage danach beantwortet Kerr selbst:

> „Ich höre Christus mauscheln. (Ihr hört es nicht.) Weil meine Schriften, die singend-gedrungensten in deutscher

Sprache seit ihrem Bestand — weil meine Schriften selber mauscheln in, sozusagen, steingeschnittenem Tonfall.

Blumenhaft und felsfest.

Schlankgewogen und falkenjäh. Ihr hört die Hälfte. Wißt ihr was vom Tonfall des Alten Testaments — den ich verpreußt habe?

Christus hat den Satz: ‚Wenn Dich Dein Auge ärgert, so reiß es aus‘ sicherlich so gesagt: ‚Wenn Dich Dein Auge ärgert‘ — Pause; eingeschobenes unhörbares ‚Nun?‘; nochmals unhörbar: ‚Nun?‘; Schluß der Pause; fortfahren mit verändertem, plötzlich erleuchtetem, doch nur leise triumphierendem Tonfall: ‚Reiß es aus!‘ (als ob jemand sagte: das ist doch sehr einfach).

Oskar Wilde, darin ein Esel, läßt Christus griechisch parlieren. Wird ihm was. Gemauschelt hat er! Das ist: blitzhaft-unterscheidlich gesprochen.

Hört Ihr es jetzt?

‚Wenn Dich Dein Auge ärgert, ——— reiß es aus!!‘“ . . . (S. 166).

Ist es nicht die gleiche Taktlosigkeit und Ehrfurchtslosigkeit, mit der Emil Ludwig an diesen heiligen Stoff herangegangen ist? Ist es nicht dieselbe frivole Schnoddrigkeit, wenn auch in anderem Wortstil? Nicht die gleiche gottverlassene Gesinnung?

Eine gewisse Schicht unter den „Deutschen“ hat diesen Kerr mit Lorbeeren überhäuft wegen dieses Stiles, wegen der angeblichen Prägnanz seiner Sprache, der Lebendigkeit seines Ausdrucks, der Lebhaftigkeit seines Rhythmus, und er selbst spricht davon, daß die Sprache seine

> „Sendung hienieden war: zugunsten Deutschlands. (Entschuldigen!) Ich habe den bloß auf lutherisch kennengelernten Stil des Alten Testaments verpreußt. Die Grammatik befreit. Die Kastelei gemordet. Die Limpidezza gehöht“ (in Chapiro: A. Kerrs Selbstbiographie S. 179).

Und was ist der Erfolg dieser Sendung? Bis in den Klang, die Melodie und den Rhythmus der deutschen Sprache hat sich das jüdische Element eingefressen. Die Hellhörigen, ungehört unter den Deutschen, verspürten es lange und beklagten den Untergang des lebendigen deutschen Sprachleibs durch die jüdische Infektion. Wir sprechen hier nicht von der Anmaßung und der typischen Frechheit (die Juden nennen sie „Chuzbe“) Kerrs, mit der er aus einer Not (seinem Zwangsmauscheln) eine Tugend und sich ein Verdienst macht. Wir sprechen hier nicht von der bewußten Taktlosigkeit, mit der er, der weiß, wie unleidlich dem Deutschen das Mauscheln ist, Christus

„mauscheln“ läßt; er, der genau weiß, wie zuinnerst dem Deutschen durch Luthers Sprache die Worte Christi eingesenkt sind. Wir sprechen hier nur von der Selbstsicherheit jüdischer „Sprachschöpfung“ und der zerstörenden Grundtendenz des Jüdischen in der deutschen Sprache.

Das ganze Kapitel ist ein Hymnus auf das Jüdische. Immer wieder taucht als Refrain (an die Deutschen) auf: „Habt ihr ... eine Ahnung!“ oder: „Juden — abseitiges Adelsvolk“. Verständlich, ja vorbildlich ist, wie in dem Juden das Gefühl seines Volkes, seiner Ahnenschaft aufwacht, wie er mit innerer Anteilnahme das Land seiner Väter schildert, sich zu Hause unter diesem Himmel fühlt, in dieser Landschaft, in diesen jahrhundertealten Erinnerungen schwelgt. Aber — nun kommt das Wesentliche — da, wo er mit wirklichem Judentum zusammentrifft, wo er unter den Zionisten Palästinas den Versuch einer wurzelhaft jüdischen Kultur glaubensfrommer Menschen spürt, erfolgt die plötzliche Abwehr, die Umkehr zum Europäischen. Er schreibt:

> „Alle Juden wirken hier still und geweiht. Nicht so orientalisch wie die Orientchristen. Sie machen einen innerlich ernsten Eindruck. Sie wollen, wie ich höre, den Boden beackern, weil es dieser, dieser Boden ihrer Sehnsucht ist, und fleißig sein.
>
> LXVI.
>
> Sie haben etwas an die Seele Packendes in ihrer letzten Heiligung. Ich möchte sie segnen, wenn ich das könnte. Doch habe ich nichts, nichts, nichts mit ihnen gemein. Ich liebe die starken Juden — nicht die frommen. Nicht Landleute — sondern Vorwärtswuchter . . .“ (S. 177).
>
> „. . . Feststellen, was ist!
>
> Ich möchte (so war mir in dieser Nacht zu Mut) lieber in Deutschland bestattet sein, lieber in Frankreichs Luft schlafen bei Paris als, wenn ich ehrlich sein will, im Tale Josaphat“ (S. 177).
>
> Und vorher:
>
> „Ich möchte heute nicht zu Hause sein unter diesen Menschen Asiens“ (S. 160).

Mit Nachdruck und mit fast erschreckender Gebärde („nichts, nichts, nichts mit ihnen gemein“) wendet er sich also ab von den ackerbauenden, stillen, frommen Juden seines Landes. Sein jüdisches Blut zwar spricht laut und vernehmlich, aber jede Verschmelzung mit seinem Volke, jede Rückkehr in dessen in sich ruhenden Organismus wehrt er ab. Nicht bei den „Stillen“ (!), nicht bei den „Landleuten“ (!), sondern bei den „Vorwärtswuchtenden“,

„Starken“ (lies: Hastigen, Lauten, Entwurzelten im Sinne des Großstädtischen, im Sinne eines verwachsenen Europäertums) liegen seine Sympathien.

Seine eigentliche Heimat aber, so behauptet er, sei Deutschland.

Hören wir ihn:

LXIX.

„Als ich zum ersten Male einstens aus Frankreich heimkam, ging ich, am Abend war es, ans Klavier; spielte Schumann (aus Zwickau); spielte Beethoven; Akkorde, Pausen, Schweigungen, Stillen, Fragen, Rufe dieses L. van Beethoven — und wußte, daß ich ein Deutscher bin.

Ich habe auch in Jeruschalajim gewußt, daß ich ein Deutscher bin. Und daß wunderbar das Schicksal mit mir spielt, weil es, nach drei Jahrtausenden, vom Davidschloß mich hinübertrug in ein Klängereich, ein mittelsommerliches; aus der tiefsten Urglut unseres Sterns zu einem nördlichen Edelvolk mit versponnener Musik; in das unsterblich dahinklingende, jetzo von mir geliebte Deutschland“ (S. 177).

Auf den ersten Blick — ein Hymnus auf Deutschland und die Deutschen, dieses „nördliche Edelvolk“. Welche innere Ergriffenheit, was für eine Liebe des Juden zu Deutschland! Daß er deutsche Musik liebt, wir glauben es ihm gerne, aber ein Satz entlarvt sein wirkliches Verhältnis zum Deutschen, ein Wort reißt Abgründe auf: „Schumann (aus Zwickau)“.

Mit dieser einen Anmerkung „aus Zwickau“ — in Sachsen — wird mit einem Schlage der ganze Schumann seines Nimbus beraubt, der Lächerlichkeit preisgegeben. Mit diesem einen Wort erinnert der Jude sich und seine verständigen Leser plötzlich wieder an die von ihm belächelte, „beschränkte“, „spießige“ und „dumpfe“ „Wirklichkeit“ des Deutschen, der gegenüber das aufgeklärte Europäertum als das eigentliche erstrebenswerte Ziel der Zukunft sich erweist.

Dies ist Symptom. So steht immer auf der einen Seite für den Juden das verachtete, belächelte Deutschland des „Goi“, auf der anderen Seite das von ihm angeblich geliebte metaphysische Deutschland, das als das eigentliche Deutschland dann den merkwürdigsten und im Grunde unverständlichen Kontrast zu dem wirklichen Deutschland bildet. Es fehlt ihm einfach das Vermögen zu sehen, daß nur aus dieser deutschen „Beschränktheit“ heraus das deutsche Wesen blüht, bei allen großen Deutschen, daß dieses „aus Zwickau“ zu dem wirklichen Schumann mit dazugehört, ohne die Pointe Kerrs.

Aber sehen wir, wie (immer noch in diesem einen Kapitel Jerusalem) das wirkliche Deutschland für Kerr aussieht; zunächst eine Begegnung:

„In meinem Absteigehaus wohnt ein Pastor, das Gesicht breitgescheuert; mit der Frau, die eine Art Käppchen, Haube, als Zeichen

der Sanftmut trägt; mit zwei artigen, nach rückwärts gekämmten Mädeln, dieser Pastor tritt im Gastzimmer zuerst hinter seinen Stuhl und betet einen gesääägneten Spruch. Er sieht aus wie ein hart erbarmungsloser Knecht; sie wie ein Versehen. Dann futtern sie den Pensionsfraß gesääägnet . . .“ (S. 157/58).

Möglich, daß es solche Pastorenfamilien in Deutschland geben mag, auch wenn man berücksichtigt, daß Kerr hier bewußt verzerrt. Aber sie sind seltene Ausnahmen. Wir aber fragen: Warum muß Kerr ausgerechnet d i e s e Pastorenfamilie in Jerusalem treffen, warum muß er sie gerade hier schildern und für die Welt als deutsche Pastorenfamilie porträtieren? Jede Schilderung ist Auswahl. Hier aber spürt man handgreiflich die perfide Absicht, den Deutschen eins auszuwischen, eine Absicht, die auch durch die späteren Korrekturen und Einschränkungen Kerrs nicht wieder aufgehoben wird. „Aber nein. Später wirken sie ganz annehmbar; nur mit einem Feinheitsdefekt“ . . . (S. 157) . . . „zuletzt wirken die Pastorenleute nicht mehr widerstrebend, sondern anders“ (S. 158). Im übrigen kann die Sprache des „gesääägnet“ nur jeden Menschen von Geschmack anwidern.

Und die anderen Deutschen, die Kerr unter den Reisenden erlebt? Auch da sind seine Äußerungen bezeichnend. Die Deutschen müssen sich, das steht nun einmal für Herrn Kerr und die Welt fest, überall besaufen. Aber das wäre nicht genügend originell. Darum gibt Kerr dem Ganzen eine neue, eigene Wendung, die damit seine ganze innerste Pietätlosigkeit enthüllt:

> „E s g i b t h i e r D e u t s c h e , d i e n a c h E m m a u s f a h r e n (o d e r r e i t e n — a b e r z u r ü c k r e i t e n s i e n i c h t m e h r) u n d s i c h s t e r n h a g e l v o l l s a u f e n. Ich kann da nicht rechten; der Wein ist gut . . . O Land voll himmlischen Weins. Damit ist so vieles gesagt.
>
> (E s g i b t n o c h m a l s D e u t s c h e , d i e n a c h E m m a u s g e h e n u n d s i c h d o r t b e s a u f e n. Meine Verzeihung haben sie.)“ (S. 167.)

Welche Barbarei! Welche Blasphemie! Eine der weihevollsten und heiligsten Begebenheiten in der Geschichte Jesu, der Weg der Jünger nach Emmaus und die Erscheinung des Auferstandenen — die pietätlosen Deutschen entweihen die Heiligkeit dieses Vorgangs, dieser Stätte!

So sieht für den vertrauenden, den ahnungslosen Leser das Ganze aus, und er schämt sich im Grunde seines Herzens für diese Deutschen. Aber wiederum: das Ganze ist Absicht, Absicht in der Erfindung des Vorgangs, Absicht in der Konservierung des Vorgangs durch das Geschriebene. Der wirkliche Deutsche — das ist der Barbar, ihm steht gegenüber der „bekannt“ pietätvolle Jude. Dies ist der Sinn der Stelle.

Übrigens: Auch Herr Kerr liebt den Wein. Er schreibt von sich:

„Herrlicher Wein wächst in diesem Lande. Ich trinke roten Bethlehemer am ersten Abend. Was für ein voll zehrendes Südfeuer. (O Sonnenschein, o Sonnenschein, du leuchtest mir ins Herz hinein.)“

Solche Stellen kehren häufig wieder. Einmal muß er sich sogar betrunken haben. Auch diese appetitliche Szene muß er festhalten und uns berichten:

LXVIII.

„Nachts Fieber ... Vielleicht zuviel Palästinawein getrunken.

Der Gedanke an Typhus und Tod, hier, ist schrecklich. Ich will (in allen meinen Nachtphantasien, während ich kotze wie ein Waldesel) — ich will nicht hier sterben.“

Typisch: seine „Judenangst“! Historisch wichtig: Dies passiert Herrn Kerr, nachdem er, der „Pietätvolle“, das Grab des Samuel besucht hatte...

Bisher hatten wir es nur mit Kerrs Schilderung einzelner Deutschen zu tun. Wie aber sieht Kerr in demselben Kapitel die Gesamtheit der Deutschen?

Wir wählen die Stelle aus, die gerade die hier behandelten Fragen des Verhältnisses von Deutschen und Juden aus Kerrs Sicht erläutert:

„Vor dem Einschlafen denke ich, nach Europa fliegend:

Der Beitrag an neuer Kraft, den Ihr, Juden, mit Eurer Stärke liefert, wird verwischt; vertuscht; unter anderen Firmen verbucht; weggehaßt; weggelogen.

Man nennt Euch, um Euch zu schmähen. Man nennt Euch, um ein dunkles Gegenstück zu haben für die sonnig-wonnig-verwaschene Mehrheit, Mehrheit, Mehrheit — das ist es. Beim Anzengruber sagt eine Gestalt etwa: ‚Gestern ham s' mich im Gasthaus verprügelt.‘ Einer fragt: ‚Warum?‘ Antwort: ‚Weil's mehr woar'n!‘ Dies wundervolle Wort ist auf die Juden-‚frage‘ die ganze Antwort. Weil's mehr sind“ (S. 161/62).

Mit instinktiver gauklerischer Sicherheit fälscht Kerr hier das wirkliche Verhältnis von Deutschen und Juden.

Erster Trick: Aus der Pointe eines Witzes einen Grundsatz zu machen („weil es mehr woar'n“) und so das wirkliche Verhältnis zwischen Deutschen und Juden zu vereinfachen in ein abstraktes — mit dem sich dann weiter geschickt operieren läßt (s. unten). Damit stehen dann den wenigen armen, bedauernswerten Juden die vielen bösartigen Arier gegenüber.

Zweiter Trick: Den Einfluß der Juden im deutschen Geistesleben darzustellen als: einen „Beitrag neuer Kraft“ (natürlich für die d e u t s c h e Kultur). Für den vertrauensvollen Leser erscheint das durchaus richtig — gibt es nicht gerade im modernen deutschen Geistesleben eine Überfülle bedeutender jüdischer Namen? Aus der Kenntnis der Dinge aber sagen w i r: Beitrag neuer Kraft — für das Jüdische: ja; für das Deutsche — nein; im Gegenteil, die Zersetzung und Entkräftung des Deutschen ist das Ergebnis.

Dritter Trick (eigentlich: Frechheit): Das Arische (lies: Deutsche) im Verhältnis zu dem Jüdischen, Kraftvollen gleich verächtlich zu machen durch die Kerr-Worte „sonnig-wonnig-verwaschen“. Der Angriff geht gegen das Idealbild des Lichten und Hellen des Ariers, das durch die banalisierende Wendung lächerlich gemacht und seines Nimbus beraubt werden soll.

Diese Verächtlichmachung des Deutschen hat ihre tiefen Wurzeln. Den Juden kann die Besinnung der Gegenwart auf die Eigenwertigkeit des Deutschen nicht ruhen lassen; denn sie gefährdet die durch ihn propagierte Menschenart, und so zerstört er systematisch, was seinem Wesen und den von ihm vertretenen Werten gefährlich werden kann. Ein grundsätzliches Symptom Kerrscher und jüdischer Geistesart.

So geht das Kapitel ganz folgerichtig weiter:

> „D a s B i l d d e s A r i e r s w i r d h e r g e s t e l l t (v o n s e i n e n k o t z i g s t e n S c h r i f t s t e l l e r n) b l o ß a u s d e n Z ü g e n d e r A l l e r b e s t e n. S i e t u n, a l s o b s ä m t l i c h e s o w ä r e n. A b e r d a s B i l d d e s J u d e n w i r d h e r g e s t e l l t a u s d e n Z ü g e n d e r A l l e r s c h l e c h t e s t e n“ (S. 161).

Als Randbemerkung: Wir stellen hier „das Bild des Juden“ aus den Zügen Alfred Kerrs und seinesgleichen her. Aber zurück zu ihm selbst! Zunächst stoßen wir wieder auf die bewußte Tendenz: „Das Bild des Ariers wird von seinen kotzigsten Schriftstellern geformt.“ Wir sprechen hier nicht von dem Gefühlsgehalt solcher Worte für jeden Deutschen. Wir bedauern nur, daß Herr Kerr diese „kotzigsten“ Schriftsteller nicht nennt. So ist eine sachliche Auseinandersetzung leider nicht möglich. Aber Kerr bleibt lieber allgemein, unterschlägt mit Absicht das Bild des Deutschen, das die deutsche Dichtung von Wolfram von Eschenbach über Walter von der Vogelweide bis zu Goethe und Stefan George geschaffen hat, um für das Verhältnis von Deutschen und Juden gerade die „kotzigsten“ Schriftsteller herauszugreifen. Das ist die Absicht. Nur so kann er zu dem „sonnig-wonnig-verwaschenen“ Ariertum kommen, nur so hiervon wieder den bedauernswerten verkannten Juden abheben. Und auch der Zweck ist erreicht: Für die öffentliche Meinung steht fest, das Bild des Ariers (lies: Deutschen) ist sonnig-wonnig-verwaschen,

von seinen „kotzigsten“ Schriftstellern geformt, und dazu noch geformt auf Unkosten des beklagenswerten Juden.

Jetzt läßt sich geschickt mit dem Begriff der Mehrzahl (vergleiche oben) weiterarbeiten:

> „Feigheit der Mehrzahl. Der Arier ist in diesem Bild grundehrlich, tapfer, aufrecht. Der Jude hingegen ist in diesem Bild, nach dem Muster der Schlechtesten, gaunerisch, erbärmlich. Dieser Kühne, Rückgratstarke gilt als feig!
>
> Erbärmlich seid Ihr, feige, lügnerische Mehrheitsbande, Mißbraucher zahlenmäßigen Vorteils. Ich spreche von den kotzigsten der Schriftsteller.
>
> Bereitschaft zum Tod im Gemetzel? Die Neger sind körperlich tapferer als die tapfersten ‚Arier‘“ (S. 162).

Ziel und Quintessenz des Ganzen: Der Arier ist feige. Nur in der Mehrheit riskiert er was — gegen die Juden. Der Jude ist tapfer. Denn er ist in der Minderzahl. Man muß eben umdenken lernen. Und wirklich, es ist geschafft: Ein Charakterzug, den man bisher dem Juden vorgeworfen hat, ist dem Arier angehängt; sie sind (endlich) entlarvt. Das Jonglierkunststück ist geglückt.

Aber der letzte Satz enthüllt alles:

> „Bereitschaft zum Tod im Gemetzel? Die Neger sind körperlich tapferer als die tapfersten Arier.“

Wir stutzen zunächst und fragen: „Was ist körperliche Tapferkeit?“ Als ob nicht die „körperliche Tapferkeit“ der Soldaten aller Nationen (der französischen, englischen, italienischen, amerikanischen, deutschen und der anderen) das Werk und Beispiel höchsten moralischen Mutes gewesen wäre. Aber solchen Tapferkeitsproben haben sich ja Kerr und seinesgleichen mit Beharrlichkeit und List entzogen. Um so freier, sicherer und resoluter ist ihr Urteil. Mit der ganzen Sicherheit seines jüdischen Wesens entkleidet also Kerr die Tugend der Tapferkeit ihres seelischen Wertes. Ihr Heroismus wird umgefälscht zu einer lächerlichen, sinnlosen „Bereitschaft zum Tod im Gemetzel“.

Aber wir diskutieren hier nicht. Wir verzeichnen nur das Unvermögen des Juden, arische Tugenden überhaupt zu begreifen. „Du gleichst dem Geist, den du begreifst, nicht mir.“ Wir verzeichnen weiter die bösartige Gewohnheit, die arischen Tugenden auch noch umzufälschen und herabzusetzen.

Der Haß gegen alles Arische ist nun einmal Grundsatz bei Kerr. Immer wieder wertet er arisches Wesen herab zugunsten einer Verherrlichung jüdischer Art. Das geht sogar bis zur Herabset-

zung hellenischer Kunst und Mythologie. Wenn der Arier vom Neger an Tapferkeit übertroffen wird, dann wird ganz folgerichtig der Grieche Prometheus zum Kaffer:

„Gegen Hiob ist jener Griechen-Prometheus ein Kaffer.

Hiob war der Seelen-Prometheus — nicht bloß der Lausbuben-Prometheus.

Habt Ihr . . . eine Ahnung“ (S. 159).

Und ähnlich meditiert er an den Königsgräbern Palästinas:

„Hier schläft auch eine Frau; eine Königin, eine syrische. War zum Judentum übergetreten mit dem Sohn. Hatte zu Jerusalem eine Zeitlang ihr Palais. Helene von Adiabene hieß sie — und war, diese Helena, gewiß inniger und inhaltsvoller als die Kuh, welche der Paris entführt hat“ (S. 170).

Wobei man wissen muß, daß mit dem verächtlichen Ausdruck „Kuh“ häufig die deutsche Frau von Juden bezeichnet wird.

Auch die Geschichte muß ihre Umwertung durch Kerr erfahren, um den Hintergrund für die Verherrlichung des jüdischen „Adelsvolkes“ zu geben. Mit selbstverständlicher Frechheit werden die geistigen Antriebe des Mittelalters unterschlagen, werden die Kreuzzüge, die Tausende zur Befreiung des Heiligen Landes voll religiöser Inbrunst nach Jerusalem zogen, ihrer Seelenglut und ihres religiösen Zieles entkleidet, um dann die „Innerlichkeit“ jüdischen Lebens während derselben Zeit dagegenstellen zu können.

„Um dies heilige Grab (wo er nicht liegt) haben Kreuzfahrer, das ist: fromme Bemänteler der schäbigsten Raubgier, ganze Blutflüsse rinnen lassen, Schlächtereien getätigt — jahrhundertelang. (Die Juden erläutern mittlerweil' und begründeten das Sittengesetz; förderten mit edel-spitzester Gymnastik den Geist; trieben Verkehr mit Gütern immerhin — statt plumpster Menschenschlachtung. Abseitiges Adelsvolk)“ (S. 168).

Auf der einen Seite steht also für Kerr die räuberische Habgier der Christen (lies: Arier), auf der anderen die Innigkeit der edlen Juden, die ihr ganzes Denken auf rein sittliche Dinge wandten, die nur ganz nebenbei (es läßt sich leider nicht ganz verheimlichen) „Verkehr mit Gütern“ trieben . . . . .

Hier ist mit letzter Konsequenz die Abwertung des Arischen durch die Unterlegung eines bisher als jüdisch geltenden Charakteristikums (des Han-

delns aus geschäftlichen Antrieben, des Schachers) durchgeführt: Der Jude arbeitet im Dienste einer sittlichen Idee, der Arier mordet und schlachtet aus Habgier und bemäntelt diese seine Mord- und Rafflust noch durch ein religiöses Mäntelchen: das ist das Ergebnis! Das ist Kerrs geschichtliches Urteil über die Kreuzzüge!

Wir kommen nunmehr zu einer anderen Seite im „Schaffen“ Kerrs. Bisher war das Sinnliche in ihm noch getarnt oder gezügelt. Hier entfaltet es sich in voller „Kraft und Schönheit“. Von dieser Seite lernen wir ihn am besten in seinen lyrischen Gedichten „Caprichos“ (1921) kennen. Was für eine hervorragende Stelle muß das Problem der Liebe und der Frau bei ihm einnehmen, wenn wir die Worte hören: „Als der furchtbare Krieg begann, schrieb ich, daß die Weltgeschichte besser werden könne durch das Eingreifen der Frau. Dies ist mein Glaube, nachdem das männliche Schalten seit etwa fünf Jahrtausenden immer dieselben, hinreichend übeln Ereignisse gehabt“, und wenn wir dann weiter bei seinem Lobredner Chapiro (S. 46) lesen: „So wurde Kerr der Ethiker zum Herold der Frau, zum Verkünder des Messias in der Gestalt des Weibes.“

Das klingt so verheißungsvoll ideal und edel. Sobald wir aber den Band seiner Gedichte vornehmen, verschwinden mit einem Schlage wie ein Spuk die schönen Gedankengänge von der Sendung der Frau. Kein Gedanke mehr an ihre hohe Aufgabe, dagegen der frivole Spruch: „Wehret den Frauen, sie klammern und kleben, klägliche Ketten, am männlichen Leben“ (S. 17).

Das ist mehr als Schiller-Parodie; die Maske fällt; es beginnt die wirkliche Perspektive, unter der Kerr die Frau begreift: die rohe Sicht der Frau aus dem nackten, schamlosen Geschlechtstrieb. Wir greifen aus der Gedichtsammlung heraus:

„Ballgier—Allgier“

„Die Siebzehnjährigen, Busenweißen,
Wie dienstbar sie die Beine biegen.
Man möchte sie zu Boden reißen,
(Daß Haare, Röcke, Säume fliegen)
Und, wenn sie wartend-willig ruhn,
Es tun.
Wir tanzen durch die Halle.
Herr! gib mir alle!“ (S. 65.)

Hier bricht die nackte Geschlechtsgier des Juden hervor. Aber noch schamloser ist der folgende „Song“:

Die Lady

„Manchmal singt mit süßem Song
Eine Lady: ‚Come along!‘ —
Frage nicht: ‚Wie soll das enden?‘
Pack sie linde bei den Lenden!
Stülpe sie, wenn du sie hast,
In die Stellung, die dir paßt.
Diese Stellung paßt auch ihr —
Dear! Eoh, dear! . . .“ (S. 64.)

Diesen pointierten sexuellen Schamlosigkeiten entspricht die Verhöhnung von Tugend und Sitte, da sie als Hemmung für die Triebe empfunden werden:

Tugend

„Glaubte schon, ich hätt's geschafft —
Bist du ewig tugendhaft?
Troll dich fort und bleib gestohlen,
Und der Satan soll dich holen.

Schluß ist Schluß; es hat gebummst;
Heupferd, schau, daß d' weiterkommst.
Den moralischen Gewinn
Klemme dir doch sonstwo hin!" (S. 63.)

Den Gipfel in der Verhöhnung von Sitte, Anstand und Tugend erklimmt er in dem Gedicht

„Silberne Hochzeit"

„Neben ihm die Gattin schnarcht,
In die Kissen eingesarcht,
Ungepudert, ungelüftet,
Träumt und brummelt, furzt und düftet.

Jählings überkommt es ihn:
Nach Calcutta zu entflieh'n,
Wo auf frühem, frischem Rasen
Elefantenfohlen grasen.

Nein . . . Den Abscheu, würgend-stumm,
Täuscht er seelensorgisch um.
Ohne Vorwurf, ohne Schmähung
Schnüffelt er die nächste Blähung." (S. 20.)

Diese „Dichtung" spricht für sich: das ist Kerrs Auffassung von der Ehe. Man erspare es uns, auf diese ekelhaften Gebilde einer schmutzigen Phantasie noch weiter einzugehen. Dafür ist uns das ganze Milieu zu unappetitlich. Sie gehören zu dem Gemeinsten und Zynischsten, was je von einem ernsthaften Schriftsteller in deutscher Sprache geschrieben wurde. Hier ist Kerr auf das Niveau des Pornographen herabgestiegen.

Was aber bleibt von der „Sendung" Kerrs an das Deutschtum? Ziehen wir die Summe seiner „Existenz", dann bleibt, daß er die Charakterlosigkeit zur Tugend erhob, das Volk, das er zu lieben vorgab, verachtete und schmähte, seine Sprache im Innersten aushöhlte und zerstörte, seine Dichtung zur Zote erniedrigte, sein Theater an verantwortungslose Elemente preisgab und den Bestand seines Staates durch die Propagierung marxistischen Ideengutes (s. die Kritiken im Kapitel „Theater") gefährdete.

Georg Hermann*

Georg Hermann (Borchardt), der bekannte Verfasser des im Berliner Biedermeier spielenden Romans „Jettchen Gebert", verbindet nach dem „Jüdischen Lexikon" (Bd. II, Sp. 1549) „offenes Bekenntnis zum Judentum mit deutschem Volksbewußtsein". Als „Angehöriger des Zentralvereins Deut-

* Geboren in Berlin-Friedenau 7. 10. 1871; Vater: Kaufmann, Mutter: geb. Levin.

scher Staatsbürger jüdischen Glaubens“ bekennt er sich zu der Gruppe von Juden, die an die Möglichkeit eines Nebeneinander und Ineinander von jüdischem Rasse- und deutschem Volksbewußtsein glauben, die als deutsche Staatsbürger an dem Geschick der Nation teilhaben wollen und sich zur Mitarbeit an der Gestaltung des kulturellen Lebens berufen fühlen.

So lautete die Theorie. Wie aber war die Praxis? Wir greifen am besten zu den Selbstbekenntnissen Hermanns, die er in den ersten Kriegsjahren von 1914—1917 in sein Notizbuch eintrug und als „Randbemerkungen“ (Berlin 1919) zu dem Geschehen jener Tage nach Ende des Krieges herausgab, und blättern sie durch.

Hier steht Hermann ganz ohne Maske und Hülle. Als private Aufzeichnungen waren diese „Randbemerkungen“ gedacht, in der Absicht geschrieben,

> „für seine Person zeugen zu können von der ersten Stunde dieses grauenvollsten Krieges an“ (S. 2).

Dann wurden sie unter der Konjunktur der Revolution 1918 und dem damit endgültig scheinenden Sieg der von ihm vertretenen Ideen veröffentlicht. So sprechen sie eine unwiderlegbare, nur zu unwiderlegbare Sprache.

Wir sind gespannt, in diesen privaten Dokumenten das „deutsche Volksbewußtsein“, von dem das „Jüdische Lexikon“ spricht, zu erleben, und suchen Seite um Seite. Wir lassen „Georg Hermann“ zunächst selbst sprechen:

> „Ich muß immer bedenken, daß alle diese Dinge, die für andere Leute wertvoll sind, für mich nichts bedeuten. Ich bin kein Arbeiter, habe keine Fabriken, keine Spinnereien, kein Geld, keine Aktien, bin kein Arzt, kein Richter, kein Beamter, kein Postmensch und kein Redakteur. Habe kein Obrigkeitsgefühl, kaum ein Vaterlandsgefühl in anderem als örtlichem Sinne und Sprachsinne — keinen Sinn für die Demut des Dienens und die Wollust des Herrschens; an Stelle des religiösen Gefühls im Bekenntnissinne ist ein Loch in meiner Seele, von vielen Dingen, um die sich andere ein Bein ausreißen, mache ich keinen Gebrauch . . ., ich muß immer bedenken, daß mir viele Dinge, die den andern alles sind, überhaupt nicht vorhanden erscheinen“ (S. 49).

Was hören wir also? Das volle Eingeständnis seiner Wurzellosigkeit. „Habe kein Obrigkeitsgefühl, kaum ein Vaterlandsgefühl . . ., an Stelle des religiösen Gefühls im Bekenntnissinne ist ein Loch in meiner Seele . . .“ Im übrigen beachte man die Wortwahl! Statt Staatsgefühl sagt er: „Obrigkeitsgefühl“ oder „Wollust des Dienens und Herrschens“, schon durch diese Art der Benennung werden die Ideen staatlich gebundenen Lebens entwertet. Im glei-

chen Atemzug mit dem „religiösen Gefühl" spricht er von Dingen, „um die sich andere ein Bein ausreißen"! Diese gemütlose, schnoddrige Ausdrucksweise bei Dingen, die anderen heilig sind, ist fast noch verräterischer als der Inhalt.

Dementsprechend geht es weiter. Es folgt der Standpunkt des „Überall bin ich zu Hause" und des „Ubi bene, ibi patria":

> „Ich könnte mich in der ganzen Welt wohlfühlen, wo ich die Sprache der Leute spreche, schöne Frauen, Blumen und Kunst, eine gute Bibliothek, ein Schachbrett, kultivierte Umgangsformen zu finden sind, und wo Klima und Landschaft mir verständlich und zuträglich sind" (S. 146).

Das also ist seine Sphäre: Sie ist die des zivilisierten Genusses, des parasitären Lebens, das sich von vornherein ausschaltet von jedem Dienst an Staat und Volk.

Wie könnte es anders sein! Denn:

> „Als Jude gehöre ich einer zu alten Rasse an, um den Massensuggestionen zu verfallen. Worte, wie Volk, Krieg, Staat, sind für mich farb- und klanglos. Für mich haben nur die Worte Mensch und Leben Klang, aber einen Klang von einer Hoheit und Fülle, den zu empfinden die anderen Rassen anscheinend noch zu jung sind" (S. 151).

Der Staat als Ausdruck, Hüter und Pfleger völkischen Lebens; das Volk als Urgrund jeglicher Kultur — alle diese Elementarkräfte sind für diesen Juden weiter nichts als Massensuggestionen, Vorurteile, zu überwindende Stadien! Dagegen hält er die Werte: Leben und Mensch. Als ob beides sich gegenseitig ausschließe, wie Feuer und Wasser! Das ist der übliche Falschspielertrick der jüdischen Literaten. Zu allem dann noch die Überheblichkeit über die „anderen Rassen", die „noch zu jung" sind, die „Hoheit" jüdischer Gedankengänge zu empfinden!

So ist es kein Wunder, daß er sich nennt

> „Dissident der Nationalität nach"

und fortfährt:

> „Wir müssen endlich lernen, die Menschheit über die Nationalität zu stellen" (S. 14).

Damit rundet Hermann seine „Randbemerkungen" zu einem vollen Selbstbekenntnis ab. Aus der eigenen Entwurzelung und dem eigenen Unvermögen zu völkisch oder staatlich gebundenem Leben zieht er die Konsequenz:

„... die Menschheit über die Nationalität (!) zu stellen". Er sieht auch ganz richtig:

> „Es gibt nur einen Stamm von Weltbürgern bis heute, und das sind die Juden" (S. 147).

Und mit entschiedener Klarheit empfindet er im modernen Juden dank seines Jude-Seins den Träger der Vernichtung des Staatsgedankens:

> „Die Modernität des Juden, die letzte Quelle seines Wertes beruht zu zwei Dritteln im Perhorreszieren des Staatsgedankens. Das soll nun anders werden — und man glaubt, es wird nun anders werden ... Wir haben ja tausend jüdische Offiziere bekommen! Ach, ich fürchte, die Sache wird nicht viel anders auslaufen wie die berühmte Geschichte von dem Mann, der in Galizien (allwo beim Hotelzimmer manches miteinbegriffen ist, was bei uns nicht immer mit dazugehört) — in Galizien also reiste und statt der ewigen Judenmädchen einmal eine Nonne haben wollte. Die Tür ging auf, und siehe da, eine Nonne stand vor ihm und sagte: ‚Gut Schabbes — ich bin die Nonne!' — In welchen Rock sie sich auch stecken werden, sie werden immer sagen: ‚Gut Schabbes — ich bin die Nonne!'" (S. 31).

Klarer kann die Ablehnung des Staatsgedankens nicht ausgesprochen werden. Bezeichnender aber als dieses Bekenntnis ist fast noch die mitgeteilte Anekdote, dazu aus dem Munde eines Juden. Schlimmer und peinlicher kann ein Volk sich nicht selbst verspotten, als es hier geschieht.

Es ist nur die Konsequenz des Begonnenen, wenn er schließlich im Staat das Hauptübel der Welt, den mordenden und verschlingenden Moloch des Krieges, sieht.

> „Staaten sind Staaten. Im Begriff des Staates. wie ihn die Welt bisher kannte, liegt Krieg, Mord, Expansion, Unterjochung, Hinopfern der Massen, Blutvergießen, Macht- und Länderhunger, Nie-sich-Bescheiden, Sehnsucht nach Ruhm seiner Lenker. Ruhm? Worin besteht eigentlich dieser Ruhm? Darin, daß eine Million Menschen und Milliarden an Gütern durch den Machtspruch eines Mannes geopfert werden, dafür, daß das Land noch größer und der einzelne in ihm noch elender, ärmer, ungebildeter, unfreier werde; und daß dann weiter eben dieser Million wegen, die von ihm geopfert wurde, von anderer Seite später neue Millionen an Menschenleben, neue Milliarden an Werten geopfert werden ... und so fort in nie endender Kette cum gratia in infinitum ... Darin besteht der Ruhm eines Herrschers!"

Mit dieser Definition ist natürlich der Staat leicht zu widerlegen, seine Abschaffung erwünscht. Aber um zu diesem Ergebnis zu kommen, fälscht Hermann. Zunächst verabsolviert er den Ausnahmezustand staatlichen Lebens (den Krieg) und stempelt ihn zum „Begriff des Staates“; dann raubt er dem Krieg seinen Sinn. Daß jeder Krieg im Einsatz für eine Idee ausgefochten wird, deren Entfaltung für den Bestand des staatlichen Lebens notwendig ist, daß Kriege tiefere Bedeutung haben im Sinne geschichtlichen Denkens, das alles muß Hermann entgehen, weil er (als Jude) dem geschichtsbildenden Tätertum seit Jahrhunderten entzogen, idealistischem Denken dank ebenso langem Geschäftsdenken entwöhnt, den Sinn für die Wirklichkeit geschichtlicher Vorgänge verloren hat. So muß sich ihm die Geschichte notwendigerweise darstellen als ein immer neues sinnloses Morden, und er fährt im Anschluß an die oben zitierte Stelle folgerichtig weiter fort:

> „*Die Überlieferung aber hiervon nennt man Geschichte. Und die jeweiligen Regisseure dieses blutigen Welttheaters heißen Könige, Feldherren, Minister, Heerführer, Admiräle und werden durch Denkmäler geehrt.* Ihre Lebensläufe müssen unsere Kinder auswendig lernen mit Namen, Zahlen und Daten . . . und niemand erklärt ihnen, was für ein jämmerlich-elendes, blutbeflecktes unwürdiges Ding dieser Ruhm ist, *und was für Bestien mit ihm gekrönt werden*“ (S. 44).

Konsequent schließt dies Zitat sich an:

> „Ich bin der Überzeugung, daß man in der *Menschheitsgeschichte in fünftausend Jahren von Herrschern, Feldherren, Königen nicht viel anders sprechen wird als von Schinderhannes, Orsini, Rinaldo und ähnlichen Mordtalenten*“ (S. 128).

Die Entwertung großer geschichtlicher Vorgänge aber findet ihren Höhepunkt in dieser Tirade:

> „*Der Menschheit wäre wohler, sie hätte ihre großen Staatsmänner und Feldherren und Herrscher nie gekannt — ohne große Männer und ohne große Zeiten wäre sie sehr viel besser ausgekommen und sozial und kulturell um fünftausend Jahre weiter*“ (S. 90).

Wir aber fragen: Was wären Athen ohne Perikles, Rom ohne Cäsar, England ohne Cromwell oder Elisabeth, Frankreich ohne Ludwig XIV. oder

Napoleon I., Deutschland ohne Friedrich den Großen oder Bismarck? Was die Welt ohne die heroischen Leistungen begnadeter Geschichtsträger? Was die abendländische Kultur ohne Staatenbildung? Und was auf der anderen Seite wäre das Ende dieses jüdischen „überstaatlichen“ Denkens? Eine Kultur ohne Staaten? Das ist eine glatte Utopie. Viel eher die völlige Anarchie und der Rückfall in die Barbarei! Nicht als ob wir die Probleme nicht sähen, die bei Hermann durchschimmern — aber eine solche Philosophie der reinen Einseitigkeit und der platten Wurzellosigkeit ist weiter nichts als Volksverführung, oder Leute wie Hermann und seinesgleichen sollten so ehrlich sein, die Konsequenzen aus ihrem Standpunkt zu ziehen, indem sie diesem „Vaterland“ den Rücken kehren. Dazu aber fehlt ihnen der moralische Mut.

Hermann ist im Grunde revolutionärer Anarchist. Er würde sogar tätigen Anteil nehmen an den revolutionären Umtrieben (aber nur unter der Bedingung „beim nächsten Mal“; um Gottes willen nicht gleich):

> „Wenn ich aber noch einmal auf die Welt käme, so würde ich einen Beruf ergreifen, der heute — warum eigentlich, verstehe ich nicht, etwas kompromittiert und unmodern geworden ist, aber mir bei rationeller Durchbildung einigermaßen Nutzen für die Gesamtheit verspricht — nämlich den des Königsmörders“ (S. 107).

Denn er ist

> „der festen Überzeugung, daß, wenn eine Volksregierung in Deutschland bestände, dieser Krieg nicht gekommen wäre oder, sofern er gekommen, schon längst beendet wäre. Also ziehen wir die Folgerungen daraus“ (S. 90).

Nun hat allerdings die Revolution 1918 die Folgerungen gezogen und die „Volksregierung“ gebracht mit jenem Frieden, dessen Folgen ebenso furchtbar sind wie der Krieg. Ob Hermann auch hierzu „Randbemerkungen“ machte? Wir haben nichts davon gehört. Zunächst aber fährt er fort, wie er sich die Geschichte vorstellt:

> „Man sollte mal sehen — wie schön sich die Völker verständigen, in vierundzwanzig Stunden verständigt haben würden, wenn nur einmal die Kanonen nach der richtigen Seite gedreht würden“ (S. 65),

denn

> „Kriegsbegeisterung ist die Begeisterung der Regierungen, des Großgrundbesitzes, der Industrie, daß andere Leute für ihre Interessen totgeschossen werden" (S. 116).

Das ist ganz genau die Sprache jener marxistischen Drahtzieher, die während des Krieges im Innern des Landes die Front des Widerstandes untergruben, die durch die Schürung des Klassenhasses und die systematische Predigt von der Schuld der herrschenden Klasse die Revolte herbeiführten und für das Ausland die Schuld der deutschen Regierung am Kriege zur Selbstverständlichkeit machten.

Immer wieder steht der Haß Hermanns gegen Regierung („Junker" und Offiziere) auf; er wiederholt: sie allein sind am Kriege schuld. Jetzt kommt er unwillkürlich auf das Stichwort „Anarchist":

> „Anarchisten? Wer sind die Anarchisten von heute?! Die paar Leute, die alle Jubeljahr mal irgendeinen Monarchen rationell über die Unnatürlichkeit seines Standes zu belehren suchen? Oder jene, die alle zwanzig Jahre unter die Kultur Europas eine Dynamitbombe legen und sie in die Luft sprengen?! — Ich meine, kein Mensch ist heute darüber im Zweifel, wo die wirklichen Anarchisten stecken!" (S. 81).

Und hier setzt jene verzerrte Sicht des Krieges ein, die aus den Generalen und Offizieren mordlustige Bestien, aus dem Volke das Schlachtopfer für ihre Gelüste macht; das völlige Mißverstehen jeden Krieges (s. o.), wie die bewußte Verfälschung dieses Krieges. Das Opfer dieses Krieges wird seines tiefsten Sinnes beraubt, der Gedanke der Vaterlandsverteidigung unterschlagen und dem Ausland das Greuelmärchen von den deutschen Schlächtern bestätigt:

> „Die Leiter betrachten das Volk als Vieh. Sowie eine Generation alt wird, wird sie geschlachtet" (S. 27). „Auch in unserer Armee sollen die Bezeichnungen der Vorgesetzten verdeutscht werden. Wir sagen schon Hauptmann und nicht mehr ‚Capitain'. Aber wir sagen z. B. immer noch General: — Und dabei besitzen wir doch das brave heimatliche Wort ‚Großschlächter'" (S. 111).

In die gleiche Kategorie der Kriegsschuldigen gehören nach ihm die „Junker":

> „Die preußischen Junker sind miserable Landwirte — aber dabei vorzügliche Mordbestien, Herrennatu-

ren . . ., Krieger — wenn das besser klingt. Nur schade, daß wir immer dreißig Jahre und mehr Frieden haben und ein Jahr dann Mord und Krieg; und deswegen dreißig Jahre lang nichts mit ihnen anfangen können — und in dem einen Jahr Krieg ihrethalben verhungern" (S. 127).

Der jahrhundertelange Einsatz mit Leib und Leben jener preußischen Adelsgeschlechter für ihren König, für Preußen und Deutschland — Hermann sieht ihn in eben dieser Sicht:

„Die Landwirtschaft ist eben in den Händen eines für das moderne Leben völlig unmöglichen Standes, des Adels- und Offizierstandes, ist ihm mit Prämien und tausend Bevorzugungen überliefert, gleichsam als Dank dafür, daß sie für den Krieg einen Stamm von Offizieren stellt, von Leuten, die ihren Beruf darin haben, im Frieden andere Menschen zu quälen, im Krieg andere Menschen zu töten, stets bereit, Mordwerkzeuge zu sein" (S. 140).

Ein ganzes Geschlecht muß sich diese Schändung seiner für Preußen gefallenen Söhne gefallen lassen:

„Trotzdem die Bülows seit über 400 Jahren nachweislich totgeschlagen haben und sich haben totschlagen lassen — ist das doch kein menschenwürdiger Beruf" (S. 144).

Blinder Haß des Juden gegen die Idee des heldischen Opfers im Dienst des Vaterlandes bricht eruptiv hervor! Er übersieht mit Absicht, ja leugnet die ganze Geschichte Deutschlands, die ohne diese Männer nicht möglich wäre — aber so wirbt man für den Pazifismus und das neue Weltreich.

Mit der gleichen Niedertracht kehren solche „Anmerkungen" immer wieder:

„Möglich, daß es Schlachter geben muß. Aber hat schon einmal einer gehört, daß der Beruf des Schlachters der edelste auf Erden ist? Nun, und der des Menschenschlachters, des Soldaten?" (S. 158).

Die Entwertung aller soldatischen Gesinnung findet ihren Höhepunkt in der Glorifizierung der Gehorsamsverweigerung, die unter dieser ironischen Anmerkung sich breitmacht:

„Meuterei nennt man die höchst verwerfliche Selbstbesinnung des Viehs, das zur Schlachtbank getrieben wird." (S. 13.)

Das ist das „Ethos", aus dem der Jude den Staat, das deutsche Heer und den Krieg betrachtet!

Wir stellen fest: Das geschah mitten im Kriege, aus der gleichen Gesinnung wie der der übrigen heimlichen Wühler hinter der Front.

Und als Quintessenz des Ganzen folgt zum Schluß, deutlich durch die Art des Drucks als solche hervorgehoben, eine abschließende, zusammenfassende Verunglimpfung von Regierung und Armee, von deutschem Wesen und deutschen Menschen, seine „Conclusio":

> „Somit ist der Beweis geliefert, daß die europäische Schweinezucht nicht aus Indien stammt, sondern im Lande selbst heimisch ist (Dr. Max Hilzheimer, Geschichte unserer Haustiere)" (S. 169).

Das ist die „Liebe" des Juden Hermann zu seinem Gastvolk. „Ich liebe das Deutschtum sehr!" sagt er oben. Man sieht jetzt, was daran ist. Dazu noch der Ton. Es ist, als ob der Haß gegen sein deutsches „Vaterland" über alle Ufer quillt.

Aus allem wird dies klar: Das Ethos deutschen Seins ist ihm als Juden ganz und gar verschlossen und unzugänglich, ein Buch mit sieben Siegeln. Er brauchte es uns nicht noch einmal ausdrücklich zu bestätigen durch die Entstellung von Sentenzen, die seinem Lebensgefühl fremd und dem deutschen Volk heilig sind.

Aber auch dies kann er sich nicht entgehen lassen und uns nicht ersparen. Gilt der Einsatz für eine Idee dem Deutschen alles, dem gegenüber das Leben als Selbstzweck nichts bedeutet, der Jude verficht das Gegenteil:

> „Welche Lächerlichkeit: ‚Das Leben ist der Güter höchstes nicht'. Ich bestreite es und erwarte den Gegenbeweis" (S. 19).

Gilt Tapferkeit dem Deutschen alles, zieht er feiger Unterwerfung den Tod vor, hat er sich zum Leitspruch gesetzt: „Lewer dod als Slav", der Jude kehrt es um:

> „Lieber fünf Minuten lang feige als ein Leben lang tot" (S. 16).

Das aber ist die Botschaft des Juden Hermann an das deutsche Volk, seine Mitarbeit an der deutschen Kultur, sein „deutsches Volksbewußtsein". Die Untergrabung staatlicher und volklicher Ordnung, die Verunglimpfung der Träger deutschen Wehrwillens, die Entwertung deutscher Geschichte, die Predigt dumpfen Lebensgenusses gegen heldischen Einsatz, das sind seine Betrachtungen. So kämpfte jüdisch-pazifistischer Materialismus gegen deutschen Idealismus — mitten im Kriege.

Ernst Toller*

Mit Ernst Toller tritt ein Vertreter jener jüngeren jüdischen Generation auf den Plan, für die der Krieg und die politischen Ereignisse der Nachkriegszeit entscheidend geworden sind. Seine Entwicklung ist typisch: Zu Anfang des Krieges ergreift ihn (wie manche andere Juden) der Strom der vaterländischen Begeisterung, er kehrt aus dem Ausland zurück, um im deutschen Heer zu kämpfen. Aber schon die erste Ernüchterung, noch mitten im Kriege, sieht ihn auf seiten der revolutionären Internationale im Kampf gegen den deutschen Verteidigungswillen. Nach einem Nervenzusammenbruch gelingt es ihm, vom Militärdienst freizukommen, vor der zweiten Einziehung bewahrt ihn eine Täuschung: „Er fühlte sich berechtigt, Symptome seines überreizten Zustandes zu übertreiben", schreibt der Jude Stefan Großmann in: „Der Hochverräter Ernst Toller. Die Geschichte eines Prozesses" (Berlin 1919). Dem Militärdienst entronnen, nimmt er jetzt „an Verbindungen teil, die die Revolution vorbereiten" („Jüdisches Lexikon", Bd. V, Sp. 975), knüpft Beziehungen zu dem pazifistischen Vaterlandsverräter Wilhelm Förster an, sucht die Führer der Sozialisten in Berlin auf und nähert sich seinem Rassegenossen Kurt Eisner, der seit 1915 — wie er selbst in öffentlichen Reden bekannte — systematisch daran arbeitete, der Obersten Heeresleitung in den Rücken zu fallen. Nachdem endlich die Verteidigungsfront unterhöhlt ist, die Revolution ausbricht und Eisner in München an der Spitze der bayerischen Revolution steht, stellt Toller „ein zweites Mal kriegsfreiwillig" (Stefan Großmann) sich ihm zur Verfügung, wird Vorsitzender des Arbeiter- und Soldatenrates in München und nimmt hervorragenden Anteil an der Errichtung der kommunistischen bayerischen Räterepublik 1919. Nach seiner Verurteilung und endlichen Haftentlassung setzt er in Wort und Schrift seine revolutionäre Propaganda fort, entwickelt sich immer mehr zu einem inneren Gegner Deutschlands und ist heute einer der schlimmsten Hetzer gegen Deutschland im Ausland.

Sein dichterisches Schaffen, zum größten Teil dramatische Dichtung, steht ganz im Dienste der revolutionären marxistischen Idee. Der Staat ist das Gefährliche, zu Vernichtende, das Hemmnis, das den Menschen nicht zu seinem Glück kommen läßt. Die Ideen von Vaterland, von Opfer und Hingabe für den Bestand eines Volkes, sind Irrtümer und Illusionen, die Menschen von heute sind ausgebeutet von Generalen, Schiebern und Mördern — das ist die unermüdliche Predigt seines mit immerhin echtem Menschheitspathos vorgetragenen Werkes.

---

* Geboren in Samotschin b. Bromberg 1. 12. 1893, Sohn des Kaufmanns Max Toller.

Wir greifen das Drama „Wandlung, das Ringen eines Menschen“ (Potsdam 1919) heraus. Es behandelt seine eigene Entwicklung vom kriegsbegeisterten Soldaten im Anfang zu dem aktiven Pazifisten am Ende des Krieges.

Der Akt der entscheidenden Umkehr enthüllt mit aller Deutlichkeit die Art seines Denkens, das Wesen seiner Ideen.

Friedrich (gleich Toller) arbeitet an einer Statue, die den Sieg des Vaterlandes symbolisiert.

> Anmerkung Tollers zu der Statue: „In einer Stellung, die brutal wirkt“ (!!).

Charakteristisch ist, wie unter dem Eindruck der furchtbaren Erscheinungen des Krieges die Idee des Vaterlandes und des Kampfes für die Heimat (schon vorher durch die Reflexionen Friedrichs leicht brüchig geworden) ihres heldischen Sinnes beraubt, der Einsatz und das Opfer für den Bestand des Volkes und der nationalen Güter herabgewürdigt wird zu einem Geschlachtetwerden im Dienste eines Götzen:

> „Frau (zeigt ihm ihre von Geschwüren zerfressenen Hände): . . . Sie haben mich umschlichen wie Schakale, die anderen und die Unseren... Was konnten sie dafür? Man hat sie in Käfigen hinausgeführt wie Vieh. Was weiß Vieh von Euren guten Sitten? Was kann Vieh davon wissen? Da traf's mich — einer — krank, zerfressen, steckte mich an. Ob er schlecht war, was weiß ich! Nennt sie ja Helden. Nennt sie ja alle Helden, Euer armes Schlachtvieh.
>
> Friedrich: Frau, wir mußten es doch tun für unser Vaterland.
>
> Frau: Für Euer Vaterland! Für die paar Reichen, die prassen und prassen und uns aussaugen, die mit dem Ertrag unserer Arbeit galantes Spiel treiben. Oh, wie ich sie hasse, diese Henkersknechte“ (S. 52/53).

Vor dem Entsetzlichen verliert Friedrich den Glauben an das Vaterland.

> „Friedrich: Wahnsinn befällt mich. Wohin? Wo bist Du, Ahasver, daß ich Dir folgen kann? Freudig will ich Dir folgen. Nur fort von hier, Millionen von Armstümpfen recken sich um mich. Schmerzgebrüll von Millionen Müttern tost durch den Raum. Wohin, wohin? Dort Wimmern ungeborener Kinder, dort Weinen Irrer. O heiliges Weinen! Geschändete Sprache! Geschändete Menschen! . . . Um des Vaterlandes willen . . . Gott . . . kann ein Vaterland das verlangen?

Oder hat sich das Vaterland an den Staat verschachert? Spekuliert der Staat damit zu schmutzigen Geschäften? Ward der Staat Zuhälter und das Vaterland eine getretene Hure, die jeder brutalen Lust sich verkauft? Ausgestattet mit dem Segen der Kupplerin Kirche? Kann ein Vaterland, das das verlangt, göttlich sein? Wert, seine Seele dafür zu opfern? Nein, tausendmal nein. Lieber will ich wandern, ruhelos wandern, mit Dir, Ahasver! (Stürzt auf die Statue.) Ich zertrümmere Dich, Sieg des Vaterlands (er greift einen Hammer und zerschmettert die Statue)" (S. 55/56).

Die Zertrümmerung der Statue, an der der Friedrich dieses Stückes arbeitete, ist ein symbolischer Akt, der uns über das Stück hinausweist. Diese Geisteshaltung, die nur die Sinnlosigkeit dieser Opfer im Kriege zeigte, ohne ihren tieferen Sinn zu erkennen, hat wirklich damals den Sieg zertrümmert. Friedrich ist Toller selbst — wir stellen das fest.

Wohin aber führt ihn die Umkehr, die „Wandlung"? Zu dem mit ungeheurem Pathos vorgetragenen Traum des reinen Menschseins, jener Abstraktion, die die Wirklichkeit des Menschen vollkommen verläßt.

Friedrich: . . . O wenn Ihr Menschen wäret — unbedingte, freie Menschen.

(Im Volk ist während der Rede immer stärker werdende Bewegung eingetreten. Einige sind hingekniet. Andere vergraben weinend ihren Kopf in Händen. Einige liegen gebrochen am Boden. — Die recken sich freudig empor. Andere breiten die Hände zum Himmel. Ein Jüngling stürzt vor.)

Jüngling: Daß wir es vergaßen! Wir sind doch Menschen!

(Ein paar Frauen und Mädchen halblaut): Wir sind doch Menschen!

Alle (aufschreiend): Wir sind doch Menschen!

Alle (leis, als ob sie lächelten): Wir sind doch Menschen!

(Stille.)

Friedrich: Nun, ihr Brüder, rufe ich Euch zu: Marschiert! Marschiert am lichten Tag! Nun geht hin zu den Machthabern und kündet ihnen mit brausenden Orgelstimmen, daß ihre Macht ein Truggebilde sei . . ." (S. 93 „Wandlung" 1919).

Wir wollen die Ehrlichkeit des Pathos und die Erschütterung durch die Greuel des Krieges nicht ableugnen, die diese Selbstbesinnung auf das „menschliche“ Sein mit sich bringen mußte. Wir anerkennen diesen Willen des Verstehens untereinander — aber wir lehnen ab und müssen mit Entschiedenheit ablehnen die aus diesem Verstehen gezogenen Folgerungen: den Umsturz und die Untergrabung des staatlichen und völkischen Lebens im Sinne eines utopischen Menschheitsreiches, das von den „Menschen an sich“ (letzte Abstraktion des reinen Menschseins) gebildet würde. Denn wir wissen: Nur im Boden des Vaterlandes, nur im Blutbereich des eigenen Volkstums liegen die Wurzeln wirklich menschlichen Seins — die „unbedingten freien Menschen“ Tollers sind lebenslose, entseelte Masken zivilisatorisch-großstädtischen Charakters.

An dieser Stelle aber zeigt sich mit letzter Eindeutigkeit in Toller eine typisch-jüdische Verhaltungsweise zum Staat: das Unvermögen zum staatlichen Denken überhaupt und seine Negation zugunsten eines kommenden Menschheitsreiches. Er trifft sich darin mit der marxistischen Gedankenwelt, die nicht umsonst ihre geistigen Urheber unter den Juden hat. Das ist Tollers Verhältnis zum Staat. Sein Revolutionsdrama „Feuer aus den Kesseln“, das diese staatliches Denken untergrabende Wirkung seines Schaffens noch deutlicher zeigt, folgt unten im Kapitel „Theater“.

Wie aber steht er zu der kulturellen Auswirkung deutschen staatlichen Lebens? Er, der unter den Deutschen seine Heimat gefunden hat, die Sprache der Deutschen spricht?

Auch hier zeigt sich die gleiche Beziehungslosigkeit zum Denken und Fühlen seines Gastvolkes, die sich häufig bis zur Mißachtung und zum haßerfüllten Ressentiment steigert. Sein Drama „Hinkemann“ (1925) ist das Zeugnis hierfür. Es ist eine einzige niederträchtige Verunglimpfung des deutschen Kriegsverletzten und des Deutschen überhaupt.

Hinkemann, der Held seines Dramas, ist Schwerkriegsbeschädigter. Ein Granatsplitter hat ihm sein Geschlecht zerstört. Um ihn, den aufgeschwemmten Kastraten (den seine Frau natürlich mit einem anderen betrügt), restlos zu erniedrigen, richtet Toller sein Schicksal so, daß er im Dienste eines Schaubudenbesitzers zum Ergötzen des Publikums Mäusen und Ratten die Kehle aufbeißt und ihr Blut aussaugt (!). Es gilt wieder einmal, den Deutschen zu verunglimpfen: Hinkemann ist mehr als dieser Schwerkriegsbeschädigte, Hinkemann wird für Toller Symbol des deutschen Wesens!

So preist der Schaubudenbesitzer ihn dem Publikum an. (Man beachte: Er spricht „schnarrend, abgehackt“. Es ist der Tonfall, in dem in satirischen Darstellungen preußische Offiziere sprechen!)

„Dritte Szene.

(Angedeutet: Rummelplatz. Vor einer Bude, deren grellbemalte Wände das Getöse übertönen. Leierkastenmusik. Posaunen. Auf dem Podium vor der Bude eine tätowierte Frau und Hinkemann, der ein fleischfarbenes Trikot trägt.)

Der Budenbesitzer (schnarrend, abgehackt sprechend): Herren und Damen! Treten Sie nur immer näher... nur immer näher! Hören Sie! Sehen Sie! Staunen Sie! In erster Abteilung führen wir Ihnen vor: Monachia, tätowierte Dame, die die wundervollsten Kunstwerke eines Rembrandt, eines Rubens... auf Vorderseite . . . und modernste expressionistische, futuristische, dadaistische Königsbilder . . . auf Hinterseite ihres nackten Körpers trägt! Dame entblößt nicht nur Beine, Dame entblößt nicht nur Arme, Dame entblößt nicht nur Rücken, Dame entblößt alle Körperteile, die anzuschauen nach Vorschrift des Gesetzes und der Kirche nur . . . Damen und Herren über achtzehn Jahre erlaubt ist. Als Einlage sehen Sie, wie ein Kind enthauptet wird, wahrhaft lebendes Kind! Das haben Sie noch nicht gesehen! Das sieht man nicht in Afrika, das sieht man nicht in Asien, das sieht man nicht in Australien, das sieht man einzig und allein in Amerika und in Europa! Zum Schluß (auf Hinkemann deutend) Homunkulus, deutscher Bärenmensch! Frißt Ratten und Mäuse bei lebendigem Leibe vor Augen des verehrten Publikums! Der deutsche Held! Die deutsche Kultur! Die deutsche Männerfaust! Die deutsche Kraft! Der Liebling der eleganten Damenwelt! Zermalmt Steine zu Brei! Schlägt mit bloßer Hand Nägel durch stärkste Schädelwände! Erwürgt mit zwei Fingern zweiunddreißig Menschen! Wer ihn sieht, muß fliehen! Und wer flieht, muß sterben von seiner Hand! Den müssen Sie gesehen haben, wenn Sie Europa gesehen haben wollen! ..." (S. 16).

Jeder unbefangene Leser erkennt auf den ersten Blick die unflätige, zweideutige Ausdrucksweise des Dichters, die sich bewußt über alle Regeln des Taktes und der Sitte hinwegsetzt — obwohl die ordinären Anspielungen noch nicht einmal notwendig wären! Das gilt auch für die sachlich völlig überflüssige Verhöhnung der Kirche, die im Vorbeigehen auch noch vorgenommen wird. Aber diese Formalien sind nur Beiwerk. Der Inhalt als solcher ist eine einzige unerhörte Schändung des deutschen Kriegsverletzten, des heroischen Trägers und Opfers der Vaterlandsverteidigung, und die

gleichzeitige Verunglimpfung der deutschen Kultur durch einen Juden. Das mußten Deutsche sich von den Bühnen des Reiches anhören, ja leibhaftig vorstellen lassen — in welchem anderen Lande wäre dies möglich gewesen?! Es ist das gleiche Schema, nach dem das Bild des „Boche“ im Ausland entworfen wird!

Ganz eindeutig wird Tollers Stellung zum Deutschen schließlich in seiner Komödie „Der entfesselte Wotan“ (1923), in der er den Mantel seines Menschheitspathos ablegt und sich der Darstellung des Deutschen widmet, so wie er ihn sieht.

Es gibt keins der nationalen Symbole des vergangenen und des heutigen Deutschlands, das nicht in dieser (nebenbei literarisch grundschlechten) „Komödie“ verunglimpft würde, angefangen von der Verhöhnung jedes Vaterländischen aus der Perspektive eines lächerlich hohlen Hurra-Patriotismus bis zu der Verspottung völkischer, uralt germanischer Werte mit den Mitteln einer verbohrten, albernen Teutschtümelei. Die deutsche Frau muß es sich gefallen lassen, in der Figur des „Mariechens“ als dumme, pusselig-sentimentale Gans (ausdrücklich „in gediegenen Hosen aus Barchent“) dargestellt zu werden; der deutsche Mann erscheint in der Gestalt eines schwadronierenden Friseurs namens Wilhelm Dietrich Wotan, eines nach außen strotzenden, innerlich hohlen Phantasten — gemeint ist der frühere Deutsche Kaiser Wilhelm II.

Zur Probe genüge nur das Ende einer Szene und die darauffolgende zweite: Wotans Benehmen nach der Gründung einer Auswanderergesellschaft und sein Gebaren vor dem Auftreten in einer Volksversammlung, die einberufen ist, um die Massen für diesen Plan zu gewinnen. Das Ganze ist eine Anspielung auf die wilhelminische Kolonialpolitik. Toller dichtet:

„Wotan: Mariechen! . . . (Küßt sie. Dann mit gewaltigem Bardenpathos:) Frisches Linnen aufs Bett!

Mariechen: Im alten schliefen wir kaum sechs Wochen.

Wotan: Knausere nicht, Mariechen. Nicht mehr kommt dir das zu. Erhabener Zweck erfordert erhabene Mittel.

Mariechen: Sag nur, warum!

Wotan: Frisches Linnen! Ein reines Jägerhemd! Ich strotze vor Mannheit! Mein Blut rast auf! Ich blühe! Lösch die Lampe im Schlafzimmer! Ich gedenke in dieser Nacht einen jungen Wotan zu zeugen!

(Vorhang)

Andante

(Ankleidezimmer. Vor Beginn der Versammlung. Wotan — in Unterhosen, in Mitte des Zimmers. Wotans behaarte Brust nackt . . .)
. . .

Wotan: Meine Herren, lassen Sie mich zurücktreten ins Dunkel . . . Meine Herren, ich bin krank . . .

von Wolfblitz: Herr Direktor!

Schleim: Ins Licht, Herr Wotan! Im Licht der Welt gesundet das Genie!

Wotan: Meine Herren . . . ein Göttliches . . . die Stunde versagt sich mir . . .

Schleim: Vorgesorgt! In meinem Arrangement auch für Menschliches vorgesorgt. Dort zweites Paar Unterhosen. Non olet!

(Schleim zwingt Wotan, sich anzuziehen. Getöse lauter.)

Wotan (sich anziehend): O Urwald! O Erde!

(Wotan, Schleim und von Wolfblitz ab. Mariechen kommt. Kuschelt sich in eine Ecke. Wortfetzen dringen herein . . .)

(Bühne wandelt sich in Landschaft vor Urwald. Das folgende Bild muß wie ein Moritat-Traumspuk, von Leierkastenmusik bedudelt, vorbeigleiten. Möglichst als Film.)

(Wotan bestampft die Landschaft. Angetan mit weißer Friseurjacke, Kürassierstiefeln und Tropenhelm. In der einen Hand mit Kreuz und Insignien der Friseurzunft [Becken und Roßschweif] geschmückte Kriegsflagge an mächtigem Schaft.)

(In der anderen Hand reckengewaltige Streitaxt.)

(Hinter Wotan Schleim im Priesterornat.)

(Wotan kniet vor Schleim nieder.)

(Schleim segnet Wotans Streitaxt.)

(Wotan erhebt sich sichtlich ergriffen.)

(Aus dem Urwald stürzen Eingeborene.)

(Trutzig bedräut sie Wotan mit geschwungener Streitaxt.)

(Eingeborene lassen beim Anblick Wotans, des Helden, zitternd gespannte Bogen fallen und werfen sich demütig vor ihm nieder.)

(Wotan setzt den Eingeborenen seinen Fuß auf den Nacken.)

(Eingeborene errichten rasch einen Thron.)

(Wotan pflanzt die Fahne in die Landschaft. Präsentiert davor die Streitaxt.)

(Eingeborene, jetzt mit Ketten beladen, führen dunkelhäutige Jungfrauen herbei.)

(Wotan läßt sie, tätschelnd, sich malerisch gruppieren.)

(Winkt! . . . Majestätische Herrschergeste! . . .)

(Ein Photograph tritt in Aktion.

(Tanz der Jungfrauen vor Wotan.)

(Es ertönt ein Klageruf Mariechens.)

Mariechen: Wilhelm!

(Bühne verfinstert sich. Sichtbar nur der Thron, auf dem ein Eingeborener, mit farbigen Federbüschen geziert, sitzt. Wotan, jetzt mit Ketten beladen, steht dienernd vor ihm, schlägt Schaum, seift ihn ein. Angstruf Mariechens.)

Mariechen: Wotan! Wotan! . . .

(Bühne wandelt sich, während Mariechen ruft, in Ankleidezimmer. Mariechen, in die Ecke gekuschelt, lauscht . . . Vom Saal her Bravorufe . . . Klatschen . . . Gesang des Flottenliedes . . . Bläserkapelle setzt begleitend ein . . . Bühne verdunkelt sich)" (S. 23—27).

Diese Szenen mögen genügen — als Theater sind sie reichlich primitiv. Wir wollen drum auch nicht näher eingehen auf die darin vorkommende Schändung nationaler Werte durch die Persiflage deutscher Vergangenheit, nicht auf die Schändung nationaler Symbole, wie der Kriegsflagge und des Flottenliedes, nicht auf die Karikatur des früheren Deutschen Kaisers.

Wir begnügen uns mit dem Resümee: aufgeblasene Großmäuligkeit, hohle Phrasendrescherei, hündische Feigheit im entscheidenden Augenblick, innere Sklavengesinnung, gepaart mit herrischer, bramarbasierender, roher Geste — das sind nach Toller die Charaktereigenschaften des Deutschen! Das Ganze getaucht in ein Milieu des Unsauberen, ordinär Zotigen! So bringt Toller den Typus des Deutschen auf die Bühne! Diese Technik ist mehr als nur politische Komödie oder Satire, sie ist die bewußte Verunglimpfung und Verächtlichmachung des Deutschen, aus dem Ressentiment und der Feindseligkeit eines inneren Gegners heraus.

L i o n F e u c h t w a n g e r*

Nur einer machte im Ausland als Vertreter der neuen deutschen Dichtung Herrn Emil Ludwig den Rang streitig: Lion Feuchtwanger. Namentlich in den angelsächsischen Ländern war sein Name bekannt, wurden seine Romane verbreitet und viel gelesen; ein großzügiger Reklamefeldzug, vor allem riesige Anzeigen und Besprechungen im „Observer“ und in der „Times“ wiesen auf diesen „berühmten deutschen Dichter“ hin — das alles zu einer Zeit, da er in Deutschland noch kaum bekannt war. Und wenn man um die Zeit als Deutscher nach London kam, war man überrascht, gebildete Engländer über diesen „berühmten Deutschen“ sprechen zu hören, den man als Deutscher damals entweder kaum kannte oder nur als ziemlich obskure Existenz in Erinnerung hatte.

Den Grund zu dieser Popularität legte sein Roman „J u d S ü ß“ (1925), der denselben Stoff wie die bekannte Hauffsche Erzählung gleichen Namens behandelte, nämlich den Aufstieg und Fall des jüdischen Bankiers und Ministers Oppenheimer am Hofe Karl Alexanders von Württemberg. Aber welch ein Unterschied der Darstellung! Wohl in keinem Roman deutscher Sprache der Gegenwart enthüllt sich jüdischer Charakter und jüdisches Wesen mehr als in dieser Gestaltung des Stoffes durch Lion Feuchtwanger, in der eigentlichen Entwicklung des Geschehens und des Hauptcharakters ebenso wie in der Atmosphäre und dem Stil des Ganzen. Die tatsächlichen Verstöße gegen die geschichtliche Wahrheit in diesem historischen Roman interessieren uns hier nicht. Es geht hier einzig und allein um die Haltung, von der aus die Vorgänge gesehen werden. Eine schwüle, ja widerlich erotische Atmosphäre lagert über dem ganzen Buch. Das Leben eines deutschen Barockfürsten, wie es die sexuell umnebelte Phantasie des Autors sich ausmalt, gibt ihm willkommene Gelegenheit zur peinlichen Entfaltung seines ganzen erotischen Inventars. Weiber auf Weiber fallen dem Juden zum Opfer, der sie wiederum seinem Herrn zuführt oder sie ihm abnimmt. Diese Dinge sind in einer Sprache geschildert, die auch vor dem Indezentesten und Ordinärsten im Ausdruck sich nicht scheut, die mit Vorliebe in dem ekelerregenden Jargon eines erkrankten Trieblebens schwelgt, ja auch vor einer Verwendung des Unflätigsten nicht zurückschreckt. Wir verzichten hier auf die Wiedergabe ganzer Szenen; nur eine flüchtige Auswahl aus dem Wortschatz des Romans möge das Gesagte bestätigen, möge zugleich auch bezeugen, in welche sprachlichen Abgründe der deutsche Stil unter jüdischem Einfluß gerät.

---

* Geboren in München 7. 7. 1884, Sohn des Kaufmanns Sigmund F e u c h t w a n g e r und der Johanna, geb. B o d e n h e i m e r.

Auf Seite 2, gleich in den ersten Zeilen erscheinen die ersten Huren, und ihnen folgt eine stattliche Schar, schon eine hinter der anderen, wie damals, als sie hinter dem Kaiser Maximilian in Augsburg einzogen. Eine „filzige Hure“ (S. 58), ein „vermaledeites Hurenmensch“ (S. 77), ein „lausiges Hurenbalg“ (S. 273), ein „Saumensch, das dreckige“, ein „Mensch“, sächlichen Geschlechts, schlicht und einfach (S. 491). Es wird „Dreck gefressen, daß alle Därme sich umkehrten“ (S. 61), „bald duftet der erste Scheiß“ (S. 95). In unmittelbarer Nachbarschaft von „Kanaillen, ausgefressenen Rotzbuben, Dreck und Geschmier“. Man wird auf S. 134 und noch sonst öfters „beschissen“, auf 281 und öfters „angespien und mit Abfall beworfen“. Recht spät begrüßen wir den ersten „Arsch“, einen jüdischen, in dem „mehr Gehirn“ ist als in arischen „Schlammschädeln“ (S. 380). Wir lernen ein „dummes, dreckiges, hosenbekleckerndes, hündisch übles Gefühl“ kennen (S. 503).

Es geht weiter: „Es war ja sehr reizvoll, Vorhänge und Bettlaken zu lüpfen, am Wann und Wo und Wie und Vorne und Hinten sich zu erlustieren“ (S. 535). „Bettlaken, Hemden, Nachttöpfe wurden berochen, der Befund in den Protokollen erörtert“ (S. 548). Uns bleibt keine Einzelheit über Karl Alexanders „Goutte militaire“ geschenkt, nichts von den „Einzelheiten ihres Körpers, Schenkeln, Brüsten“ (S. 233).

Was hilft's, wenn dieser entarteten Sprach- und Vorstellungswelt die andere, mystische gegenübersteht, die Welt der — natürlich kabbalistischen — Mystik, die allein hier von Bedeutung sein kann („Erweckung und Gottesminne“ werden nach psychoanalytischem Muster als „ganz ordinäre, armselige Geilheit“ [S. 235] bezeichnet) — der peinliche Eindruck bleibt, bleibt auch als typischer Zwiespalt in der Seele des Jud Süß, in dem diese beiden Welten sich treffen.

Mit letzter Eindeutigkeit verkörpert sich in ihm das jüdische Wesen, und man ist beinahe überrascht, mit welcher schon fast zynischen Offenheit der Jude Feuchtwanger den Charakter eines seiner Rassegenossen hier vor uns entwickelt. Es ergibt sich nämlich dabei die paradoxe Alternative, daß man im Zweifel ist, worüber man sich mehr wundern soll: über die schamlose Art des jüdischen Schriftstellers Feuchtwanger, mit der er alles, das Hohe und das Niedrige, schildert, oder noch mehr über das ekelerregende, abstoßende Charakterbild des „Jud Süß“, das auf diese Weise zustandekommt. So entsteht in diesem Roman — indirekt — ein unbeabsichtigtes Selbstporträt des Juden Feuchtwanger und — indirekt — ein beabsichtigtes Porträt des typischen Juden in Gestalt des „Jud Süß“.

Von dem ärgsten Feinde des Juden hätte kein verabscheuungswürdigeres Bild gezeichnet werden können. Jud Süß ist einer jener typischen

Charaktere, die aus Geldgier und Machthunger jede Demütigung ertragen, jede Erniedrigung erdulden, jede Beleidigung über sich ergehen lassen; die, wenn sie heute hinausgeworfen werden, morgen lächelnd wiederkommen, einer jener Juden, die bedenkenlos das Volk bis aufs Blut aussaugen (hier im Dienste des Barockfürsten, aber natürlich nicht ohne Gewinn an Geld, Gunst, Titeln und Macht für den Juden); einer jener Juden, die unter dem Mäntelchen der Freundschaft allen Christen feind sind; die rücksichtslos den „Fremden" schädigen und ausbeuten, seine Frauen verführen und schänden, aber für sich und die Ihren das Vorrecht der Unverletzlichkeit und Unberührbarkeit in Anspruch nehmen.

Wir lassen Feuchtwanger selbst sprechen: „... Wie die Mode und sein Behagen immer neue Speisen, Weine, immer anderes Kristall und Porzellan für seine Tafel forderte, so für sein Bett immer neue Frauen. Er brauchte sie und verbrauchte sie. Sein Gedächtnis, ein ungeheures Museum, das alles in zuverlässiger Konservierung hegte, hielt Gesichter, Leiber, Duft, Stellung in sicherer Treue fest; weiter rührte keine" (S. 42). „ . . . Nicht ausgefüllt und hungrig nach Geschehnissen, sog er aus dem Leben der andern" (S. 43). „Hatte ihm der Prinz . . . sagen lassen, heut stehe ihm der Humor nicht nach hebräischem Gestank, so erschien er des Abends dennoch mit der gleichen lächelnd beflissenen Dienstwilligkeit" (S. 70). Nachdem auf diese Weise Jud Süß ans Ziel gelangt, Minister des neuen Herzogs geworden ist: „Ach, nun wird er stolz und mächtig herschreiten . . . Die ihn antichambrieren ließen, werden vor seiner Tür warten, bis er sie vorläßt. Und Frauen, weiße, glänzende, vornehme, die sich seine Liebe gnädig gefallen ließen, werden ihm jetzt bettelnd die stolzen Leiber zutragen. Mit Wucher wird er die Fußtritte zurückzahlen, die er hat hinnehmen müssen. Er wird sehr hoch thronen und wird sich weiden an seiner Dignité, er wird den großen Herren weisen, daß ein Jud den Kopf noch zehnmal höher tragen kann als sie" (S. 136). „Süß . . . überdachte seinen Weg. Er war klar. Dem Herzog schmeicheln, unbedenklich . . . Dem Herzog Geld schaffen, und durch Geld Weiber, Soldaten, Gloire. Mehr, immer mehr" (S. 142).

Mehr noch als alle diese Zitate enthüllt der eigentliche Konflikt des Buches seinen jüdischen Charakter. Gewissen- und bedenkenlos hatte Jud Süß sich und seinem Fürsten Frauen über Frauen geopfert ohne Rücksicht auf Stand oder Unschuld; mit Wollust hatte er Wache gehalten, während seine frühere Geliebte von dem Fürsten vergewaltigt wurde; bereitwilligst hatte er, der Minister, die Tochter eines anderen hohen Beamten an den Fürsten verkuppelt; als aber seine eigene, vor dem Hofe sorgfältig behütete Tochter dem Herzog zum Opfer fällt, da ist der Jude bis ins tiefste getroffen, von da an nur von dem einen Gedanken der Rache getragen. Zwar bleibt er

nach außen hin der ergebene Diener des Fürsten, aber er wartet und hofft nur auf die günstige Gelegenheit zur Rache. Als die Landstände gegen den Fürsten murren, rät er diesem zu einem Staatsstreich, um dann wieder die Pläne des Fürsten an die Landstände zu verraten! Der Fürst sieht seine Pläne gescheitert und wird, von Ausschweifungen geschwächt, vom Schlage getroffen. Dem Sterbenden flüstert der Jude den Triumph seiner Rache ins Ohr . . . Das ist der Held des Feuchtwangerschen Buches, mit dem der Autor, nirgends urteilend, nirgends verurteilend, sympathisiert: Der Jude, wie er leibt und lebt, mit der ihm eigentümlichen Seelenverfassung, von einem Juden gezeichnet — und der Roman ist k e i n antisemitisches Pamphlet.

Auf dieser geistigen Grundlage erwuchs mehrere Jahre später ein Roman Feuchtwangers, der sich mit der deutschen Gegenwart beschäftigt, das Buch „E r f o l g. D r e i J a h r e G e s c h i c h t e e i n e r P r o v i n z. Berlin 1930". Dieses Buch behandelt nichts weiter als die Geschichte der Stadt München und Bayerns in den Jahren 1921—24. Es ist aus diesem Stoff heraus vielleicht erklärlich, daß es nicht die rasche und vielfältige Übersetzung erfahren hat wie die anderen Romane Feuchtwangers. Dafür aber eröffnet es uns wirklich die tiefsten Tiefen der Stellung Feuchtwangers zum deutschen Volk und erklärt die Gründe, warum Leute wie Lion Feuchtwanger der allgemeinen Ablehnung und Verachtung durch das deutsche Volk verfallen sind.

Wir rechten hier nicht über das künstlerische und literarische Niveau dieses Romans. Uns berührt hier lediglich das, w a s der Verfasser schreibt. Nicht die Form, sondern der Inhalt. Der aber ist um so aufschlußreicher für die wahre Gesinnung von Lion Feuchtwanger.

Der Roman selbst ist ein Schlüsselroman. Er entwirft ein Zeitgemälde der erregten politischen Zeiten und Hergänge, deren Schauplatz München und Bayern in den Jahren nach der Revolution gewesen sind. Die auftretenden Persönlichkeiten sind ohne weiteres zu identifizieren. Es treten sowohl die amtierenden Minister wie führende Rechtsanwälte und Politiker auf, und mitten unter ihnen, sozusagen im Mittelpunkt, der jetzige Reichskanzler und Führer Adolf Hitler, damals als Vorkämpfer und Führer der nationalsozialistischen Bewegung. Schon diese technische Anlage des Romans läßt darauf rechnen, daß Feuchtwanger hier seine wahre politische und weltanschauliche Gesinnung kundgibt, und er tut dies so ausgiebig und ungeniert, wie es überhaupt möglich ist.

Bereits die Vorbemerkung, mit der er den zweiten Band eröffnet, gibt einen Vorgeschmack von den eigentlichen Darbietungen. Er schreibt in

dieser Vorbemerkung, daß seine Darstellung auf zwei Arten von Quellen zurückgeht:

> „Ausführliche Berichte über die deutschen Einsperrungsanstalten jener Zeit sind uns erhalten in den Aufzeichnungen der Schriftsteller Felix Fechenbach, Max Hoelz, Erich Mühsam, Ernst Toller, die in solchen Anstalten untergebracht waren.
>
> Material über die Sitten und Gebräuche der altbayrischen Menschen jener Epoche findet sich in einer Zeitung, die damals in einem altbayrischen Orte namens Miesbach erschien, dem „Miesbacher Anzeiger". Diese Zeitung ist in zwei Exemplaren erhalten; das eine befindet sich im Britischen Museum, das andere im Institut zur Erforschung primitiver Kulturformen in Brüssel."

Man muß zum Verständnis wissen, daß die von ihm genannten „Schriftsteller" ausnahmslos politische und noch dazu kommunistische jüdische Aufständische sind, die die Hauptschuld an der spartakistischen Rätediktatur vom April 1919 in München tragen, bis auf Max Hoelz, der im übrigen alles andere als Schriftsteller und weiter nichts wie ein politischer Bandit gewesen ist. Erst dann erkennt man die tendenziöse Aufmachung und die Sympathie mit den Kommunisten, die hinter dem ganzen Werk steht. Dann versteht man auch eher, warum Feuchtwanger sich im nächsten Absatz mit dem höhnischen Spott über „die Sitten und Gebräuche der altbayerischen Münchener" mokiert.

Man muß überhaupt wissen, daß Lion Feuchtwanger einer jüdischen Familie Münchens entstammt und dort sein ganzes Leben seit seiner Jugend verbracht hat. Erst dann gewinnt man das richtige Verhältnis zu der Darstellung, die er hier seiner Vaterstadt und dem bayerischen Volk angedeihen läßt.

Wir können unmöglich darauf eingehen, wie Lion Feuchtwanger im einzelnen die verschiedenen Menschentypen Münchens und Bayerns in seinem Roman darstellt. Wohl ist die ebenso raffinierte wie versteckte Bosheit, mit der er dies macht, eine könnerische Leistung, kaum aber eine menschliche und moralische. Man lese insbesondere die „Bayerischen Lebensläufe" auf den Seiten 438—442 des ersten Bandes. Die Art, wie er hier den Lebenslauf eines bayerischen Bauern, eines bayerischen Offiziers (Generalmajor), eines bayerischen Bierfahrers und eines bayerischen hohen Beamten (Ministerialdirektor) wiedergibt, strotzt von Überheblichkeit, Ironie und Gemeinheit. Sie ist nicht mehr unter die Kategorie „Satire" einzureihen, sondern sie ist weiter nichts wie eine einzige Taktlosigkeit und Gemeinheit. Nach der Darstellung Feuchtwangers sind alle diese vier verschiedenen Vertreter des bayerischen Volks Trottel, Maulhelden, Säufer oder halbtierische

Weiberjäger, daneben abergläubische Heiligenverehrer, die es im übrigen mit der Wahrheit noch nicht einmal sehr genau nehmen.

Von dem Ministerialdirektor zum Beispiel heißt es:

> „Er schwor 7 Eide, darunter 3 substantiell falsche.“ Weiterhin heißt es von ihm: „Sein Wortschatz bestand aus 1453 deutschen Wörtern, 103 lateinischen, 22 französischen, 12 englischen, 1 russischen. Er besuchte 221 Konzerte, 17 Theatervorstellungen und 418mal die Kirche.“

So wagt der Jude Feuchtwanger einen hohen bayerischen Beamten darzustellen! In puncto der Falscheide wird dieser sogar noch von dem porträtierten Generalmajor übertroffen, von dem es heißt:

> „Er schwur 9 Eide, darunter 9 falsche.“

Dieser selbe Generalmajor „hatte — übrigens — eine Liaison mit einer Wiener Operettensoubrette“. Sein Wortschatz bestand sogar nur aus 412 Worten, ihm werden also noch weniger zugebilligt wie dem Landwirt Mooshuber, der es wenigstens auf 612 Worte, und dem Bierfahrer Kufmüller, der es sogar auf 724 Vokabeln gebracht hat! Die Art schließlich, wie die katholische Religion und die Religiosität des bayerischen Volkes gerade in diesen vier Lebensbeschreibungen lächerlich gemacht und verspottet wird, wie sich Feuchtwanger über die Heiligenbilder, über die Eidesleistung, die Beerdigung äußert, kann man nur im Zusammenhang selbst lesen. Sie entzieht sich einer Zerpflückung. Sie grenzt dicht an Blasphemie.

Es kann danach nicht wundernehmen, wenn Feuchtwanger über seine Vaterstadt München, den eigentlichen Schauplatz des Romans, folgendes Urteil fällt:

> „Im übrigen lebte die Stadt sich selber, ein lautes, ungeniertes Leben im Fleisch und im Gemüt. Sie war zufrieden mit sich. Ihr Wahlspruch war: B a u e n, b r a u e n, s a u e n.“

Auch die Charaktere der tragenden Personen des Romans sind nach demselben Schema bearbeitet. Ob es sich um den Justizminister Klenk, den Rechtsanwalt Dr. Geyer, den Bauernführer Dr. Bichler, den Minister Flaucher oder um sonstige namhafte Persönlichkeiten handelt, in allen Fällen werden die Personen als minderwertig entweder an Geist oder an Charakter hingestellt, meist an beidem! Von dem Bauernführer Dr. Bichler, mit dem offensichtlich der Bauernführer Dr. Heim gemeint ist, heißt es bei der Schilderung seines Besuches in Paris:

> „Man sah den schweren Mann herumsitzen, an ungefügen Wortbrocken kauend, klobig lachend, mit seinen blauroten, knotigen Händen den Stock in die weichen Teppiche bohrend . . . Der schwere

Mann saß da, sein viereckiger, fleischiger Kopf sah heute, gut rasiert, nicht alt aus; aber in Haltung, Kleidung, Gehabe war er vernachlässigt. Umwickelt mit Servietten saß er und schlang in sich hinein die zarten, mit erlesener Kunst bereiteten Gerichte. Sein Sekretär fütterte ihn. Die Saucen troffen ihm von den Lippen und Kinn, er schmatzte, schob mit blauroten Fingern Speise in den weiten Mund, kaute, schlang, stieß grunzende Laute der Anerkennung, der Ablehnung aus. Goß sich Wein in die Kehle, ihn verschüttend. Die Kellner standen herum, dienstbereit, wie sie erzogen waren, doch nicht fähig, den staunenden Ekel über den fressenden Metöken ganz zu verbergen."

Es gibt kaum mehr Bezeichnungen im deutschen Sprachschatz, als Feuchtwanger sie hier aufbietet, um die Kulturlosigkeit dieses Bauernführers zu kennzeichnen. Als besonderen Effekt aber hat er sogar noch den Kontrast mit den wohlerzogenen französischen Kellnern sich aufgespart, um den ungeschlachten und unzivilisierten Bauernführer erst ins rechte Licht zu setzen. Man fragt sich unwillkürlich, warum Lion Feuchtwanger es so lange in München ausgehalten hat, wenn die Bevölkerung selbst ihm so im Herzen zuwider war. Er muß sich doch sehr wohl gefühlt haben in dem behaglichen und kunstfreundlichen Klima Münchens, sonst wäre es für ihn ein leichtes gewesen, den Boden Münchens mit dem Asphalt von Berlin zu vertauschen.

Aber das alles ist nur Vorgeplänkel, gemessen an der Auseinandersetzung Feuchtwangers mit der nationalsozialistischen Bewegung, die den eigentlichen Kern des Buches ausmacht. Hier macht Feuchtwanger seinem Herzen erst richtig Luft. Hier erklimmt seine Bosheit erst den richtigen Gipfel. Denn hier steigert sich sein Ressentiment zur Feindseligkeit und zum offenen Haß. Hier läßt er alle Rücksichten und Hüllen fallen. Hier wird sein Roman zum zügellosen Pamphlet.

Schon wie er die nationalsozialistische Bewegung, die von 1921 an immer mehr Gefolgschaft in München gewann, zeichnete, das ist allein ein Stück Selbstcharakteristik. Er nennt sie die „Wahrhaft Deutschen". Er spricht von ihnen ganz wegwerfend an einer Stelle (S. 397, Bd. I) als „diesen Hornochsen". Und an anderer Stelle läßt er durch den Mund eines Schweizer Schriftstellers Tüverlin einem reichen Amerikaner (Bd. II, S. 124/25) auseinandersetzen, daß die „Forderung, solche Individuen (wie die der ‚patriotischen Bewegung') unter ständiger ärztlicher Überwachung zu halten, nicht die gebührende Beachtung fände". Und läßt Tüverlin daran sofort die Frage knüpfen: „Wo zum Beispiel in den Kutzner-Versammlungen (es sind dies die Versammlungen Hitlers) bleibt der psychiatrische Überwachungsdienst?"

Am infamsten aber setzt er die Bewegung da herab, wo er nicht ausdrücklich über sie spricht. Auch das ist eine spezifisch jüdische Manier, die Verhöhnung auf indirektem Weg. Er schildert u. a. (Bd. II, S. 66/67) einen Regierungsinspektor a. D., von dem er schreibt:

„Ersinger war ein Herr, der sehr auf Sauberkeit hielt . . . Er war ein friedfertiger Mann, geneigt, der Obrigkeit zu gehorchen, auch wenn die Herkunft ihrer Macht zweifelhaft war. Als ihm aber seine Frau, statt der gewohnten hygienischen Rolle, Zeitungspapier ins Klosett hing, da riß ihm die Geduld, und er ging zum Kutzner" (womit Adolf Hitler gemeint ist).

Auch das Symbol der nationalsozialistischen Bewegung muß zur Verächtlichmachung herhalten. In gleichem Zug wird sogar der deutsche, in der ganzen Welt bekannte und anerkannte Archäologe Schliemann lächerlich gemacht. Er schreibt nämlich von Schliemann, dem Entdecker der Stadt Troja, daß ihm immer das gleiche Zeichen bei seinen Ausgrabungen aufgefallen sei, ein mit Haken versehenes Kreuz, und fährt dann fort:

„Es war ein Zeichen, das über die ganze Erde verbreitet war; den gelben Völkern diente es als Glückssymbol, den Indern als Sexualemblem. Allein das wußte Heinrich Schliemann nicht. Er befragte einen französischen Archäologen, einen gewissen Emile Burnouf, um die Bedeutung des wunderlichen Kreuzes. Herr Burnouf, ein Spaßvogel von Phantasie, redete dem leichtgläubigen Deutschen ein, die alten Arier, um ihr heiliges Feuer zu entfachen, hätten Gestelle in solcher Hakenkreuzform als weibliche Bestandteile ihrer Bohrer verwandt. Der vertrauensselige Herr Schliemann glaubte dem spaßhaften Herrn Burnouf. Kommentierte das Hakenkreuz als typisch arisches Phänomen. Die deutschen Patrioten machten diese Erklärung zu einem Eckstein ihrer Rassentheorie, erkoren das indische Fruchtbarkeitsemblem zu ihrem Heilszeichen. Ein Leipziger Geschäftsmann stellte Klebemarken her, auf denen das Hakenkreuz prangte, umkränzt von dem Spruch: ‚Arierblut / Höchstes Gut'. Er hatte Erfolg. Die Schuljungen klebten die Marken in ihre Sammelalbums, kleine Geschäftsleute schlossen ihre Briefumschläge damit. Patriotische Galanteriewarenhändler brachten das Hakenkreuz als Krawattennadel in Umlauf. Patriotische Ethnologen hängten Theorien daran, ethische, ästhetische Deutungen. Mit dem Wachstum der Wahrhaft Deutschen wurde das Zeichen, das bisher vornehmlich in japanischen und chinesischen Spielklubs und an den Tempeln vielgliedriger indischer Gottheiten zu sehen war, neben den haubenförmigen Kuppen des unvollendeten

Doms und dem als Mönch maskierten Kind das populärste Wahrzeichen Münchens.

Dieses Zeichen trugen die großen, blutroten Fahnen der Wahrhaft Deutschen. Dieses Zeichen malten die Bewohner der bayerischen Hochebene an die Wände, vor allem der Bedürfnisanstalten. Trugen es als Busennadel, als Ring, manche ließen es sich eintätowieren. Unter diesem Zeichen zogen die Münchner zu den Versammlungen Rupert Kutzners. Denn allmontäglich, zuerst im Kapuzinerbräu, dann in den riesigen Biersälen von drei oder vier anderen Brauereien, sprach der Führer zum Volk."

Selbst diese perfiden, obendrein geschmacklosen Beschimpfungen aber sind noch ein Vorspiel. Erst die Schilderung Adolf Hitlers selbst gibt dem „Dichter" Lion Feuchtwanger den Anlaß, alle seine Lichter der Ironie und der bösartigen Satire spielen zu lassen und seinem unterdrückten Haß jetzt freien Lauf zu geben.

Hitler heißt in seinem Roman Rupert Kutzner. Er ist für Feuchtwanger „ein talentierter Organisator, ein großartiger Trommler, aber von Geburt ein blühendes Rindvieh". Das ist die erste Zensur, die Hitler bei seinem Auftreten erhält.

Feuchtwanger schildert dann im einzelnen den allmählichen Aufstieg Hitlers, mit besonderer Vorliebe sein Wirken als Volksredner. Auch da spürt man immer wieder die innere Feindseligkeit Feuchtwangers gegen Adolf Hitler. Aber hier läßt er sich geradezu zu Fälschungen hinreißen. So schreibt er mitten in der Schilderung einer Rede Adolf Hitlers: „Die Pause des trommelnden Applauses benutzte er, den Schweiß von der Stirn zu wischen, den Bierkrug, auch das mit großer Geste, zu ergreifen, tief zu trinken" (Bd. II, S. 68). Genau den gleichen Trick wendet er an bei der Darstellung der großen Rede Hitlers bei dem Novemberputsch von 1923 im Großen Saal des Bürgerbräukellers. Hier endet Feuchtwanger mit dem Satz:

> „Dann, mit starker Stimme, befahl er: ‚Maßkrug her', trank tief" (Bd. II, S. 282).

Jeder, der auch nur etwas von Adolf Hitler weiß, ist darüber unterrichtet, daß Hitler keinen Alkohol, weder Wein noch Bier, trinkt, sondern Abstinent ist. Aber dies würde Lion Feuchtwanger schlecht in sein Schema passen. Hier muß also die historische Wahrheit sich eine Korrektur gefallen lassen, um den richtigen Effekt bei dem Leser zu erzielen. Selbst an einer völlig abseitigen Stelle weiß Feuchtwanger diese Legende von dem Alkoholtrinker Hitler einzuschmuggeln. Er schreibt nämlich bei der Schilderung der

Haft Hitlers in Landsberg, daß sich um diesen aus Liebesgabensendungen u. a. „Wein und Schinken“ getürmt hätten (Bd. II, S. 312).

Hitler wird im übrigen nur als ein großer Schauspieler und donnernder Redner hingestellt, hinter dem nichts weiter ist. Fast bei jeder Gelegenheit versucht Feuchtwanger, ihm etwas am Zeug zu flicken. Aber diese kleinen Invektiven, die er einstreut, mögen ihm verziehen sein. Nur nicht, daß er auch hier sich zu historischen Fälschungen herabläßt. Hitler muß nun einmal als ungebildeter, primitiver Volksredner dastehen, koste es, was es wolle. So schreibt Feuchtwanger bei der bereits erwähnten Schilderung der Haftstube in Landsberg, daß sich um ihn „Kuchen, Schinken, Eier, Pralinen, Zigarren, wollene Unterjacken mit dem eingewebten indischen Fruchtbarkeitsemblem, Unterbeinkleider, ein Diktaphon, Grammophonplatten“ getürmt hätten, und daran fügte er, mit wohlberechneter Pointe, noch an: „auch zwei Bücher“!

Das wagt dieser jüdische Schriftsteller von einem Mann zu sagen, dessen Reden und Schriften, auch für den Andersdenkenden, von einer universalen Bildung zeugen!

Hitler ist noch dazu für Feuchtwanger ein großer Blender, hinter dem nichts steckt. So schreibt Feuchtwanger von Kutzner, daß er auf die Frage des Justizministers Klenk über sein Programm „mit großem Ernst und Geheimnis auf die Schublade seines Schreibtisches“ hingewiesen habe mit den Worten:

> „Hier, in dieser Schublade, liegt ausgearbeitet bis in die feinsten Details der Plan des neuen Reichs. Wenn es an der Zeit ist, werde ich damit herausrücken“ (Bd. II, S. 212).

Und dann, bei der Haussuchung in der Wohnung Hitlers nach dem mißglückten Putsch vom 9. November 1923, schildert Feuchtwanger das Ergebnis der Durchsuchung seiner Schreibtischschublade durch die Kriminalbeamten folgendermaßen:

> „Das also ist die berühmte Schublade . . . Es sind Papierschnitzel drin und ein Sektpfropfen. Nein, weiter ist nichts in der Schublade“ (S. 300).

Auch hier begnügt sich Feuchtwanger nicht etwa mit der Feststellung des Vorhandenseins von Papierschnitzeln, sondern er muß noch das Motiv des Sektpfropfens hinzudichten, damit Hitler auch noch als weinfreudiger Lebemann sich präsentiert! Überhaupt, Hitlers Kopf besteht „aus einem aufgerissenen Mund mit einem winzigen Schnurrbart und aus, ach, so wenig Hinterkopf“ (Bd. II, S. 378), so schildert er eine Filmvorführung, in der Hitler auftritt. Aber selbst diese intellektuelle Herabsetzung Adolf Hitlers genügt Lion

Feuchtwanger nicht. Er muß ihn auch moralisch und menschlich „erledigen". Hitler muß irgendwie mit „Weibern" zu tun haben, um ja den richtigen Effekt zu erzielen. Auch dies geschieht, mit jüdischer Technik, auf dem Weg der indirekten Schlußfolgerung. Feuchtwanger sagt es nicht direkt mit Worten, aber er suggeriert dem Leser die Schlußfolgerung so, daß sie ihm wie selbstverständlich vorkommt.

Es muß also ein Weib die Hand mit im Spiele haben, und zwar ein Weib nach der Vorstellung von Lion Feuchtwanger. Es ist dies eine Tänzerin mit dem Namen Insarowa, eine Russin. Sie erscheint zum erstenmal in dem Buch als Tänzerin in einem Nachtkabarett. Schon die Art, wie Feuchtwanger sie einführt, zeigt handgreiflich, worauf er hinaus will. Er schildert ihr Auftreten auf der Bühne so (Bd. I, S. 204):

> „Es war ein schmächtiges Geschöpf, das dort oben tanzte, mit schiefen, demütigen, lasterhaften Augen, mit gleitendem, sonderbar klebendem Schritt."

Diese russische Tänzerin erlebt in dem Buch eine seltene Karriere. Sie wird die Mätresse des bayerischen Ministerpräsidenten Klenk (ein Deckname für: von Knilling), was sie aber nicht hindert, auch gleichzeitig die Geliebte des Barons Toni Riedler und zugleich noch des politischen Agenten Erich Bornhaak zu sein. Deutlicher kann der Autor nicht markieren, welches Kaliber diese Insarowa ist. Natürlich läßt er es sich auch nicht entgehen, die „Verhältnisse" der Insarowa breit und behaglich auszumalen. Insbesondere ihre Beziehungen zu dem Ministerpräsidenten Klenk, dem obersten Machthaber in Bayern, werden liebevoll, mit absoluter Eindeutigkeit, geschildert. So heißt es von einem Besuch, den sie ihm in seiner Wohnung machte (Bd. I, S. 463/64):

> „Sie hatte sich diesmal mit der Bemalung ihres Gesichts, wie die Sitte der Zeit sie forderte, besonders sorgfältig befaßt. Sie schminkte sich sonst dicker, aber sie wußte, Klenk liebte das nicht. Sie ging, vor sich hinlächelnd, fast tänzelnd, so in sich selber, daß die Leute sich nach ihr umdrehten, im Glauben, sie spinne. Sie war aber nur sehr beschwingt und mit sich zufrieden; denn wie sie den Klenk endgültig hinübergezogen hatte, das hatte sie verdammt gescheit gemacht.
>
> S i e h a t t e i h n l a n g e z a p p e l n l a s s e n. Hatte dann, als er ihr einen bestimmten Abend abschlug, an dem sie ihn endlich kommen lassen wollte, gerade auf diesem Abend bestanden. Eigentlich lag ihr nicht viel an Klenk; aber es war doch ein netter, vergnügter Abend geworden. D e r K l e n k, w a r e r e i n m a l i n F a h r t, w a r s c h o n w e r. Jetzt wußte sie auch, warum er ihr jenen Abend

> abgeschlagen hatte. Er war leidend gewesen, erkältet mitten im Sommer, hatte einen seiner bösen Nierenanfälle herannahen spüren. *Daß er bei ihr so unmäßig soff und sich ausgab, hatte ihn wohl endgültig aufs Bett geworfen.*“

Die Frau des Ministerpräsidenten Klenk wird, zur Erhöhung des Kontrastes, an mehr als einer Stelle als eine „dürre, kümmerliche Geiß“ bezeichnet. Von dem Baron Riedler heißt es, daß die Insarowa ihn „ohne weiteres ins Bett gelassen hatte“. Genau an dem Tag, an dem der Hitlerputsch in München stattfand, läßt der Dichter die Insarowa bei dem Ministerpräsidenten Klenk in Berchtoldszell weilen und mit ihm nach einem „vergnügten Abendessen“ die Nacht verbringen. Sie bleibt sogar noch den Morgen über und auch den Mittag, während zu gleicher Zeit ihr anderer Liebhaber, Erich Bornhaak, an der Feldherrnhalle den Tod findet.

Ausgerechnet diese russische Tänzerin Insarowa macht der Verfasser nun zur Sekretärin von Rupert Kutzner, mit dem Adolf Hitler gemeint ist. Nachdem sie „nach einer seiner Versammlungen den Kutzner so hemmungslos angehimmelt hatte, daß der geschmeichelte Führer ihrer Bitte um eine Funktion in der Partei entsprach und sie als Privatsekretärin zu sich berief“, saß sie „im Vorzimmer Kutzners als Sekretärin“ (Bd. II, S. 86). Während dieser Funktion als Privatsekretärin Kutzners spinnt sie ruhig ihre ganzen Liebschaften weiter, ja sie benutzt ihre Vertrauensstellung bei Kutzner, um ihre persönliche Politik zu betreiben. Mit ihr fährt er auch zusammen im Auto nach Berchtoldszell, am Tag vor dem Novemberputsch, zu dem Ministerpräsidenten Klenk hinaus, also an dem Tag, an dem sich Hitlers Schicksal entscheiden sollte.

Daß sie zu Rupert Kutzner in den gleichen Beziehungen gestanden hätte wie zu Klenk, Riedler und Bornhaak, das sagt Feuchtwanger zwar an keiner Stelle, aber der Gedanke hieran liegt für den Leser, der das Milieu der Insarowa erlebt, so nahe, daß nur ein Schritt zu dem Unausgesprochenen übrig bleibt. Es ist schwer nachzuweisen, ob diese Andeutung in der Absicht von Lion Feuchtwanger lag. Wahrscheinlich ist es volle Absicht, ein Mittel raffinierter literarischer Technik. Aber allein die Einführung dieser Person erfüllt ihren Zweck: der Diskreditierung und Verunglimpfung des Nationalsozialismus, seines Führers, wie überhaupt des Kreises der bayerischen Politiker. Daß Rupert Kutzner (also Adolf Hitler) eine ehemalige Tänzerin aus einem Nachtkabarett, eine vielseitige Mätresse, noch dazu eine Russin, zu seiner Privatsekretärin macht, das ist allein schon ein Effekt, der für Lion Feuchtwanger sich lohnt. Auf ihn kommt es ihm in erster Linie an. Wenn dabei noch weitergehende Vermutungen und Kombinationen beim Leser sich einstellen, dann nur um so besser für den Zweck des Buches!

Es mag Feuchtwanger leid tun, wenn wir feststellen, daß dieser ganze erotische Roman um die Insarowa eine private Erfindung ist, entsprungen der Phantasie von Lion Feuchtwanger, und nicht die geringste Stütze in der historischen Wirklichkeit findet.

Diese ganzen effektvollen literarischen Szenen hat sich Lion Feuchtwanger einfach aus den Fingern gesogen — der unwiderlegliche Beweis dafür, daß es ihm allein auf die Tendenz ankam.

Bei dieser Tendenz ist sogar das Bezeichnende, daß er nicht nur den Führer der „Wahrhaft Deutschen", also der Nationalsozialisten, verunglimpft und herabsetzt, sondern auch dessen politischen Gegner, den Ministerpräsidenten von Knilling. Vor seinem Richterstuhle sind beide Richtungen gleich. Er ist nicht nur etwa Gegner und Feind des Nationalsozialismus, sondern auch der anderen Deutschen. Hier kommt seine wahre Geistesverfassung unverblümt zum Vorschein. Er verabscheut und verachtet im Grunde alles Bayerische, also die Welt und die Menschen seiner „Heimat", ja überhaupt alles Deutsche. Wenn es hierfür eines ausdrücklichen Beweises bedurft hätte, dann hat Feuchtwanger auch diesen seinen Lesern nicht vorenthalten. Er bringt es nämlich fertig, auf Seite 127 des II. Bandes durch den Mund eines reichen Amerikaners, Mr. Daniel W. Potter, folgendes Urteil über deutsche Geschäftsgepflogenheiten abgeben zu lassen:

> „Da Tüverlin drängte, unterschied schließlich, mit vielen Vorbehalten, Mr. Potter das Geschäftsgebaren seiner englischen, seiner französischen, seiner deutschen Partner. Auf eine mündliche Zusicherung seiner Engländer könne er bauen, von den Franzosen kriege er schwer eine Unterschrift: habe er sie aber, sei Verlaß darauf. *Unter seinen deutschen Geschäftsfreunden könne er von der Mehrzahl eine Unterschrift besonders leicht kriegen: erweise sich aber das Geschäft hinterher als schlecht, dann deutelten sie an der Unterschrift herum und suchten sich mit metaphysischen Argumenten um den klaren Wortlaut des Vertrages zu drücken.*"

Hier macht also Feuchtwanger dem deutschen Kaufmann und Gewerbetreibenden den schlimmsten Vorwurf, den es gibt, den Vorwurf mangelnder Vertragstreue, ohne ihn auch nur im geringsten zu begründen. Und zwar läßt er diesen Vorwurf, mit besonderem Takt, aus dem Munde eines Ausländers formulieren!

Damit hat Lion Feuchtwanger sich allerdings in den Augen nicht nur des Nationalsozialismus, sondern aller anständigen Deutschen gerichtet. Zwischen

dieser Art von Schmutzliteratur und deutschem Empfinden gibt es, bei aller Toleranz, keine Brücke mehr. Wir fragen: welches Volk und welche Nation hätte sich derartige Verhöhnungen und Beschimpfungen von einem jüdischen Schriftsteller so lange gefallen lassen und welche Nation hätte so lange Geduld geübt?

Wem aber diese Beschimpfungen des deutschen Volkes nicht genügen, auch dem sei eine Kostprobe hier vorgesetzt, die den Zynismus dieses „Dichters" gegenüber den höchsten Werten der christlichen Religion in aller Offenheit demonstriert. Es ist dies ein Gedicht aus der Zeitschrift des Juden Stefan Großmann, „Das Tagebuch" (Nr. 43, Jg. 1927), das folgendermaßen lautet:

„In Bethlehem (Palästina) im Jahre 1 vor Christ
in der Nacht vom 24. zum 25. Dezember Christus geboren ist.
Hallo! Ehre sei Gott in der Höhe.
Drei Könige aus dem Orient kamen auf den raschesten Verkehrswegen,
nicht ohne Risiko, um dem Säugling erstklassige Gratifikationen zu Füßen zu legen.
Hallo! Und Friede den Menschen auf Erden."
Noch in 1926 feierte man überall in USA.
die große und nachhaltige Bedeutung dessen, was damals geschah.
Hallo! Ehre sei Gott in der Höhe.
Und da der Verkauf von Alkohol in jenen Zeiten verboten war,
starben in der Christmeßnacht an Ersatzalkohol 11 Menschen und 3 Nigger in jenem Jahr.
Hallo! Und Friede den Menschen auf Erden.

Wir schließen dieses Kapitel mit diesem unwiderleglichen Bekenntnis einer wahrhaft „schönen Seele". Diesem Mann war wahrlich nichts heilig!

Kurt Tucholsky*.

Wenn es schon eine besondere Eigenart der jüdischen Journalisten und Schriftsteller war, ihren überkommenen israelitischen Namen abzulegen und sich hinter einem möglichst unverfänglichen oder germanisch klingenden Pseudonym zu verbergen, aus dem sie ihre Pfeile besser abschießen konnten, so hat einer von ihnen diese jüdische Neigung und Begabung zur „Tarnung" zu höchster Entfaltung gesteigert. Dies ist Kurt Tucholsky. Während

* Geboren in Berlin 9. 1. 1890, Sohn des Kaufmanns Alexander Tucholsky und der Doris, geb. Tucholsky.

Männer wie Witkowski sich mit dem ständigen Pseudonym Maximilian Harden oder der Jude Borchardt mit dem Pseudonym Georg Hermann, der Jude Richard Engländer mit dem Pseudonym Peter Altenberg, der Jude Luzian Friedländer mit dem Pseudonym Robert Breuer begnügten, brachte es Kurt Tucholsky zu nicht weniger als vier verschiedenen Decknamen, unter denen er neben seinem bürgerlichen Namen vor die Öffentlichkeit trat. Je nach Bedarf trat er unter vier Masken auf: Peter Panter, Theobald Tiger, Ignaz Wrobel oder Kaspar Hauser. So gelang es ihm lange Zeit hindurch, auch für den Kundigen seine Spur zu verwischen. Kaum einer der Leser dachte daran, daß sich hinter diesen fünf verschiedenen Bezeichnungen derselbe Kurt Tucholsky versteckte. Das aber lag gerade in der Absicht dieses Autors.

Er war einer der produktivsten unter den feuilletonistisch gerichteten jüdischen Tagesschriftstellern, zugleich auch der gewandteste und schlagfertigste. Kaum einer ist so viel gelesen worden wie er. Allein schon in seinen Büchern, die fast alle hohe Auflagen erzielten (Das Lächeln der Mona Lisa [26. Tausend], Mit 5 PS [25. Tausend], Rheinsberg, ein Bilderbuch für Verliebte [90. Tausend], Gripsholm [50. Tausend], aber noch mehr in seinen ständigen Beiträgen, die er hauptsächlich in der „Weltbühne", aber auch in der „Vossischen Zeitung" und im „Ulk", der satirischen Wochenbeilage des „Berliner Tageblattes", herauszubringen pflegte. Das „Jüdische Lexikon" bezeichnet ihn als einen der „eifrigsten Mitarbeiter" der „Weltbühne". Er hat neben dem Herausgeber dieses Blattes, Siegfried Jacobsohn, dieser vielgelesenen Wochenzeitschrift den Stempel seines Wesens aufgeprägt.

Dieser Schriftsteller Kurt Tucholsky ist durch seine rege Produktion zum Typus des völlig glaubens- und grundsatzlosen Literaten geworden, der alle üblen Charaktereigenschaften des jüdischen Journalismus in sich vereinigt und zu höchster Vollendung entwickelt hat. Zweifellos, er war fleißig, eifrig, wortgewandt, belesen, scharfsinnig, geistreich. Aber schon sein Witz war immer ätzend, nur satirisch. So standen alle seine Geistesgaben ausschließlich im Dienste der zersetzenden Kritik, nicht aber des Aufbaues. Wenn der Mangel an Schamgefühl und Ehrfurcht eine der Anlagen der jüdischen Rasse ist, dann hat dieser Publizist diesen Charakterzug bis zur letzten Entfaltung ausgeprägt. Ihm war nichts heilig von dem, was dem deutschen Volke heilig war. Alle Einrichtungen und Werte nationaler, religiöser, gesellschaftlicher und kultureller Art, die das deutsche Volk sich im Laufe der Jahrhunderte geschaffen hatte, wurden von ihm kritisiert, in vielen Fällen gelästert und in manchen Fällen sogar geschmäht.

Besonders hat es ihm der Offiziersstand angetan. Gegen ihn hat er nach

dem Zusammenbruch von 1918 eine ganz planmäßige, verbissene Kampagne geführt, die in ihrer wilden Gehässigkeit und maßlosen Übertreibung nicht nur diesen Stand, sondern das deutsche Volk in seinem tiefsten Innern verletzen mußte. Es sei nicht geleugnet, daß auch andere Schriftsteller in der innerpolitischen Auseinandersetzung gegen den Offiziersstand gefochten oder sich an ihm gerieben haben. Er aber ließ überhaupt keine gute Seite an ihm. Das, was er betrieb, war nicht nur innerpolitische Befehdung oder Reformkritik, sondern ein systematischer Vernichtungsfeldzug gegen einen bestimmten Stand, dem das deutsche Volk viel verdankt. Es gibt nichts Maßloseres als diese fortgesetzte Attacke, die er vor allem in der Zeitschrift „Die Weltbühne" seit dem Jahre 1919 durchgeführt hat. «Ecrasez l'infame!» — war seine Parole („Weltbühne" vom 15. Mai 1919, S. 568).

Das Bezeichnende für den Charakter dieses unerbittlichen „Kämpfers" war, daß er diese Kampagne gegen das — angeblich so verrottete — Offizierkorps nicht etwa vor dem Jahre 1919 aufnahm, als das Offizierkorps in Deutschland noch etwas zu sagen hatte und für den unbequemen Kritiker noch moralischer Mut dazu gehörte, in dieser Weise diesen Stand vor der Öffentlichkeit herauszufordern. Er hat damit wohlweislich bis zum Jahre 1919 gewartet, als nach dem Fall des kaiserlichen Deutschlands dieser Stand schutzlos war. Er hat weiterhin diesen Kampf, so wie es sich für einen „aufrechten" Kritiker geziemt hätte, nicht etwa unter seinem bürgerlichen Namen, sondern vorwiegend unter dem Pseudonym Ignaz Wrobel geführt.

In sechs zusammenhängenden Aufsätzen hat er im Januar und Februar 1919 fortlaufend in der Zeitschrift „Die Weltbühne" den deutschen Offizier und überhaupt die deutsche Armee seiner Kritik unterzogen. Nie ist von irgendwem das deutsche Offizierkorps so unerbittlich, summarisch und unfehlbar in Grund und Boden verurteilt worden wie von diesem nichtarischen Schriftsteller. Er wirft nur so um sich mit Verdammungsurteilen über den deutschen Offizier. Er schreibt u. a.:

> „. . . Die sittliche Haltung des deutschen Offizierkorps im Kriege ist im ganzen als mangelhaft zu bezeichnen . . . Es war vielmehr eine schleichende und stillschweigend vereinbarte und anerkannte Korruption auf sittlichem Gebiet: man hatte Weiber, Heimatskisten, Beziehungen zu Orden und den Hochmutsteufel . . . Der üble Geist des deutschen Offizierkorps färbte natürlich nach unten ab . . ." („Offizier und Mann", S. 38—41).

> „. . . Der deutsche Soldat aber bekam nur einen Teil seiner Verpflegung. Der Rest wurde unterschlagen . . . Besonders zum Schluß des Krieges, als die Lebensmittelnot in Deutschland immer größer

wurde, nahm die Korruption überhand ... Wir haben gesehen, daß in dem großen Organismus des deutschen Heeres für Ehrlichkeit und saubere Wirtschaft wenig Platz war ... Ich weiß nicht, ob es bei den anderen Nationen ebenso schlecht gewesen ist. Verlogener kann es nicht zugegangen sein. Bei feierlichen Anlässen trat das Offizierkorps zusammen, trat die Truppe zusammen; jeder wußte vom andern, wieviel Geld und wieviel Schmutz an seinen Fingern klebte: aber doch donnerten die Reden von preußischer Sauberkeit und von der Unantastbarkeit unseres Offizierkorps" („Verpflegung", S. 87—89).

„... Was hier wie überall so deprimierte, war der völlige Mangel an Bedenken. Der deutsche Offizier — und er besonders, weil er ja an den maßgebendsten Plätzen saß — stahl ohne Bedenken, allerdings fast nur im großen Stil ... Der gemeine Mann, ein getreuer Diener seines Herrn, hätte es anstandslos ebenso gemacht, wenn er nur gekonnt hätte ..." („Von großen Requisitionen", S. 112).

„... Der Einfluß des schlechten Offiziersgeistes auf die deutschen Helferinnen war, um ein beliebtes Leutnantswort zu gebrauchen, „verheerend". Ein großer Teil der jungen Damen ist in Grund und Boden verdorben nach Hause gekommen ... Der deutsche Offizier und mit ihm die Chargen haben es meisterhaft verstanden, Huren wie Damen und Damen wie Huren zu behandeln ..." („Von kleinen Mädchen", S. 134—136).

„... Wir haben gesehen, daß bei der alten deutschen Armee in der Verpflegung, in der Behandlung der Mannschaften durch die Offiziere, in Verwaltungsangelegenheiten die schlimmsten Mißstände geherrscht haben ... Die Taktik des vaterländischen Unterrichts war wie die alte deutsche Regierung: hinterhältig, von oben herab durchtränkt von der Unterschätzung aller Menschen, die nicht Offiziere und Regierungsassessoren waren ... Widerwärtig war nur, wie man versuchte, mit Gewalt und mit albernen Darlegungen dem Soldaten einzureden, das sei eine herrliche deutsche Weltordnung, die da dem einen alle Mühe und dem anderen allen Lohn zuwies ..." („Vaterländischer Unterricht", S. 159—162).

„... Wir haben in den vorigen Heften der ‚Weltbühne' betrachtet, wie es in der deutschen Armee zugegangen ist: ein trüber Haufen voll Qual und Greuel, Weltenklüfte zwischen Offizier und Mann, Unterschlagung und Diebstähle von Lebensmitteln zugunsten der höheren Ränge, Requisitionen ohne Ziel und Maß, falsche Schwäche und falsche Härte den fremden Landeseinwohnern gegenüber, vaterländischer Unterricht, Mantel der Lüge über all den Jammer und all die

Verbrechen ... Es mußte gesagt werden und es mußte jetzt gesagt werden. Die Gesinnung des deutschen Offiziers hat nichts getaugt. Der Geist des deutschen Militärs hat nichts getaugt. Wir reißen sie aus unsern Herzen. — Wir spielen das Spiel nicht mehr mit ... Wir speien auf das Militär" („Unser Militär", S. 201—204).

Wir begnügen uns mit der Wiedergabe dieser Urteile und verzichten auf jede Widerlegung. Denn diese Art der Polemik ist zu niedrig, als daß sie von einem anständigen und rechtlichen Menschen überhaupt ernst genommen würde. Sie besteht im übrigen nur aus Behauptungen. Nirgends hat der Verfasser auch nur den Schatten eines ernsten Beweises erbracht.

Es war nun keineswegs so, daß diese verleumderischen Angriffe Tucholskys in der deutschen Öffentlichkeit stillschweigend oder gar zustimmend hingenommen worden wären. In einer ganzen Reihe von Zeitungen wurde vielmehr gegen diese Art von Kritik Einspruch erhoben und der Gegenbeweis gegen die nirgends exakt nachgewiesenen ehrenrührigen Behauptungen von „Ignaz Wrobel" angetreten. Denn „Ignaz Wrobel" machte es sich fast immer sehr leicht mit seinen Beweisführungen. Er griff da und dort einige Beobachtungen oder Berichte aus zweiter oder dritter Hand heraus und verstand es in ebenso unterhaltender wie oberflächlicher Weise, solchen Einzelfall zu verallgemeinern. Auch der Herausgeber der Zeitschrift „Die Weltbühne" empfing aus seinem eigenen Leserkreis eine ganze Anzahl von Protestzuschriften, wie sich aus der Rubrik „Antworten" der Zeitschrift in diesen Wochen ergibt. Wrobel hat nun zu diesen Äußerungen selbst das Wort ergriffen, und zwar indem er nicht etwa seine Angriffe abschwächte, sondern sie sogar noch verstärkte. Er erwähnt selbst in seinem abschließenden Aufsatz sogar mit Stolz „die vielen entrüsteten Briefe, die der Herausgeber und ich erhalten haben".

Aber das hinderte ihn nicht, noch massiver, noch gehässiger zu werden. So schrieb er in der Nummer vom 14. August 1919 „Zur Erinnerung an den 1. August 1914" u. a.:

„... Die Aufsätze enthielten folgende Behauptungen: Die Stellung des deutschen Offiziers zum Mann war etwa die eines Dresseurs zu einem verprügelten Hund. Das Offizierkorps hat sich im Kriege auf dem Dienstwege Verbesserungen in der Verpflegung verschafft, die ihm nicht zukamen. Das Offizierkorps hat von unrechtmäßigen Requisitionen seiner Angehörigen gewußt und hat sie stillschweigend geduldet. Der deutsche Offizier hat in sittlicher Beziehung im Kriege

versagt. Der Geist des deutschen Offizierkorps war schlecht . . . Das geistige Niveau des deutschen Offiziers aus der Zeit vor dem Kriege ist als kläglich zu bezeichnen . . . Eben das, was man gemeinhin unter einem deutschen Offizier verstand, taugte nichts . . . Die Fälle lassen sich ins beliebige vermehren. Korrupt war alles. Korrupt das Leben eines Standes, der gar nicht mehr empfand, daß schon eine kleinbürgerliche Behaglichkeit im Felde unerhörten Luxus bedeutete . . . Korrupt die Gehaltsempfänger, die Geld sparen konnten, während man den Mann mit einem sogenannten Ehrensold abspeiste; korrupt der selbstverständliche Brauch, daß jeder, der Materialien zu verwalten hatte, von diesen Dingen in großen Quantitäten unterschlug . . . Korrupt war auch der Ärztestand. Zum Teil ließen hier üble Elemente ihrer Roheit und Habsucht freien Lauf. Anzeigen hätten nichts geholfen . . ." („Militaria", S. 190—199).

Diese Aufsatzreihe von Kurt Tucholsky ist nur ein Bruchstück aus der Serie von Aufsätzen, Gedichten und Anekdoten, in denen dieser jüdische Schriftsteller das deutsche Offizierkorps herabzusetzen und zu entehren versucht hat. Wir könnten diese Reihe von Zitaten „ins beliebige vermehren", um einen von Tucholsky mit Vorliebe gebrauchten Ausdruck seiner publizistischen Beweisführung zu verwenden. Wir würden den Leser nur damit ermüden und dem Verfasser zu große Ehre antun.

Es liegt auf der Hand, daß diese Art der Kritik, die der Verleumdung gleichkam, aber juristisch nicht zu fassen war, weil sie wohlweislich auf Namensnennung verzichtete, in den breiten Massen des deutschen Volkes allmählich einen Berg von Unmut und Empörung gegen deren Urheber aufspeichern mußte. Die naheliegende Frage, wie es überhaupt möglich war, daß bei einem solchen Offizierkorps und einem solchen Verhältnis zwischen Mann und Offizier — wie „Ignaz Wrobel" es darstellt — diese in der Minderheit befindliche Armee vier Jahre hindurch der Übermacht einer Weltkoalition hat standhalten können, — diese Frage kam diesem jüdischen Schriftsteller vor lauter blindem Haß gar nicht zum Bewußtsein. Vor der Wucht dieser Tatsache hätten seine, einem hysterischen Gehirn entsprungenen Behauptungen in sich selbst zerfallen müssen. Ihm kam es eben gar nicht auf die Sache oder ein gerechtes Urteil an. Typisch ist, daß er in dem Schlußaufsatz seine Behauptungen von der Korruption auch bereits auf den Ärztestand ausgedehnt hatte, der im Kriege überwiegend aus Zivilärzten bestand, und in Einzelfällen ja auch den einfachen „Mann" im gleichen Atemzug mit dem Offizier nannte. Und damit kommen wir auf die Wurzel seines Offizierhasses. Denn dieser war nicht nur ein Offizierhaß, sondern ein

Haß gegen alle gewachsene und verankerte Autorität, die für ihn insbesondere im deutschen Offizierkorps verkörpert war.

Wer diese mitleidlose und selbstgerechte Kritik von Tucholsky liest, der meint nämlich sicher, daß er es mit einem Mann zu tun habe, der selbst seine verdammte Pflicht und Schuldigkeit im Kriege in vorderster Front geleistet und die moralischen Eigenschaften bewiesen habe, deren Mangel er hier dem Offizierkorps vorwirft. Aber dieser Eindruck wäre ein bedauerlicher Irrtum. Nicht nur, daß der jüdische Schriftsteller Kurt Tucholsky den Krieg nirgends an der Front mitgemacht hat — er selbst rühmt sich sogar prahlerisch in seinem Buch „Mit 5 PS" (S. 85):

> „. . . Ich habe mich 3½ Jahre im Kriege gedrückt, wo ich nur konnte — und ich bedauere, daß ich nicht, wie der große Karl Liebknecht, den Mut aufgebracht habe, nein zu sagen und den Heeresdienst zu verweigern. Dessen schäme ich mich. So tat ich, was ziemlich allgemein getan wurde, ich wandte viele Mittel an, um nicht erschossen zu werden und um nicht zu schießen."

Nichts läßt einen tieferen Blick in die Seele dieses „Kriegsdienstverweigerers" tun als dieses Selbstbekenntnis. Es gibt wohl auch Kriegsdienstverweigerer aus ehrlicher und sittlicher Überzeugung, aus Gewissen. Von dieser sittlichen Überzeugung hat Tucholsky auch nicht einen Geisteshauch verspürt. Für ihn ist „Kriegsdienstverweigerung" gleich „sich vom Kriege drücken". Wenn er aber sogar behauptet, daß dies ziemlich allgemein getan wurde, so ist dies eine freche und gemeine Lüge, die höchstens aus dem eigenen Gesichtskreis dieses „Kriegsdienstverweigerers" verständlich ist. Die zwei Millionen Toten und die Millionen, die mit dem Leben davongekommen sind und ihrem Vaterland in dieser Stunde der Not die Treue gehalten haben, sind eine einzige monumentale Widerlegung der schändlichen und schmählichen Lüge dieses „Kriegsdienstverweigerers". Ihm und seinesgleichen wird darum niemand die sittliche Hochachtung entgegenbringen, die man einem ehrlichen und aufrechten Kriegsdienstverweigerer auch als Mann anderer Überzeugung nicht versagen wird. Zu jenem Pathos hatte also dieser Mann ohne Ethos jedes Recht verwirkt.

Sich selbst übertrumpft aber hat Tucholsky in der Beschimpfung der deutschen Armee mit seinem Artikel, in dem er die Vernehmung des Generalfeldmarschalls von Hindenburg und des Generals Ludendorff vor dem Untersuchungsausschuß der deutschen Nationalversammlung im Herbst 1920 behandelt. In diesem Aufsatz „Zwei Mann in Zivil" der „Weltbühne"

(S. 659—668) übertrifft „Ignaz Wrobel“ alles bisher von ihm auf diesem Gebiet Geleistete. Er beginnt diesen Aufsatz so:

„Also das (!) hat Deutschland vier Jahre lang regiert! Also das hat vier Jahre lang den Ton angegeben und kommandiert und unterdrückt und gemaßregelt und Weltpolitik gemacht! Also das waren die Heroen eines Volkes, das in ihnen sich selbst verehrte! Also das waren sie! Das? Du lieber Gott!“

Entsprechend diesem vielversprechenden Auftakt geht es dann so weiter:

„Am achtzehnten November 1919 vormittags um einviertel elf Uhr treten Hindenburg und Ludendorff in den braunen, wenig feierlichen Saal. Der Alte im Gehrock, der viereckige Kopf hat etwas Mongolenhaftes, aber Figur, Schnurrbart und Backenknochen: — ein Nationalheld, wie man sie auf Weißbiergläser malt. Ludendorff, hölzern, steif, sehr aufgebracht und sehr unsicher, im schwarzen Jackettanzug, um die Nase ein böser Zug, der sagt: Schweden . . . Ein Wachtmeister in Zivil und ein höherer Verwaltungsbeamter. Sie setzen sich . . .

Aber diese beiden da — es ist die größte Enttäuschung meines Lebens, sie waren beide schlechtweg nicht vorhanden, keine Persönlichkeiten, keine Köpfe — nichts. Zwei alte, grau gewordene Kadetten . . .

Das Weltbild, das sich da entrollt, ist erschütternd. Nichts von Erfahrung, nichts von Menschenkenntnis, nichts von Goethe und Dostojewskij . . . Die dachten mit den Bizepsen und schrieben mit den Fäusten . . .

Helden? Helden? Was haben diese beiden da mit dem Heldenbegriff zu schaffen! Der Landser war ein Held und der arme Kompanieführer war einer, der im Dreck stak und seine Leute herausriß. Der Vizefeldwebel draußen war einer und der Mann am Schiffsrohr. Aber diese da? Verwaltungsbeamte, gut genährt, stets außer Gefahr und stets — wie Ludendorff im November achtzehn — auf dem Sprunge, auszureißen.“

Eine solche ununterbrochene Verunglimpfung und Verhöhnung der Führer im Weltkrieg ist wohl in keinem anderen Lande der Welt passiert, wäre auch wohl nicht möglich gewesen. Hindenburg „ein Nationalheld, wie man sie auf Weißbiergläser malt“, „ein Wachtmeister in Zivil“, einer von „zwei alten, grau gewordenen Kadetten“! Das wagt ein Mann zu schreiben, der sich selbst im Kriege „gedrückt“ hat. Wobei es übrigens dem sonst so schlauen und gerissenen Juden Tucholsky vor lauter Wut und Ärger passiert, daß er diesmal sogar den „armen Kompanieführer, der im Dreck stak und seine Leute herausriß“, als „Helden“ lobt und den beiden Generalen als leuchtendes Vorbild gegenüberstellt. Also muß es doch unter den Offizieren der deutschen Armee im Weltkrieg Offiziere als „Kompanieführer“ gegeben

haben, die ihre Leute herausrissen, vielleicht sogar in der Regel! Denn einen anderen Sinn kann der wiedergegebene Satz nicht haben.

Bis dahin konnte man immerhin noch glauben, daß ein Mann von dem Kaliber Tucholskys vielleicht nicht das Organ zum Verständnis des deutschen Soldaten und der deutschen Armee besitze, daß ihm seine Rasse vielleicht den Schlüssel zu diesem Teil des deutschen Volkes und des deutschen Wesens versagt habe. Aber leider liegt eine solche Fülle von Zeugnissen der Herabsetzung, der Verspottung und sogar der Verhöhnung alles dessen vor, was diesem Volk an Werten heilig ist, daß man schon von einer unüberwindlichen Abneigung gegen alles Deutsche sprechen muß.

Im Laufe seiner Vernichtungskampagne gegen das Militär hat er einmal den Satz geschrieben:

> „Mynona soll einmal eine Skizze geschrieben haben: ‚Beweis, daß die Deutschen Menschen sind.‘ Er soll mißglückt sein“ („Weltbühne“, XVI. Jahrg., S. 75).

Diese beiläufige Bemerkung spricht Bände. Sie enthüllt sein innerstes Verhältnis zum deutschen Volk. Sie wird ergänzt und bestätigt durch zahlreiche andere abfällige Urteile von ihm über deutsches Wesen und deutsche Menschen.

Ein geschlossenes Denkmal dieser Abneigung gegen alles Deutsche hat Tucholsky in seinem Buch „Deutschland, Deutschland über Alles“ (Neuer Deutscher Verlag, Berlin 1929) gesetzt. Dieses Buch ist unter dem irreführenden Titel „Deutschland, Deutschland über Alles“ weiter nichts als eine einzige giftige Satire auf Deutschland und deutsches Wesen. Es ist, wie alle Arbeiten von Tucholsky, äußerst geschickt, ja raffiniert geschrieben und mit noch raffinierteren Bildern ausgestattet. In diesem Buch sind derartige Schmähungen Deutschlands durch den Verfasser enthalten, daß der Titel wie offener Hohn wirkt. Tucholsky geniert sich auch nicht, den Titel des Buches, also den Anfang der deutschen Nationalhymne, als „jene Zeilen aus einem wirklich schlechten Gedicht“ zu bezeichnen (S. 12). Das geschieht zu Beginn des Buches und am Schluß, als er wiederum auf den Titel zurückkommt, treibt er seinen Spott sogar so weit, daß er diesem Titel das Prädikat: „jenen törichten Vers eines großmäuligen Gedichtes“ (S. 230) erteilt.

Der Inhalt des Buches entspricht durchaus diesen verheißungsvollen Werturteilen über die deutsche Nationalhymne. Die nationale Begeisterung vom August 1914 wird von ihm als „Gassenbesoffenheit von 1914“ den „unvergeßlichen Stunden und Taten von 1918“ gegenübergestellt (S. 35). Dementsprechend sind ihm die im Berliner Zeughaus aufbewahrten ruhmbedeckten

Fahnen aus den großen Kriegen weiter nichts als „Tuchfetzen, hinter denen arme Hunde in den Tod marschierten“ (S. 78).

Auch das deutsche Volk selbst in seinen verschiedenen Ständen wird in dem Buche herabgesetzt und lächerlich gemacht. Das geschieht in gleicher Weise mit dem deutschen Richter, dem deutschen Beamten, den Pfarrern beider Konfessionen, dem Offizier und dem Soldaten, auf die alle er es besonders abgesehen hat. Die deutsche Frau wird an Hand eines haarsträubend gemeinen Bildes verhöhnt und beschimpft (S. 191). Auch die Kirche bekommt natürlich ihr Teil ab. So wird in dem Buch ein Bild von einer katholischen Prozession (S. 47) gezeigt, das unbedingt als Verhöhnung oder gar als Gotteslästerung wirken muß und auch wirken soll, in gleicher Weise wie das Bild eines protestantischen Pfarrers (S. 146), das ebenfalls die protestantische Kirche der Lächerlichkeit preisgeben soll.

Man kann übrigens fast genau die gleichen ausgefahrenen Spuren der Manie der Deutschen-Verhöhnung in dem einige Zeit vorher erschienenen Buch „M i t 5 P S“ (Ernst Rowohlt Verlag, Berlin 1927) verfolgen. Fast dieselben Motive wie in dem Buch „Deutschland, Deutschland über Alles“ sind hier angeschlagen. Deutschland ist in diesem Buch weiter nichts als eine „Nation von Biertrinkern, Diensttuenden, Diensthabenden und Dienstmännern“ (S. 284). Von den Kriegsfreiwilligen des Jahres 1914 spricht er als von Menschen, denen „ihre umnebelten Gehirne, ihre niedergehaltenen Instinkte“ ein großes Abenteuer vorgetäuscht hätten (S. 84). Er fährt dabei unmittelbar fort:

> „D i e n i e d r i g s t e M e n s c h e n s o r t e, d i e F e l d p f a f f e n d e r d r e i g r o ß e n K o n f e s s i o n e n, v e r s i c h e r t e n i h n e n, d a ß i h r T u n n u n a u c h, z u a l l e m Ü b e r f l u ß, m o r a l i s c h s e i. D i e O p f e r d i e s e r M a s s e n b e s o f f e n h e i t s i n d n i c h t z u t a d e l n, s o n d e r n z u b e d a u e r n. S i e s i n d f ü r e i n e n D r e c k g e f a l l e n.“

Roher, schmutziger und gemeiner, als es hier geschieht, kann man unmöglich den heroischen Patriotismus der Besten eines Volkes besudeln. In jedem anderen Lande wäre ein Schriftsteller, namentlich jüdischer Abkunft, mit Prügeln aus dem Lande gejagt worden, wenn er sich derartige Schmähungen und Beleidigungen gegen die Besten der Nation erlaubt hätte. Denn all diese Dinge haben nichts mehr mit Pazifismus aus ethischer Überzeugung zu tun. Vor einem solchen Pazifismus hat das deutsche Volk genau so Respekt wie vor jeder ehrlichen und lauteren Überzeugung. Hier aber sprach weiter nichts wie die Überheblichkeit eines wurzellosen und vaterlandslosen Literaten, dessen ganzer Pazifismus in der kümmerlichen Moral des „Sichdrückens“ bestand, der sogar glaubte, die Männer, die ihrem Vaterlande

ihr Bestes gegeben haben, auch noch beschimpfen und verhöhnen zu können.

Dieser Mann hatte überhaupt kein Vaterlandsgefühl. Er besaß nicht die geringste innere seelische Beziehung zu dem Land und Volk, in dessen Mitte er weilte. Für ihn gab es infolgedessen auch noch nicht einmal einen Konflikt zwischen Vaterlandsliebe und Menschenliebe, zwischen Staatsraison und Humanitätsgefühl, wie er für einen wirklich aufrechten Pazifisten besteht. So allein ist auch nur erklärlich, daß dieser „deutsche" Publizist es dahin bringen konnte, sich sogar als Landesverräter zu rühmen, und zwar nicht nur einmal, sondern des öfteren. Schon in (ausgerechnet!) „Deutschland, Deutschland über Alles" (1929) schrieb er zu diesem Thema:

> „Was diese Richter Landesverrat nennen, berührt uns nicht, was sie als Hochverrat ansehen, ist für uns keine unehrenhafte Handlung. Was sie als Meineid, Aktenbeschädigung oder Landesfriedensbruch deklamieren, läßt uns völlig kalt" (S. 167).

Aber noch unverblümter rühmt er sich seiner landesverräterischen Gesinnung in einem Artikel „Die große Familie" in der „Weltbühne" vom 27. März 1928:

> „Uns radikalen Pazifisten aber bleibt . . ., wenn der Frieden Europas, wenn unser Gewissen das verlangt, und ich spreche in dem vollen Bewußtsein dessen, was ich sage, aus, daß es kein Geheimnis der deutschen Wehrmacht gibt, das ich nicht, wenn es zur Erhaltung des Friedens notwendig erscheint, einer fremden Macht auslieferte . . ."
>
> „Wir sind Landesverräter. Aber wir verraten einen Staat, den wir verneinen zugunsten eines Landes, das wir lieben, für den Frieden und für unser wirkliches Vaterland: Europa" (S. 473).

An anderer Stelle hat er diesen Standpunkt wiederholt:

„Es gibt nur eine Sorte Pazifismus: den, der den Krieg mit allen Mitteln bekämpft. Ich sage: mit allen, wobei auch die ungesetzlichen eingeschlossen sind" („Das Andere Deutschland", vom 31. März 1928, „Gesunder Pazifismus", S. 4).

Es ist nur eine logische Konsequenz dieser „Überzeugung" dieses „Pazifisten", daß er umgekehrt die Dienstpflicht im Weltkrieg als „Mord" und die Soldaten des Weltkriegs als „Mörder" bezeichnet. So schrieb er in der „Weltbühne" vom 4. August 1931:

„Da gab es vier Jahre lang ganze Quadratmeilen Landes, auf denen war der Mord obligatorisch, während er eine halbe Stunde davon entfernt ebenso streng verboten war. Sagte ich Mord? Natürlich Mord. Soldaten sind Mörder."

Mangel an eigener wirklich erkämpfter Überzeugung und Mangel an Ehrfurcht vor der heiligen Überzeugung anderer, das ist die Gesinnung, die aus diesen frivolen Äußerungen dieses Schriftstellers spricht. Nichts von einem Propheten, nichts von glühender Leidenschaft spricht aus ihm, sondern nur der eingefressene Haß gegen die nationalen Ideale des Volkes, dessen Brot er ißt.

Nicht anders steht es mit seinen „religiösen" Überzeugungen und Veröffentlichungen. Er spricht grundsätzlich nur von den „Pfaffen" und immer nur im höhnischen Sinne. Den Gipfel der Roheit aber erklimmt er in dem Aufsatz über die Kriegsfreiwilligen von 1914, in dem er „die Feldpfaffen der drei (!) Konfessionen" als „die niedrigste Menschensorte" bezeichnete. Hinter diesem glühenden, fanatischen Kirchenhaß aber steckt, genau wie hinter seinem Pazifismus, weiter nichts als völlige innere Leere, der nackte Zynismus. Auch hier, in der gleichen Weise wie in seiner Propaganda gegen das nationale Denken und Handeln, hat er eine Sprache der Ironie und des Hohns, die bewußt den Andersdenkenden verletzen und der Lächerlichkeit preisgeben soll. Mangel an Ehrfurcht, gepaart mit dem Mangel jeder eigenen tieferen Überzeugung: Es ist immer wieder das gleiche.

Nur einige Proben.

In der Nummer der „Weltbühne" vom 16. Juni 1931 schreibt er unter dem Pseudonym Kaspar Hauser einen „Schulaufsatz" über das Thema „Der Mensch". Der Aufsatz beginnt so:

„Der Mensch hat zwei Beine und zwei Überzeugungen: Eine, wenn's ihm gut geht, und eine, wenn's ihm schlecht geht. Die letztere heißt Religion" (S. 889).

Gegen Ende des Aufsatzes heißt es dann:

„Wenn der Mensch fühlt, daß er nicht mehr hinten hoch kann, wird er fromm und weise; er verzichtet auf die sauren Trauben der Welt. Dieses nennt man innere Einkehr" (S. 890).

In ähnlichem Ton geht er mit den Kirchen um. So schreibt er unter dem Pseudonym Ignaz Wrobel höchst geschmackvoll und taktvoll einen Aufsatz in der „Weltbühne" (17. Februar 1931), in dessen Titel er folgende Zu-

sammenstellung trifft: „Von den Kränzen, der Abtreibung und dem Sakrament der Ehe“. Mit den Kränzen sind hierbei die Kränze gemeint, die nach dem Bericht des Kirchenvaters Tertullian die christlich gewordenen römischen Soldaten ablehnten. Entsprechend diesem gotteslästerlichen Titel ist auch der Aufsatz selbst weiter nichts als eine einzige Verunglimpfung und Verhöhnung der katholischen Ethik und der katholischen Kirche. Schon der einleitende Absatz läßt den Ton ahnen, in dem hier über die katholische Kirche hergezogen wird:

> „Der Papst hat eine Enzyklika über die Ehe erlassen, die nur den verwundern kann, der mit den katholischen Gedankengängen nicht vertraut ist; nichts in diesem gezähmten Ausbruch ist neu oder überraschend — er deckt sich haarscharf mit dem Dogma der Kirche und ist nichts als eine Propaganda der Waren, die dort geführt werden“ (S. 237).

Es heißt darin weiter u. a.:

> „Die Enzyklika über die Ehe wirkt auf einen Notleidenden, der nicht im Katholizismus aufgewachsen ist, wie frecher Hohn ...
>
> Das arme uniformierte Luder, das zwischen zwei fixen Ideen, der des Patriotismus und der des Christentums, hin und her schwankt wie Bileams Esel.
>
> Ich habe manche Bedenken gegen die Freidenker geäußert — aber ihr Ziel ist gut, und das Ziel der Kirche, wie es sich in dieser Enzyklika offenbart, ist es mitnichten.
>
> Fassungslos das Erstaunen der Katholiken, daß jemand außerhalb ihrer Welt leben kann und dabei gedeiht. Rührend oder dreist — man darf sich das aussuchen — ihre Erwartung, man habe bei ihren Grundsätzen anzufangen, mit ihren Voraussetzungen, mit ihren sittlichen Forderungen. Die mögen gut sein für sie. Für uns anderen sind sie es nicht. Hier gilt ihnen kein Pakt, wenn es an das Soziale geht, etwas. Fast alles, was die Kirche hier predigt, ist zu bekämpfen (S. 240) ...
>
> Sie ist für das Karnickel-System. Von ihr aus zwei Junge pro Jahr; wofür hätten die Frauen denn den Uterus! Und das geht nun alles munter durcheinander: Mal will es die Natur so, und mal ‚ist doch der Mensch kein Tier‘, sondern zu höheren Zwecken geboren — alles, wie man es gebrauchen kann.
>
> ... Die Kirche und damit ihre politischen Parteien, sie werden nie etwas anderes tun als das, was diesem Verein nützt“ (S. 241).

„Diesem Verein" — schon allein diese wegwerfende Bezeichnung der katholischen Kirche läßt einen tiefen Blick in die Seele dieses Kirchenfeindes tun. Mit Vorliebe spricht er auch davon, er sei „dort nicht abonniert". Es genügt ihm nicht, daß er kritisiert und polemisiert, immer muß er dem politischen oder weltanschaulichen Gegner noch gleichzeitig einen Fußtritt versetzen.

Dieselbe Methode wendet er in einem anderen Beitrag in der „Weltbühne" an, aus dem das letzte Zitat entnommen ist (14. Juli 1931). Dieser Beitrag ist überschrieben „Der Predigttext". Auch hier gibt er mit Frohlocken seiner tiefen Befriedigung darüber Ausdruck, daß „täglich mehr und mehr Leute der Kirche fortlaufen, was zu begrüßen sei". Auch hier wird die katholische Kirche beschimpft. Der Aufsatz selbst schließt mit dem ebenso großmäuligen wie verlogenen Bekenntnis:

> „Wir sind aus der Kirche ausgetreten, weil wir es nicht länger mitansehen konnten. Wir sind zu fromm."

Hier zeigt sich die Frivolität dieses überzeugungslosen Literaten bis zum blanken Zynismus. Denn sich für die Kirchenfeindschaft auf zu große Frömmigkeit zu berufen — das wäre jedem anderen erlaubt gewesen, nur nicht diesem Kurt Tucholsky, dem alle menschlichen Regungen und Überzeugungen weiter nichts waren und sind als Objekte für die literarische Ausbeutung.

Denn dieser Sittenprediger, der sich aufs hohe Roß setzt und dem Richterstand, dem Offizierstand, den Kirchen der „drei Konfessionen" den Spiegel vorhält und tut, als ob er der Bußprediger und Apostel einer besseren Sittlichkeit sei, dieser selbe Moralprediger entpuppt sich zum Schluß als ein Pornograph schlimmster Sorte, der alle erotischen und geschlechtlichen Instinkte der menschlichen Natur kitzelt und aufpeitscht, nur weil es „gefällt" und sich lohnt. Denn eine andere Erklärung läßt der Kontrast mit dem „heiligen" Eifer wider die bestehenden Kirchen und Religionen nicht zu. Die Jahrgänge der „Weltbühne" vom Jahre 1919 bis zum Jahre 1932 sind voll von zotigen und schweinischen Gedichten, Chansons, Feuilletons und Aperçus dieses Schriftstellers, dessen Talent einer höheren Aufgabe würdig gewesen wäre. So aber gibt es kaum einen Schriftsteller, der so sehr die Technik der Pornographie beherrscht und anwendet, von der leichtanspielenden Zweideutigkeit bis zur groben und schamlosen Eindeutigkeit, wie dieser „Schriftsteller" Kurt Tucholsky.

Da ist z. B. ein Chanson von „Theobald Tiger", das man auch als Couplet bezeichnen kann und das im Kabarettstil gehalten ist („Weltbühne" vom

14. Oktober 1920). Der Titel klingt rein lyrisch: „Wenn die Muse küßt...!“ Es fängt auch zunächst ganz harmlos und heiter an:

„Daß du mich nicht erhörst, o Ernestine,
das macht, daß meine Dichtkunst stockt,
Apollo mit der Versturbine
kommt nicht mehr angesockt.“

Aber wenn es auf den Schluß zugeht, dann kann er es nicht lassen, dann gerät er ins erotische Fahrwasser: So schließt dieses leichte Chanson schon ziemlich anzüglich:

„Der Morgen schwiemelt. Müde, an den Wänden,
kraucht Theobald — wer weiß, woher — ins Zelt.
Jetzt hat die keusche Leserin in Händen,
was er vor jener Nachtschlacht hergestellt.

Du Liebe! Löse dich und tu den Rock aus!
Auf deinen Schultern ruht es voll und ganz:
Gibst du dich mir, dann steh' ich einst im
Brockhaus —
Schalmei bis Tigerschwanz.“

Aber er kann auch deutlicher werden. Er beherrscht auch die andern, derberen Register der sexuell-erotischen Schriftstellerei. Dafür mag als Beispiel ein Gedicht „Abschied von der Junggesellenzeit“ („Weltbühne“ vom 6. Mai 1920) dienen:

„Agathe, wackel nicht mehr mit dem Busen!
Die letzten roten Astern trag herbei!
Laß die Verführungskünste bunter Blusen,
das Zwinkern laß, den kleinen Wollustschrei . . .
Nicht mehr für dich foxtrotten meine Musen —
vorbei — vorbei . . .

Es schminkt sich ab der Junggesellenmime:
Leb wohl! Ich nehm' mir eine Legitime!
Leb, Magdalene, wohl! Du konntest packen,
wenn du mich mochtest, bis ich grün und blau.
Geliebtendämmerung. Der Mond der weißen Backen
verdämmert sacht. Jetzt hab' ich eine Frau.
Leb, Lotte, wohl! Dein kleiner fester Nacken
ruht itzt in einem andern Liebesbau . . .

Lebt alle wohl! Muß ich von Kindern lesen:
Ich schwör' sie ab. Ich bin es nicht gewesen.

Nur eine bleibt mir noch in Ehezeiten —
in dieser Hinsicht ist die Gattin blind —
Dein denk' ich noch in allen Landespleiten:
Germania! gutes, dickes, dummes Kind!
Wir lieben uns und maulen und wir streiten
und sind uns doch au fond recht wohlgesinnt . . .

Schlaf nicht bei den Soldaten! Das setzt Hiebe!
Komm, bleib bei uns! Du meine alte Liebe . . .!"

Man könnte ebensogut auch dafür heranziehen das Gedicht „Körperkultur" („Weltbühne" vom 4. Dezember 1919):

„Und wie sich auch die weißen Glieder ranken;
wie sie sich, wenn die letzten Hüllen sanken,
wollüstig aalt —
es kann mich nicht von meiner Brunst erlösen.
Es ist doch alles, teure Voyeusen,
bezahlt! bezahlt!

Es rast die Polizei. Die Kommissare,
sie nutzen dies als eine wunderbare
Reklame aus.
‚Die Orgje.' Und: ‚Entkleidet bis zum Nabel'
(von unten her) — und: ‚Welch ein Sündenbabel!
Welch Pfreudenhaus!'

Du Polizei vom Alexanderplätzchen!
Es liebt doch jeder gern sein eigenes Schätzchen
und sein Pläsier.
Dies Schauspiel war, zum Beispiel, für die Dümmern.
Du mußt dich aber nicht um alles kümmern —

Und, Presse, du! Laß das Moralgeflenne —
willst du, daß ich dir Schlimmeres nenne
als dies Lokal?
Die gaben nackt sich hin im Lasterloche.
Das, Liebste, tust du schließlich jede Woche
wohl dreizehnmal."

Zur gleichen Sorte gehört z. B. „Badetag" in „Weltbühne" vom 20. November 1919 oder „Apage, Josephine, apage —!", in der die Nackttänze der Josephine Baker ebenso realistisch wie verzückt geschildert werden („Weltbühne" vom 27. März 1928).

Ein besonderer Trick von ihm in diesem Genre ist, daß er die altmodischen und sittenstrengen „alten Tanten aus der Provinz" als Figuren zitiert, um an Hand ihres Abscheues die „Laster der Großstadt" um so breiter und liebe-

voller dem Leser auszumalen. Die „alten Tanten“ dienen natürlich nur als Kontrast und werden der Lächerlichkeit preisgegeben. Um so natürlicher soll auf diesem Hintergrund die Moral des „Dichters“ sich abheben. Auch dafür seien zwei Arbeiten als eine Art Muster hier wiedergegeben:

„Mißachtung der Liebe“ („Weltbühne“ vom 30. Oktober 1919):

„Ach, Tante Julla, du in Neu-Ruppin,
liest schaudernd von Berliner Scheußlichkeiten,
und wie die Damen ihre Glieder spreiten,
und denkst: Dies Sündenbabylon Berlin!
Und deine Äuglein öffnen sich in Lüsten,
weil deine Kaffeeschwestern gerne wüßten
von einem Paar, gelagert Bein an Bein . . .
Wie mag das sein?

Ach, Tante Julla, komm mal an die Spree
Und sieh dir dieses Wochen aus der Nähe,
ganz aus der Nähe an, wie ich es sehe.
Und denk dir nur ein Chambre séparée.
Sie quietscht. Der Kellner schummelt. Dünne Geigen
verleiten sie, sich ziemlich ganz zu zeigen.
Ein Mieder noch und noch ein Brüstchenlein . . .
Was kann da sein —?

Ach, Tante Julla — wir sind nicht blasiert.
Und doch: wie eng ist dieser Markt der Liebe!
Der liebt die Knaben, jener schätzt die Hiebe,
und der ist nur von Zöpfen enchantiert.
Die Themis bullert mit Moralgesetzen.
Man muß Erotik nicht so überschätzen.
Bleib nur in deinen bürgerlichen Träumen,
du hast hier nämlich gar nichts zu versäumen.
Bleib, Tante Julla, in dem Stübchen klein —
Was kann da sein —?
Was kann da wirklich sein —?“

Und dann: „Wider die Liebe“ („Weltbühne“ vom 12. Februar 1920):

„Und es ziehn mit Fahnen und Standarten
viel Trupps die Straßen lang.
Und sie singen Lieder aller Arten
in dröhnendem Gesang.
Da kommen sie mit Musike,
sie sieht sich das so an.
Von wegen Politike . . .
sie weiß doch: Mann ist Mann.
Und sie sagt: ‚Ach, laßt mich doch in Ruhe —‘
und sie wackelt mit der Tasche — mit der Tasche —
mit der Tasche —
mit der Tasche . . .

Und sie tut strichen gehn.
Diese Gleichgültigkeit,
diese Gleichgültigkeit —
die kann man schließlich verstehn."

Vor allem das Illegitime hat die besondere Vorliebe dieses „Kultur-Kritikers". Es ist ihm auch vertrauter als das Legitime: die Ehe. Über sie gießt er seinen ganzen Hohn und Spott aus. Um so inniger aber vertieft er sich in die Sitten und Unsitten der Halbwelt und der Prostitution. Die „Freudenmädchen" haben in ihm einen begeisterten und schwungvollen Sänger gefunden. Ihnen singt er sein „Hohes Lied". Ihnen gehört sein Herz.

Da ist ein Gedicht „Worte und Taten" („Weltbühne" vom 22. April 1920), in dem er das Gewerbe der „Kleinen Damen" ohne Umschweife schildert und mit Freude besingt:

„Eine Sage ist kein Tue.
Betrachten wir das in aller Ruhe.

Da sind zum Beispiel die kleinen Damen.
Wenn wir denen mal näher kamen,
begegnet' es uns wohl anfangs zumeist,
daß uns die Fürstin von dannen weist.
Und es spricht errötend die liebe Kleine:
‚Was denken Sie denn? Ich bin nicht so Eine!'
Dann aber rückt sie näher 'ran
und flüstert: ‚Was legen der Herr denn an?'
Und nach all dem Gerede und nach ein paar Schritt —
geht sie mit.

Worte und Taten — das ist so hienieden —
sind manchmal verschieden."

Ähnlichen Charakters, aber schon weit ordinärer ist das Gedicht: „Das Lied von der Gleichgültigkeit" („Weltbühne" vom 5. Januar 1932):

„Eine Hur steht unter der Laterne,
des Abends um halb neun.
Und sie sieht am Himmel Mond und Sterne —
was kann denn da schon sein?
Sie wartet auf die Kunden,
sie wartet auf den Mann,
und hat sie den gefunden,
fängt das Theater an.
Ja, glauben Sie, daß das sie überrasche?
Und sie wackelt mit der Tasche — mit der Tasche,
mit der Tasche,
mit der Tasche —
Na, womit denn sonst?

Und es gehen mit der Frau Studenten
und auch Herr Zahnarzt Schmidt.
Redakteure, Superintendenten,
die nimmt sie alle mit.
Der eine will die Rute,
der andre will sie bläun.
Sie steht auf die Minute
an der Ecke um halb neun.
Und sie klebt am Strumpf mit Spucke eine Masche . . .
und sie wackelt mit der Tasche — mit der Tasche,
mit der Tasche,
mit der Tasche —
Na, womit denn sonst?"

Das alles sind nicht etwa irgendwelche momentanen Entgleisungen oder einmalige Anwandlungen, sondern die Erzeugnisse der normalen Phantasie dieses „Dichters". Er huldigt diesem Handwerk der Sexualpoesie aus Neigung und Überzeugung. Sie entspricht seinem ästhetischen Glaubensbekenntnis. „Eine graziöse kleine Ferkelei scheint mir nicht so gefährlich wie ein aufgelegter dicker Kitsch, der die Anschauungen von Tausenden vergiftet (!)." So hat er selbst einmal in der „Weltbühne" (vom 16. September 1920, S. 109) unter dem Pseudonym Ignaz Wrobel seinen Standpunkt zum Problem der Sauberkeit in der Kunst formuliert. Und an anderer Stelle hat er folgendes Bekenntnis einer „schönen Seele" abgelegt: „Ich habe immer gefunden, daß der später mit Frauen am zartesten und liebevollsten umzugehen versteht, der einmal jenes Moorbad genommen hat. Er ist gefeit" (Peter Panter in der „Weltbühne" vom 8. April 1920, S. 145). Das „Moorbad" als Schule des Umgangs mit Frauen — allein diese Philosophie würde den Präzeptor Tucholsky moralisch vernichten. Es gibt sogar solche Freunde des „Moorbades", die überhaupt nie aus diesem Stadium herauskommen. Zu ihnen gehört Kurt Tucholsky. Er hat dieses Gewerbe des Herumwühlens im ekelhaften Schmutz der Niederungen des natürlichen und unnatürlichen Sexuallebens nie eingestellt, solange er die Feder geführt hat. Bis zum Jahre 1932, in dem er sich aus Deutschland verduftete, hat er immer von neuem das deutsche Volk mit solchen übelduftenden Blüten seiner fruchtbaren „Muse" beglückt. Man könnte solche Darbietungen seitenweise hier abdrucken, wenn einen nicht der Ekel packte.

Eines dieser „Werke" aber muß hier zum Abschluß — wohl oder übel — wiedergegeben werden. Es ist eine derartig widerliche Schilderung des Dirnengewerbes in seiner ganzen Verworfenheit, wie man sie nicht für möglich

halten würde, wenn man sie nicht schwarz auf weiß in der „Weltbühne" vom 11. Oktober 1927 gedruckt fände. Sie ist überschrieben „Lied der Kupplerin" und von ihm gemeinsam mit dem Wiener Juden Alfred Polgar für eine Revue gedichtet. Der Text dieses „Liedes" ist so hanebüchen schamlos, daß man sich fast scheut, eine solche Gipfelleistung der Schweinerei abzudrucken. Was eine derartige „Ferkelei", die noch nicht einmal „graziös" oder gar „klein" ist, mit Schriftstellerei und Dichterei zu tun hat, wie überhaupt eine sich als kulturfördernd gebärdende Zeitschrift wie die „Weltbühne" einem derartigen Machwerk ihre Spalten zur Verfügung stellen konnte, das ist und bleibt jedem einigermaßen gesund denkenden Menschen unbegreiflich und wirft ein bezeichnendes Schlaglicht auf den moralischen Tiefstand dieser Zeit. Dieses „Lied", das sogar noch „mit Genehmigung der Direktion des Deutschen Theaters" (also der Max-Reinhardt-Bühne) zum Abdruck gelangte, lautet so:

„Suchen zwei
nachts um drei —
‚Pst' mach' ick — ‚hier is 'n Zimmer frei!'
Treppe kracht,
in dunkler Nacht —
‚He — fall mir keener in den Fahrstuhlschacht!'
Rin ins Zimmer.
Matter Schimmer.
Ick davor.
In'n Korridor . . .
Jedoch:
Feiern die die Orchideen —
Ick stopp' mein'n Mann seine Strümpe

Ick will den Rummel jahnich sehn —
ick stopp' bis frieh um fimfe.
Masochisten,
Homosexwalisten,
frisch jelehrje
Minderjährje
vaintressiern mir nich so sehr
als wie mein'n Mann seine Strümpe.

Ick sitz' stur.
Manchmal nur
Schlägt in unsan Salon die Uhr.
Wäsche bauscht
sich — Wasser rauscht —
ick hör', wie eena Küßkens tauscht.
Da jeht's hart auf hart . . .
Matratze knarrt.

Nebenbei
ein doller Schrei —! Na, na . . .
Ich gucke durch keen Schlüsselloch.
Ick stopp' mein'n Mann seine Strümpe.
Ick lass' sie muddeln noch und noch —
ick stopp bis frieh um fimfe.

Junge Meise
Zittergreise —
Rennbanditen —
Transchvestiten —
lauter Bruch aus 'n Ausverkauf —
wie mein'n Mann seine Strümpe.

Jahr für Jahr —
det is klar —
horch' ick, wat in die Stuben war.
Wie sie sich quäl'n,
und krakeel'n —
mir kann keiner was erzähl'n.
Neulich kam vorbei
eener von die Polissei.
Und statt Platz zu nehm',
sagt er: ‚Sie soll'n sich was schäm' —!'
Nanu —?
Ick bin eine brave Frau —
ick stopp' mein'n Mann seine Strümpe,
Mit die Wirtschaft nehm ick's ganz jenau —
ick stopp bis früh um fimfe.

Det Jelichter,
Die Bühnendichter,
wat die da schreihm
von unsan Treihm —:
die ham ja keene Ahnung nicht
von mein'n Mann seine Strümpe —!"

Es kann nach diesen Proben der literarischen „Kunst" von Kurt Tucholsky nicht überraschen, daß alle Bestrebungen und Bewegungen zur Beseitigung irgendwelcher, den absoluten geschlechtlichen Libertinismus beschränkenden Paragraphen in ihm immer einen beredten und unbedenklichen Anwalt gefunden haben. Er war immer und in jedem Fall Herold der unbeschränkten „Freiheit" des Redens und Schreibens. So war er einer der lautesten Hauptrufer im Streit wider das „Schund- und Schmutzgesetz". Genau so radikal zog er zu Felde gegen die Schranken des Strafgesetzbuches auf sexuellem Gebiet. Einerlei, ob es sich um das Verbot der Kuppelei, der widernatürlichen Unzucht, der

Verbreitung unzüchtiger Schriften handelte, immer war er als einer der ersten und radikalsten mit seiner Feder auf dem Plan. So schrieb er in der „Weltbühne" vom 17. Juli 1919, in der Zeit, als die Zügel der Zensur in Deutschland wirklich am Boden schleiften:

> „Noch immer sind die widerlichsten und übelsten Paragraphen in Geltung: der von der widernatürlichen Unzucht — der Hexenhammer kann ihn nicht scheußlicher ausgebrütet haben — und der von der Kuppelei, der die Mitmenschen die Nasen in fremde Betten stecken heißt — und der von der Gotteslästerung — und der — und der — und der —.
>
> Noch immer beherrschen Sittlichkeitsfanatiker das öffentliche Leben in den kleinen Städten."

Ihm war also die damals herrschende Laxheit immer noch nicht ausreichend, er wollte die totale Beseitigung aller staatlichen Schranken zur Wahrung der öffentlichen Ordnung und Sittlichkeit.

Hier wird einwandfrei die positive Gesinnung und Weltanschauung kund, aus der heraus Kurt Tucholsky seine ganze publizistische Tätigkeit ausgeübt hat. Nichts steckt hinter der Fassade des Bekämpfers der hergebrachten Moral und Sitte und des Vorkämpfers für eine neue Lebensart als das blanke Nichts und die schwarze Leere. Er benutzt seine geistigen Anlagen nur zur Diskreditierung alles Bestehenden. Alles, was anderen heilig ist, zieht er in den Kot. Ihm selbst ist überhaupt nichts heilig. Er ist moralisch Anarchist, weiter nichts.

Voll und ganz hat er seine Maske gelüftet in der Gedichtsammlung „Fromme Gesänge", die er im Jahre 1919 (Felix-Lehmann-Verlag, Charlottenburg) herausgab. Sie enthielt eine Auswahl von seinen Gedichten in der „Weltbühne" aus den Jahren 1913—1919. Alle diese Gedichte sind lediglich satirisch, also nur kritisch um der Kritik willen. Trotzdem wählte Theobald Tiger diesen Titel „Fromme Gesänge". Ein deutlicher Hieb auf alles „Fromme"!

Schon das erste Gedicht, eine Art Ode „An Lukianos", läßt aufhorchen. Es ist ein sonderbarer Auftakt zu einem Bändchen „Fromme Gesänge". Es lautet:

> „Freund! Vetter! Bruder! Kampfgenosse!
> Zweitausend Jahre — welche Zeit!
> Du wadeltest im Fürstentrosse,
> du kanntest die Athenergosse
> und pfiffst auf alle Ehrbarkeit.

Du strichst beschwingt, graziös und eilig
durch euern kleinen Erdenrund —
Und Gott sei Dank: nichts war dir heilig,
du frecher Hund!

Du lebst, Lucian! Was da: Kulissen!
Wir haben zwar die Eisenbahn —
doch auch dieselben Hurenkissen,
dieselbe Seele, jäh zerrissen
von Geld und Geist — du lebst, Lucian!
Noch heut: das Pathos als Gewerbe
verdeckt die Flecke auf dem Kleid.
Wir brauchen dich. Und ist dein Erbe
noch frei, wirf's in die große Zeit!

Du warst nicht von den sanften Schreibern.
Du zogst sie splitternackend aus
und zeigtest flink an ihren Leibern:
es sieht bei Göttern und bei Weibern
noch allemal der Bürger 'raus.
Weil der, Lucian, weil der sie machte. —

So schenk mir deinen Spöttermund!
Die Flamme gib, die sturmentfachte!
Heiß' ich auch, weil ich immer lachte,
ein frecher Hund!"

Hier ist bereits die Grenze zwischen satirischem Handwerk und Frivolität hörbar gestreift. Aber es kommt noch besser. So scheut er sich nicht vor der Aufnahme rein erotischer Gedichte wie dieses „Schwere Zeit" (S. 100) oder gar „Sexuelle Aufklärung" (!) (S. 86) in diese Sammlung „Fromme Gesänge". Reine Blasphemie aber ist das, was er auf Seite 96 und 109 dieser Sammlung „Fromme Gesänge" zu bieten wagt. Da ist zunächst ein Gedicht „Er verheiratet sie":

„Reicht mir den Kranz, reicht mir den Myrtenschleier!
Der Unschuld grünes Kränzlein tragt herbei!
So schick' ich Clairen an Direktor Meyer — —
(Mitgift anbei).

Bedenk: Du schreitest nun ins wilde Leben!
‚Zum erstenmal' — ein schwerer Schritt, mein Kind!
Was früher war, Gott, das vergißt man eben . . .
und er — ist blind.

Sein Tastsinn sei ein wenig unentwickelt,
und tobt er brüllend wie ein brünst'ger Leu:
dann glänzt die liebe Unschuld frisch vernickelt,
so gut wie neu . . .

So zeuch denn hin, du liebe Maculata!
Zart überhaucht dich bräutlich rosa Glück . . .
Ich hätt' gelacht? Todernst. Wie eine Fata
Morgana verschwindest du — — ich grüße leicht zurück."

Schon das ganze Motiv dieses Gedichtes ist nackter Zynismus und pure Gemeinheit. Die Anspielung auf die „Immaculata" in der Schlußstrophe ist sogar ein frecher Angriff auf die heiligsten Gefühle aller katholischen Christen. Wenn der Paragraph wider die Gotteslästerung überhaupt einen Sinn hatte, dann war hier der Fall zum Eingreifen gegeben. Dasselbe trifft auf das Gedicht „An die Meinige" in dieser Sammlung zu. Es lautet:

„An die Meinige.

Legt man die Hand jetzt auf die Gummiwaren?
Erinnre, Claire, dich an deine Pflicht!
Das geht nicht so wie in den letzten Jahren:
Du bist steril, und du vermehrst dich nicht!

Wohlauf! Wohlan! Zu Deutschlands Ruhm und Ehren!
Vorbei ist nun der Liebe grüner Mai —
Da hilft nun nichts: du mußt etwas gebären,
einmal, vielleicht auch zweimal oder drei!

Ins Bett! Hier hast du deine Wickelbinden!
Schenk mir den Leo nebst der Annmarei!
Und zählt man nach, wird man voll Freude finden
sechzig Millionen, und von uns die zwei!"

Hier wird zu gleicher Zeit das sittliche und das nationale Denken des deutschen Volkes in schmutzigster Weise lächerlich gemacht und verhöhnt. Wenn das die ganze „Frömmigkeit" dieses Gesellschaftskritikers war, dann stand er immer und von jeher außerhalb der Begriffs- und Geisteswelt des deutschen Volkes und der Gemeinschaft aller christlich Gesinnten. Dann war er wirklich nichts als der Geist der ewigen Verneinung. Und es ist nur das eine erstaunlich, daß das deutsche Volk ihn so lange geduldet hat.

Zum Schluß aber sei zu seiner Charakteristik ein kleiner Vers hierher gesetzt, den er unter dem Namen Kaspar Hauser in der „Weltbühne" (Nr. v. 18. 9. 1928) über die Methoden seiner eigenen Rassegenossen schrieb. Dieser Vers ist ein Denkmal für ihn selbst und zugleich für die Juden seines Zeitalters. Darum sei er, so unappetitlich er ist, hier festgehalten:

„Dessoir und Lissoir gingen selband
auf ein kleines Pissoir, Hand in Hand;
aber als sie aus dem Pissauer kamen,
hießen sie Dessauer und Lissauer mit Namen!"

b) Juden im Theater

Für das Leben eines Volkes ist sein Theater von größter Bedeutung. Was von den Brettern als gesteigerte Wirklichkeit, als vorgelebtes Leben dem Zuschauer entgegenströmt, hat tiefere Wirkung als manches Buch. Das sinnenhafte Erlebnis der Vorgänge, Gesinnung und Handeln der Personen, die immer spürbare, wartende Entscheidung des Spiels, sie beeindrucken, da unmittelbar erlebt, die Seele des Zuschauers auf das entschiedenste und beeinflussen, meist unbewußt, sein Denken und Handeln.

Diese im Leben des einzelnen unmittelbar weiterwirkende Kraft der Bühne — man hat sie die „moralische Wirkung" der Bühne genannt — muß man sich immer vor Augen halten, um die furchtbare demoralisierende Wirkung des „deutschen" Theaters der Nachkriegszeit in ihrer ganzen Schärfe zu erfassen. Nur noch wie eine ferne Erinnerung klingt das Wort Schillers von der Bühne als einer „moralischen Anstalt".

Als mit dem Zusammenbruch im Weltkrieg, mit Revolution und Inflation die Lehre von der Relativität aller Werte die Festigkeit des persönlichen wie staatlichen Lebens gefährdete, da setzte auch auf das Theater des deutschen Volkes jener Ansturm ein, der mit der unermüdlichen Predigt marxistischen Gedankenguts das Leben des Volkes in seinen Grundlagen restlos zu zerstören drohte. Es ist der Ansturm der Juden auf alle Gebiete des deutschen Theaterlebens, und es wird sich erweisen, daß marxistisches Denken (auf dessen Konformität mit jüdischem Denken hier schon öfters hingewiesen wurde) und jüdisches Kapital, jüdische Theaterführung, -kritik und -schriftstellerei nur zusammenhängende Glieder einer einzigen unlösbaren Kette im Theaterleben der Nachkriegszeit bedeuten.

Wir brauchen uns bei der Darlegung dieser Dinge und der verborgenen Zusammenhänge noch nicht einmal auf das Zeugnis eines übelwollenden Kritikers zu berufen: wir können uns an vielen Stellen auf einen einwandfreien Zeugen aus dem jüdischen Lager stützen, auf den Schriftsteller Arnold Zweig und sein Buch „Juden auf der deutschen Bühne" (Berlin 1928). Mit einer seltenen, fast schamlosen Eindeutigkeit behandelt hier ein Jude die Rolle des Juden im deutschen Theaterleben, seine Übermacht, ja seine Alleinherrschaft.

Dreierlei fällt als Symptom in diesem Buch auf:

1. Charakteristisch für die Selbstverständlichkeit, mit der der heutige Jude die Vorherrschaft im deutschen Volk empfand, ist dies: während früher der Jude sich begnügte, seine Rolle im Hintergrund zu spielen, und nach außen hin sogar die Bedeutung seines Einflusses und seiner Macht zu vertuschen suchte, hält er jetzt mit stolzer Selbstgewißheit die Zeit für gekommen, die

errungene Machtstellung auch vor der Öffentlichkeit auszubreiten. Es ist ein ähnlicher Vorgang, wie wir es bei der Rolle der Juden in der Presse beobachtet haben (vgl. S. 84). Der Beweis ist dies Buch, in dem die Rolle des Juden als Finanzmann, Direktor, Agent, Verleger, Dramaturg, Dichter, Kritiker, Schauspieler, Regisseur und seine „Bedeutung“ für das „deutsche“ Theater ohne jede Beschränkung dargelegt wird.

2. Charakteristisch ist weiter: mit keinem Wort berührt Zweig das Problematische dieser Tatsache, daß eine kleine fremdrassige Minderheit den kulturellen Theaterapparat eines Volkes beherrscht. Die Entwicklung ist schon über das Stadium von Moritz Goldstein und seine nachdenklichen Betrachtungen im „Kunstwart“ (1913) hinausgegangen (vgl. S. 162).

3. Charakteristisch ist vielmehr, daß selbstverständlich diese jüdische Vorherrschaft als eine Förderung des deutschen Kulturlebens dargestellt wird.

Wir lassen nunmehr den Juden Zweig selbst sprechen.

Wir beginnen mit dem Konkreten, mit dem äußeren Apparat des modernen Theaters. Hier fällt als erstes auf: aus dem Theater ist eine Industrie, aus dem Kulturinstitut ein Geschäft geworden. Es kommt alles darauf an, aus dem angelegten Kapital soviel herauszuschlagen wie nur möglich.

> „Hier beginnt bereits die Rolle des Juden als Kapitalisten“ (S. 36),

sagt Zweig; und wir stellen fest, daß in den Theatern Berlins der Jude als kapitalistischer Geldgeber und Finanzmann, sei es hinter den Kulissen, sei es als Direktor eines Theaters, eine selbstverständliche Erscheinung war.

Zweig nennt sie nicht mit Namen, vorsichtshalber. Sie „kommen von irgendwoher mit Geld“, meist aus dem Osten. Viele sprechen noch nicht einmal Deutsch, aber sie haben Beziehungen, glänzende Beziehungen. Sitzen nicht an den maßgebenden Stellen des Staates wie der Stadt, der Justiz wie der Wirtschaft und des Theaters Juden? Sie brauchten sich nur an einer Stelle dieses unsichtbaren Netzes einzuschalten, und sie halten das Ganze.

Der Jude Katzenellenbogen, Generaldirektor des Schultheiß-Konzerns und als solcher genugsam bekannt aus dem Schultheiß-Prozeß (vgl. S. 64), Gatte der Schauspielerin Tilla Durieux, ein jüdischer Salonbolschewist, finanzierte das kommunistische Theater Piscators. Aus Rußland kam mit Geld der Jude Kahn, Gatte der jüdischen Schauspielerin Sybille Binder. Er legte sein Geld im Konzern Aufricht an und finanzierte das Experiment der bolschewistischen Piscatorfilme.

Wo das Geld des einzelnen nicht ausreichte, gründete man Konzerne, wie den Rotter-Konzern, die Aufricht-Produktion und andere. Über das betrü-

gerische Geschäftsgebaren der Rotters ist an anderer Stelle des Buches gesprochen (s. o. S. 65).

Es soll diesen Leuten nicht die Lust am Theater als solchem abgesprochen werden. Was sie aber lockt, ist nicht mehr das Theater als kulturelle Aufgabe oder als Leidenschaft, sondern das Theater als gewinnbringende Einnahmequelle oder als sensationell erregende Atmosphäre — also das „Geschäft“. Dieses Ineinander von Geschäftstüchtigkeit und modernem Theatermäzenatentum charakterisiert Zweig vollkommen eindeutig und zutreffend:

> „Zugkräftige Schauspieler kann man engagieren, erprobte Stücke vom Ausland oder den ‚Klassikern‘ beziehen. *Aufmachung macht alles*, und *obendrein* (!) fördert man kulturelle Belange. *Da winkt der Reiz, vertraulich hinter den Kulissen mit jungen, anmutigen Schauspielerinnen, gewissermaßen zum Bau gehörig, Umgang zu haben; da lockt die Atmosphäre von Schminke, Abenteuer, von witzigen, aufregenden Burschen, die mit berühmten Namen neben dem Steuersitz eines Autos dem Besitzer Relief geben.* Da zieht der ganze belebende Zauber von Proben, von Stücken, der Umgang mit Literaten, *das gesellschaftliche Ansehen theatralischer Beziehungen*, und da *stolziert schließlich Geistigkeit, literarische und dichterische Werte, die man mäzenatisch fördert, indem man zu gleicher Zeit sein Geschäft macht*“ (S. 37).

Man beachte die eigentümliche Vermengung von Geschäft, schweifender Erotik, gesellschaftlicher Eitelkeit, Publikumsinteressantheit und sogenannten „literarischen Werten“, wie sie Zweig zeichnet. Diese Zustandsschilderung des Berliner jüdischen Theaterbetriebs stammt von einem Kenner.

An einer zweiten, nach außen kaum sichtbaren, aber ebenso wichtigen, ebenso von der Atmosphäre des Erotischen wie des Geschäftlichen umwitterten Stelle saßen mit ebensolcher Gewalt die Juden: in der *Theateragentur*.

Hier beginnt eines der dunkelsten Kapitel des Theatergeschäftes. Der Weg zur Agentur ist eine unvermeidliche Zwischenstation für den Schauspieler, ehe er zu seinem Wirken gelangt. Selten, daß ohne die Vermittlung des Theateragenten ein Schauspieler unmittelbar vom Direktor eines Theaters verpflichtet ward. Auch diese Schlüsselstellung war schließlich ein Monopol in jüdischen Händen. „Sklavenhandel“ nennt Arnold Zweig die Tätigkeit dieser Agenten, und zutreffender könnten ihre Herkunft, ihre Welt und ihre

Machenschaften nicht dargestellt werden, als es hier durch ihn geschieht. Uns würde man antisemitische Haßkomplexe vorwerfen, wenn wir es wagten, die Dinge so oder ähnlich darzustellen und den Juden in seiner Eigenart als schamlos ausbeutenden Zwischenhändler zu charakterisieren. Zweig darf es sich erlauben:

> „Eine beträchtliche Zahl von ihnen (d. h. von den Juden) fällt ins Material dieser Untersuchung, geübt im Maklertum, dazu erzogen von den Jahrhunderten langer Ausschließung, gezwungen, im Zwischenhandel ihr Brot zu verdienen, weil der eingesessene Konkurrent die Gesetzgebung handhabte. *Warum also nicht auch im Zwischenhandel mit Menschen?* . . . (S. 53).
>
> . . . Die internationale Verflechtung des Agententums, das ja seine volle transkontinentale und überseeische Verwirklichung erst durch den *Filmagenten*, schauerlichen Angedenkens, bekommen hat, *fällt zusammen mit der internationalen Verflochtenheit der modernen östlichen Judenbewegungen.* Sach- und Menschenkenntnis, Sinn für Qualität, Skepsis am rechten Ort und Wagemut am rechten Fleck, die *Unverschämtheit gegenüber Machthabern und die Schamlosigkeit gegenüber auszubeutenden Arbeitsuchern*, all das charakterisiert nicht nur den Agenten, es charakterisiert zu gleicher Zeit auch eine ganze Zwischenschicht, die parasitär wäre, wenn sie nicht in ihrem Vermittlertum eine, wie wir schon zeigten, völlig unabweisbare Notwendigkeit der heutigen Kultur- und Wirtschaftssituation darstellte (S. 56/57) . . .
>
> . . . Die Erinnerungen aller Schauspieler sind voll von den Demütigungen, die ihnen dieser Sklavenmarkt zufügt. *Bei manchem Agenten, selbst solchen, die Musiker für Konzertsäle vorwärtsbringen sollen, führt der Weg in die Öffentlichkeit durch das Bett des Erpressers.* Greuliche Kreaturen hocken am Weg des Künstlers, um ihn erst nach Tributen jeder Art und schlimmster Nachwirkung dorthin zu lassen, wo für den Künstler die Existenz beginnt“ (S. 55).

Auch für den Bühnenschriftsteller führte der Weg zum Theater über den Juden. In den größtenteils jüdischen *Bühnenvertrieben* sitzen Juden als Lektoren und Verlagsdirektoren: von ihnen hängt, wie beim Schauspieler vom Agenten, hauptsächlich der Eingang zur Bühne ab. Die Folgen für den deutschen Schriftsteller kann man sich ausmalen: praktisch beherrschten jüdische Autoren die Spielpläne.

Geradezu unwahrscheinlich war der Prozentsatz der rein von den Juden geführten Theater der Reichshauptstadt. Nur ein geringer Bruchteil, darunter das Rose-Theater im Berliner Osten, das schwer um seine Existenz zu ringen hatte, war in arischen Händen — wobei hier nicht einmal festgestellt werden konnte, wie viele Theater unter arischen „Strohmännern“ für jüdische Interessen und jüdisches Kapital arbeiteten.

Es folgt hier eine Liste der jüdischen Theaterdirektoren Berlins nach dem „Deutschen Bühnenspielplan“ für den Winter 1929/30. Die Angaben in Klammern bezeichnen die Direktoren nach dem Mitgliederverzeichnis des Deutschen Bühnen-Vereins vom Januar 1927. (Der Spielplan desselben Winters 1929/30 findet unten seine Darstellung.)

Berliner Theater: Robert Klein (Barnowsky)
Deutsches Künstler-Theater: Robert Klein (Saltenburg)
Deutsches Theater:
(angeschlossen die Kammerspiele): Max Reinhardt (= Moses Goldmann)
Großes Schauspielhaus: Artur Schwelb (Rosen, Nichtjude)
Komische Oper: Martin Zickel (fehlt)
Komödie: Max Reinhardt
Komödien-Haus: Viktor Barnowsky (= Isidor Abrahamowsky)
Lessing-Theater: Heinz Saltenburg
Lustspielhaus: Martin Zickel (Saltenburg)
Metropol-Theater: Rotter (= Schaie) (F. P. Jentz)
Renaissance-Theater: Gustav Hartung (= May) (Theodor Tagger)
Theater am Nollendorfplatz: Ludwig Klopfer (fehlt)
Theater am Schiffbauerdamm: Ernst Josef Aufricht (fehlt)
Theater des Westens: Rotter (=Schaie) (Schwarz, Nichtjude)
Theater in der Stresemannstraße: Viktor Barnowsky

Für den Winter 1927 kamen zu diesen noch folgende Theater mit jüdischen Direktoren hinzu:

Admiralspalast: Hermann Haller (= Freund)
Intimes Theater: Gustav Heppner
Komische Oper: James Klein
Nelson-Theater: Rudolf Nelson
Theater am Kurfürstendamm: Heinz Saltenburg
Kabarett der Komiker: Kurt Robitschek
Tribüne: Eugen Robert.

Selbst die preußischen Theater, vom Staat finanziert, verfielen immer mehr dem jüdischen Einfluß; jüdische Musiker, wie Bruno Walter, Selmar Meyrowitz, Otto Klemperer u. a., standen als Dirigenten an der Staatlichen Oper der Reichshauptstadt (s. S. 329 f.). Das Staatliche Schauspielhaus, die führende Schauspielbühne des Reiches, war vollkommen in jüdische Hände geraten. An seiner Spitze stand als Generalintendant, gleichzeitig als Intendant des staatlich finanzierten Schiller-Theaters in Berlin, der Jude Leopold Jeßner. Von welch unheilvollem Einfluß dieser Mann für das staatliche preußische Theaterwesen war, soll im folgenden nur an wenigen Beispielen dargetan werden.

Jeßner war in Königsberg geboren, ursprünglich im Bankberuf tätig, dann Schauspieler geworden und von der Welle der marxistischen Revolution an eine der verantwortungsvollsten Stellen der preußischen Kulturpolitik getragen. Mit der unverbrauchten rücksichtslosen Stoßkraft der jüdischen Rasse hat er es verstanden, sich durchzusetzen. Eine gewiß unvoreingenommene Stelle, das Organ der Vereinigung für das liberale Judentum e. V., die „Jüdisch-liberale Zeitung" vom 9. März 1928, schreibt über ihn:

> „. . . Vielleicht hat gerade seine Herkunft aus dem kleinen polnischen Ghetto (zielt auf seinen Vater. D. Hg.), deren er sich so gerne rühmt, ihm frühzeitig die Weisheit ins Blut gegossen: ‚Druck erzeugt Gegendruck'. All der Druck, der vielleicht auf seinen Vorfahren gelastet hat, mag in dem späten Erben und Enkel, dem Träger westeuropäischer Kultur, die Schärfe und Unerbittlichkeit des Gegendrucks und die Zähigkeit, sich selbst durchzusetzen, konzentriert haben."

Und ebenso eindeutig spricht eine andere jüdische Stimme, die „Große Jüdische Nationalbibliographie", herausgegeben von S. Wininger, über die politischen Hintergründe und Auswirkungen seiner Ernennung zum Generalintendanten der preußischen Bühnen:

> „. . . Da er politisch links orientiert und auch künstlerisch Führer des revolutionären jungen Geschlechts war, konnte es nicht überraschen, daß J. nach der Revolution 1919 zum Leiter des früheren Königl. Schauspielhauses in Berlin ernannt wurde. Hier begann unter seiner Führung eine neue Ära dieses Theaters. Hatte es früher vom Hofe her seine Prägung erhalten, so wurde es nun Ausdruck der gegenwärtigen Zeitströmungen, nicht nur durch Aufführung von Werken allerjüngster Dramatiker, wie Kaiser, Bronnen, Essig, Rehfisch usw., sondern auch durch Neuinszenie-

rungen von Klassikern, wie ‚Othello', ‚Hamlet', ‚Wallenstein', ‚Tell', ‚Fiesco', ‚Die Räuber', in denen J. zum Teil sehr eigenmächtig vorging und infolgedessen auch scharf kritisiert wurde."

Da er im Auftrag der marxistischen Machthaber berufen worden war, konnte die politische Zersetzung des preußischen Theaters durchaus nicht wundernehmen. Ohne Ehrfurcht vor dem eigentlichen Kunstwerk modernisierte Jeßner in eigenmächtiger Weise die Klassiker und frisierte sie so lange, bis sie für das „politische Zeittheater" im Sinne des marxistischen Klassenkampfes brauchbar waren. Neben der Politisierung erleben wir auch hier wieder, wie überhaupt bei jüdischen Theaterführungen, ein Überhandnehmen des äußeren Apparates, des Betriebs und der Mache, die schließlich von der Dichtung nichts mehr übrigläßt. Wie eigenmächtig und wie tendenziös er dabei vorging, möge eine Besprechung seiner „Hamlet"-Inszenierung von einem durchaus unvoreingenommenen Zeugen in einem ebenso mit Jeßner sympathisierenden Organ zeigen. Im „Berliner Tageblatt" vom 4. Dezember 1926, Nr. 572 und 573, schrieb der bekannte jüdische Theaterkritiker Fritz Engel:

> „Jeßner übervölkert das gewaltigste Gedankendrama mit eigenen, manchmal guten, meistens zusammengeklügelten Ideen. Er macht ein Konversationsstück, ein Exzentrikkostümstück, gelegentlich ein Lustspiel, beinahe eine Revue daraus. Der Beifall war groß. Ich vermag nicht einzustimmen (Nr. 572).
>
> . . . er schwört darauf, daß die Bühnenkunst dem Körper der Zeit den Abdruck seiner Gestalt zeigen müsse, und er macht nun in Antimonarchie. Ein Bravo dem Zeitgenossen, aber Shakespeare hat nie daran gedacht, konnte nicht daran denken, das Königtum als solches zu verspotten.
>
> . . . Jeßner baut aus den Szenen an Claudius' Hof szenisch und darstellerisch eine Parodie auf, mit Hofgeschmeiß, unentwegten Verbeugungen, rastlos zusammengeklappten Absätzen, Operettenhosen, Federbüschen, Generalsstreifen, Ordensgebammel, Halspanzern und allem möglichen und unmöglichen Schnedderengteng. Zwei Minuten lang findet man das komisch, für zweihundert Minuten ist es entsetzlich. Selbst der neue König Fortinbras wird zur steifen Puppe, er liest seine Thronrede genau so hirnlos wie weiland Claudius Rex (!). Falsch, ganz falsch! Fortinbras bedeutet die neue, bessere Zeit; etwa das, was für uns die Republik bedeuten soll. Man darf ihn nicht lächerlich machen, man macht damit nur die

Idee eines Umschwungs lächerlich. Republikanische Gefühle und Kundgebungen allüberall! Nur nicht, wenn man dazu den elisabethanischen Shakespeare auf den Kopf stellen und seinen Inhalt verschütten muß.

... Der Abgang des Prinzen nach England wird von Jeßner und seinem Bühnenbildner zu einer, übrigens großartigen, Marineszenerie auseinandergeschraubt, mit Kommandos, Signalen und sinnerstickendem Firlefanz. Die Schlußszene mit Fortinbras wird Parade, Truppenrevue, Theaterrevue, Bum-bum-trara, aus jener satirischen Idee heraus, die hier vollkommen verfehlt ist.

... Aus dem Begehren, das Tragische gegensätzlich aufzulichten, entsteht, daß es fast ganz verschwindet oder, am Schluß, zur Moritat wird. Es entsteht ein Plauderndes und neckisch Travestiertes und fast immer eine Ablenkung vom Kern und Wesen der Dichtung und von der eigentlichen Aufgabe ihres Inszenators" (Nr. 573).

Auch hier also der typisch jüdische Mangel an Ehrfurcht vor dem historisch Überkommenen. Um die Erinnerung an die wilhelminische Ära für alle gesinnungstüchtigen Republikaner gefälliger zu machen, scheute Jeßner sich nicht vor der Taktlosigkeit, den Darsteller des Königs Claudius mit schlaff herabhängendem rechten Arm spielen zu lassen — eine ganz deutlich geschmacklose Anspielung auf ein körperliches Gebrechen des letzten Deutschen Kaisers. Von der Öffentlichkeit zur Rede gestellt, streitet Jeßner natürlich diese Absicht ab („Vossische Zeitung" vom 14. 12. 1926). Gegen die Beteuerung seiner Unschuld aber sprechen die allzu schadenfrohen Berichte sämtlicher linksgerichteten Zeitungen, die diesen Umstand besonders hervorheben. In welcher Linie die ganze Inszenierung lag, beweist eine Zuschrift eines „Kenners der gegenwärtigen russischen Bühne" an die „Vossische Zeitung" des gleichen Tages in einer Entgegnung auf einen Leitartikel des jüdischen Kritikers Monty Jacobs. Dieser führte nämlich aus: Jeßner habe mit dieser Aufführung einen neuen Faktor des „Hamlet"-Dramas entdeckt, der bisher allen Shakespeare-Dramaturgen entgangen sei, nämlich den königlich-dänischen Hof, das möge für Deutschland stimmen, aber nicht für Moskau. Das bolschewistische Theater kenne diesen Faktor genau und ließe ihn noch viel schärfer hervortreten. „Claudius werde von den Moskauern als absolute Karikatur, als geflickter Lumpenkönig mit

brandrotem Bart und güldener Pappkrone gespielt, dazu beständig unter Alkohol stehend, der Becher verschwinde kaum vom Schauplatz. — Von dieser Auffassung zu der Inszenierung des Preußischen Staatstheaters war tatsächlich nur ein Schritt — nur wirkte sie noch gemeiner durch ihre Anspielung auf die jüngste deutsche Vergangenheit.

Als in der Öffentlichkeit Stimmen der Empörung über die Verbalhornung Shakespeares laut wurden, witterte die gesamte jüdische Presse wieder einen Angriff auf den Bestand der Republik. „In Leopold Jeßner, dem Intendanten des Staatstheaters, soll das Staatswesen getroffen werden, dem man mit so vorbildlichem Eifer dient . . . ernster als je zuvor dient das Berliner Schauspielhaus der Kunst . . .“ schrieb Monty Jacobs in der „Vossischen Zeitung“ vom 13. 12. 1926.

Die Empörung war um so gerechtfertigter, als vorher eine Aufführung von Schillers „Räubern“ stattgefunden hatte, die noch eindeutiger von dem neuen Kurs zeugte, in dem unter Jeßner das Staatliche Schauspielhaus trieb. Schon damals war der Regisseur Erwin Piscator als kommunistischer Sachwalter auf der deutschen Bühne und radikaler Agitator für kommunistische Ideen in der Öffentlichkeit hervorgetreten. Diesen selben Piscator verpflichtete Jeßner für mehrere Gastinszenierungen an den preußischen Bühnen und öffnete damit der bolschewistischen Propaganda unter staatlicher Flagge Tür und Tor.

Gleich die erste Inszenierung Piscators, die im engsten Einvernehmen mit Jeßner vor sich ging, eine Aufführung von Schillers „Räubern“, zeigte, woher der Wind wehte. Statt Schillers „Räubern“ standen auf der Bühne, verherrlicht durch die Aufführung und umjubelt von dem marxistischen Publikum, die politischen Revolutionäre der roten Revolution von 1918. Von Schiller war in dem Stück nichts mehr übriggeblieben.

Schon rein äußerlich war der Hauch der jüngsten Vergangenheit und der unmittelbaren Gegenwart zu spüren: das „zeitlose“ (so Jeßner) Kostüm der Räuber unterschied sich in nichts von dem üblichen Aufzug der Rotfrontbanden; und damit auch jeder wisse, um was es sich handelte, trug einer von ihnen, Roller, ein großes Schild. Darauf stand in großen roten Buchstaben zu lesen (endlich!): „Klassenkampf!“ Das war die Parole der Aufführung. Aus Schillers idealistischer Dichtung wurde ein simples kommunistisches Tendenzdrama. Der tragische Hintergrund des Schillerschen Dramas, der Gedanke einer sittlichen Weltordnung, die Karl Moor durch sein angemaßtes Rächeramt verletzt, war vollkommen aufgegeben. Striche, Zusätze, fälschende Kürzungen, Akzentverlagerungen kehrten den Gehalt des Dramas in seinem Innersten um. Das Schlußbekenntnis Karls, in dem der eigentliche tragische Kern des

Dramas zum Ausdruck kommt: „Zwei Menschen wie ich würden den ganzen Bau der sittlichen Welt zugrunde richten", mußte fallen; der berühmte Schluß, in dem Karl sich selbst zur Sühne für seine Freveltat der irdischen Gerechtigkeit ausliefert, wurde gestrichen. Karl erschießt sich kurzerhand. Die eigentliche Wertung innerhalb des Dramas wurde vollkommen auf den Kopf gestellt. Man konnte nicht dulden, daß der Glaube an die sittliche Weltordnung bei allem Revolutionärtum des jungen Schiller für ihn unerschütterlich blieb: auf der Jeßnerschen Bühne erscheint Karl Moor als der halbe Revolutionär, als der Schwärmer mit den sittlichen Hemmungen, und der eigentliche Held des Dramas wird — Spiegelberg, jener Spiegelberg, der ausdrücklich als Antipode Karls, als Vertreter einer niedrigen materialistischen Gesinnung von Schiller gekennzeichnet ist, jener hinterlistige, feige und heimtückische Spiegelberg, den Schiller nicht umsonst als Juden porträtiert hat, ein Spiegelberg dazu in der Maske Trotzkis! Wenn Spiegelberg bei Schiller davon spricht, daß er „das Gleichgewicht der Güter wiederherstellen" will, so ist das für Schiller der Ausdruck einer rein materialistischen Gesinnung, der das edle sittliche Pathos des Karl Moor im Innersten entgegengesetzt ist. Auf der Bühne des Preußischen Staatstheaters aber sah man es anders. Dort triumphierte die Räubergesinnung jener Revolutionäre, die damals in den kommunistischen Banden von Max Hölz aufgetreten war.

Von der Art, wie man hier den ganzen Schiller im Innersten umfälschte, nur ein paar Proben: Auf der Bühne des Jeßnerschen Theaters darf zwar Schufterle, der Gesinnungsgenosse Spiegelbergs, mit seinen Greueltaten bei der Plünderung der Stadt an Kranken, Weibern und Kindern (im Sinne des politischen Radikalismus!) prahlen — von Karl Moors entrüsteter Entgegnung, von der Ausstoßung Schufterles aus der Bande fällt kein Wort, kein Wort auch „von der fürchterlichen Musterung", die Karl unter den Räubern halten wird, mit dem Blick auf Spiegelberg: „Ich kenne dich, Spiegelberg!"

Bei Schiller plant der machtgierige Jude Spiegelberg einen Mordanschlag auf Karl Moor und wird deshalb von Schweizer erstochen. Auf der Jeßnerschen Bühne fällt er als Märtyrer für die wahre Freiheit, sein Mordplan wird interpretiert als der edle Versuch, die Freiheit der Bande zu retten! Man dichtet schnell ein paar Worte dazu (!), nimmt aus den vorher gestrichenen Reden Spiegelbergs an Razmann ein paar Sätze — und Spiegelberg stirbt als Opfer für die Freiheit mit den klingenden Worten: „Leibeigene eines Sklaven, Säuglinge, hört ihr nicht die Glocken der Freiheit klingen? Ich höre die Glocken der Freiheit klingen!"

Das Tollste aber war dies. Bei Schiller sieht Karl Moor den Tod Spiegelbergs als ein Zeichen der rächenden Nemesis an, als einen Beweis für die Gerechtigkeit der Weltordnung; er läßt Spiegelbergs Leiche wegschaffen

und stimmt, in Melancholie versunken, das Lied von Brutus und Cäsar an, das in keinem auch nur irgend möglichen Zusammenhang mit dem Tode Spiegelbergs steht. Auf der Jeßnerschen Bühne aber ergreift Moor die Hand des toten Spiegelberg und spricht die sorgfältig ausgewählten Strophen des Liedes so, daß eine Leichenrede für Spiegelberg, den wahren Freiheitshelden daraus wird. Man höre in diesem Zusammenhang (Karl versunken an der Leiche Spiegelbergs, man muß es sich immer wieder vor Augen führen!) folgende Zeilen aus dem Lied:

„Nur ein Cäsar mochte Rom verderben,
nur nicht Brutus mochte Cäsar stehn.
Brutus will Tyrannengut nicht erben:
Wo ein Brutus lebt, muß Cäsar sterben;
Geh du linkswärts, laß mich rechtswärts gehn!"

Das war die Aufführung eines deutschen Klassikers auf der preußischen Staatsbühne, der bestallten Hüterin der dichterischen und staatlichen Tradition im Jahre 1926!

Schon während der Vorbereitung der „Räuber"-Aufführung waren damals in der nationalen Tagespresse Stimmen laut geworden, die aus guter Kenntnis der Dinge heraus warnten. Um allen Einsprüchen zuvorzukommen, hatte Jeßner in einem Schreiben vom 22. Dezember 1925 an das Kultusministerium, seine unmittelbar vorgesetzte Behörde, unaufgefordert eine Erklärung abgegeben, daß er zwar über die „politische Konfession Piscators unterrichtet" sei, aber es „als eine Sünde wider den Geist der Kunst betrachte, so außerkünstlerischen Einstellungen (d. h. dem Gedanken einer politischen Beeinflussung der Aufführungen) Raum zu geben". Er achte streng darauf, daß in den ihm anvertrauten Häusern weder Parteipolitik propagiert werde noch „eine solche etwa gar gegen den Geist einer Dichtung ausgespielt werde". Es geht wörtlich weiter:

> „Ich erkläre hiermit als Sachwalter der Staatlichen Schauspiele, daß ich derartige Übergriffe gegen den Geist einer Dichtung niemals zulassen würde; daß ich mich als verantwortliche Instanz für alle hier verpflichteten Spielleiter fühle und, wie gesagt, parteipolitische Akzente innerhalb einer künstlerischen Arbeit nicht dulde."

Man vergleiche nun damit den Geist dieser selben Schiller-Aufführung! Die Schlußfolgerungen über Jeßners Charakter überlassen wir dem Leser.

Während diese Verhunzung des Schillerschen Dramas auch von einsichtigen jüdischen Kritikern wie Julius Bab aufs schärfste verurteilt wurde, berichtet Alfred Kerr außer sich vor Freude („Kritiker", Heft 10, 1926):

I.

„Das war ein Meisterstück, Piscator!

II.

... Er konzentrierte die Handlung auf die Gegenüberstellung der aus dem Gefühl heraus revolutionären Masse und des klaren Verstandes-Revolutionärs Spiegelberg. Dabei kamen selbstverständlich Karl und Franz Moor zu kurz.

V.

... Während Spiegelberg die letzten Worte spricht, ertönen aus der Ferne die Klänge der Internationale. Der Kopf der Revolution ist tot. Die Masse ist führerlos. Karl bricht unter der Wucht seines Einzelschicksals zusammen.

VII.

Diese ‚Räuber'-Inszenierung ist vielleicht der Anfang einer neuen Epoche in der deutschen Theatergeschichte. Zum erstenmal ist der Versuch unternommen worden, ein klassisches Bühnenwerk aus dem Geist der Gegenwart heraus zu inszenieren. Der Versuch ist noch nicht restlos geglückt, aber es war eine Tat, Piscator!"

Besorgt um den kulturellen Bestand der preußischen Staatstheater, brachte die deutschnationale Fraktion im Blick auf die „Räuber"-Inszenierung und im unmittelbaren Anschluß an die „Hamlet"-Neuaufführung folgenden Antrag im Preußischen Landtag (Sitzungsberichte Bd. XII, 18170) ein:

„Die Leitung des Staatlichen Schauspielhauses und des Staatlichen Schiller-Theaters in Berlin hat in den letzten Jahren eine Richtung eingeschlagen, die sich immer weiter von dem Ziele entfernt, das diesen Bühnen gesteckt ist.

Die Auswahl sittlich anstößiger Stücke und ihre sich an die niedrigsten Instinkte wendende Inszenierung — auch der Bußtag und der Totensonntag wurden von solchen Aufführungen nicht verschont — müssen das ethisch-ästhetische Empfinden aller christlich-deutsch gerichteten Theaterbesucher verletzen.

Die Meisterwerke der Klassiker werden in dem Bestreben, sie dem neuzeitlichen Sensationsbedürfnis anzupassen, dem Geiste der Dichter nicht mehr gerecht, sondern wirken, wie besonders die Aufführungen der ‚Räuber' und des ‚Hamlet' beweisen, geradezu als Parodien.

Der Landtag wolle beschließen:

Das Staatsministerium wird ersucht, sofort Maßnahmen zu treffen, um dieser Gefährdung von Kultur, Kunst und Sittlichkeit entgegenzuwirken.“

Dieser Antrag wurde von den in der Mehrheit befindlichen Linksparteien abgelehnt, und machtlos sah die verantwortungsbewußte Öffentlichkeit dem zersetzenden Treiben Jeßners an den preußischen Bühnen zu.

Die Zersetzung der Staatstheater im marxistischen Geist ging ungestört weiter. *Das enge Einvernehmen zwischen Piscator und Jeßner blieb.* Am 29. März 1927 gab in einer von den extrem radikalen Mitgliedern des Volksbühnenvereins einberufenen Versammlung Jeßner „in Solidarität für seinen Kollegen Piscator“ folgende Erklärung ab:

„Es hieß, daß Erwin Piscator bei einer eventuellen Fusion zwischen Volksbühne und den staatlichen Schauspielhäusern ein Hindernis sein würde. Ich habe darauf zu erklären, daß mir von einer solchen Fusion zunächst nichts bekannt ist. Ich habe aber bestimmt zu erklären, daß vom Standpunkte des Leiters der staatlichen Schauspielhäuser, wenn eine solche Fusion zustande käme, die Existenz Piscators durchaus nicht hinderlich sein dürfte.“

Bezugnehmend auf diese Erklärung erfolgte damals eine erneute Anfrage der Deutschnationalen Volkspartei im Landtag vom 9. Mai 1927, die sich erneut gegen die Übertragung der kommunistischen Agitationsweisen des Herrn Piscator auf das an sich schon im marxistischen Fahrwasser treibende Staatliche Schauspielhaus aussprach:

„1. Billigt das Staatsministerium die Übertragung der staatsfeindlichen Bestrebungen des kommunistischen Agitators Piscator, die sogar von einem großen Teile des Volksbühnenvereins abgelehnt wurden, auf die Inszenierungen der Staatstheater?

2. Im Hauptausschuß des Landtags (189. Sitzung vom 12. April 1927) hat der Minister für Wissenschaft, Kunst und Volksbildung erklärt, bei seinen Anforderungen an den Intendanten, namentlich bei dem Engagement, gehe er von dem Grundgedanken aus, daß die Staatsbühnen Standardaufführungen von klassischen Werken zu geben hätten. Hält das Staatsministerium die Inszenierungen Piscators mit ihrer staatsfeindlichen Tendenz mit diesem Grundgedanken und überhaupt mit dem Staatsgedanken für vereinbar?

3. Wie lange läuft der Vertrag mit Herrn Piscator noch? Hat das Staatsministerium die Absicht, innerhalb dieser Vertragsdauer auf den

Intendanten Jeßner einzuwirken, daß Herr Piscator die Staatstheater nicht weiter seinen kommunistisch-staatsfeindlichen Bestrebungen dienstbar macht?

4. Billigt das Staatsministerium eine etwaige Verlängerung des vom Intendanten Jeßner mit Piscator abgeschlossenen Vertrages?"

Merkwürdigerweise erledigten sich diese Anfragen im Preußischen Landtag von selbst, da „Ausschußüberweisung nicht beantragt" worden war (Sitzungsberichte des Preußischen Landtags Band XIV, 20904). Und als Antwort auf alle diese Angriffe wurde Ende April 1928 Jeßner zum Generalintendanten der Staatlichen Schauspiele ernannt!! — Als Anmerkung dazu möge der Hinweis nicht fehlen, daß als Referent für Theaterwesen im Kultusministerium der Jude und ehemalige Rechtsanwalt Seelig zuständig war.

Während die staatlichen Theater als die bestallten Pfleger deutschen Kulturlebens, überdies aufs reichlichste durch die Gelder der Steuerzahler subventioniert, immer mehr ihr Gesicht als Kulturinstitut verloren, verfielen die Privattheater als reine Geschäftsunternehmungen im kapitalistischen Sinne restlos dem Geschäftsbetrieb.

Die Aufgabe der Bühne, den Zuschauer zu erziehen im tiefsten Sinne, sein Leben über sich hinauszusteigern und zu veredeln, ward hier umgekehrt. Das Theater wurde ausgeliefert an die Triebreaktion der großstädtischen Masse, an ihre Schau- und Sensationslust (Revue und Ausstattungsstücke), an den unterhaltenden Amüsierbetrieb des erotischen Gesellschaftsstücks für das „bessere Publikum", an die revolutionären, zügellosen Leidenschaften (Tendenzstücke) für die politisierte Masse.

Das kassenfüllende Serienstück ist immer eine Notwendigkeit großstädtischen Theaters gewesen. Aber während noch bei dem mit der Epoche des Naturalismus eng verbundenen Theaterdirektor Otto Brahm (Abrahamson) die reinliche Scheidung zwischen dem Bühnenkunstwerk und dem kassenfüllenden Serienstück durchgeführt war, war es ein Zeichen der letztvergangenen Jahre, daß die Verindustrialisierung des Theaters immer weiter fortging.

Es bleibt als Charakteristikum dieses Theaterbetriebes die Gleichgültigkeit gegenüber dem Stoff (Kitsch oder Kunstwerk macht keinen Unterschied), das Vorherrschen der geschickten Mache (Regie) im Hinblick auf die Schaulust des Publikums und den Kassenerfolg.

Mit beispielloser Folgerichtigkeit verfiel selbst ein Könner wie Max Reinhardt (Goldmann) der Niveaulosigkeit des Geschäftsbetriebes. Es bleibt symbolisch, daß Reinhardt den Weg von den Klassikern in den Zirkus ging. Vom literarischen, klassischen Kunstwerk

führte ihn der Weg zum belanglosen Stoff, belangvoll nur soweit, wie Unterlagen und Anlaß zu glänzenden Regieleistungen, zu akrobatischen Kunststücken und Massenszenen gegeben und damit die sensationelle Publikumswirkung gesichert waren.

Ganz ähnlich erging es Barnowsky:

> „Mit all seiner persönlichen Klugheit und Kultur überwucherte ihn doch der Betrieb: von Ibsen ausgegangen, von Strindberg fasziniert, beherrschte englische Unterhaltungsware die letzten Spielzeiten seiner Bühne" (Zweig S. 125).

Wo Reinhardt aufhörte, da setzten die Inflationstypen im Stile der Gebrüder Rotter in den Berliner Theatern ein. Hier ist die Ausstattung alles, die Spekulation auf eine schwüle Publikumserotik der Hintergrund. Von diesen Rotters sagt Zweig:

> „Unter diesen Neuankömmlingen wurde das literarische Theater als Geschäftsunternehmen nackt und kraß bis in die vordersten Plakatjagdgründe ausgestellt ... Sie kamen von irgendwoher mit Geld. Eine naive Begeisterung fürs Theaterspielenlassen und damit Geldverdienen soll ihnen nicht abgesprochen werden. Unter ihnen zerstoben die letzten Reste des Begriffs Ensemble; unter ihnen wurde aus bedeutenden Schauspielern der schauderhafte Begriff der Prominenten, durch sie entartete die Ausstattung der Stücke zur Toilettenschau und Innendekorationsexhibition, mit ihnen strömte ein Publikum ins Theater, das nur noch mühsam Scheu vor literarischen Werten heuchelte und diese Heuchelei bald aufgab. Sie hielten sich für literarische Theaterdirektoren, und seit diesen halten sich dieser und jener Herr dafür, der den Rotterschen Brauch schon als Tradition übernommen hat" (S. 51).

An dem Untergang des deutschen Theaters der letzten Jahre, an seiner Auslieferung an Geschäft und Politik hat auch die Theaterkritik ihren entscheidenden Schuldanteil. Ihre Bedeutung für das Theaterleben eines Volkes kann nicht hoch genug eingeschätzt werden. Von ihr hängt schließlich ab, was für ein Geist auf dem Theater herrscht. Denn sie macht die öffentliche Meinung, und wo sie mit Entschiedenheit und geschlossen ablehnt, wagt kein Theaterdirektor dagegenzuhandeln, schon aus Geschäftsrücksichten nicht. Das Stück steht und fällt mit der Kritik.

Erschreckend groß ist die Zahl der Berliner jüdischen Theaterkritiker jener Tage und das Gewicht ihrer Stimme, wenn man sich die folgende

Liste der Berliner Theaterkritiker durchsieht. In folgenden Zeitungen (alle in jüdischem Besitz!) waren nur Juden als Kritiker tätig:

Verlag Mosse:

„Berliner Tageblatt":
Alfred Kerr, Fritz Engel, Erich Burger (Hamburger).

„Berliner Volkszeitung":
Viktor Band, Lutz Weltmann, Julius Bab.

„8-Uhr-Abendblatt":
Kurt Pinthus, Felix Holländer, Richard Wilde.

Verlag Ullstein:

„Vossische Zeitung":
Artur Eloesser, Monty Jacobs, Artur Michel, Max Marschalk, Erwin Neruda (Rosenberg), Alfred Klaar (Karpeles).

„Morgenpost":
Moritz Loeb, Max Osborn.

„B Z. am Mittag":
Norbert Falk, Elise Münzer, Erich Urban, Karl Escher.

„Tempo":
Manfred Georg (Cohn), Hanns Lustig.

Verlag Steinthal-Stern & Co.:

„12-Uhr-Blatt":
Rolf Nürnberg, Paul Marcus, Prof. Steinthal.

Im „Berliner Börsen-Courier" schrieben (außer dem Arier Herbert Ihering) die Juden Emil Faktor und Oskar Bie. An der „Berliner Börsenzeitung" saß als Schauspielkritiker der Jude Julius Knopf, im „Vorwärts" der Jude Max Hochdorf. Für die „Frankfurter Zeitung" schrieb der Jude Ernst Heilborn, für die „Danziger Zeitung" Erwin Honig, für die „Saarbrücker Zeitung" Ernst Guggenheim. Ebenso war die deutschsprachige Auslandpresse in den Händen Berliner jüdischer Theaterkritiker: Für die „Wiener Zeitung" schrieb Fritz Heimann, für das neue „Wiener Tageblatt" Joseph Adolf Bondy, für die „Neue Freie Presse" Paul Goldmann, für das „Wiener Extrablatt" Emil Frankfurter. Die „Neue Zürcher Zeitung" versorgte Max Meyerfeld. Als Theaterschriftsteller traten die Juden Siegfried Jacobsohn, zunächst an der „Welt am Montag", dann als Herausgeber der „Weltbühne" hervor; daneben der Herausgeber des „Tagebuchs", Stefan Großmann (vorher Kritiker an der „Vossischen Zeitung"), und vor allem der Be-

rater und Dramaturg Jeßners, Julius Bab. Der Einfluß der Berliner Kritiker erstreckte sich also auch über die Provinz, da die Berliner Theaterkritik und Berliner Aufführungen häufig für die Spielpläne von Provinzbühnen entscheidend waren.

Wir lassen hier wieder einmal Arnold Zweig sprechen, der zu diesen Namen noch einige nennt und wesentliche zugleich in ihrer Eigenart charakterisiert, so besonders Alfred Kerr:

„Da sah man neben der unbeirrbar reagierenden Theaterleidenschaft Siegfried Jacobsohns die tiefe Bildung Julius Babs, neben Gustav Landauers Zukunft bereitender Lebensänderung die feine skeptische Gescheitheit Eloessers, neben Fritz Engels gewissenhaftem Abwägen die programmatische Schärfe Leo Bergs, neben Willi Handls unantastbarer Noblesse das geistreiche, etwas verspielte Urteilsvermögen Felix Poppenbergs, neben Monty Jacobs jugendfördernder Nachsicht die Qualitätsfreude Paul Wieglers, den wachen Spürsinn Stefan Großmanns und die dem modernen Geiste zugekehrte Aufnahmefähigkeit Emil Faktors. Von ihnen war Siegfried Jacobsohn der jüngste — auch er über fünfundvierzig heute und als Theaterkritiker durch sein ‚Jahr der Bühne' nirgendwo widerlegt . . .

Unter den genannten Kritikern vermißt man den Namen Alfred Kerrs. An ihm, der seinen sechzigsten Geburtstag nicht umhinkann, jetzt zu begehen, läßt sich, wie an keinem anderen heute, das Problem des modernen Kritikers darstellen. Er ist unter allen die eigenwilligste Person, ein unvergleichlicher Prosasänger, eine völlig geschlossene Persönlichkeit. Der Obersatz seiner gesamten Gedankenwelt wurde von ihm bei bestimmter Gelegenheit hingesetzt: ‚Das Leben ist der Güter höchstes...' (In bewußter Antithese zu Schillers: ‚Das Leben ist der Güter höchstes nicht!' Der Herausgeber.)

Er als erster fällt jedem Affekt zum Opfer, jeder Aufpeitschung der Leidenschaften politischer Art. Wie er die großartige und entscheidende römische Kaiserzeit als gläubiger Gymnasiast mit den Augen ihrer parteiischen Pamphletisten, seiner moralinsauren Schullehrer sieht, so befeuert er treu während des Krieges den vorgeschriebenen Gruppenaffekt der Deutschnationalen mit kleinen verunglimpfenden Spottliedern, indem er die Feinde genau so beurteilt wie ein treuer Zeitungsleser, dem er an wahrhaft politischer Schulung

und Zucht gleicht. Das hindert nicht Ausbrüche gleicher Affektwildheit in jüdischen Angelegenheiten. Das stärkste Stück jüdischen Zentralitätsaffekts in der Vorkriegsliteratur, ‚Jerusalem‘, eine Reiseprosadichtung von unvergleichlichem Glanz und völlig hemmungsloser Selbstbejahung des Jüdischen, stammt aus dem Jahre 1905 und von Alfred Kerr. Es ist sein Rassestolz, als welcher sich der Zentralitätsaffekt bei ihm verkleidet“ (S. 88—91 „Juden auf d. deutsch. Bühne“).

Wir stellen fest: dieser selbe Alfred Kerr verwaltete Jahrzehnte hindurch die Berliner Theaterkritik (vgl. S. 179 ff.).

Nachdem Kerr sein rotes Herz entdeckte, segelte er unentwegt im marxistischen Fahrwasser; und so wie er sympathisierten alle diese jüdischen Theaterkritiker versteckt oder offen mit dem Marxismus und begünstigten, größtenteils im Dienst jüdischer Zeitungen, alle Zeichen des Verfalls, die auf dem damaligen Theater sich breitmachten. Wo sie ablehnen, da geht es gegen das Bühnenstück als Kunstwerk, nie aber, oder nur wenn eigene Interessen gefährdet sind, gegen die zerstörenden Tendenzen des damaligen Theaterspielplans.

Nur wenige verantwortungsvolle Kritiker, und das bleibt bezeichnend, nur Arier, wagten es, dem Strom der Zeit entgegenzuschwimmen, z. B. die Kritiker der „Deutschen Allgemeinen Zeitung“, der „Berliner Börsen-Zeitung“, des „Berliner Lokalanzeigers“, der „Deutschen Zeitung“ und der erst allmählich sich durchsetzenden nationalsozialistischen Presse, insbesondere des „Völkischen Beobachters“ und des „Angriffs“. Aber ihre warnenden Rufe verhallten ungehört, sie wurden in der jüdischen Presse wegen ihrer „Rückständigkeit“ leise belächelt und nicht für voll genommen. Und so trieben die Juden, auch hier „Verwalter“ des deutschen Kulturgutes, mit aller Offenheit nach dem Sieg der marxistischen Revolution die Entwicklung im Geiste des Marxismus weiter. Proben dieser Kritik werden unten bei der Besprechung der Stücke des Spielplans 1929/30 gegeben (vgl. S. 269, 284, 294, 305, 321).

Mit welcher Einmütigkeit und Konsequenz man vorging, wie geschlossen Juden auf der Bühne Juden protegierten, wie eindeutig im zerstörenden marxistischen Sinne man „arbeitete“, zeigt ein Ausschnitt aus dem Kapitel des Berliner Theaterspielplans.

Wir greifen aus dem Berliner Theaterspielplan nur drei Phasen heraus: den Beginn und das Ende der Spielzeit 1929/30 und den Beginn der Spielzeit des Winters 1930/31. Außer den Premieren ausländischer Autoren,

die hier nur als Symptom der Überfremdung des deutschen Theaters interessieren, fanden zu Beginn der Spielzeit folgende Uraufführungen statt:

Am 31. 8. „Drei Musketiere“ von Schanzer und Welisch, Musik von Benatzky (vermutlich Arier), im Großen Schauspielhaus. Direktion Artur Schwelb.

Am 1. 9. „Cyankali“, Schauspiel von Friedrich Wolf, im Lessing-Theater. Direktion Heinz Saltenburg.

Am 5. 9. „Marietta“, Operette von Oskar Straus, im Metropol-Theater. Direktion Gebr. Rotter.

Am 5. 9. „Zwei Krawatten“, Revuestück von Georg Kaiser (Arier), Musik von Spoliansky, im Berliner Theater. Direktion Robert Klein.

Am 6. 9. „Der Kaufmann von Berlin“ von Walter Mehring, im Theater am Nollendorfplatz. Direktion Ludwig Klopfer.

Dies sind die Uraufführungen einer Woche. „Drei Musketiere“ (siehe später u.), „Marietta“ und „Zwei Krawatten“, eine Operette und ein Ausstattungsstück im Dienste des Amüsierbetriebes. „Cyankali“ (s. u.), ein Kampfstück für die Freiheit der Tötung der Leibesfrucht. „Der Kaufmann von Berlin“ (s. u.), eine einzige Gloriole um den Ostjuden, der von den „niederträchtigen“ Ariern für ihre Zwecke mißbraucht wird.

Während „Cyankali“ noch auf dem Spielplan steht, wird in dem Stück des Juden Rehfisch „Frauenarzt“ der gleiche Kampf gegen den § 218 im Berliner Osten (Theater in der Klosterstraße) aufgenommen. Zur selben Zeit erlebt ein Stück gleicher Tendenz, Credés „§ 218“, in Leipzig seine Uraufführung, um dann auch in Berlin aufgeführt zu werden (auf zwei Bühnen im Laufe eines Jahres!).

Gleichzeitig läuft, Sonntag für Sonntag gespielt, im Renaissance-Theater, wegen seines großen Erfolges vom Winter 1928/29 her noch auf dem Spielplan, das Stück des Juden Ferdinand Bruckner (s. u.) „Krankheit der Jugend“, eine unverhüllte Darstellung geschlechtlicher und moralischer Verirrungen studentischer Jugend (homosexuelle und lesbische Liebe, finanziell ausgebeutete Hörigkeit usw., als drastische Vorgänge auf der Bühne!).

Das ist der Auftakt der Theatersaison!

Hier das Ende. Kurz vor Schluß der Winterspielzeit finden in Berlin noch folgende Uraufführungen statt:

Am 31. 3. „Der Streit um den Sergeanten Grischa“ von Arnold Zweig, im Theater am Nollendorfplatz. Direktion Ludwig Klopfer.

Am 31. 3. „Das Lied von Hoboken“ von Michael Gold, in der Volksbühne.

Das Stück Zweigs (s. u.) — eine eindeutige Satire auf die deutsche Generalität und Kriegsjustiz, eine offensichtliche Verhöhnung der obersten Heerführer.

Hoboken — das Negerstück eines amerikanischen Juden. Gleichzeitig findet ein zweites Negerstück „Kaiser Jones" von O'Neill im Deutschen Künstler-Theater seine Erstaufführung, mit einem Originalneger als Hauptdarsteller. Am selben Tage trifft ein Negerdirigent in Berlin ein — die Verniggerung Berlins durch Bar und Jazzband wird fortgesetzt im Theater.

Gleichzeitig stehen außer der Masse der vom Ausland importierten Autoren der Jude Molnar (unter der Direktion Klein) mit zwei Stücken, die Juden Arnold (Direktion Zickel), Vicky Baum (Direktion Klopfer), Karl Sternheim (bei Reinhardt) und Artur Schnitzler (bei Barnowsky) auf dem Spielplan.

Zwei Autoren, schon bekannt vom Anfang der Spielzeit, beschließen sie mit je einem neuen Stück: Rehfisch (sein Mitarbeiter Herzog) mit der „Affäre Dreyfus" (Gegenstand: Kampf gegen die Justiz und prosemitische Propaganda) im Lessing-Theater (Direktion Saltenburg) und Bruckner mit dem Drama „Kreatur" (diesmal Gegenstand: Inzest, lesbische Liebe, Unterschlagung, Vermietung der Ehefrau an den Gläubiger statt Zahlung des Geldes usw.) bei — Max Reinhardt.

Anfang April folgt im Wallner-Theater (Berliner Osten) das Stück „§ 218" von Credé unter Piscator.

Dies ist das Ende desselben Theaterwinters!

Die neue Spielzeit 1930/31 setzt im gleichen Stile ein. Sie bringt als neues Motiv eine Darstellung der Meuterei in der deutschen und österreichischen Marine während des Krieges, und zwar gleich in doppelter Auflage.

Tendenz selbstverständlich: Verherrlichung der „Märtyrer" für die marxistische Revolution.

Am 1. 9. 1930 wird „Feuer aus den Kesseln" von Ernst Toller (s. u.) im Theater am Schiffbauerdamm (Direktion Aufricht) und am 1. 9. 30 „Des Kaisers Kulis" von Plivier (Direktion Saltenburg) uraufgeführt.

Das Ende des Monats erlebt eine Neueinstudierung von Credés „§ 218" unter Saltenburg. Am 8. November 1930 folgt den ersten beiden Meutererstücken das dritte: „Die Matrosen von Cattaro" von Friedrich Wolf (s. u.) in der Volksbühne. (Von den Autoren, die hier genannt werden, sind nur Plivier und Credé Nichtjuden.)

Wir erleben bei dem Zusammentreffen gleicher Stoffe zu Beginn derselben Spielzeit ganz dasselbe wie im Jahre vorher in den drei Stücken zum „§ 218". Wir sind in der Konjunktur des von Alfred Kerr immer wieder verhimmelten „Zeitstückes". Es genügt nicht, daß ein Autor den neuen Stoff aufgreift, viel-

mehr bemächtigen sich sofort, wie auf Bestellung, mehrere Bearbeiter des Themas, um es nach allen Seiten propagandistisch auszuschlachten. Die beiden Spielpläne mögen als Beispiel genügen, um die systematische Zersetzungsarbeit vom Theater aus festzustellen.

Politisches Theater

Betrachtet man den Gehalt des Spielplans in den Aufführungen, die über den Amüsierbetrieb hinaus ernstere Beachtung für sich fordern, so wird mit erschreckender Deutlichkeit die systematische Arbeit des jüdischen Theaterbetriebes in der Verbreitung kulturzersetzenden Gedankengutes greifbar.

Aus den Tiefen des Vormenschlichen wie des Vorgesellschaftlichen, aus blindem Trieb und ungezähmtem „Freiheits"drang stehen Mächte auf, die gegen die bestehende Wertordnung sich empören, sie zu vernichten suchen und das schrankenlose Sichausleben des Individuums auf allen Gebieten propagieren. Die Sphären des privaten Ichs und hier die chaotischen Seiten des Menschseins — sie kommen zu ihrer restlosen, hemmungslosen Entfaltung und auf den Brettern zu ihrer nackten Darstellung, ohne Rücksicht auf Scham und Sitte. In immer neuen Vorstößen setzt von der Bühne aus ein Kampf gegen die Kulturgüter des deutschen Volkes ein. Gegen die Wertordnungen staatlichen und völkischen Lebens überhaupt wie gegen Regierung und Obrigkeit, gegen das Recht als sittlichen Wert wie gegen die Justiz als Apparat, gegen die sittlichen und religiösen Bindungen im ganzen wie gegen die seelische Verwurzelung des einzelnen in Volk, Ehe und Gemeinschaft wird angerannt, offen und versteckt.

Zwei Juden stehen am Anfang und am Ende dieser Epoche. Mit Ernst Toller beginnt, mit Ferdinand Bruckner endet die Zeit. War bei Toller diese Predigt der Aufhebung noch verbunden mit der Predigt seines Messiasreiches, dessen Kommen den Bestand jedes volksgebundenen Lebens vernichtet und damit die völlige Entseelung des Menschen bedeutet hätte — die Tragik des Juden, auch da, wo er Werte setzt, noch zerstörend zu sein —, so endete Bruckner bei dem absoluten Nihilismus der triebausgelieferten „Kreatur". Zwischen beiden sind mühelos alle „sozialen" bzw. „politischen" Bühnenschriftsteller, alle die „sachlichen" Tatsachenberichte ihrer Dramen (lies: Tendenzstücke) einzuordnen.

Es sind dieselben Themen, die mit unendlicher Eintönigkeit immer wiederkehren, um von der Bühne aus dem Publikum eingehämmert zu werden: die Verherrlichung der privaten Instinkte, der asozialen Elemente, der Kampf für die Freiheit des Trieblebens bei beiden Geschlechtern, für die Straflosigkeit der Abtreibung und der unnatürlichen Triebe, also die Glorifizierung des hemmungslosen Triebmenschen.

Wo immer diese Entfesselung aller Triebe auf Hemmnisse und Schranken von außen stößt, da setzt mit systematischer Folgerichtigkeit von der Bühne aus die Entwertung der Schranken ein. In meist primitivster Schwarzweißtechnik wird die „andere Seite", werden die Repräsentanten gebundenen Wertdenkens lächerlich gemacht und aufs unverschämteste karikiert. Der Staat erscheint als seelenloser Mechanismus der Gewalt, das Recht in der Form des Justizirrtums mit Todeserfolg oder als unmenschliche Einrichtung in der Hand verblödeter oder sadistischer Richter, Religion und Kirche in der Gestalt gleisnerischer Heuchelei oder als Apparat zur Verdummung der Masse. Hinzukommt der soziale Gegensatz: auf der einen Seite Volk als Summierung besitzloser, rechtloser, an diesen Apparat ausgelieferter Individuen, auf der andern die herrschende Kaste von Generalen, Staatsanwälten und Kapitalisten. Die Mischung ist verschieden. Einige Autoren begnügen sich mit einem oder zwei dieser Themen — Bruckner als Schlußstein dieser Entwicklung faßt noch einmal alles zusammen, ein getreuer Spiegel der ersehnten chaotischen Wirklichkeit.

Man prägte damals den Begriff des Zeitstücks, d. i. die dramatische Verarbeitung der die Zeit bewegenden Probleme, man forderte die möglichste Tagesnähe des Theaters, und der Erfolg war die restlose Politisierung des Theaters, die Propaganda marxistischen Geistes von der Bühne her. In dieser Zeit ist das Tendenzstück alles, das Kunstwerk nichts. Je primitiver die Vorgänge, je handgreiflicher die politischen Hintergründe spürbar werden, je knalliger die Tendenz, um so wirksamer war das Stück, um so größer der Publikumserfolg bei den roten Revolutionären.

Im folgenden werden einzelne dieser „Zeitstücke", und zwar alle aus dem oben (S. 261) angeführten Spielplan, behandelt. Wie sie über das Theater hinaus weiterwirken im Spiegel der öffentlichen Meinung, sollen die Ausschnitte aus Kritiken zu diesen Stücken dartun. Und es zeigt sich, daß mit der Politisierung des Theaters gleichzeitig die Politisierung der Kritik einsetzt: es geht hier nicht mehr um das Bühnenkunstwerk an sich, sondern um die Stellungnahme zu politischen Tendenzen der Zeit.

Es liegt auf der Hand, daß die gesamte Linkspresse, einschließlich der bürgerlich-marxistischen Blätter, mit den von der Bühne verkündeten politischen Tendenzen sympathisieren, ihre Kritiker, selbst wenn sie das Stück als Kunstwerk angreifen, die propagierten Ideen unterstützen. In entschiedener Kampfstellung stehen dagegen die Kritiker der Rechtspresse. Aber gegenüber der Hochflut von links verklingen ihre warnenden Rufe ungehört wie Stimmen in der Wüste, und wegen ihres „Reaktionärtums" werden sie noch verspottet.

Ernst Toller

Die Politisierung der Bühne im Sinne des Zeittheaters jüdisch-marxistischen Geistes zeigen eindeutig die Meutererdramen, die im Grunde nichts weiter sind als eine Glorifizierung des Hochverrats und der Gehorsamsverweigerung.

Toller steht (vgl. oben seine anderen Dramen im Abschnitt „Literatur") an erster Stelle. Sein Drama „Feuer aus den Kesseln" (Berlin 1930) setzt unter die Reihe seiner politischen Dramen den Schlußstrich mit der Verherrlichung der Märtyrer für die rote Revolution. Die diesem „historischen Schauspiel" zugrunde liegenden Vorgänge sind bekannt: Es handelt sich um die Meuterei in der Hochseeflotte im Jahre 1917, also mitten im Kriege noch, die in dem Prozeß Reichpietsch, Köbis und Genossen ihre Sühne fand. Das Kriegsgericht erkannte auf schuldig, die Rädelsführer wurden hingerichtet.

Diese Vorgänge bringt Toller auf die Bühne als eine „dokumentarisch erhärtete" Darstellung der Meuterei und des anschließenden Gerichtsverfahrens auf Grund der Prozeßakten, von denen Auszüge dem Drama beigefügt sind. Also ein reiner Tatsachenbericht, eine objektive Darstellung — so behauptet Toller.

Tatsächlich aber enthüllt sich das Stück als eine tendenziöse Geschichtsklitterung primitivster Art. Es kann ganz und gar kein Zweifel aufkommen, daß nach Kriegsgesetz die Verurteilten des Hochverrats schuldig waren. Die Methoden, dennoch zu einem anderen Ergebnis zu kommen, sind für Toller einfach: Der wirkliche Tatbestand der Meuterei und des Hochverrats wird vertuscht, im Sinne pazifistischer Ideen verfälscht und vorsichtig umgangen; korrupte Einzelfälle schlechter Behandlung der Mannschaft durch die Offiziere, erwiesene Ausnahmefälle, werden übersteigert und verallgemeinert, die tatsächlichen Verhältnisse mit den Mitteln primitivster Schwarzweißtechnik verfälscht. So entsteht jenes Bild vor den Augen des Theaterbesuchers, nach dem die Matrosen edle, unschuldige, geschundene Opfer jenes verruchten Systems von Offizieren und Kriegsgerichtsräten werden: lies von schlemmenden und hurenden, schuftigen Offizieren und Leuteschindern der Marine, von inquisitorischen Heuchlern und Rechtsbeugern des Kriegsgerichts, von Matrosen, die für den Frieden und gegen den Krieg, und von Offizieren, die gegen den Frieden und für den Krieg kämpften.

Immerhin, die Tatsache des Hochverrats (nach Kriegsgesetz) ist auch für Toller nicht abzuleugnen. Aber, so deutelt Toller, ist Hochverrat wirklich Hochverrat?

Unter den dem Drama beigefügten Akten druckt Toller auch jenes Dokument ab, das als Aufruf der USPD. heimlich auf den Schiffen verteilt wurde:

„Am 15. August d. J. findet in Stockholm eine vertrauliche Friedenskonferenz statt, zu der die Vertreter der Oppositionsparteien aller Länder ihr Erscheinen zugesagt hatten. Da nun unserer, d. h. der deutschen Oppositionspartei der ‚Unabhängigen Sozialdemokratischen Partei Deutschlands' bekannt ist, daß sich innerhalb der Marine eine auf die Herbeisehnung des Friedens gerichtete Strömung bemerkbar macht, die sogar in dem Zustandekommen einer seit langem schon bestehenden Organisation, welcher bereits eine große Anzahl Mannschaften angehören, ihren deutlichsten Ausdruck gefunden hat, so haben sich unsere oppositionellen Reichstagsabgeordneten bereit erklärt, bei Erörterung des Friedensproblems auf der Konferenz die sozialistischen Vertreter anderer Nationen von diesem Umstand in Kenntnis zu setzen, da dieser Tatsache bei den Verhandlungen zwecks Herbeiführung eines baldigen und jedwede Annexion fremden Gebietes ausschließenden Friedens eine große Bedeutung beizumessen ist. Das Volk bzw. den größten Teil des Heeres und der Marine auf ihrer Seite zu wissen, bedeutet für die Vertreter der USPD., die sich die Herbeiführung eines möglichst baldigen Friedens zur Aufgabe gemacht, einen Umstand von größter Wichtigkeit. Nun ist wohl jedem klar, daß unsere Vertreter auf der erwähnten Konferenz nicht mit der bloßen Erwähnung dieser Tatsache, sondern auch mit Zahlen operieren können. Um einen Erfolg zu erzielen, müssen sie imstande sein, soundso viele Marineangehörige als Parteimitglieder nachzuweisen. Um ihnen also zu dieser Beweisführung zu verhelfen, ist es erforderlich, daß jeder, der in dem bisherigen Wirken der Oppositionspartei die beste Gewähr sieht, seinen und seines Volkes Interessen und der allgemeinen Friedenssache zu dienen, sich ihr als Mitglied anschließt" (S. 119).

Lesen wir aus diesen Dokumenten heraus, um was es sich in Wirklichkeit handelt, umschreiben wir die verklausulierten Formeln eindeutig, so geht es darum, auf der sogenannten Friedenskonferenz dem Auslande mitteilen zu können: Ihr könnt euch auf die Marine verlassen; wir handeln, wenn ihr wollt, gegen Befehl der Obersten Heeresleitung, wir werden im entscheidenden Augenblick den Gehorsam verweigern. Mit der Kundgebung dieses

„Friedenswillens" war die deutsche Verteidigungsfront für das Ausland gebrochen: Der Sieg konnte den Feinden in den Schoß fallen.

Diesen Aufruf überschreibt Toller: „Ist das Hochverrat?"

Kein Zweifel, meint Toller, es ist kein Hochverrat; denn „diese Leute (die meuternden Matrosen) handelten aus Vaterlandsliebe" (!) (S. 12).

Zwei Ausschnitte aus dem Drama mögen genügen, um diese Art der Vaterlandsliebe der USPD., der Meuterer und damit Tollers zu dokumentieren:

(Reichpietsch trifft im Reichstag den Abgeordneten Dittmann.)

„Dittmann: Bist du bei der USP., Genosse?

Reichpietsch: Ich möchte schon lange eintreten, andere auch.

Sachse: Was ihr tun sollt? Ihr müßt sehr vorsichtig sein.

Reichpietsch: Wenn nur der ganze Schwindel ein Ende nähme!

Dittmann: Wir wollen uns mit den ausländischen Genossen in Stockholm treffen. Wenn die Regierungen kein Friedensprogramm finden können, werden wir es tun. Habt Vertrauen, Genossen. Einerseits müßt ihr aktiv sein, andererseits müßt ihr daran denken, daß ihr vors Kriegsgericht kommen könnt ... Da ist die Genossin Zietz ... Genossin Zietz, hier stelle ich dir zwei Matrosen vor, die mit der USP. sympathisieren. Denk dir, auf den Kriegsschiffen gibt es viele Abonnenten der ‚Leipziger Volkszeitung'.

Luise Zietz: Ihr seid ja Prachtkerls. Da müssen sich die Arbeiter in Wilhelmshaven vor euch schämen. Dort haben wir kaum ein Dutzend" (S. 28).

. . . . . .

(Matrosenversammlung nach der Meuterei.)

Reichpietsch: Kameraden! Letzte Woche hat der Redakteur Herre von der ‚Leipziger Volkszeitung' im Deutschen Hause gesprochen. Er hat uns erklärt, warum Österreich mit den Serben Krieg anfing. Weil die ungarischen Magnaten nicht billige Schweine und nicht billige Pflaumen hereinlassen wollten. Ich bin ein apostolischer Christ, ich glaube an Gott und an ein Leben drüben, ich sage mir: Gib dem Kaiser, was des Kaisers ist! Ich habe es ihm gegeben drei Jahre lang. Es gibt nur eine Partei im Reichstag, die nach Gottes Wort handelt: Du sollst nicht töten. Das ist die Opposition. Darum schließt euch der Oppositionspartei an! Wir werden die Liste mit euren Namen an die Opposition schicken. Die kann sie mit nach Stockholm zur Frie-

denskonferenz nehmen und vor aller Welt sagen: Die deutsche Flotte will einen Frieden, der Deutschland leben läßt und alle anderen Länder. Wir sind die wahren Patrioten!

Rufe: Bravo!

Sander: Ich stehe hier für 300 Mann von der ‚Pillau'! Die halten zu euch!

Geschrei: Hurra!

Bräuner: Ich stehe hier für 600 Mann von ‚Kaiserin'. Die halten zu euch!

Geschrei: Hurra!

Bieber: Ich stehe hier für 350 Mann von ‚Helgoland'. Die halten zu euch!

Linke: Ich stehe hier für 200 Mann von ‚Posen'. Die halten zu euch!

Geschrei: Hurra!

Köbis: Außerdem gehen mit uns: 408 Mann von ‚König Albert', 380 Mann von ‚Westfalen' und alle Mann von ‚Prinzregent Luitpold'.

Geschrei: Hurra!" (S. 50).

(Die nun folgenden Hetzreden des von den Matrosen erkannten Spitzels fallen hier weg, es spricht dann)

„Köbis: Kameraden! Wir wollen uns darüber klar sein, wir haben zu früh losgeschlagen. Wir hätten warten müssen, bis die ganze Flotte hinter uns steht! Es kommt der Tag, wo wir demonstrieren, daß uns ein Dreck an Belgien und Polen und den baltischen Provinzen liegt! Kameraden! Wir sind nicht von England bezahlt, die Alldeutschen haben das Vaterland nicht gepachtet — wir sind auch Deutsche. Die Parteien werden uns nicht helfen. Wir müssen uns selbst helfen. Denkt an Karl Liebknecht! Nieder mit dem Scheißkrieg!

Alle: Nieder mit dem Scheißkrieg!

Ein Matrose (springt auf den Tisch und singt):

Wir kämpfen nicht fürs Vaterland,
Wir kämpfen nicht für Gott,
Wir kämpfen für das reiche Pack,
Wir Armen gehn kapott!

Alle (im Chor mit ihren Gläsern den Takt trommelnd, fallen im Chor ein)" (S. 53).

Damit sind die wahren Freunde des Vaterlandes von Toller entdeckt.

„Ihr habt kein Recht, für Deutschland zu sprechen, Deutschland, das sind wir!!!“

ruft Köbis vor dem Kriegsgericht (S. 83). Und als die Matrosen unter dem Spruch der heuchlerisch und borniert dargestellten Kriegsgerichtsräte als Opfer des verruchten Systems fallen, ist ihnen endlich die Märtyrerkrone aufgesetzt und der Zweck erreicht.

Denn darum geht's, um die Brandmarkung des „Systems“, um die Kompromittierung des Vaterlandes und des Nationalen durch die Verunglimpfung seiner Spitzen, auf der anderen Seite um die Verherrlichung jener Elemente des Krieges, die mit ihren Ideen von Internationalismus und Pazifismus systematisch den Widerstandswillen der Front und der Heimat unterhöhlt haben, letztlich also um die Heroisierung des Hochverrats und der Fahnenflucht.

Welchen Widerhall die Aufführung in der offiziellen Pressekritik fand, wie einhellig jüdische Kritiker dieses „politische Zeitstück“ loben, ja sich mit ihm identifizieren, wie ganz anders das Urteil nationaldenkender deutscher Kritiker lautet, dafür mögen ein paar Auszüge aus der reichen Fülle des vorliegenden Materials hier und in den folgenden Abschnitten zeugen.

Jüdische Kritik.

Fritz Engel im „Berliner Tageblatt“.

„... Die Wirkung war zumindest stark, am Schluß gewaltig. Das Publikum dieses Abends folgte fast einhellig der Sichtbarmachung von Zuständen, die ihm schon aus anderen Quellen bekannt waren, und die ihm nur hier mit der ganzen Deutlichkeit der Bühne begegneten ...“

„... Gentlemanleben der Vorgesetzten, Proletendasein der Untergebenen, freche Überhebung der Offiziere — nicht aller, sagen die Akten und sagt auch Toller. Und dann diese Kriegsjustiz, diese Fälschungen des Rechtes, Unvermögen und Unlust, sich in den Geist der gequälten Mannschaft zu versetzen, und die grausamen Strafen.

Toller gruppiert das auf der Bühne vom Blickpunkt seiner persönlichen politischen Einstellung aus. Sollte er auch übertreiben, ich glaube es nicht, er vertritt doch immer Menschlichkeit und Gerechtigkeit, und soweit folgen wir ihm rückhaltlos ...“

Ganz ähnlich schreibt Emil Faktor im „Berliner Börsen-Courier“, nur die bürgerlich-marxistische Presse hält sich zurück. Der Grund? Toller ist Kommunist, und die Sozialdemokratie kommt schlecht weg in dem Stück, vor allem Philipp Scheidemann — da kann Monty Jacobs in der „Vossischen Zeitung“ nicht mitmachen. Aber ein Wort kennzeichnet, ein Vergleich enthüllt: Für Monty Jacobs steht die Verschwörung der Meuterer mit dem Rütli-Schwur, dem Freiheitskampf der Schweizer auf gleicher Stufe!:

> „. . . Den Erfolg steigerte eine ausgezeichnete Aufführung“ . . . „der Alltagskrieg, das Rütli der Matrosen, das Militärgericht, da saß jeder Ton . . .“

Die Stimmen deutscher Kritiker lauten anders:

Peter Bamm in der „Deutschen Allgemeinen Zeitung“.

> „Von einem links stehenden, Stücke schreibenden Politiker muß man immer befürchten, daß bei ihm Soldaten, Proleten und Matrosen edle, unschuldige Opfer irgendwelcher verruchten Systeme sind, die durch Kapitalisten, Offiziere und andere Sklavenaufseher vertreten werden. Diese Befürchtung erfüllt sich in schrecklichster Weise. Keines dieser trostlos hohlen Klischees ist Herrn Toller zu schäbig, als daß er sich nicht in einer Art von intellektuellem Masochismus damit kompromittierte. So sind seine Personen keine Menschen, sondern Gipsmodelle der Tendenz mit beweglichen Gliedern.“

Ludwig Sternaux im „Berliner Lokalanzeiger“.

> „Es besteht gar kein Zweifel, nicht der geringste, daß die Verurteilten nach den Kriegsgesetzen schuldig waren; auch Toller, so blind er wütet und so gern er ihnen die Märtyrerkrone aufsetzen möchte, kommt darum nicht herum.
>
> Aber sein neues Stück, doch nur geschrieben um einer Tendenz willen, die gleichzeitig die Konjunktur ist, lohnt nicht mal mehr sich aufzuregen. Es ist so sehr Geschichtsklitterung, so verantwortungslos zusammengestümpert, so übergrob und wohlfeil in eben jener Tendenz um jeden Preis, daß man fast darüber lachen muß. Nur bleibt es eine Schamlosigkeit, und diese freilich erregt Ekel. Das Land möchte ich sehen, das gestatten würde, so schamlose Dinge auszubreiten,

die so wie diese von jüngster Vergangenheit umwittert sind. Das nur ist bei uns möglich ..."

„... Und wenn die Matrosen also johlend losmeutern, wenn dies ‚Deutschland sind wir!' aufgellt, bei jedem Wort, das Offiziere, das den Kaiser in ordinärstem Gassenton verunglimpft, rast das Publikum vor Begeisterung ..."

Friedrich Wolf

Nach dem Tollerschen Meutererstück erübrigt sich ein näheres Eingehen auf das Drama „Die Matrosen von Cattaro" von Friedrich Wolf. Es ist Geist von gleichem Geist, bei gleichem Inhalt und gleichem Schema, nur daß es sich diesmal um die österreichische Marine handelt. Auch hier die der „Übermacht" unterliegende Mannschaft gefeiert als Märtyrer für Freiheit und Menschlichkeit. Das Stück schließt mit dem Hinweis auf den baldigen Sieg der Revolution: „Das ist nicht das Ende, Leutnant; das ist erst der Anfang" (S. 117), so klingt es aus.

Einige Szenen nur mögen als Probe genügen, um zu dokumentieren, was auf deutschen Bühnen möglich war. Die Meutererszene selbst: die Matrosen haben eine Resolution gefaßt.

„Was wir wollen! — Wir Matrosen der II. M. D. bekennen uns zu den Forderungen unserer Landsleute und Brüder im Arbeiterrock, den Forderungen der Wiener Gewerkschaften, die besagen:

1. Sofortige Einleitung allgemeiner Friedensverhandlungen;
2. Beteiligung von Vertretern der Partei an den Verhandlungen von Brest-Litowsk ... 8-Stunden-Tag ... Freilassung aller politischen Gefangenen ... Entmilitarisierung der Betriebe ..." (S. 44).

Als dann wegen geheimer Konspiration ein Matrose festgesetzt werden soll, bricht der Aufstand los:

„Franz: Wohin kommt der Gefangene?

Leutnant: Vor dem Arsenal in Cattaro wird ihn ein Infanteriekommando übernehmen.

Franz: In die Kasematten?

Leutnant: Fragen Sie nicht soviel.

(Der Matrose bringt die Stricke.)

Leutnant: Also los! Hände auf den Rücken!

Franz (nimmt die Stricke, stößt das Fenster auf, wirft die Stricke zum Fenster hinaus).

Leutnant: Verrückt?

Franz (vor ihm): Hier wird nicht gefesselt.

Leutnant: Das ist Empörung!!

Franz: Wir sind Männer wie ihr! Die Zeit ist vorbei, daß wir Schlachtvieh waren!

Leutnant (will den Revolver ziehen).

Franz (zum Kommando): Achtung! (Die vier Gewehre richten sich gegen den Leutnant.)

Leutnant (reißt die Waffe doch noch hoch).

Franz (schlägt sie ihm aus der Hand): Mist!!

Leutnant: Das ist ... nicht möglich ...

Franz: Was ist nicht möglich, Leutnant? Daß 6000 Matrosen, die den Frieden wollen, 200 Offiziere, denen der Krieg Betrieb ist, absägen ... daß 6000 Matrosen und Millionen Arbeiter und Soldaten sich nicht mehr drängeln, um zu sterben, um zu sterben für ein paar tausend Kriegsverdiener ... das ist nicht möglich, Leutnant?!

(Die Tür wird aufgerissen; herein stürmt Jerko mit Matrosen.)

Jerko: Signal??

Franz: Alle Bootsmannspfeifen, Hörner, Trommeln, Sirenen! Rote Flagge gesetzt!!

(Jerko ab. — Draußen schrillen die Bootsmannspfeifen: Feuer im Schiff! Dann fällt ein Horn ein, das ‚Vergatterung' bläst, ebenso Trommeln; die Schiffssirene heult; jetzt antworten auch die Sirenen der anderen Kriegsschiffe. Ein Rennen und Jagen auf und unter Deck.)

Leutnant (außer sich): Schmeißt mich über Bord!!

Franz: Quatsch! Wir wollen Frieden; das Volk hat den Krieg satt!

(Sepp stürzt herein.)

Sepp: Peng, Jungs, peng! Die ‚Gaea' hat die rote Flagge gesetzt, beim ‚Karl', ‚Max', ‚Rudolf' und ‚Cyklop' geht sie gerade auf Topp!

Franz: Wie ist's im Schiff?

Sepp: Ganz unser!

Jerko (am Fenster): Der ‚Karl', der ‚Rudolf', der ‚Max', der ‚Monarch', der ‚Cyklop', die ‚Gaea', der ‚Panther', die ‚Afrika' ... 40 Flaggen über 40 Schiffen ... 40 rote Zungen in der Luft, die rufen alle: Weiter! Weitermachen. (Erregt:) Fahren wir die Nacht?! ...

F r a n z : Das beschließt der Ausschuß.

(Die Tür wird aufgestoßen; herein stürmen Sepp, Mate Bernicevic von der ‚Gaea‘ und Trulec, ein Oberheizer vom ‚Kaiser Karl VI.‘ . . .)

M a t e (Franz, Sepp und Trulec in einem umarmend): Jungens, Jungens! Ist's denn wirklich wahr, nicht bloß 'ne Latrine: 6 0 0 0 M a t r o s e n a u f 4 0 E i n h e i t e n d e r k. u. k. M a r i n e h a b e n d i e r o t e F l a g g e g e h i ß t . . . (stößt die Tür auf) das ganze Geschwader!

(Alle schauen stumm nach draußen; Franz sucht mit dem Zeißglas die Schiffe ab. M a n h ö r t d i e l e t z t e n K l ä n g e d e r M a r s e i l l a i s e . . .)

S e p p : Auf allen Schiffen spielen die Kapellen! Jungens, das ist ein Tag, direkt zum Eierlegen! (Nach links hinausrufend:) Kreibich, oller Blechspucker! Jetzt mal was fürs Herze: Das Lied der Matrosen. Los, Mensch, Peng!

(Die Kapelle beginnt das Lied der Matrosen; auch draußen die Mannschaft singt es mit.)

S e p p (mit Mate und Jerko singend):

Verronnen die Nacht, und der Morgen erwacht,
Rote Flotte mit Volldampf voraus!
Wir roten Matrosen, in Stürmen und Tosen,
Wir fahren als Vorhut voraus.
Vorwärts, an Geschütz und Gewehre,
Aufs Schiff, in Fabriken und Schacht!
Tragt über den Erdball, tragt über die Meere
Die Fahne der Arbeitermacht . . .

J e r k o (der immer am Fenster nach draußen beobachtet): Jungs! Die langen Mäxe der Küstenbatterie von Zelenika schwenken auf uns ein!

F r a n z (am Fenster): Besoffen? Denen paßt wohl unsere Flagge nicht? — Los, Jerko! 'raus auf die Brücke! Winkersignal an alle Schiffe (zu den andern): Ihr seid doch einverstanden?

M a t e : Und ob!

T r u l e c : Feste!

F r a n z : An alle Schiffe: ‚Sämtliche Schiffe zu konzentrischem Feuer auf die Batterie von Zelenika einschwenken! Das Feuer eröffnet der ‚Georg‘.‘

J e r k o (der in seinem Notizbuch mitgeschrieben): . . . eröffnet der ‚Georg‘.

Franz: Zweites Signal: An die Küstenbatterien: ‚Wollt ihr mitkämpfen? Euer Feuer wird erwidert! *Die rote Flagge ist der Wille von 6000 Matrosen! Schließt euch an! Es lebe der Friede!*‘

Jerko (mitschreibend): *Die rote Flagge ist der Wille von 6000 Matrosen! Schließt euch an! Es lebe der Friede!*“

Dieses Stück wurde auf der Berliner Volksbühne, einem staatlich unterstützten Unternehmen, unter dem Jubel der roten Internationale aufgeführt!

Auch hierzu die Kritik auf *jüdischer* Seite eindeutig sympathisierend:

Monty Jacobs in der „Vossischen Zeitung“:

„. . . Wenn die Matrosen in Friedrich Wolfs Schauspiel *die Kriegsflagge herunterholen und die rote Fahne hissen, bricht ein legitimer, von der Gewalt des Symbols bekräftigter Beifall aus. Niemand kann sich dieser Gewalt entziehen, weil sie aus dem Geiste des Geistes des Schauspiels dringt . . .*

. . . Es ehrt das Stück, daß es den Vergleich mit Hauptmanns Drama ‚Die Weber‘ und mit dem gewaltigen Potemkin-Film (!) weckt und aushält . . .“

Fritz Engel im „Berliner Tageblatt“ sieht mit Begeisterung die Fernwirkung des Stückes: Nur das dichterisch geformte Zeitstück, schreibt er,

„*vermag geistig weiterzuwirken, auf die noch Ungläubigen und Nichtüberzeugten.* Die Gläubigen sind schon verzückt, wenn sie eine rote Fahne sehen und die Marseillaise hören.

Friedrich Wolf, Autor des ‚Cyankali‘, hat Aussicht auf diese Fernwirkung.

Er bringt *das dritte Matrosenstück* der Spielzeit. *Noch nie war Berlin so voll von Blaujacken seit jenem anderen November, als die Kieler Jungens ins Schloß gedrungen sind.*“

Was half da die Empörung verantwortungsbewußter deutscher Kritiker? *Friedrich Sternaux* charakterisierte im *„Berliner Lokalanzeiger“* die Lage in ihrer ganzen Hoffnungslosigkeit:

> „Ein Abend, mit dem sich die Volksbühne endgültig des Rechtes begibt, noch als Kunstinstitut gewertet zu werden!
>
> Bis jetzt konnte man trotz aller Sünden, die ihr Konto belasten, noch immer eine kleine Hoffnung hegen, daß man sich dort an verantwortlicher Stelle doch noch einmal auf die Verpflichtungen besinnen würde, die eine so stolze Devise wie ‚Kunst dem Volke!‘ auferlegt. Damit ist es jetzt aus. Endlich fällt alle umphraste Maske, endlich zeigt dies Theater sein wahres Gesicht. Vollkommener kann keine Selbstdegradation sein! . . .
>
> Das einzige Plus, das man Autor wie besagter Aufführung buchen kann, ist das, daß die Verhetzung hier Formen angenommen, die alles, was wir bis dato darin erlebt, weit in Schatten stellen. Ein fragwürdiger Ruhm!
>
> Es geht los wie bei Plivier, wie bei Toller . . .
>
> . . . Und der Herr Wolf packt schärfer zu, ist womöglich röter als rot.
>
> . . . Die Internationale und Rotfrontrufe sind der triste Schluß . . .
>
> Dies also die Novemberfeier der Volksbühne!
>
> Und diese Bühne, die so zynisch Tür und Tor einer Propaganda öffnet, die eindeutigst auf Umsturz und Sowjetzustände hinarbeitet, es ist dieselbe, die bei Stadt und Staat händeringend um Subventionen jammert, dieweil sie ohne diese infolge Mitgliederschwund nicht leben kann.“

Derselbe Friedrich Wolf war schon vorher als Verfasser eines politischen Tendenzdramas hervorgetreten. Damals ging es um den § 218, den Wolf als kommunistischer Arzt und „Sachverständiger“ in seinem Stück „Cyankali“ bekämpfte.

Der Kampf gegen den § 218 war nur ein Schritt weiter in der marxistischen Untergrabung des staatlich und volklich gebundenen Denkens. Man begnügte sich nicht damit, die Idee der nationalen Würde zu verunglimpfen, die staatliche Autorität zu untergraben; dieselbe zügellose Freiheit des Individuums, die dem Staat als Autorität gegenüber gepredigt wurde, griff über auf das Verhältnis des einzelnen zum Staat und Volk überhaupt. Systematisch zerstörte man das Bewußtsein, daß der einzelne, aufsteigend

und genährt aus dem Schoß seines Volkes, mit seinem Leben Träger und Erhalter der volklichen Substanz bedeutet, daß er mit an der Verantwortung trägt für die gesunde Fortdauer seines Volkes. Unter dem Deckmantel der sozialen Not, die eine Vermehrung der Bevölkerung unerwünscht erscheinen lasse, lehrte man die Geburtenbeschränkung, forderte man die Freiheit der Abtreibung als Staatsnotwendigkeiten. Und während verantwortungsbewußte Gesetzgeber sich den Schutz des keimenden Lebens und die Förderung gesunder Geburten im Dienste der Erhaltung des Volkstums zur höchsten Pflicht gemacht hatten, stürmten Marxismus und Judentum geschlossen und unaufhörlich gegen den § 218 des Strafgesetzbuches an.

Friedrich Wolf stand in vorderster Linie. In der Vorbemerkung zu „Cyankali" beruft er sich darauf, daß nach Schätzungen des Deutschen Ärztetages in Eisenach in Deutschland jährlich 800 000 Abtreibungen vorgenommen würden. (Eine Zahl, die übrigens bestritten worden ist!) Abtreibung ist Vergehen gegen den § 218. 800 000 Frauen also machen sich strafbar? Wolf zieht die Folgerung, dieses Gesetz ist überholt durch die Wirklichkeit, es muß abgeschafft werden.

Mit der gleichen Logik könnte man schließen (angenommen, die restlose Enthemmung der Triebe hätte in Deutschland noch weitere Fortschritte gemacht): 800 000 Menschen begehen jährlich einen Mord. Auf Mord steht Todesstrafe; da 800 000 morden, muß der Paragraph hinfällig und überholt sein. Wir fordern Straffreiheit für den Mörder. Das ist die Art der Motivierung jener Leute, die für die Straflosigkeit der Tötung keimenden Lebens sich einsetzten.

Mit Bewußtsein werden in „Cyankali" alle Probleme vermieden, alle Hintergründe zugedeckt; die körperlichen und seelischen Schäden durch die Unterbrechung eines lebendigen Prozesses im Organismus der Frau auch bei geglücktem Eingriff, die Bedeutung des Paragraphen für den Bestand eines Volkes in bevölkerungspolitischer und rassischer Hinsicht, der Untergang des mütterlichen Wesens in dem verantwortungslosen sexuellen Sichausleben der Frau, deren endgültiges Ergebnis die Frau als Amüsierobjekt ist — all diese Punkte werden auch nicht andeutungsweise berührt. Aber darum geht es ja auch nicht bei dem Kampf um diesen Paragraphen: er steht in demselben Zeichen marxistischen Freiheitsbegriffes, nach dem das egoistische Sichausleben der Persönlichkeit zum Ideal erhoben wird. So bleibt nur eine oberflächliche Diskussion übrig unter dem Mäntelchen: soziale Not und Klassenkampf.

Und dies wieder ist symptomatisch. Nicht die soziale Not wird bekämpft, nicht eine Besserung der Zustände angestrebt, die die Abtreibung aus wirt-

schaftlicher Not hinfällig machten, es geht gegen den Paragraphen an sich, es geht um das „Selbstbestimmungsrecht“ der Frau, das „Recht auf den eigenen Körper“, es geht gegen den „Gebärzwang“. Mit voller Eindeutigkeit verweist Wolf (Seite 91) auf das Beispiel Rußlands, wo die Abtreibung von Staats wegen geduldet und in staatlichen Kliniken vorgenommen wird, sobald Kinder nicht erwünscht sind. Und wenn in „Cyankali“ dennoch wirtschaftliche Not und Klassengegensatz zum Motor der Handlung gemacht werden, so bedeutet dies weiter nichts als ein Mittel, in möglichst eindeutiger und tendenziöser Form, unter Anspielung auf gegenwärtige soziale Nöte, dem Paragraphen zu Leibe zu gehen; je primitiver die Tendenz, um so sicherer ist die Wirkung.

Eine Dame der höheren Gesellschaftskreise will sich „wegen eines Zufalls nicht den ganzen Winter verderben lassen, jetzt, da sie in bester Form ist“. Sie spricht: „Mein Hockeyteam in Davos erwartet mich.“ Der Arzt befreit sie natürlich ohne Bedenken von diesem „Zufall“. Von demselben Arzt wird das Proletariermädchen, in gleicher Not von ihrem Freund, mit Bibelsprüchen und Zitaten und schließlich mit dem Hinweis auf die Paragraphen abgewiesen. Das Mädchen und der Freund haben beide ihre Stellung durch einen Streik verloren, unverschuldet. Ihr Freund wird dazu noch wegen der Plünderung eines Lebensmittelgeschäftes durch Streikende von der Polizei verfolgt. Vom Arzt abgewiesen, nimmt der Vater des Kindes auf offener Bühne, hinter einem Vorhang, einen Eingriff vor, der mißglückt. Eine weise Frau hilft weiter. Das Mädchen geht schließlich an Zyankali zugrunde.

Am Bett der Sterbenden versammelt sich eine rücksichtslos brutale Untersuchungskommission; die Mutter des Mädchens, der „Beihilfe“ verdächtig, wird von der Sterbenden weggerissen und verhaftet! Im letzten Akt wird die unverblümte Aufforderung zum Kampf gegen den Paragraphen, zur Volksabstimmung proklamiert. Immer wieder pflanzt sich das Leitmotiv durch die Handlung fort:

> „Ein Gesetz, das in jedem Jahr 800 000 Mütter zu Verbrechern macht, das Gesetz ist kein Gesetz mehr.“

Man sieht also ein Theaterstück, aufgebaut auf der primitivsten Manier der Häufung krasser Einzelfälle mit der eindeutigen Tendenz gegen die Vertreter der öffentlichen Ordnung, die durch einen unsozialen, den oberen Schichten dienenden Arzt und eine entseelte Justiz „dargestellt“ wird. Klassenkampf auch hier die Parole.

Aber der Zweck ist erreicht — die Propaganda gegen den § 218 kann jetzt mit erneuter Wucht in der Öffentlichkeit in Angriff genommen werden. „Gegen den Gebärzwang“, „für die Freiheit der Abtreibung“, so pflanzt sich

die Agitation von der Bühne aus in die Volksversammlung fort. Den Volksentscheid für die Freiheit der Abtreibung glaubte man bald durchbringen zu können.

Hören wir hierzu wieder die Stimmen der öffentlichen Meinung; zunächst die jüdische Kritik:

Erich Burger im „Berliner Tageblatt" vom 7. 9. 1929:

> „Scheußliche Zustände sind zu bessern, das Theater greift ein. Alarm gegen den Abtreibungsparagraphen. Notsignal gegen überholte und veraltete Gesetze. Klare Augen sehen ein Bild, starke Fäuste haben es gepackt. Es wird nichts verwischt, keine dichterischen Retuschen sind aufgetragen. Zustände werden gezeigt, so ist es und nicht anders."

Ebenso meint, ohne jede Diskussion der volklichen Bedeutung des § 218, Artur Eloesser in der „Vossischen Zeitung": „Daß der Verfasser recht hat, ist selbstverständlich." Ähnlich sagen es alle links gerichteten Zeitungen.

Die primitive Auffassung des Stückes und seiner hetzerischen Tendenz kennzeichnet unter den deutschen Kritikern wohl am besten Bruno E. Werner in der „Deutschen Allgemeinen Zeitung":

> „Er schreibt ein knalliges Tendenzstück, das in Brandreden ausgeht, und meint, daß vieles in der Welt besser wäre, wenn nicht die gemeinen Pharisäer gewisse Gesetzesparagraphen unterstützen würden. Für ihn ist die Sache ganz einfach. Hier die Arbeiter, denen es dreckig geht, die im Grunde anständige und kluge Leute sind und Opfer des Gesetzbuches werden — dort ‚die herrschende Klasse', die brutal, herzensträge und nur auf ihren Geldbeutel bedacht ist. Die guten Leute sind für Geburtenkontrolle, die schlechten Leute sind dagegen. Damit ist das Problem gelöst.
>
> Daß mit der Aufhebung oder der Beibehaltung dieses Gesetzes ein gewaltiger Fragenkomplex aufgerollt wird, daß im Hintergrund die tiefgründigsten Probleme des ganzen Menschengeschlechts sichtbar werden, daß man hier gar metaphysische Dinge streift, davon hat der Autor nicht die geringste Ahnung. Der Fall wäre rührend, wenn es sich nur um Friedrich Wolf handelte. Da jedoch ein Publikum von gleicher geistiger Bescheidenheit im Parkett sitzt, ist er fast gefährlich..."

Ähnlich schreibt Franz Servaes im „Berliner Lokalanzeiger“ von der Verantwortungslosigkeit der Bühnen, die solche Tendenzstücke vor dem Publikum ausbreiten:

„Dies auf einer öffentlichen Bühne zu zeigen und damit in verantwortungsloser Weise die Volksleidenschaften aufzupeitschen, sollte in keinem Staate der Welt geduldet werden...“

In Deutschland war es geduldet...

Arnold Zweig*

In dieselbe Kerbe wie Toller haut Arnold Zweig mit seinem Stück „Der Streit um den Sergeanten Grischa“ (Berlin 1929), das, als Drama konzipiert, als Roman erschienen und viel gelesen, schließlich auf der Bühne seine Darstellung fand. Nach den vielen Peinlichkeiten seiner früheren Romane und Dramen, die sämtlich, auch wenn sie nicht in jüdischem Milieu spielen, Kennzeichen jüdischen Primäraffekts tragen, versucht sich Zweig hier an einer Darstellung des Kriegsgeschehens, die, aus der Sicht des isolierten, ressimentgeladenen Individuums gesehen, an dem wirklichen Geschehen tendenziös vorbeigeht und wieder einen Einzelfall ausnutzt zum Kampf gegen soldatischen Geist und das Deutsche überhaupt.

Der Vorgang ist einfach. Der russische Kriegsgefangene Grischa flieht aus dem Gefangenenlager und wird als Spion und Überläufer Bjuschew, mit dessen Papieren er sich durchzuschlagen hoffte, unschuldig zum Tode verurteilt und hingerichtet. Also auch hier wieder ein Justizirrtum, wieder das Märtyrertum eines unschuldigen Opfers, wie bei Bruckner (s. u.), bei Toller, wie in Rehfischs „Fall Dreyfus“, wie endlich in dem Fall Jakubowski, der damals, künstlich aufgebauscht und tendenziös ausgebeutet, die Öffentlichkeit maßlos beschäftigte. Zweig aber geht über seine Vorgänger hinaus: bei ihm *wissen* die entscheidenden Stellen, daß sie ein Fehlurteil fällen, daß dieser Grischa nicht Bjuschew ist, und sie verurteilen ihn doch zum Tode. Das alles dieser Tendenz zuliebe, wie sie der Schluß des Stückes enthüllt: Der Mensch ist das unschuldige Opfer des Molochs Staat, und die Auflehnung gegen den Staat ist berechtigt, ja ethisch wertvoll.

Zweig ist raffinierter als seine Gesinnungsgenossen. Unter den für diesen „Fall“ verantwortlichen Generalen des Weltkrieges zeichnet er einen Charakter, den General Lychow, der menschlich, gerecht und gütig, dem Unschuldigen bis zuletzt zu seinem Recht verhelfen will, auch in dem Ausnahmezustand des Krieges. Zweig sympathisiert also, scheint es, mit Vertretern des deutschen Militarismus.

---

* Geboren in Gr.-Glogau 10. 11. 1887, Sohn des jüdischen Sattlers Adolf Zweig und der Bianca, geb. Spandow.

Wie weit er diesen Vertreter der Gerechtigkeit verzeichnet und versentimentalisiert, ja restlos verkitscht, steht hier nicht zur Debatte. Nur ein paar Sätze, die dieser General bei Zweig sprechen muß, mögen als Probe genügen: „Ihr ganzes Kalkül ist löcherig wie Schweizerkäse" (Seite 76). In der entscheidenden Auseinandersetzung über Grischa fällt der Stuhl des Generals Schieffenzahn um. Lychow: „War das Ihr Stuhl? Es schallte wie das Zufallen einer Schicksalstür" (Seite 77). So spricht ein preußischer General!

Im Blick auf diese edle Generalsseele kann man Zweig natürlich nicht den Vorwurf machen, er habe ein Tendenzstück geschrieben — so meint die gesamte jüdische Kritik. Aber das Ganze ist nur ein Trick; denn von diesem Hintergrund hebt sich für den Zuschauer um so krasser die ganze Brutalität und die Entseelung der eigentlichen Verantwortlichen ab, des Generalquartiermeisters Schieffenzahn und seines Kriegsgerichtsrates Wilhelmi. Sie sind entscheidend und verantwortlich für den Geist dieses Krieges wie für dieses Fehlurteil. Schieffenzahn, eindeutig eine Karikatur auf den Generalquartiermeister Ludendorff, in der Maske Ludendorffs auf der Bühne dargestellt (!), ist die ganze Oberste deutsche Heeresleitung, mit Wilhelmi ist er der Vertreter jener borniert lächerlichen Machtpolitik und jenes „preußischen" Junkertums, wie sie die Gegner dieses Preußentums der Öffentlichkeit „nahebrachten". Dieselbe Zunft (Tucholsky, Lessing, Toller u. a.) nannte damals die deutschen Generale irrsinnige Massenmörder, ja setzte sie in Vergleich mit dem Menschenschlächter Haarmann. Und wenn dieser Ludendorff-Schieffenzahn beteuert: „Ich bin kein Mörder" und Lychow antwortet: „Nun eben. Selbstverständlich" (Seite 74), so weiß das verständige und politisch aufgeklärte Publikum marxistischer Färbung natürlich gleich die ganze Ironie dieser Äußerung zu erfassen.

Nur ein Ausschnitt aus dem Gespräch zwischen Schieffenzahn und Wilhelmi möge zeigen, wie Zweig den Geist des deutschen Generalstabs darstellt; er macht sich hier zum Sprachrohr jener primitivsten, aber um so wirkungsvolleren antideutschen Propaganda, wie sie in der Zeit nach der Revolution 1918 von volksfremden „deutschen" Marxisten an der Tagesordnung war:

> Schieffenzahn: Schließlich sitz' ich hier für Ober-Ost, für ein Millionenheer und, um die Wahrheit zu reden, für Deutschlands Zukunft. Denn hier liegen unsere Kolonien.
>
> Wilhelmi: Gott sei Dank. Für diese Lande ein einziger Segen. Denn was wollten diese Polen, Letten, Litauer und all der Kram wohl anfangen, wenn wir unsere Hand von ihnen abzögen?

Schieffenzahn: Wir werden sie nicht fragen.

Wilhelmi (breit und offen): Daß uns nur nicht der Reichstag hört.

Schieffenzahn: Diese Wallache! Denn worauf gründet sich unsere Zukunft? Auf das Übergewicht des dumpfen landwirtschaftlichen Menschen, des Ackermenschen gegenüber den zerbröckelnden Massen der Städter, des Proletariats, der Industrie. Wir haben überhaupt keine Wahl. Nach Friedensschluß behalten wir Preußen nur dann an der Strippe, wenn wir inzwischen acht neue Provinzen mit Landvolk zu unserer guten preußischen Denkart herangezüchtet haben. Dann mögen die Herren in den Großstädten ruhig für Sozialdemokraten stimmen.

Wilhelmi: Glänzend, ausgezeichnet. Wir gleichen Massen durch Massen aus, Stimmvieh durch Stimmvieh.

Schieffenzahn: Einverstanden? Und da unser Friedensschluß aus den Besiegten blutige Fetzen herausreißen wird, acht Provinzen, und nicht zu knapp Geld, müssen wir vom Welthandel nötigenfalls unabhängig werden... Das sind meine einfachen Leitsätze, und zum Glück werden sie höchsten Orts verstanden" (Seite 48/49).

Das soll also die Politik des deutschen Generalstabs sein! So sollen Sinn und Zweck des Krieges in den Augen dieses Generalstabes aussehen! In Wirklichkeit sind dies Ansichten, wie sie auch von den schlimmsten Feinden Deutschlands nicht schärfer geäußert worden sind! Zweig macht sich damit zum Sprachrohr jener bestimmten Richtung, die mit der Revolution von 1918 die Oberhand gewann und die böswillige Verleumdung des deutschen Geistes vor und im Kriege professionell betrieb. Er enthüllt hier restlos sein Unvermögen (unbewußter Trieb und bewußter Wille zugleich), auch nur annähernd „preußischen Geist" zu erfassen. Anstatt aber mindestens diesen Versuch zu machen, entstellt und karikiert er diesen Geist bewußt durch die Darstellung völlig tendenziös gezeichneter Repräsentanten.

Bezeichnend ist, wie in diesem kleinen Ausschnitt hinter dieser Zeichnung deutscher Generale der jüdische Primäraffekt Zweigs durchbricht. Er sucht den General zu kompromittieren durch eine Denkart, die die „verdummte Masse" der Landbauern gegen den „aufgeklärten" Menschen heranzüchten will. Diese Denkart, die in dem bodengebundenen Dasein des Bauerntums die Dumpfheit eines Massenmenschen sieht, dagegen alle Sympathie auf den

entwurzelten, emanzipierten, „geistig selbständigen“ Großstadtmenschen, den wahren Massenmenschen, wirft, ist typisch jüdisch.

Zweig geht noch weiter: Die Sphäre von Recht und Gerechtigkeit ist dem verkalkten, in militärischen Geleisen eingefahrenen Denken dieses Generals natürlich überhaupt nicht mehr zugänglich. In der Unterredung mit Lychow, in der dieser das Unrecht einer Hinrichtung Grischas Schieffenzahn klarzumachen versucht, versteht dieser Schieffenzahn natürlich gar nicht, um was es geht. Sowie er das Wort „Recht“ hört, schaltet sich sein Gehirn automatisch ein auf den Gedanken „Recht auf Sieg“. Ebenso ist automatisch „Ordnung“ dasselbe wie „unbedingter Gehorsam“ der Mannschaften.

Zweig schreibt:

„Lychow: Dem Recht handeln Sie zu nahe, dem Recht! ... Meine Gerichtshoheit kann der Teufel holen; aber das preußische Heer darf der Teufel nicht holen. Und Recht und Ordnung sind seine Grundpfeiler.

Schieffenzahn: Ich möchte nicht ungeduldig werden. Gewiß, gewiß, Recht und Ordnung, davon reden wir ja, Deutschlands Recht auf den Endsieg und die Ordnung unbedingten Gehorsams ...“ (Seite 75).

Und so handelt dieser Schieffenzahn mit Zustimmung seines Kriegsrats Wilhelmi nach dem

„Grundsatz des Alten Fritzen: Kein Soldat avanciert gegen den Feind, wenn er vor seinen eigenen Offizieren nicht größere Bange hat als vor den Kugeln . . . Und der Alte Fritz verstand etwas von Preußen und Siegen ...“ (Seite 51).

Und um diese „Angst“ zu erhalten, um ein Exempel zu statuieren, um die Kerle in Respekt zu halten, die nicht verstehen werden, daß aus einem Bjuschew ein Grischa wird, muß dieser Grischa sterben. So wird kurzerhand dieser Unschuldige verbrecherisch im Dienste einer „verbrecherischen“ Sache getötet.

Das aber ist es, was Zweig zeigen wollte: Diese irrsinnigen Generale schlachten ihre Opfer rücksichtslos ab im Dienste idiotischer Machtinteressen, im Dienste der Unterdrückung des eigenen, der Vergewaltigung fremder Völker. Und aus dieser Sicht heraus findet erst der Schluß des Dramas seine volle Bedeutung. Von hier aus rechtfertigt sich die Meuterei und die Auflehnung der Soldaten. Das ist der Sinn des Ganzen. Das Stück schließt mit einem Chor, der die beginnende Meuterei der Soldaten und das Aufglimmen der Revolution als Schlußapotheose bringt.

„*Infanterist: Für unsereinen, wie Urlaub und Fressen und* Quartier, was?

Rotbärtiger Unteroffizier (schlägt ihm auf den Rücken): Gleicher Urlaub, gleiches Essen, wär' der Krieg schon längst vergessen, was? (Beginnt zu singen:) Unser Hauptmann, der hat einen fetten Hund, gick, gack.

Die Soldaten (vorn an der Theke in helles, dröhnendes Gelächter ausbrechend): Büntjes Sturmlied! ... (S. 101).

Einer der Infanteristen (an der Theke): Ihr seid wohl verrückt, das Sturmlied hier, wo der Stab liegt! Ihr wollt wohl in 'n Kasten!

Rotbärtiger Unteroffizier: Scheißkerl, das ist unser Lied, das kennt jeder Offizier im Regiment. Los, Kameraden, und den Schlußreim, daß die Scheiben platzen!

Chor (noch zögernd):

Unser Hauptmann, der hat einen fetten Hund, gick, gack,
Und von Kohlrüben bleibt uns der Arsch gesund, kick, kack,
Und die Töle frißt krachend ihr Kotelett,
Und der Landser wird lachend von Lause fett.
Na, da stürm' wir mal, stürm' wir mal,
Jufifallerassassassa,
Stürm' wir mal, stürm' wir mal,
Jufifallera (Seite 102).

Rotbärtiger Unteroffizier und mehrere Stimmen (singen bereits den Text der Strophe mit. Die Endworte ‚pick, pack' und ‚schnick, schnack' haben schon die Stärke der Refrain-Strophen, deren letzte unwiderstehlich die ganze Masse der Soldaten mitgerissen hat und stehend mit Biergläsern oder Fäusten auf den Tisch trommelnd gesungen wird):

Und krepierte Landser, die tun ihre Pflicht, pick, pack,
Und morgen stehn wir im Tagesbericht, schnick, schnack,
Und der Kriegsgewinnler wird madenfett,
Und im Drahtverhau klappert das Landserskelett:
Na, da stürm' wir mal, stürm' wir mal,
Jufifallerassassassa (Seite 103).

(Der Schreiber Bertin steht plötzlich vorn.)

Rotbärtiger Unteroffizier (zu den Jägern): Prosit, auf gute Auferstehung!

Bertin (auf der Bank stehend): Es lebe der Krieg!

(Gebrüll)" (Seite 104).

An einer Stelle aber hat Zweig sein Ressentiment einen Streich gespielt. Er meinte, mit diesem Stück den Mechanismus des preußischen Militärs und des Krieges restlos zu verunglimpfen — tatsächlich aber ist die Wirkung ganz das Gegenteil. Denn ein Kriegsmechanismus, in dem es möglich war, daß wegen eines belanglosen russischen Kriegsgefangenen die ganze Kriegsmaschinerie in Unordnung gerät, wo sich von dem geringsten Soldaten bis zum höchsten General alles für diesen Menschen bis zum Letzten einsetzt, ja wo es bis zum offenen Konflikt innerhalb des Generalstabs kommt — wegen eines Menschen aus der Reihe der Feinde, während ringsum tausende auf dem Schlachtfeld verbluten — dieser „Mechanismus" muß schon von einem anderen Geiste beseelt gewesen sein, als Zweig es hinstellen möchte. Daß dieser Grischa hingerichtet wird, liegt nicht an diesem preußischen Militarismus, sondern an dem böswilligen Autor Zweig. Denn nur dem Theaterbösewicht des Zweigschen Schieffenzahn ist es zu verdanken, daß das Urteil vollstreckt wird, nur dieser bösartigen und dummen Karikatur eines Ludendorff, die zu ihrem Urbild ebensowenig Beziehung hat wie zu den Soldatengestalten auf der anderen, der „anständigen" Seite. Der Streich, den er zu führen meinte, fällt damit auf Zweig selbst zurück.

Aber das alles hindert die jüdische Kritik nicht, mit Zweig in dasselbe Horn zu stoßen.

Wieder steht das „Berliner Tageblatt" mit Fritz Engel an erster Stelle, ähnlich schreibt Max Hochdorf im „Vorwärts" von einer „Abfertigung der uniformierten Idioten" —. Wir beschränken uns hier auf einen typischen und deutlich sprechenden Ausschnitt aus Paul Wieglers Kritik in der „B. Z. am Mittag".

> „. . . Eine Stunde beherrschen die beiden hadernden Generale die Bretter, der Schieffenzahn Vallentins, in Ludendorff-Maske, und der Lychow Kayßlers, in einem Preußentum, das vielleicht nur eine hugenottische Erfindung Theodor Fontanes ist. Und das wiederum durch Gradheit und noble Duldsamkeit wirkt . . ."
>
> „. . . Von Szene zu Szene vertieft sich die Resonanz; und so wird aus diesem Theaterabend eine langandauernde Huldigung für einen der Besten seiner Generation" (!).

Man traut seinen Augen nicht — „einer der Besten seiner Generation" . . ., es ist, als sollte zum Schaden noch der Spott gefügt werden!

Aus welcher Sicht, mit welchem Haß dieser „Beste seiner Generation" das deutsche Volk, dessen Vaterland er bewohnte, an dessen Kulturgütern er teilnahm, dessen Schutz er genoß, ansah, das möge noch einmal ein Zitat von ihm beleuchten; von hier aus fällt noch einmal ein bezeichnendes

Schlaglicht auf seine Darstellung des deutschen Generalstabs in seinem Drama um den Sergeanten Grischa. In einem Nachruf auf Rathenau („Weltbühne", 1922, Nr. 31, S. 110) bricht sein ganzer, sonst — vielleicht aus Geschäftsrücksichten — immer getarnter Haß mit rücksichtsloser Eindeutigkeit hervor. Er schreibt von Rathenau:

> „Und er war nicht der letzte Jude, der dem Pack die Stirne zeigte. Er hatte den Mut des Juden, . . . der viehischen Gewalt des ewigen Boche nicht zu achten . . . Ein Jude mittleren Formats. Und viel, viel, viel zu schade für diese Nation von Zeitungslesern, Stimmvieh, Geschäftemachern, Mördern, Abrückern, Operettenliebhabern und Amtskadavern."

Die grenzenlose Einbildung, mit der Arnold Zweig hier auf Rathenau herabsieht, ist Sache seiner Rasse. Warum er sich aber bei dieser Nichtachtung alles Deutschen überhaupt in diesem Lande aufhielt, ist und bleibt für jeden natürlich denkenden Menschen ein Rätsel. In jedem Falle ist es ein Beitrag zur Psyche des modernen Judentums.

Und dieser Mann galt im In- und Auslande als ein Vertreter der neuen Literatur der Deutschen.

Walter Mehring*

An Böswilligkeit der Sicht wie an ressentimentgeladener Verunglimpfung deutschen Fühlens und Denkens wird Zweig noch übertroffen von einem — dem jüdischen Literaten Mehring, dessen giftige Chansons in den Berliner Kabaretts jahrelang von dem verrotteten, größtenteils jüdischen Kurfürstendammpublikum begeistert aufgenommen wurden. Sein Drama „Der Kaufmann von Berlin" (eine bewußte Anspielung auf Shakespeares „Der Kaufmann von Venedig"), von dem kommunistischen Theater Piscators inszeniert, bildet wohl den Höhepunkt jüdischen Machtrausches auf der deutschen Bühne. Es wurde im Herbst 1929 in Berlin uraufgeführt. Mit welchem Zynismus deutsche und preußische Zustände verzerrend karikiert, mit welch schamloser selbstenthüllender Unverfrorenheit Zustände der jüdischen Vorherrschaft im Deutschland der Inflationszeit hier als selbstverständlich geschildert werden, das mögen ein paar Stichproben beweisen.

Das Stück gibt hervorragend die Atmosphäre jüdischer Wirklichkeit der Nachkriegsjahre, angefangen von dem ostjüdischen Treiben in der Grenadierstraße Berlins, bis zur Schieberexistenz des Kurfürstendamms, in die diese Elemente dank ihrer durch die Unruhe der Zeit begünstigten korrupten Ge-

---

* Geboren in Berlin 24. 4. 1896, Sohn des Schriftstellers Sigmar Mehring und der Hedwig, geb. Löwenstein.

schäfte bald aufstiegen. Der Held des Dramas ist Kaftan, ein typischer Repräsentant aus dem Strom der Ostjuden, der nach dem Kriege sich über Deutschland ergoß. Sie kommen mit einer gewissen Summe Geldes, lassen sich in der Grenadierstraße, im Osten Berlins nieder, leben mit Schmul und Rabbi wie im Ghetto des Ostens und machen ihre Geschäfte. Arm, fast ohne Mittel kommen sie an — und schon nach ein paar Jahren ist ihnen der Aufstieg in die Reihe der Reichen, der Zug nach dem Westen geglückt. Szenen aus der Grenadierstraße in dem Stück sind unerhört echt, in der Farbe. Die Bedeutung und die Atmosphäre dieses Berliner Ostens könnte nicht besser geschildert werden, als es in den szenischen Vorbemerkungen geschieht.

> „Was für den französischen Emigranten die Cannebière, für den deutschen die Reeperbahn, das bedeutet für den Ostjuden die Grenadierstraße: den Zugang zu den ökonomischen Gefilden einer Neuen Welt. Vom Schwarzen bis zum Baltischen Meer, von den Karpaten bis zum Ural, wo immer sich an der Grenze Asiens Kinder des auserwählten Volkes — zahlreich wie „samt beim jam“: wie Sand am Meer — angesiedelt haben, nennt man die Grenadierstraße“ (S. 34/35).
>
> „Galizien grenzt an Berlin . . . Diese ländlichen Klänge: Scheunenviertel — Hirten-, Grenadier-, Artilleriestraße! . . .“
>
> „. . . Und im Gewirr lichtarmer Gassenschluchten: ein fremder Trubel in langen, schleppenden Kaftanen; auf und ab, unstet, in beengtem Ghettoschritt; zu Gruppen geronnen, die Oberkörper im Gedankentakte wippend; ‚klärend‘, bedächtig und ekstatisch, verschmitzt und düster; Südländer in nordischer Exiltracht. Die griesgrämigen Fassaden bis zum First berankt mit hebräischen Schriften wie verkümmerten Tropenpflanzen. In jedem stinkenden Hinterhof ein Stübel, Schul, Jeschiwa der Frömmsten — der ‚schweren Haubitzen‘“ (S. 35/36).

Auch Kaftan ist einer von ihnen. Mit 100 Dollars kommt er am Alexanderplatz an; aber er „will kaufen ganz Berlin“. Immer wieder überrascht die unerhörte Selbstenthüllung; mit letzter Eindeutigkeit kommt in der folgenden Szene die jüdische Besitz- und Raffgier unter der Feder Mehrings zum Ausdruck (Kaftan im Treiben des Alexanderplatzes):

> „Ein Schwarm greiser Stimmen: Een’ Dollar die Brotkarten, lieber Herr! Een’ Dollar die Brotkarten, lieber Herr! Kaftan: Wos? Wenn ihr hungert, willt ihr fress’n Geld? Wie ihr aire Kinder dernähren mit Papier? Aweg mit aich!
>
> (Er wendet sich ab.)

Eine heisere Stimme: Flabben jefällig? Prima Ausweispapiere? Schulze Wilhelm, Berlin, garantiert im Felde jefallen!

Kaftan: — Handelt ihr mit Leichen? Wos tu ich mit aier Liebe, wos tu ich mit aier Brot, wos tu ich mit a toitn Balmechome? Aweg mit aich! Ich will hobn, wos ich konn fordern far main gut Geld! Ich will nicht bagehr'n: Aier Fleisch, nit toit, nit lebedick! Ich will aich geb'n, wos ich hob, un will dos, wos ihr seid mir schuldig! Hundert Dollarn! Far jeden Dollar zehntoisnd Mark! Un ich will koifn: Aktien ..., Haiser ..., feine Klaider, wie sei trogn die malchesdicke Daitschn; und ich will koifn — wie hot jener gesogt, far ein Dollar ganz Berlin!" (S. 20/21).

Er hungert, durstet, um sein Geld nicht anzugreifen, um es anzulegen in Geschäften, und schachert sich dank der Papiergeldflut der Inflationszeit hoch. Die Löckchen fallen, Kaftan legt seinen Kaftan ab, wird der elegante Mann, der Schieber vom Kurfürstendamm, bei dem die Leute der Regierung, Minister, Kaufleute, Generale, die elegante Welt verkehren. Aber er ist derselbe geblieben, der Ostjude mit dem mangelhaften Deutsch; noch immer spricht er Jiddisch.

(Kaftan wurde von einem russisch-jiddischen Schauspieler gespielt, seine Sprache und die Judenszenen im Stück sind jiddisch: nur im Theater der deutschen Reichshauptstadt war das möglich, wo das Publikum sich zum größten Teil aus Juden zusammensetzte.)

Die Laufbahn Kaftans entspricht soweit der deutschen Inflationswirklichkeit. Aus den Korruptionsskandalen sind gleiche Fälle bekannt, Kutisker, Barmat, Rotter, sie alle gehören in dieselbe Reihe — die restlose Offenheit dieser jüdischen Selbstenthüllung bleibt erstaunlich.

Aber sie kann nur gewagt werden auf Kosten des Ariers: nur wenn auf der andern Seite der Deutsche mindestens ebenso skrupellos, ja noch skrupelloser, noch gemeiner ist. Und so setzt Mehring, klug und geschickt, treffende Schlaglichter auf:

Eigentlich ist nicht Kaftan schuld an seinen Geschäften, er wird nur geschoben. Der eigentliche Macher ist der blonde germanische Rechtsanwalt und frühere Offizier Dr. Müller, stramm national und Ehrenmann nach außen und ebenso gewissenlos und verlogen nach innen, der Kaftans Geschäfte in den Dienst der Waffenlieferung an Potsdamer Putschisten stellt (Anspielung auf den Kapp-Putsch). Der arme Jude ist nur das ausgebeutete Instrument in seiner Hand, der schließlich den Machenschaften von Ariern und (immerhin erstaunlich) Rassegenossen zum Opfer fällt und am Schluß ebenso arm dasteht wie am Anfang.

Und nicht aus Geld- und Raffgier macht Kaftan seine unsauberen Geschäfte, nein, aus reinem Edelmut, aus Liebe zu seinem Töchterchen Jessy, die lungenkrank und luxusbedürftig in Davos leben muß. Dieser Edelmut rechtfertigt ihn natürlich, wenn er sich am deutschen Volksvermögen bereichert.

Mit welcher Niedertracht aber alles, was deutsch, preußisch und national ist, in diesem Stück behandelt wird, mögen noch dazu einzelne Stellen dokumentieren, Bruchstücke nur, die den Geist des Ganzen kennzeichnen. Auf Potsdam, den Hort des Preußentums, das Bollwerk antimarxistischen Denkens, ist es natürlich besonders abgesehen.

Aus einer „das Milieu" erhellenden Szenenvorbemerkung hier eine Probe, wie Mehring das Preußentum sieht:

> „Ist Potsdam der Hort des Pruzzentums geblieben, so sind die Potsdamer waschechte Wenden bis auf den heutigen Tag, in heidnischer Hingabe an den Geist des Fridericus Rex, den sie aber mit dem Bakel des Soldatenkönigs verwechseln, geheimen Fetisch ihrer Slavenabkunft.
>
> Und ‚die Wenden sind ein Volk' — heißt es in einer alten Geschichte Potsdams, ‚das die Herrschaft des Christengottes als eine aufgedrungene widerwillig ertrug, doch äußerlich untertan, d. h. zinspflichtig dem Herrscher war' . . ." (S. 71/72).

Die Welt der nationalgesinnten, vaterlandstreuen früheren Offiziere findet ihren Repräsentanten in einem Nachkommen jener Stechows, die zu der Klasse des Potsdamer „Strauchritterproletariats, wie die Quitzows wendischen Ursprungs", gehören. Vertrottelt, impotent und vollkommen im Schlepptau seines „Frauchens", die ihn natürlich mit dem blonden Rechtsanwalt Müller betrügt (der ebenso natürlich gleichzeitig ein Verhältnis mit Fräulein Kaftan hat), konnte dieser Putschistengeneral noch nicht merken, daß Frieden ist, und spielt seinen Krieg weiter. Sein Zimmer soll ihn charakterisieren:

> „Das Zimmer des Generals im Häuschen der Stechows, geschmückt mit einigen Trophäen: einem Wilhelm I. in Öldruck; einem Brett:
>
> Zu den Latrinen
> Offiziere. Mannschaften . . ." (S. 73).

Auch die deutsche Frau bleibt nicht verschont. Die preußische Offiziersfrau mußte es sich gefallen lassen, in folgender ekelhafter Darstellung einer Mischung von Klatsch, Dummheit, „Belangen des Vaterlandes", und Körperlich-Widerlichem zu erscheinen:

„Vor dem Häuschen des Generals flattern wonnekreischend zwei Vertreterinnen der Potsdamer Gesellschaft sich entgegen.

— Guten Morgen, liebste Konsistorialrätin!
— Gu'n Morchen, beste Geheimrätin!
— Wie geht's dem Gatten? Er hat ja neulich zu schön über den alten Germanenglauben gepredigt!
— Och! Männchen überarbeitet sich noch! Es ist ja heute so schwer mit der Tuchend. Und Sie?
— Leider! Leider! Die Hämorrhoiden, Liebste! Man muß es in Geduld tragen!
— Sie kommen doch heute abend in den nationalen Frauenbund? Wir wollen eine geharnischte Resolution gegen den Völkerrechtsbruch der Franzosen loslassen. Keine deutsche Frau darf fehlen.
— Ich komme! Ich komme! Aber erst so zum Kaiserhoch! Sie wissen ... (verschämtes Kichern) ... ich kann ja nicht lange sitzen! ...
— Sehen Sie doch, Liebste! Man trägt den Stechows die Möbel fort!
— Ein Althändler hat sie geramscht. Ein preußischer General in den Krallen des jüdischen Kapitals! Welche Schande! Und die Frau ... (Als gerade drüben die Generalin das Haus verläßt, mit flüchtigem genierten Kopfnicken . . .)
— Gu'n Tach, Exzellenz! ... Die Ärmste! ... Wie elend sie aussieht! ...
— Oh, bedauern Sie dieses Geschöpf nicht! Sie ist die Schuldige! Man sagt ...
— Nein!, kreischt die Konsistorialrätin.
— Ja! Bis Potsdam ist das Gift der Berliner Unmoral gedrungen! Aber laßt uns Frauen nicht verzweifeln! Harren wir in christlicher Demut! Der Tag der Rache naht ...
— Amen!

Und ein Windstoß fegt die beiden davon . . ." (S. 77/78).

Von ähnlicher widerlicher Albernheit und ressentimentgeladener Niederträchtigkeit ist die Versammlung der Offiziere vor dem Putsch:

„Geheimklub vom ‚Bunde der Acht'.

(Ein Zimmer, nur von Kerzen erhellt. Kerzen in einem Totenkopf. Eine Totenkopffahne. Kerzen vor einem Bildnis Friedrichs des Großen wie vor einer Ikone.)

Der General (in Uniform, präsidiert einer Versammlung ordensgeschmückter Gehröcke, die sich in einem Zustand von Trance und Suff befinden. Nach feierlichem Räuspern):
— Unser Freischöffe Oberst hat das Wort!
— Kameraden! Vom Bunde der Acht! Ich klage an den roten Sattlermeister von Heidelberg der Tat vom blinkenden Schein, sich durch Ränke und Tücke des Sessels unseres erhabenen Herrscherhauses bemächtigt zu haben. Ich ersuche, den Stab über ihn zu brechen. (Gemurmel zustimmend.)

Der General (geheimnisvoll, heiser): Breche hiermit den Stab! Möge der Allvater Wotan ihm bald die Runen werfen! Prosit!

Alle: Prosit! Prosit!
— Unser Gaubruder Gottesmann hat das Wort!
— Liebe Freunde! Im Ev. Matth. 5,30 ist gesagt: Ärgert dich deine rechte Hand, so haue sie ab und wirf sie von dir! . . . und was die Hand bedeutet, die uns ärgert, kann da noch ein Zweifel herrschen?

Die Offiziere: Kein Bein! Die Sozis!
— Quatsch! Die Juden!

Der Pfarrer: Die Zuchtlosigkeit ist es, liebe Freunde, und die Sittenlosen.

Die Offiziere: Ick jloobe, der predigt jejen die Weiber.
— Könnte ihm so passen! Wir sind doch keine jemütlichen Wallachs wie Exzellenz!
— Wie Exzellenz? . . . Ham Sie schon mal 'n Wallach mit Hörnern jesehn?!
— Ausjezeichnet! . . . Meinen Sie, Exzellenz is . . . ?
— Erzählt sich ja janz Potsdam!

Der Pfarrer (beendend): Mit einem Worte: Die Unkeuschen!

Der General: Jawoll, jawoll, eben, eben, schön, schön! Also beantragt der Gaubruder Pastor, den Stab über die Unkeuschen zu brechen!

Der Pfarrer (erschrocken): Gott behüte! Über niemanden!
— Denn is ja alles in Butter! Also prost! Ich erteile dem Freischöffen Magister das Wort!

— Treffliche Freunde! Ich klage an die jüdische Internationale und die sieben Weisen von Zion im besonderen, nach der Weltherrschaft zu trachten . . .“ (S. 82/84).

Die Szene schließt:

„— Nächste Woche ziehen wir nach Berlin!
— Der Krückstock des Alten Fritz soll uns führen!
— In hoc signo vinces!
— Nieder mit Zion!
Der General (aufgereckt in Apotheose): Siechreich . . . woll’n wir . . . Frankreich . . . schlagen!“ (S. 86/87).

Die Szene endet mit dieser Vision:

„Potsdam döst im Schutze des Allfadr; Jehova der Bibel, Odin der Edda, Swantewit der Slawen dreieiniger Person . . .

Da stehen sieben Männer in langen Röcken, mit eisgrauen Bärten, mit hohen, gelben Spitzhüten; einer in der Mitte: der Vorsänger; die andern um ihn im Kreise.

Der Vorsänger (psalmodierend): Wir seenen gekummen die sieben Weisen von Zion —
Chor: Rache nehmen an dem Christen, der uns in das Poinim spie!
— Wir hobn erwählt den roten Messias, zu entfachen eine Revolut—zion.
Chor: Zion! Zion!
— Soll die Welt farsinken in der Anarchie! (und fassen sich an den Händen zu Gesang und Reigentanz).

Auf das unser Kol erschalle
Lechodaudi likras kalle
Alljuda über alle!
Den Datschen blutigen Zoff!
Masseltoff — Masseltoff — Masseltoff!

— Wir Sieben aus Zion wollen umzingeln die ganzen Gojim.
— Ihre Kinder zu beschneiden, sind die Messer schon gewetzt.
— Wir wollen oisrufn die Republik Jeruscholajim.
— Le chajim! Le chajim!
— Unser Rothschild soll als Meilech sein gesetzt! (Gesang und Tanz.)
— Wir sieben Weisen wollen nicht mehr saufen dem Brontef!
— Emmes mit den datschen Schicksen trinken echten Wein vom Rhein!
— As wir welln gesiegt, das sol sein far die Jidenheit ein Jontef!

— Gut Jontef! Gut Jontef!
— Soll das Ende von den ganzen Riches sein!

Auf das unser Kol erschalle
Lechodaudi likras kalle
Alljuda über alle!
Den Datschen blutigen Zoff!
Masseltoff — Masseltoff — Masseltoff!

(Ein fahler Blitz umflammt die Gestalt Friedrichs II.)

Und mit drohendem Stock der König:

Da sprach der alte Fritz:
Potzblitz
Daß diesen Spuk ich banne,
So will ich meinen Krückstock ziehn!
Wir haun sie in die Pfanne!
Nur feste druff! Die Jüden fliehn!

(Die Weisen von Zion stieben auseinander.)

— Waih geschrien! Waih geschrien! Waih geschrien!

Unschuldig klar das Glockenspiel der Garnisonkirche:

Üb' immer Treu und Redlichkeit
Bis an dein kühüle—es Grab
Und weiche keinen Finger brei—eit
Vo—on Gottes Wegen ab . . ." (S. 87/89).

Der Zweck dieser Vision, natürlich dem Hirn der Putschisten entwachsen, ist klar. Es soll die ganze Lächerlichkeit der These von der jüdischen Vorherrschaft dargetan werden durch die Übersteigerung der Züge jüdischer Machtgier ins Blutrünstig-Lächerliche. So glaubt's wenigstens niemand mehr, zumal bei dieser kindlich primitiven Manier, in der Friedrich der Große aufgeboten wird, um die Juden zu vertreiben. Dennoch bleibt das Wagnis dieser schamlosen Selbstpersiflage des jüdischen Machtstrebens erstaunlich; aber auf der Höhe der Macht glaubte man, es sich leisten zu können.

Man beachte nebenbei, mit welcher Raffiniertheit zum Schluß die Verse des Glockenspielliedes in die Szene klingen — eine dämonisch-boshaftere Verhöhnung dieses deutschen Chorals, eine eindeutigere überhebliche Herabsetzung der zutiefst deutschen Tugenden Treue und Redlichkeit kann man sich nicht denken; es sind Begriffe, die jüdisches Geschäftsdenken nicht kennt und daher bespöttelt.

Nach all diesen Niederträchtigkeiten sollte man annehmen, gibt es keine Steigerungen mehr. Doch Mehring genügt das alles noch nicht. Eine Szene überbietet alle vorhergehenden.

Straßenkehrer fegen Unrat zusammen, Papiergeld der Inflation, nach der Stabilisierung wertlos geworden, weht über die Straße, ein Stahlhelm rollt ihnen vor die Füße, der im Schmutz der Straße lag, schließlich rollt ihnen auf dem laufenden Band ein Leichnam entgegen, ein Soldat in feldgrauer Uniform. Auch er kommt unter den Besen und wird auf den Dreckkarren geworfen. „Dreck, weg damit!" Das ist der Refrain des Songs, mit dem die Straßenkehrer die Szene begleiten. Der Text im Stück selbst lautet:

„Straße. (Der Straßenkehreroberaufseher mit zwei Straßenkehrern, Besen, Schippe und Karre.)

Der erste Straßenkehrer (fegt einen Haufen Papier zusammen): Mensch, das war mal schwerreich gewesen! Wenn das mal alles einer besessen, wie's nischt zu fressen gab — dafür gab es zu essen!

Der Aufseher: Kommt alles untern Besen! Kommt alles untern Besen!

Der erste Kehrer: Dafür waren wir mal
alle zu haben,
Weil man dafür alles haben konnte,
Weil das mal Geld war,
Weil man dadafür stritt!

Der zweite Kehrer: Dreck!

Der Aufseher: Weg damit!

Der erste Kehrer (fegt einen kullernden Stahlhelm): Mensch!
Das war mal die Macht gewesen!
Das hat mal auf einem Koppe gesessen!
Und dafür gab man den Kopp was zu fressen!

— Kommt alles untern Besen! Kommt alles untern Besen!

— Das hat mal den
Stahlhelm getragen.
Weil der mal an der
Macht gewesen,
Weil das mal Geld war,
Weil man dadafür stritt!

— Dreck!

— Weg damit!

Der erste Kehrer (stößt mit dem Besen an einen Leichnam):
Mensch! Das war mal Mensch gewesen!
Das hat mal einen Stahlhelm besessen!
Das lebte mal — das hat ausgefressen!
— Kommt alles untern Besen! Kommt alles untern Besen!
— Das hat mal
Erschießen dürfen,
Weil es mal den
Stahlhelm getragen,
Weil das mal Geld war,
Weil man dadafür stritt!
— Dreck!
— Weg damit!" (S. 145/146).

So ist die Verunglimpfung nationaler, dem Deutschen heiliger Symbole, des Stahlhelms und der Uniform, unter denen im Kriege die Besten der Nation dahinsanken, tatsächlich in jener nicht zu überbietenden Form auf einer Bühne der Reichshauptstadt erfolgt.

Als ein Teil der national gesonnenen Öffentlichkeit voll Entrüstung gegen diese Szene Sturm lief, sah sich auf eine Anfrage hin der jüdische Verleger S. (Samuel) Fischer, in dessen Verlag das Drama als Buch erschienen war, veranlaßt, zu erklären, er könne sich diese Entrüstung nur unter der Voraussetzung eines bedauerlichen „Mißverständnisses" bei den Theaterbesuchern erklären; bei dem Leichnam, der in Uniform auf der Bühne unter den Besen kam, handele es sich nur um einen im Putsch erschossenen „Stahlhelmer". Wir ersparen uns dazu jeden weiteren Kommentar.

Wir lassen wieder die Kritik hier folgen.

Mit Bedauern stellt Monty Jacobs in der „Vossischen Zeitung" fest, daß „der Feind auf der Rechten" hier so sehr unterschätzt werde:

„Welche schwache Hand hat diese Potsdamer Putschkreise angepackt! Ein verblödeter General, dem der Marsch auf Berlin anvertraut wird, seine mannstolle Frau, brutale Fememörder, schwachsinnige Geheimbündler — das ist der schwarz-weiß-rote Gegner. So verfällt eine Satire, die talentlosen Strategen zu Leibe gehen möchte, dem gefährlichsten taktischen Fehler, der Unterschätzung des Gegners. Niemand wird deshalb reinere Freude an Mehrings Schauspiel haben als unser aller böser und bedrohlicher Feind auf der Rechten..."

Die Kritik Alfred Kerrs im „Berliner Tageblatt“ ist voll von nuancenreichen Seitenhieben gegen alles Deutsche:

VI.

„Mehring beging etwas schwer Bedenkliches: er macht jemanden, der ein Täter sein soll, zum fast passiven Geschöpf. Abhängig vom Rechtsanwalt Müller. Den ostjüdischen ‚Eroberer‘ stempelt er zum Werkzeug des, also arischen Rechtsanwalts . . .“

„Er läßt sich (bei Mehring, nicht in der wirklichen Ostjudenwelt, mit ihrer unverkürzten, unverglätteten, nüchternen Sprungmacht) ins Schlepptau nehmen.

Kaftan wird von Müller gemüllert.

Ein falscher Ostjude.

VII.

Nein. Mehring will sagen: Dieser verhältnismäßig harmlose Gauner, der gemeinhin von primitiven Hirnen zur Gaunergilde gerechnet wird, ist in Berlin . . . ein Opfer der *noch schlimmeren Gauner mit Sonne im Herzen.*

Widerlich beide. Von Mehring beide gemalt. Ergebnis, wie Shaw sagen würde: unpleasant play; unerquickliches Werk.

Nein: ehrliches Werk . . .“

„Dann aber bringt Mehring zwischendurch Liedchen, die nicht angepappt, auch nicht geschäftliche Bedarfsartikel, sondern inneren Wallungen entquollen sind . . .“

„Er hat einen herrlichen Haß. Er ist unter den Jungen der stärkste Könner . . .“

Ganz ähnlich schreiben Norbert Falk in der „B. Z. am Mittag“ und Max Hochdorf im „Vorwärts“: Die geschlossene Front gegen alles Deutsche wird wieder einmal sichtbar!

Von den protestierenden deutschen Kritiken sei hier nur die Ludwig Sternaux’ im „Berliner Lokalanzeiger“ angeführt, die zum Schluß auch das salonbolschewistische Milieu kennzeichnet, in dem Stücke dieser Art tosenden Beifall erregten:

„Der Reiher erfreut sich keiner besonderen Achtung, weil er mit Vorliebe sein eigenes Nest beschmutzt. Herr Walter Mehring scheint das nachahmenswert zu finden, und so kübelt er, ein Thersites mit schäumendem Maul, Unflat über Unflat

auf das Land, das doch auch ihm Heimat ist, zumindest Heimat bietet...

Alles, was deutsch und christlich, alles, was Uniform, alles, was preußisch-deutsche Vergangenheit und Tradition, wird in perfiden Zerrbildern in den Schmutz gezogen. Potsdam mit dem Glockenspiel, der große König, die Kriegsgenerale, unsere Märsche, unsere heiligen Lieder, unsere Fahne: Dreck, weg damit!

Was soll das alles? . . . es fehlt nicht, über haßverzerrten Gesichtern der Masse Mensch, die rote Sowjetfahne. Da rast das Volk, die weißen Frackbrüste krachen, die Perlenketten rasseln, Pallenberg und die Massary stürzen vor Begeisterung fast aus ihrer Loge . . ."

Walter Hasenclever*

Hasenclever ist im Gegensatz zu den bisher charakterisierten jüdischen Literaten Halbjude. Aber äußere Erscheinung wie seelisches Verhalten und die Art seiner Werke beweisen eindeutig, daß die jüdische Erbmasse überwiegt, ja durchgeschlagen ist. Einst vielberufene Größe des literarischen Expressionismus, sich überschlagend in einem Weltrausch und Ich-Kult großstädtisch dekadenter Färbung („Der Jüngling", „Der Sohn"), dann während des Krieges (natürlich als Nichtkriegsteilnehmer) politischer Prophet und Prediger der kommenden marxistischen Revolution („Der Retter", „Antigone"), dann mit der Mode des Nachkriegsokkultismus („Jenseits") okkulter Dramatiker, entpuppte er sich plötzlich, schon fast vergessen, als geschäftstüchtiger Verfertiger kassenfüllender Unterhaltungsware („Ein besserer Herr", „Ehen werden im Himmel geschlossen"). Vergeblich sucht man die innere Linie dieser „Entwicklung" — es sei denn, daß man eine typische Scham- und Ehrfurchtslosigkeit, ein angeborenes Unvermögen, die gegebenen Ordnungen von Sitte, Staat und Religion überhaupt zu begreifen, und die innere Haltlosigkeit, die in dem späteren zynischen Geplänkel seiner Lustspiele endet, vom ersten bis zum letzten seiner Werke durchspürt.

Ein Auszug aus einer kurzen Selbstbiographie enthüllt gleich seine wahre Natur:

„Geboren am 8. Juli 1890 in Aachen, wo ich noch heute in Verruf bin. 1908 im Frühling Abiturientenexamen, kam nach Eng-

---

* Geboren in Aachen 8. 7. 1890, Sohn des (arischen) Sanitätsrats Dr. Hasenclever und der jüdischen Annie, geb Reiß, aus Frankfurt a. M.

land und studierte in Oxford. Hier schrieb ich mein erstes Stück; die Druckkosten gewann ich im Poker. 1909 war ich in Lausanne, dann kam ich nach Leipzig, wo ich den Herausgeber dieser Anthologie kennenlernte. Eingeführt von ihm in die Bezirke der Liebe und Wissenschaft, überflügelte ich bald den Meister. Ich reiste mit ihm nach Italien und frequentierte die Ärzte. 1913 erschien ‚Der Jüngling'; 1914, in Heyst am Meer vollendet, ‚Der Sohn'. Im Krieg war ich Dolmetscher, Einkäufer und Küchenjunge."

(Aus „Menschheitsdämmerung", Symphonie jüngster Dichtung. Herausgegeben von dem Juden Kurt Pinthus, Berlin 1920, S. 293. Sie wurde geschrieben für eine Anthologie moderner Lyrik, die den ernsten Anspruch erhob, eine neue Dichtergeneration an die Öffentlichkeit zu bringen! Über die Hälfte der vertretenen Lyriker waren Juden!)

Dementsprechend war auch die erste Lyriksammlung Hasenclevers „Der Jüngling" (Leipzig 1913). Es genügt die Wiedergabe nur einiger weniger Verse, um zu sehen, wes Geistes Kind dieser „Jüngling" war:

„O Fleischgeruch der ewigen Hetäre!
Du Schaukelpferd, zu dem ich wiederkehre!
Weib, das an mir vergeht, Weib, das ertrinkt:
Sei mir willkommen! . . . (S. 35)

. . . Nun komm auch du, aus jenem Kreis der Damen!
Du bist ein Weib. Sei nackt! Hier hast du Geld.
Erfüllt von mir und meines Freundes Samen,
Zieh aus und werde reicher auf der Welt! . . . (S. 13)

. . . O du mein Freund, die wir zu zweit genießen
An dem Kadaver einer dritten Frau . . ." (S. 14)

Was war von diesem Mann für das deutsche Drama zu erwarten?

Sein erstes Drama „Der Sohn" (Leipzig 1917), 1914 entstanden, 1916 aufgeführt und während des Krieges noch von den meisten deutschen Bühnen gespielt, trat mit großen Ansprüchen auf. Im Hintergrund, sichtbar gewollt, steht der Schatten des jungen Schiller, der glühende Geist seiner Jugenddramen und ihr „In tyrannos". Das Drama will der Ruf der neuen Jugend gegen die morschen alten Ordnungen sein, will das kommende Neue verkünden. Man erwartet Größtes, hört die gleichen Worte von dem Unrecht und der Sklaverei der Welt, von der Freiheit des Menschen, erwartet den gleichen Kampf für die Ideale einer sittlichen Weltordnung — und ist

schmählichst enttäuscht. Denn was hier unter Freiheit verstanden wird, ist nicht die Freiheit zu, sondern die Freiheit von: nicht die Freiheit zur Verwirklichung einer sittlichen Idee, sondern Entfesselung und Lösung von allen Bindungen. Was hier Kampf gegen die verrottete alte Ordnung heißt, ist der Kampf gegen die göttliche Weltordnung überhaupt und der Aufruf zum Chaos.

So ruft Hasenclever, als die neue Jugend, nach Neuem drängend, fragt: „Was sollen wir denn tun?" als Antwort:

> „Die Tyrannei der Familie zerstören, dies mittelalterliche Blutgeschwür; diesen Hexensabbat und die Folterkammer mit Schwefel! Aufheben die Gesetze — wiederherstellen die Freiheit, der Menschen höchstes Gut . . .
>
> Denn bedenke, daß der Kampf gegen den Vater das gleiche ist, was vor hundert Jahren die Rache an den Fürsten war. Heute sind wir im Recht! Damals haben gekrönte Häupter ihre Untertanen geschunden und geknechtet, ihr Geld gestohlen, ihren Geist in Kerker gesperrt. Heute singen wir die Marseillaise! Noch kann jeder Vater ungestraft seinen Sohn hungern und schuften lassen und ihn hindern, große Werke zu vollenden. Es ist nur das alte Lied gegen Unrecht und Grausamkeit. Sie pochen auf die Privilegien des Staates und der Natur. Fort mit ihnen beiden! Seit hundert Jahren ist die Tyrannis verschwunden — helfen wir denn wachsen einer neuen Natur! . . .
>
> Wir wollen predigen gegen das vierte Gebot. Und die Thesen gegen den Götzendienst müssen abermals an der Schloßkirche zu Wittenberg angenagelt werden! (!) Wir brauchen eine Verfassung, einen Schutz gegen Prügel, die uns zur Ehrfurcht unter unsere Peiniger zwingt . . .
>
> Auf, die Fahnen und Schafotte der Revolution! Wenn das alte tot ist, macht man ein neues Gesetz Wir wollen brüllen, bis man uns im Parlament unter der goldenen Kuppel hört . . ." (S. 98/99).

So lehnt sich der „Sohn", durchgefallener Abiturient, des Zwanges der Schule und der Zucht des Vaters überdrüssig, gegen den Vater auf, gegen eine Karikatur von Vater, der, Arzt und liebevoller Freund der Kranken, nur Grausamkeit und bitterste Härte gegen seinen Sohn kennt. Der Sohn will hinaus ins Leben; als der Vater ihn nicht freigibt, flieht er mit dem Freund, ruft auf einem Fest des Klubs „Zur Erhaltung der Freude" (!) die Jugend zum Kampf gegen die Väter auf; und als nach der ersten Liebesnacht,

der ersten Begegnung mit dem „Leben" in Gestalt einer Dirne, der Vater ihn durch die Polizei zurückholen läßt, legt er den Revolver auf ihn an, um seinem Aufruf an die Jugend die Tat folgen zu lassen — vom Schlage gerührt bricht der Vater zusammen.

Das ist der Inhalt eines von krankhaften Haßgefühlen geladenen Stückes, das mit kinohafter Dramatik die Dinge behandelt. Was aber ist das Neue, das dieser Sohn und diese Jugend sucht? Wohin gehen die Sehnsüchte dieser vergewaltigten Seele, was ist nun das „Leben", in das es diesen Jüngling hineindrängt?

Hier enthüllt sich die ganze Trostlosigkeit des Hasencleverschen Dramas. Nichts ist zu spüren von dem ungestümen idealistischen Tatendrang einer gesunden Jugend, nichts von der blutvollen, naturhaften Romantik deutscher Jugend. Für diesen Jüngling gibt es als einzige Sehnsucht nur das Abenteuer billigsten Genusses — Soupers mit Tänzerinnen, Autofahren, Brillanten und Eleganz, kurz den ganzen Taumel großstädtischer dekadenter Vergnügungssucht. Bis in welche Niederungen Hasenclever sich verirrt, mögen Auszüge aus der Episode der ersten Liebesnacht dieses seines Geschöpfes mit einer Straßenhure bezeugen:

„Der Sohn (zu der Dirne): Ich bin Anfänger in der Liebe: das wird mir mit Schrecken klar. Aber die Kunst ist groß, und ein junger Mann muß Bescheid wissen, bevor er die höhere Mathematik versteht. Ich nehme deinen Vorschlag an — unterrichte mich! Ich bewundere dich: du weißt viel mehr als ich . . . (S. 89).

Adrienne: Mein Kleiner! Du hast keine Erfahrung in der Liebe, und von den schönsten Spielen verstehst du nichts. Du mußt erst erzogen werden. Ein Mann von deinem Stande braucht das.

Der Sohn: Ich dachte, das kommt von allein.

Adrienne: So klug sind die Männer nicht! Du willst doch einmal heiraten. Du könntest böse hereinfallen; deine Frau wird dich betrügen — weil du nichts verstehst.

Der Sohn: Adrienne, das wußte ich nicht. Was ist da zu machen?

Adrienne: Willst du bei mir lernen? Ich bringe dir alles bei. Und du wirst sehr klug werden.

Der Sohn: Mein Vater hat mich nicht einmal gelehrt, was man nach dem Lieben tun soll. Es war doch zum mindesten seine Pflicht.

Adrienne: Die Väter schämen sich vor ihren Söhnen. Das ist immer so. Weshalb schickt man sie nicht zu uns? Man schickt sie auf Universitäten.

Der Sohn: Wieviel Ekel und Unglück könnte verhütet werden, wenn ein Vater moralisch wäre! Er ist der nächste dazu.

Adrienne: Statt dessen verfolgt uns die Sittenpolizei.

Der Sohn: Ich verstehe. Ihr fangt an, eine Rolle zu spielen. Man muß von seinem Vater verlangen, daß er uns mit freiem Herzen zur Hure führt ..." (S. 87/88).

Das sind die Forderungen, das ist das erträumte neue Reich einer neuen Jugend! Mehr konnte ein typisch jüdischer Literat den tatsächlichen Geist der heranwachsenden deutschen Jugend nicht besudeln. Aber dies Drama eines geborenen Revolutionärs um der Revolution willen, der sich auflehnt gegen die sittliche Ordnung der Familie und da, wo er aufbauend sein will, aus Mangel an Ernst und aus unverbesserlichem Zerstörungsdrang versagt, wurde auf allen Bühnen des Reiches aufgeführt, ging als erstes expressionistisches Drama der neuen deutschen Dichtung in die deutsche Bühnengeschichte ein.

Was im „Sohn" noch programmatischer Sturm eines haßerfüllten Temperaments gegen die Ordnung der Dinge ist, ward in der Komödie „Ehen werden im Himmel geschlossen" (Berlin 1918) frivoles Geplänkel und zynische Ironie. Diese Haltung, ebenso destruktiv, aber noch gefährlicher als die frühere, wirkt um so verletzender, als sie mit einer Pointe, mit einer geistreichen Handbewegung heiligste Dinge kühl lächelnd erledigt. Die Frage nach der göttlichen Weisheit und der göttlichen Weltregierung wird hier in einer Weise ad absurdum geführt, die für den religiös empfindenden Menschen unbedingt blasphemisch und selbst für den freiesten Freigeist beschämend und peinlich wirkt. Im bewußt pikanten Gegensatz zu den Überlieferungen der christlichen Religion, in eindeutiger zynischer Verhöhnung bekannter Bibelstellen, unter rücksichtsloser Ausnutzung biblischer Vorgänge für Bühneneffekte entsteht die billige literarische Mache dieses „Lustspiels": Die rührende Geschichte der Sünderin Maria Magdalena, für diesen „Dichter" von erotischem Reiz umwittert (vgl. ähnlich oben E. Ludwig: „Jesus und die Frauen", Seite 177), nutzt Hasenclever in schamlosester Weise für seine Komödie aus. Bei ihm ist Maria Magdalena die mondäne Frau, „die Bescheid weiß", im Sinne der bekannten Kokotte der Nachkriegszeit, für die der heilige Petrus — Finanzminister und Sekretär des lieben Gottes — zahlt. Gleich die erste Szene führt in das Boudoir der Magdalena und damit in den Geist des Ganzen ein:

„Erster Akt.

Der Salon einer eleganten Frau ...

(Die heilige Magdalena, in moderner Kleidung und Haltung, probiert vor dem Spiegel ein Kleid an. Eine Zofe mit

Flügeln auf dem Rücken ist ihr dabei behilflich. Ein Grammophon spielt eine Orgelplatte mit Niggersongs. Im Zimmer verstreut sind Kartons und Hutschachteln. Magdalena hat einen Heiligenschein in Form eines Kammes zur Ansicht zugeschickt bekommen.)

Magdalena: Ich werde mal anrufen. Packen Sie die Sachen zusammen! (Sie nimmt den Hörer.) Zentrum 72 100. Fräulein, ich habe das Zentrum verlangt! Ist da Meyer und Wachsmuth? Herr Meyer persönlich? Hier ist die heilige Magdalena. Hören Sie, Herr Meyer, der Heiligenschein gefällt mir. Ich finde die Idee sehr originell. Aber der Preis. Unmöglich! Woher soll ich das Geld nehmen? Sie vergessen, ich bin eine anständige Frau. Ja, das war früher. Eine anständige Frau hat niemals Kredit. Was sagen Sie? Sie meinen: doch? Sie irren. Ich weiß Bescheid.

— — — — — — — — — — — —

Magdalena: Peterchen, ich bin unglücklich.

Sankt Peter: Was ist denn?

Magdalena: Ich habe kein Geld.

Sankt Peter: Die Geschäfte gehen schlecht. Die Leute bezahlen keine Kirchensteuern. Und wenn sie bezahlen, handeln sie die Hälfte herunter. Unser Etat ist begrenzt.

Magdalena: Bei der letzten großen Heiligenabfindung sind mir 20% Zulage versprochen worden.

Sankt Peter: Du hast sie bekommen.

Magdalena: Aber sie reichen nicht.

Sankt Peter (verzweifelt): Wo soll ich's denn hernehmen? Der heilige Franziskus will auch leben. Die Engel kosten mich ein Vermögen. Unsere Reparaturen gehen in die Millionen.

Magdalena: Sieh mal, Peterchen, ich muß doch anständig aussehen. Bei uns soll alles vollkommen sein. Ich kann ein Kleid nicht zwei Jahre tragen. Hast du eine Ahnung, was Hüte kosten! Frag mal die heilige Therese! Ich muß standesgemäß auftreten.

Sankt Peter (öffnet seine Aktentasche): Wir haben neulich zwei Schneiderrechnungen für dich bezahlt. Dein Parfümverbrauch ist gewaltig. Du brauchst jede Woche eine neue Wäschegarnitur. Du ruinierst uns.

Magdalena: Dann müßt ihr keine Frauen zu Heiligen machen.

Sankt Peter: Dein Fall ist auch außergewöhnlich.

Magdalena: Es steht geschrieben: ‚Ihr sind viele Sünden vergeben, denn sie hat viel geliebt.'

Sankt Peter: Wir vergeben dir deine Sünden, aber nicht deine Schulden.

Magdalena (setzt sich übermütig auf seinen Schoß): Peter, ich muß dir einen Kuß geben.

Sankt Peter (erschrocken): Hör auf! Der liebe Gott kann jeden Augenblick kommen.

Magdalena: Wo ist er denn?

Sankt Peter: Er beendet eine Golfpartie.

Magdalena: Ich gehe nicht eher fort, als bis du meine Schulden bezahlst.

Sankt Peter: Das ist aber das letztemal!" (Seite 1—11).

Diese Maria Magdalena, die ja auf Erden (nach Hasenclever) ihre reichen Erfahrungen gesammelt hat, weiß besser mit den irdischen Dingen fertig zu werden als der liebe Gott, und als vom Himmel eine Ehe auf Erden „arrangiert" wird, da ist sie die Frau, die wieder einmal „Bescheid weiß", wie eine vollkommene Ehe aussehen muß: Ohne den Dritten, den Hausfreund, kann keine wirkliche Ehe bestehen.

„Magdalena: Peterchen, der Dritte ist ja die wichtigste Person. Ohne den geht's nicht. Wenn wir die beiden miteinander allein lassen, bringen sie sich nach der ersten halben Stunde wieder um. Die Frau muß einen Liebhaber haben. Das ist so in der Welt.

Der liebe Gott: Lenchen, denk an das sechste Gebot!

Magdalena: Ich habe so oft die Ehe gebrochen und bin doch in den Himmel gekommen. Davon versteht ihr nichts. Glaubt einer richtigen Frau!" (S. 26).

Gegenüber solchen Szenen wirkt die Art, wie hier der Herrgott selbst auftritt, Leiter des großen Unternehmens, das Himmel heißt, und zugleich auch des Geschäftsbetriebes Welt, nur noch matt — mit den gleichen Mitteln eines typisch jüdischen Witzes wird auch hier die göttliche Welt in den Ton großstädtischer Kaffeehausunterhaltung herabgezerrt.

Der liebe Gott, durchaus empfänglich für die Reize einer Teestunde bei dieser Maria Magdalena,

„tritt ein. Er ist gekleidet wie ein alter englischer Lord. Sportanzug, kurze Hose, Pfeife im Mund. Er ist bartlos, hat eine Mütze auf dem

Kopf und trägt ein Monokel an seidener Schnur. Ein kleiner Boy mit Flügeln auf dem Rücken folgt ihm mit den Golfstöcken.

Der liebe Gott (zum Boy): Stell die Dinger dort in die Ecke! So, mein Junge, du kannst gehen. (Boy verschwindet.)

Magdalena (mit tiefer Verneigung): Meister!

Der liebe Gott: Laß gut sein, Lenchen! Wir sind unter uns. Hübsch bist du eingerichtet. Sehr geschmackvoll. Sogar ein Lautsprecher!

Magdalena: Willst du etwas Musik hören?

Der liebe Gott: Was steht denn im Programm?

Magdalena (liest vor): 16.30 Uhr: Choräle.

Der liebe Gott: Ausgeschlossen.

Magdalena: 17 Uhr: Hörspiel. Der Durchzug der Juden durchs Rote Meer.

Der liebe Gott: Dauert zu lange. (Zu Sankt Peter:) Ist Post gekommen?

Sankt Peter (öffnet die Aktentasche): Die Dissertation eines Studenten der Theologie in Heidelberg.

Der liebe Gott: Thema?

Sankt Peter: ‚Kann Gott in seiner Allweisheit, Allgüte und Allgerechtigkeit das Böse zulassen?'

Der liebe Gott: Die Menschen haben Sorgen!" (Seite 12 f.).

Mit solchen Mitteln billigsten Witzes werden die göttlichen Dinge bei Hasenclever behandelt, werden Gottesglaube und der Gedanke der göttlichen Weltregierung dem leisen Lächeln preisgegeben, das die Dinge gar nicht mehr ernst nimmt und deswegen um so gefährlicher wirkt. An den Episoden, die auf der Erde spielen, wird noch einmal anschaulich dargetan, wie im Grunde uninteressiert und hilflos dieser Gott, der ja eigentlich niemals eingegriffen hat, dem irdischen Treiben zuschaut. Mit einem Achselzucken dieses Gottes endet das Stück. Wieder einmal geht es, ganz im Zuge der marxistischen Nachkriegsideologie, nur hier auf feinere und raffiniertere Weise, gegen den „Köhlerglauben" des kleinen Mannes. Wieder einmal erscheint von dieser Sicht her der innige Gottesglaube und das Vertrauen auf die göttliche Weisheit als einfältige Dummheit des unaufgeklärten Volkes, wieder einmal ist Religion „Volksverdummung". Und tatsächlich endet Hasenclever — und nur von einer solchen Grundhaltung aus ist das Ganze der „Komödie" zu verstehen — bei einem Atheismus plattester Art. Gott sagt von sich:

„Man beschuldigt mich, das Weltall geschaffen zu haben, und macht mich für seine Schwäche und Unvollkommenheiten verantwortlich. Der Fall liegt umgekehrt. Die Menschen haben mich geschaffen. Unfähig, sich selbst zu regieren und ohne Illusionen zu leben, haben sie in mir ein höchstes Wesen verkörpert, das ihren Bedürfnissen entspricht“ (S. 14).

Es liegt auf der Hand, daß durch diese frivole, zutiefst irreligiöse Art der Auffassung alle religiös empfindenden Kreise sich verletzt fühlten und auf das entschiedenste ein Verbot des Stückes verlangten. Aber auch hier ist es wieder interessant zu beobachten, wie die „öffentliche Meinung“ der von Juden beherrschten Berliner Tagespresse ganz anders reagierte als die wirkliche Öffentlichkeit und sich sofort mit dem Geist der Hasencleverschen Komödien gegen „die Angriffe des Muckertums“ für solidarisch erklärte.

Symptomatisch sind die unmittelbar nach der Aufführung erscheinenden Kritiken. An erster Stelle steht wieder einmal die „Vossische Zeitung“, die angebliche Hüterin der liberalen bürgerlichen Kultur: sie findet nichts zu beanstanden, alles reizend und geht bereitwilligst auf den frivolen Ton des Stückes ein:

Artur Eloesser in der „Vossischen Zeitung“ Nr. 486 vom 13. Oktober 1928:

„Wir haben gestern einige Male gelacht und, was noch schöner ist, gelächelt, als Hasenclever uns wieder in ein Jenseits führte. Es sieht sehr diesseitig aus, es ist das Boudoir der St. Magdalena, sie empfängt als sehr gesuchte Heilige Petrus und den lieben Gott.

Um etwaigen Protesten seitens der Theologen, der wirklichen Theologen, zuvorzukommen, sei gleich bemerkt, daß dieser Five o'clock im Salon der hl. Magdalena nichts Verletzendes hat. Sie ist eine sehr rangierte Person geworden.

Den St. Petrus spricht R. besser und österreichisch wie einen behaglichen alten Sektionschef im Kabinett Sr. weiland Apostolischen Majestät. Das paßt für eine so alte, etwas müde, mit Kompromissen und Dementis fortwurstelnde Regierung.

Die, um weiter österreichisch zu sprechen, nur noch von einer Frau aufgemischt werden kann, von einer so hübschen und so erfahrenen (!) wie der hl. Magdalena.“

Würdig schließt sich das „Berliner Tageblatt“ an. Kerr, wie üblich krampfhaft witzig, betont zynisch und amoralisch; zum Schluß dazu noch die bei

ihm unvermeidlichen Seitenhiebe auf das „treu-teutsche“, wie es sich in seinem Hirn spiegelt:

Alfred Kerr im „Berliner Tageblatt“ Nr. 486 vom 13. Oktober 1928:

„. . . Ehe mit Hausfreund scheint für Hasenclever die Grundform der Ehe zu sein. Das (nach Ibsen) dreieckige Verhältnis.

III.

Da ist er doch zu sehr Feminist. Warum soll dann, zum Donnerwetter, nicht ebensogut die Ehe des Mannes mit Frau und Freundin heute die Grundform der Ehe sein? Hä?

Das ist auch dreieckig.

IV.

Warum? . . . Allein in Deutschland gibt es, nach dem Krieg, sechs Millionen Frauen mehr als Männer. Sechs Millionen überschüssig; nicht untergebracht. Der Mann hat zahlenmäßig die Auswahl.

Weshalb da bloß die Welt vom Standpunkt der Frau mit zwei Männern betrachten? Nicht ein kleinstes bißchen vom Standpunkt des Mannes mit zwei Frauen? Man fühlt sich zurückgesetzt. (Überdies von einem Geschlechtsgenossen. O pfui, Herr Hasenclever!) . . .

Alles das verbleicht vor belanglosen Sätzen des Schauspielers R.

XI.

Obschon er, als Petrus, bei Hasenclever Verwaltungsrat ist — nicht, wie bei Hugo Wolf (‚Wie glänzt der helle Mond so kalt und fern . . .‘) zu Gottfried Kellers Worten, ein Schuster.

‚Sankt Peter aber gönnt sich keine Ruh . . . Hockt vor der Tür und klopft die al-tänn . . . Schuh.‘

Eines der unsterblichsten Lieder Deutschlands.“

Der Gipfel der Verantwortungslosigkeit aber ist die Kritik im „Tempo“.

Manfred Georg im „Tempo“ des Ullstein-Verlags Nr. 29 vom 13. Oktober 1928:

„. . . Ein Volksspiel, ein Bilderspiel, ein Stück, das mit seinen derben Pointen, seinen handfesten Konflikten und seinen anregend und geschickt geführten Dialogen eigentlich gar nicht in die Kammerspiele gehört, sondern in richtige große Volkstheater. Ich

kann mir vorstellen, daß man diesen Hasenclever auf der Wiese spielt, ja, daß man ihn für das Kasperle-Theater bearbeiten könnte. Noch einen Schritt weiter, und dieser Dichter kann in ernsthafterer Einstellung zu den Dingen der Zeit die Komödie der stärksten volkstümlichen Durchschlagskraft schreiben . . ."

Als dann auf Grund der vielen Beschwerden aus christlichen Kreisen das evangelische Konsistorium der Mark Brandenburg Strafanzeige gegen Hasenclever wegen Gotteslästerung erstattete, um auf diese Weise eine weitere Verhöhnung der religiösen Gefühle durch die Aufführungen des Stückes zu verhindern, als man weiterhin in der Öffentlichkeit die Frage stellte, ob eine Bühne wie die Reinhardts noch weiterhin als „volksbildend" von der Theatersteuer befreit sein dürfte — zur selben Zeit hatte schon die Aufführung von Bruckners „Verbrechern" (s. u.) bei Reinhardt viel Staub aufgewirbelt —, ging ein Sturm der Entrüstung durch sämtliche Zeitungen der Berliner jüdischen Tagespresse.

Wieder wird der tatsächliche Inhalt des Hasencleverschen Stückes bagatellisiert, wieder wittert man in dem Vorgehen der kirchlichen Kreise einen Angriff der Reaktion, wieder fordert man noch mehr Freiheiten, als sie die Weimarer Verfassung schon gab, und geht damit endgültig zum Angriff gegen den noch bestehenden Gotteslästerungsparagraphen des Strafgesetzbuches vor.

Wieder ist das „Berliner Tageblatt" Wortführerin im Kampfe:

Fritz Engel im „Berliner Tageblatt" Nr. 557 vom 24. November 1928:

„Prozeß um Hasenclever?

Auf dem Gebiet der Angeberei, der Verdächtigung und moralträchtigen Überheblichkeit, bei den Versuchen, Verfassungsrechte in Unrecht umzudrehen, ist heute das Undenkbarste denkbar geworden. Diesmal wird der konzentrische Angriff sonst feindlicher Brüder gegen ein Lustspiel geleitet, dem man unter allen Umständen nur das eine nachsagen kann, daß es harmlos ist. Der liebe Gott, der heilige Petrus, Magdalena treten in volkstümlich heiterem Gewande daher. Es geschieht mit ihnen, was Volksgeist und Volksmund auch in kirchlich treu behüteten Gegenden und unter Duldung der Gewissensobrigkeit längst aus ihnen gemacht haben: sie werden vermenschlicht und ein wenig karnevalisiert . . . (!)

Und die heilige Magdalena? Sie ist mit einer sehr sanften Ironie gegen sich selber nichts anderes als eine kluge

Frau, mit dem weiblichen Spürsinn für die Dinge der Liebe, die sich dort unten auf der Erde vollziehen, und weil sie eine Frau ist, überlegen den anderen Himmlischen, die aus ihrer schweren männlichen Konstruktion nicht herauskönnen. Niemanden, der nicht gekränkt sein will, kann das kränken.

Hier nachgeben heißt nachgeben auch das nächste Mal und immer wieder. Wir bekommen dann die geistliche Kunstaufsicht, und diese Wach- und Schließgesellschaft wird noch verständnisloser und engherziger sein als die weiland politisch-bürgerliche Zensur.

Darüber hinaus aber: *Fort mit dem Gotteslästerungsparagraphen, fort mit ihm aus dem neuen Strafgesetzbuch!*"

Bereitwilligst stößt die „Berliner Allgemeine Zeitung" des Ullstein-Verlags sofort in dasselbe Horn. Sie schreibt in der Nr. 283 vom 27. November 1928:

„Immer wieder Gotteslästerung.

Wir sind in der Republik nachgerade genügend gewöhnt an Denunziationen und Versuche aller Art, das freie Schrifttum zu hemmen und mit Erfolg den Staat für rückschrittliche Maßnahmen einzuspannen. Der Vorstoß gegen Hasenclevers Stück, in dem der liebe Gott und Petrus zwar sehr weltlich auftreten, aber wahrhaftig nicht verhöhnt werden, ist sehr symptomatisch, aber weiter nicht verwunderlich in einer Zeit, die uns das Schund- und Schmutzgesetz gebracht hat, und in der die unaufgeforderten ‚Hüter' der Moral und Sittlichkeit sich immer frecher als Schützer der Zivilisation (wie sie sie auffassen) gebärden und sich jetzt gar als Leibgarde des lieben Gottes aufspielen.

Der liebe Gott braucht sie nicht, hat sie nicht gerufen, mag von ihnen nichts wissen. Den Gesetzmachern, die gerade bei der Arbeit sind, sei aber sehr eindringlich zugerufen: *Fort mit dem Gotteslästerungsparagraphen!*"

Auch Hasenclever selbst konnte nicht umhin, sich zu seinem Stück zu äußern; es geschah in dem gleichen Geist, mit der gleichen Respekt- und Ehrfurchtslosigkeit und der gleichen Frivolität, die auch in seinem Stück herrscht. Hier seien nur ein paar Sätze aus seinem Artikel „Heikle Situationen" in der „BZ. am Mittag" Nr. 325 vom 26. November 1928 angeführt:

„Es ist bisher nicht gelungen, meinen Glauben an die Gerechtigkeit Gottes zu erschüttern. Er wird es, wie in der Strafanzeige

gefordert, nicht zulassen, daß die Reinhardt-Bühnen wegen seines Engagements (!) Luxussteuer zahlen müssen. Nicht nur die Kirche, auch das Theater ist ein gemeinnütziges Unternehmen.

Solange Kirchensteuern erhoben und Eintrittspreise gezahlt werden, hat der Dramatiker das Recht, Gott für seine geistigen Zwecke in Anspruch zu nehmen."

Hasenclever konnte es sich leisten, noch während das Strafverfahren gegen ihn schwebte, in derartig zynischer und blasphemischer Weise die Angriffe gegen sein Stück zu ironisieren; wußte man doch, daß es unter der damaligen Regierung ein leichtes sei, die Einstellung des Verfahrens zu erreichen! Tatsächlich trat ein, was man erwartete: das Gericht zog sich auf die juristische Formulierung des Gotteslästerungsparagraphen zurück, nach dessen Wortlaut „beschimpfende Äußerungen" die Voraussetzung für die Strafbarkeit bilden. Und da nach „eingehender Prüfung des Sachverhalts" „beschimpfende Äußerungen" nach Auffassung des Gerichts nicht vorlagen, mußte die Einstellung des Verfahrens notwendigerweise erfolgen.

Die Berliner Presse kommentierte diesen Vorgang mit Begeisterung. U. a. schrieb der jüdische „Berliner Börsen-Courier" Nr. 568 vom 4. Dezember:

„So selbstverständlich dieser Beschluß der Staatsanwaltschaft ist, so erfreulich bleibt diese kluge Einsicht der Behörde."

Inzwischen waren auf die Menge der Beschwerden hin, die gegen die Aufführung des Hasencleverschen Stückes beim Berliner Polizeipräsidium eingegangen waren, auch von diesem Erkundigungen eingezogen worden. Man ging den üblichen Weg der Anforderung von Gutachten maßgebender Persönlichkeiten — und so trat man an drei Leute, an die beiden Theaterkritiker Engel und Faktor und außerdem an den geschäftsführenden Direktor des Deutschen Bühnenvereins, den Rechtsanwalt A. Wolff, heran. Alle drei sind Juden!

Während Wolff noch zugibt, daß „stark religiös veranlagte Menschen durch das Stück von Hasenclever empfindlich verletzt werden könnten", kann Fritz Engel, nachdem er das Stück im Theater gesehen und als Buch gelesen, nur „betonen, daß die Dichtung durchaus harmlos gemeint und harmlos durchgeführt ist. Ein Grund zum Verbot des Stückes liege durchaus nicht vor". Im übrigen verweist er auf seine Ausführungen im „Berliner Tageblatt", die wir oben auszugsweise gebracht haben, und bestätigt, daß er

sich gutachtlich nur in derselben Form äußern könnte (also: „Fort mit dem Gotteslästerungsparagraphen!“ s. o.).

Außerordentlich interessant ist Emil Faktors Gutachten. Mit rabulistischen Mitteln und mit echt jüdischer Chuzbe bringt er es tatsächlich fertig, zu beweisen, daß eigentlich „alle Strenggläubigen mit Hasenclever sympathisieren müßten“.

> „... Die Annahme aller Beschwerdeführer ist irrig, daß Walter Hasenclever mit dem Theaterstück ‚Ehen werden im Himmel geschlossen‘ den Gottesbegriff lästert oder das religiöse Empfinden seiner Mitbürger verletzt. Der liebe Gott, die heilige Magdalena und St. Petrus, die bei Hasenclever auf die Szene kommen, lassen durch Kostüme und Redensarten deutlich merken, wie wenig es dem Autor darum zu tun war, Gestalten des Himmels zu verkörpern. Er verfolgte vielmehr die Absicht, alle materiellen Vorstellungen von der Gottheit, in denen das Ewige mit dem Alltag verwechselt wird, durch burleske Form ins Lächerliche zu ziehen. Wenn bei diesem Projekte, mit welchem alle Strenggläubigen sympathisieren müßten, dennoch Mißverständnisse entstehen, so hängen sie im schlimmsten Falle mit Talent und Geschmacksfragen zusammen; keineswegs kann aber aus der von jeder Gottesdarstellung deutlich unterscheidbaren Scheinverkörperung, die sich gegen das Menschliche und nicht gegen das Göttliche richtet, eine Verletzung religiösen Empfindens abgeleitet werden ...
>
> Eine ernsthafte Anschuldigung Hasenclevers wegen antireligiöser Tendenzen kommt nicht in Frage . . .“

Und es geschieht tatsächlich unter der jüdisch-marxistischen Vorherrschaft in Berlin: auf Grund dieser nur von Juden angeforderten Gutachten über ein Stück, das christliches Empfinden verletzt, und dazu noch im engsten, fast wörtlichen Anschluß an den Wortlaut des Faktorschen Gutachtens, teilt das Polizeipräsidium den Beschwerdeführern mit, daß ein Grund zum Einschreiten gegen die Aufführung des Hasencleverschen Stückes nicht gegeben sei!

Der Kampf um die Hasencleverschen Komödien aber bildet nur das Glied einer langen Kette von Angriffen gegen Sitte und Religion überhaupt. Unter der Duldung und dem Schutze der Regierung ging die unermüdliche Propaganda des marxistischen Ideengutes ungestört weiter und drohte langsam, aber sicher Deutschland dem Bolschewismus in die Arme zu treiben. Am

besten schildert wohl die vollkommene Hoffnungslosigkeit der damaligen Lage ein Auszug aus einem Artikel, den der Generalsuperintendent D. Dr. O. Dibelius im „Tag“ vom 9. Dezember 1928 (Nr. 295) in unmittelbarem Anschluß an die Zurückweisung des Strafantrages gegen Hasenclever schrieb:

„. . . Bei Protesten im Theater (in Frankfurt a. M. hatte das Publikum gegen die Aufführung des Hasencleverschen Stückes protestiert; es waren daraufhin Leute aus dem Publikum im Theater verhaftet und abgeführt worden. D. Hrsg.) nimmt die Polizei den Theaterbesitzer in liebevollen Schutz gegen die Störenfriede. Beschwerden bei der Staatsanwaltschaft werden regelmäßig zurückgewiesen. Protestversammlungen schweigt der größte Teil der Presse tot. Und wer sich für gebildet hält, rückt von denjenigen ab, die die Freiheit der Kunst gefährden wollen . . .

. . . Dabei handelt es sich nicht nur um Hasenclever. Es handelt sich darum, daß zu den erotischen Widerwärtigkeiten, die sich auf den deutschen Bühnen eingebürgert haben, nun auch die Verhöhnung des Religiösen zur großen Mode geworden ist. Es vergeht kaum ein Tag, an dem nicht das Empfinden der christlichen Bevölkerung in unerhörter Weise herausgefordert wird. Davon, daß nach der Melodie des Lutherliedes gesungen wird: Ein Glück, daß wir nicht saufen, prost!, ist schon früher die Rede gewesen. Das geht nun auf Grammophonplatten durch Deutschland und durch das Ausland! Und der Staatsanwalt findet, daß dagegen nichts einzuwenden sei. Die ‚Rote Fahne‘ zitiert konsequent: Eine feste Bucht hat unser Bock! Der ‚Vorwärts‘ zeigt eine Karikatur mit der Unterschrift: ‚Wer unter dem Schirm des Landrats sitzet und unter dem Schatten des Gewaltigen schießt, der spricht zu diesem Herrn: »Meine Zuversicht beim nächsten Putsch bist du, auf den ich hoffe!«‘ So geht es weiter. Eine endlose Kette. Nun kommt Hasenclevers Komödie. Nun kommt der liebe Gott auf die Bühne. Er benimmt sich auf der Bühne wie ein gerissener Fabrikant, dem jedes Mittel recht ist, um sein Publikum zu beschwindeln. Wirklich: Die Dinge sind unerträglich geworden! . . .

. . . Wir erleben es immer wieder, daß Auslandsdeutsche nach Berlin kommen und nach einem Besuch im Theater voller Empörung der

Reichshauptstadt den Rücken kehren, irre geworden an ihrem Volke. Wer häufiger im Ausland ist, weiß, wie oft ihm der Zustand des deutschen Theaters vorgehalten wird als Zeichen dafür, daß das deutsche Volk die Achtung anständiger Menschen nicht mehr verdient! . . ."

Trotz solcher ernsten Proteste aber ging der sittliche Verfall des deutschen Volkes unter der systematischen Arbeit der jüdischen „Verwalter" der deutschen Kultur ungehindert weiter.

Ferdinand Bruckner* (Theodor Tagger)

In seiner ganzen Trostlosigkeit tritt der Verfall der Zeit bei Bruckner in Erscheinung, der unter seinem wirklichen Namen Theodor Tagger lange Jahre hindurch im Verein mit Gustav Hartung (May) das Renaissance-Theater führte. Hier kamen dann auch seine eigenen Stücke zur Aufführung, bis endlich Max Reinhardts gepriesenes Kulturtheater sich erfolgreich für Bruckners Dramen einsetzte.

Für Bruckner ist der Mensch die „Kreatur", ausgeliefert und verfallen einem Leben ohne Sinn. Die Welt der Werte ist durch den Weltrelativismus gestürzt, die Wirklichkeit durch den Sexus endgültig entseelt. Vor dem Leerlauf des Geschehens setzt die Flucht der Kreatur ein, die Flucht in den Rausch; nur der Rausch noch kann das Leben erträglich machen, und so schafft sich jeder seinen Rausch, seinen „Gott" in Kokain, im Sexus, in Hysterie und Psychopathie. Deutlich spricht es eine Szene in dem Drama „Kreatur" (Berlin 1930) aus:

„Florence: Ich mache deinen Rausch nicht mit.
Troik: Du nimmst Kokain.
Florence: Dann weiß ich es. Du aber nimmst seelisch ein und weißt es nicht...
Troik: Wie kommst du zu diesem Rezept?
Florence: Ich habe es im Hotel gekauft.
Troik: Wie lange wirkt das?
Florence: Eine volle halbe Stunde.
Troik: Und dann?
Florence: Wieder. Sooft du willst. (Lächelt.) Sieh mich nicht so an!
Troik: Der Rausch der Kreatur Gottes. Es gibt keinen traurigeren Beweis für unsere Verlorenheit.
Florence: Immer. Wenn wir befriedigt sind, träumen wir von der Zukunft. Die Kreatur will ihren Gott. Um die Wirk-

* Geboren in Sofia 26. 8. 1891, Sohn des Kaufmanns Ezra Israel Tagger.

lichkeit kümmert sie sich einen Dreck. (Lächelt.) Kokain ist eine Substanz wie Gott“ (S. 60/61).

Nur da ist das Leben für Bruckner voll und ganz, wo der Mensch im Rausch lebt, wo das Bewußtsein schwindet und wo Triebe ungehemmt sich entladen können. Der Trieb ist das Mächtige in uns, dort das wahre Leben, und so werden die chaotischen Mächte bejaht, es gibt kein Nein gegenüber dem Trieb, keinen Kampf und keine Auflehnung dagegen, und jede äußere Satzung ist zum Versagen verdammt. Das ist die unergründliche Lehre seiner Stücke. Und so müssen alle Schranken fallen, die diesem „Leben“ sich entgegensetzen: Sitte ist Konvention, Staat — Übereinkunft an sich anarchischer Gewalten, Gesetze und Satzungen — Flucht vor der Bestie im Menschen. Gegenüber den Trieben haben alle Wertsetzungen ihre Bedeutung verloren. Der Trieb ist Wert an sich, ganz gleich, in welcher Form er auftritt. Mit Konsequenz werden alle Vorformen und Verirrungen menschlichen Seins bejaht, alle Zwischenformen seelischen Zwittertums als eigene Werte herausgestellt und analysiert, mit einer fast sadistischen Wollust die verwickelten Gänge krankhaften Fühlens durchleuchtet, Psychosen und Hysterien, Inzest, Fetischismus und alle Abnormitäten des Trieblebens, da vorhanden und Ausdruck des „Lebensprinzips“, als Selbstwert dargestellt.

Nur ein krankhaftes Seelenleben, das jeden gesunden Empfindens unfähig ist, konnte mit gleicher Prägnanz und der Schärfe eines Seziermessers die entsetzlichen Zwischenwelten des erkrankten Seelenlebens analysieren. Das aber ist das Bedeutungsvolle: Auch schon der Trieb ist angekränkelt bei Bruckner, nirgends mehr ist der naturhaften Ganzheit und Fülle ursprüngliche Lebensnähe da, sondern immer in merkwürdigen Verhüllungen, Perversionen, Psychopathien eine durchaus morbide Welt des Verkommenen, Entwurzelten.

Nicht mehr aus der Sicht des Gesunden finden die Dinge ihre Darstellung, nein, als das Normale, das Berechtigte, das Selbstverständliche und eigentlich Richtige gegenüber allen Schranken der „Konvention“ erlebt sie der Zuschauer von der Bühne her, ja als das Unergründliche der menschlichen Existenz. Und da, wo die sittliche Wirkung der Bühne einsetzen sollte, setzt ihre demoralisierende ein. Jede Schwäche des Privatlebens, jeder Zug zum Dunkeln findet seine Rechtfertigung, der Widerstandswille wird systematisch gelähmt, und die chaotischen Mächte können sich frei entfalten.

Denn nicht nur die Darstellung dieser Vorgänge erlebte man auf der Bühne, nein, auch ihre Verteidigung und weltanschauliche Begründung. Verbrechen? — ein Wort, das abgeschafft werden muß. Widernatürliche Triebe? — die gibt es nur noch in einem überholten Gesetz. Staat? — notwendiges Übel über dem Abgrund offener Anarchie. Selbstüberwindung und Widerstand?

Erziehung und Formung? — unmöglich, der Trieb ist stärker. Norm des Menschlichen? — sie beginnt beim Anormalen. Das ist die bewußte Lehre dieser Stücke.

So wird mit allen Mitteln der Kampf gegen die bestehende Wertordnung ausgefochten. Und wird in der „Kreatur“ nur ein „Fall“ vor den Zuschauern ausgebreitet, mit allem Naturalismus die Zwischenwelten von Inzest, Seiden-Fetischismus, sexueller Hörigkeit, Auslieferung der Ehefrau an den Gläubiger (noch als Rausch genossen) dargestellt, als ob schon alle „Konventionen“ gefallen wären, ist Kreatur nur in der „Beispielhaftigkeit“ vorgelebten Lebens wirksam, so wird in dem Drama „Verbrecher“ (Berlin 1929, aufgeführt bei Reinhardt) ganz eindeutig und bewußt formuliert der Kampf gegen Staat und Justiz gekämpft. Wir greifen dies Stück heraus, weil es direkt ausspricht, worum es geht.

Gegenüber steht das elementare „Lebensprinzip“, das heißt, die restlose Bejahung der kreatürlichen Triebexistenz des einzelnen, dem Zwang und den Schranken von Gesellschaft und Staat. Und ohne Konflikt, ohne ernsthafte Diskussion, ja ohne auch nur die Andeutung eines problematischen Verhältnisses von privatem und Staatsinteresse wird von vornherein der Staat und das Gesetz als Unwert erlebt und dargestellt, der Lebenswille aber, das heißt, der ungehemmte Trieb als der eigentliche Wert auf den Schild erhoben. Denn worauf es auch hier wieder ankommt, ist das: die Rechtfertigung des schrankenlosen Sichauslebens, die Verhöhnung und die Abschaffung der sittlichen Wertwelt, die zu Verbrechen Verbrechen sagt. Die endgültige Formel lautet: „Es gibt keine Verbrecher.“ So steht es auf dem Titel des Buches, das der Student des Dramas gegen die Obrigkeit und die Gesetze schreibt.

Nur auf dem Boden jener Weltanschauung, für die der Staat im Grund oberflächlichen Zusammenschluß anarchischer Einzelwesen bedeutet, können diese Gedankengänge erwachsen, und so werden in einer Kernszene des Stückes, in der Unterhaltung zwischen einem alten und einem jungen Richter, die Grundlagen des Ganzen noch einmal bewußt formuliert den Zuschauern vorgetragen:

> „Der Jüngere: Der vorbildlichste Staat bleibt eine *Zusammenkoppelung von Millionen Menschen*, die im Grunde genommen anarchisch nebeneinander leben. Wir haben wohl den Kitt der Konvention geschaffen — aber ist sie mehr als eine äußere Umfriedung durch festgelegte Akte der Höflichkeit, Anständigkeit, Zwangsmoral und genau numerierte Rücksichtnahme?

Der Ältere: Und die Nation?

D e r J ü n g e r e : Wir haben in einzelnen Augenblicken ein plötzliches Gemeinschaftsgefühl — in Augenblicken der großen, gemeinsamen Not. N e n n e n S i e d a s N a t i o n ? D i e s e s G e m e i n - s c h a f t s g e f ü h l h a b e n a u c h K ü h e a u f d e r W e i d e , w e n n e s d o n n e r t.

D e r Ä l t e r e : Die Zugehörigkeit von Menschen setzt ein vereinbartes Recht voraus.

D e r J ü n g e r e : Und ich habe K u n d g e b u n g e n d e r Z u g e - h ö r i g k e i t m i t S i c h e r h e i t g e r a d e n u r d o r t f e s t g e - s t e l l t, w o d i e s e s v e r e i n b a r t e R e c h t u m g e w o r f e n w i r d , w o w i r e b e n v o n V e r b r e c h e r n s p r e c h e n. Die negative Form ist die des stumpfen, egozentrischen Nebeneinanderlebens, des Zusehns, des Nichteingreifens. Das sind die einzigen wirklichen Verbrechen, denn ihr Ursprung ist Bequemlichkeit des Herzens, Trägheit des Verstandes — also vollkommenste Verleugnung des Lebensprinzips und des Gemeinschaftsgedankens. Diese Verbrechen werden aber nicht bestraft. D i e a n d e r n, g e g e n t e i l i - g e n H a n d l u n g e n s i n d K u n d g e b u n g e n d e s L e b e n s - w i l l e n s u n d s c h o n d e s w e g e n p o s i t i v, a b e r i n a l l e n a u s g e s p r o c h e n e n F ä l l e n w e r d e n s i e a l s V e r b r e - c h e n bestraft. Hier schneidet sich der Mensch ins eigene Fleisch und nennt das ‚Gesetz‘. Hier kastriert sich das Volk bei lebendigem Leibe immer wieder selbst ‚im Namen des Volkes‘ “ (S. 101/102).

Man höre aus den verklausulierten, bewußt unklar gehaltenen Sätzen heraus, was gesagt werden soll. Der erste Grundsatz lautet so: Der Staat ist Übereinkunft einer anarchischen Masse, Nationalgefühl ist der Herdeninstinkt im Augenblick der Gefahr, es gibt kein Gemeinschaftsgefühl, kein Verantwortungsgefühl. Jeder lebt für sich in seiner eigenen Triebwelt. Dies ist der eine Gedankengang.

Der zweite lautet: Die asozialen Elemente („da, wo wir von Verbrechern sprechen“) sind die eigentlichen Träger des Lebensprinzips. Sie werden wegen der „Kundgebungen“ dieses Lebenswillens „in ausgesprochenen Fällen“ bestraft. Die eigentlichen Verbrecher aber sind die anderen, in denen das Lebensprinzip — dank ihrer Einordnung in den Staat, muß man wissen — „stumpf“ geworden ist und „verleugnet“ wird.

Damit ist endlich die Umkehrung erreicht, der staatserhaltende Bürger in seiner Gefährlichkeit entlarvt, dem Verbrecher zu seinem wahren Recht verholfen — wie kann das Gesetz sich anmaßen, über diesen „Verbrecher“ zu urteilen?

Und prompt wird die Folgerung aus diesen Sophismen gezogen: „Es gibt keine Verbrecher“, das ist der Grundsatz, und so heißt es:

„Der jüngere Richter: Wenn es ein Naturgesetz ist, daß sogenannte vernichtende Handlungen begangen werden, warum bestrafen wir sie dann als Verbrechen?“

. . . . . .

Der Ältere: In allem, was den Verstand irgendwie berührt, bleibt jenes Körnchen für immer ein Rätsel, das nicht nur die große Welt erschuf, sondern jede kleinste Regung stündlich neu schafft.

Der Jüngere: Warum sprechen Sie von Regungen und urteilen dann Verbrechen?

Der Ältere: Lassen wir das. Wir haben uns einmal daran gewöhnt. Was sind denn sonst Verbrechen?

Der Jüngere: Ich glaube, wir werden nicht dahinterkommen, so lang wir diesen Begriff nicht abschaffen“ (S. 103/04).

Und ganz ähnlich:

„Das Volksempfinden, das nur ahnungslose Theoretiker naiv nennen können, das in Wirklichkeit aber mit großartigem Instinkt den naturgetriebenen, elementaren Willen zum Leben ausdrückt, das Volksempfinden hat längst das Verständnis für den Begriff der Strafe verloren, denn ihre Anwendung erstarrte in festgefügten Normen, und es gibt zahllose Verbrechen, die sie überhaupt nicht erreichen kann. Hier hat ein junger Mann aus Leidenschaft gefehlt — aber mit einem so ehrlichen, offenen Gesicht, daß derjenige vielleicht selbst ein Verbrechen beginge, der diesen jungen Menschen einen Verbrecher nennt. Was ist ein Verbrecher? Wir können diese Frage nicht beantworten. Fest steht nur, daß längst nicht jeder, den der Staat ins Gefängnis schickt, ein Verbrecher ist. Fest steht, daß viele, die der Staat herumlaufen läßt, Verbrecher sind“ (S. 100).

So wird im Verlauf der Handlung alles darauf angelegt, den Begriff „Verbrechen“ ad absurdum zu führen. Wir erwarten vielleicht Menschen im Sinne jener genialen Verbrecher der Renaissancezeit oder jener Besessenen von Sendung und Leidenschaft, vor denen die alten, erstarrten Satzungen kraftlos dahinsinken — aber was für eine Welt tut sich auf?

Diese Träger des Lebensprinzips — bei Bruckner sind es Zuhälter und Erpresser, Homosexuelle, Psychopathen und Neurastheniker, Boxer und Dirnen, Typen der Unterwelt und verfaultes Großstädtertum der höheren Schichten.

Ein Ausschnitt aus dieser (durchgehenden!) Wirklichkeit möge genügen, eine Szenenfolge, wie sie auf der den Durchschnitt durch das Innere eines Hauses darstellenden Bühne aufleuchtet (die Bühne ist in sechs Szenen geteilt, in denen das Geschehen gleichzeitig ablaufen kann):

„Am üppig gedeckten Tisch Josef und zwei Damen.

Josef: (gießt der ersten Dame Wein in den Mund).

Erste Dame: Ich ersticke.

Josef (lacht): Etwas mußt du für mein Geld.

Zweite Dame (lacht).

Josef: Lach nur, du kriegst bald ganz was andres ins Maul.

(Lachen, essen, trinken.)

(Die Szene bleibt hell, gleichmäßig wird Szene 1 erhellt. Ottfried [ein skrupelloser Homosexueller mit Erpresserqualifikation] und ein junger Mann.)

Ottfried (lacht): Es ist gar nicht nötig, daß du Hemmungen hast. Wer die Barrieren sieht, weiß sie zu nehmen. Willst du noch Tee? (Gießt ein.)

(Die Szene bleibt hell. S. u.)

. . . . . .

(Die Jazzkapelle stark. — Szene 7 wird erhellt. Musik und Tanz sehr im Zuge. Am Tisch Carla — Ben Sim [der Boxer] — eine Frau.)

Carla: Wenn was passiert?

Die Frau: Aber nicht bei mir. Zweihundert Mark.

Carla: Wenn ich zweihundert Mark hätte, würde ich das Kind behalten.

Die Frau: Behalten Sie es doch!

Ben Sim: Irgendwie wird sie es schon beschaffen. Keine Aufregung!

Carla (Entschluß): Ich bekomme morgen fünfzig Mark.

Ben Sim (lacht): Nur nicht nachgeben bei den Weibern!

Die Frau: Den Rest zahlen Sie monatlich vom Lohn ab!

Ben Sim: Kellner, drei Sliwowitz.

(Die Szene bleibt hell.)

. . . . . .

(Jetzt wieder Szene 1, die hell geblieben war.)

Ottfried: Man hört's bis hierher.

Der junge Mann: Ist das nicht das Lokal mit dem Mord?

Ottfried: Wer denkt daran? Komm! (Beide tanzen)"
(S. 139/140).

Diese Vorgänge erlebte das Publikum Abend für Abend vollkommen realistisch gespielt von der Bühne. Ganz ähnliche Szenen, noch handgreiflicher, noch schamloser, gab es in Bruckners „Krankheit der Jugend". Die unverhüllte Darstellung wurde von Bruckner gefordert. Er selbst legt „das volle absolute realistische Ausspielen der kürzesten Szene dem Spielleiter ans Herz" (Vorbemerkung zu den „Verbrechern", S. 10)!

Die Menschen dieser Brucknerschen Welt übertreten alle in irgendeiner Form das Gesetz. Und Bruckner weiß es einzurichten, daß natürlich die wirklich Schuldigen, die Bescheid wissen, wie man's macht, nicht gefaßt werden. So können dann die eigentlich Unschuldigen als die unglücklichen Opfer eines verruchten Rechtsmechanismus dargestellt werden. Unschuldige, durch eine Verkettung unglücklicher Umstände verdächtig, fallen der Justiz zum Opfer; aus ihrer Veranlagung heraus (auf deren Ausleben sie doch ein „Recht" haben, da sie mit ihrer Natur gegeben ist), aus Not und Verzweiflung (die ohne die Furcht vor dem Gesetz nicht bestehen würde), kommen andere mit dem Gesetz in Konflikt. Das ist das Gerüst der Handlung.

Aus Furcht vor dem § 175 schwört der junge Homosexuelle einen Meineid; das Gericht spricht daraufhin den Erpresser und wahren Schuldigen frei; später wird dann der Homosexuelle wegen dieses Meineids verurteilt.

Aus Furcht vor dem § 218 treibt eine uneheliche Mutter ihr Kind nicht ab und sucht es einer Frau mit deren Einverständnis zu unterschieben. Als dies mißglückt (sie macht sich schon durch die Kindesunterschiebung strafbar), geht sie mit ihrem Kind in selbstmörderischer Absicht ins Wasser. In ihrer Todesangst sich selbst rettend, wird sie dann wegen Kindestötung bestraft.

Endlich wird ein des Mordes Angeklagter mit den Mitteln des Indizienbeweises unschuldig zum Tode verurteilt.

Aber das alles genügt noch nicht; die Autorität des Gesetzes restlos zu untergraben, müssen wieder einmal die Hüter dieses Gesetzes herhalten. Der Staat ist hier wieder in seinen Vertretern geschildert, in sadistischen, entseelten Richtern und Staatsanwälten, die in brutalen, unmenschlichen Verhören so lange ihre Opfer treiben und quälen, bis sie ihre Verteidigung hoffnungslos und zermürbt aufgeben: sie gestehen hier alles ein, was der

Richter hören will, nur um der Qual des Verhörs zu entgehen. Kein Mittel ist zur Hand, das nicht aufgegriffen würde, um das Gericht zu kompromittieren.

Hier nur als Beispiel eine brutale, vergewaltigende Vernehmung. Man achte auf die Ausdrucksweise des Gerichtsvorsitzenden: ein Ausschnitt aus dem Prozeß gegen die Kindesmörderin:

„Der Vorsitzende: Sie, als der Schwängerer, sollten es nicht in Abrede stellen wollen.

Kummerer (leise): Herr Vorsitzender —. Zum Kindererzeugen gehört der Wille, ein Kind zu haben.

Der Vorsitzende: Nach bisherigen Ermittlungen hatte sich das Mädchen vor Ihnen noch von keinem Manne benutzen lassen.

Kummerer (kaum mehr beherrscht): Herr Vorsitzender! . . .

Der Vorsitzende: . . . Die Angeklagte hat gestanden, daß sie rechtzeitig eine Abtreibung vorgenommen hätte, hätte sie nicht begründete Aussicht auf Abschiebung des Kindes sofort nach seiner Geburt gehabt. Wußten Sie von dieser vorgesehenen Fruchtabtreibung?

Olga: Ich habe nie Abschiebung gesagt.

Der Vorsitzende: Das Gericht lehnt es ab, sich Ihre Terminologie oder die Ihres Schwängerers zu eigen zu machen. Wir sprechen hier *deutsche* Fraktur.

Olga (nach einer Pause): Das Kind wollte eine Frau nehmen, zu der ich mehr Vertrauen hatte als zu mir selbst.

Der Vorsitzende: Wie zu erwarten, überlegte es sich diese gute Fee, einen fremden Balg ins Nest zu setzen, sobald der entscheidende Augenblick gekommen war."

Das ist die Methode des Verfahrens, ebenso eindeutig und tendenziös wie die Konstruktion der Schuldfälle. Aber der Zweck ist erreicht: das Vertrauen in das Gerichtsverfahren wie der Glaube an die Gerechtigkeit ist erschüttert. In drei aufeinanderfolgenden Gerichtsverhandlungen, auf offener Szene, mit allen Schikanen der Geständniserpressung usw. vorgeführt, wird mit diesen primitiven Mitteln die Unsinnigkeit der Gesetzgebung und Rechtsprechung von Herrn Bruckner „bewiesen".

Und was dargetan werden soll, ist natürlich leicht zu folgern: Nicht der Verbrecher wird bestraft, sondern der Gerechte, die gequälte „Kreatur" — darum weg mit den Gerichten!

Dementsprechend macht eine Zeugin den Vorschlag:

„Mimi: Verzichten Sie auf alle Vernehmungen und den ganzen Krempel! Ich würde einfach alle sechs Monate eine Lotterie veranstalten. Wer eine Niete zieht, wird ins Gefängnis gesteckt. Dort muß er ein zweites Los ziehen: wie lang er sitzen soll. Glauben Sie, daß durch die Lotterie mehr Unschuldige ins Gefängnis kämen?“ (S. 86/87).

Weg mit den Gesetzen — das ist die zweite Folgerung. §§ 175, 218, die Todesstrafe, sie müssen abgeschafft werden. Das waren Forderungen, wie sie damals gleichzeitig in öffentlichen Aufrufen und Versammlungen gestellt wurden (Hirschfeld! Fall Jacubowski!) Also auch hier wieder, wie oben beim § 218, das Zusammenwirken von Bühne und Tagespolitik.

Allerdings, meint Bruckner, so schnell wird sich die Todesstrafe nicht abschaffen lassen. Ist sie nicht ein Ventil der Mordlust des Staates? Und so wird in einer restlosen Verfälschung des Strafbegriffs durch die Triebpsychologie hier die Todesstrafe als die Äußerung eines Urtriebs, als die staatliche Sanktion der Mordlust erklärt.

„Hausverwalter: Und wenn er es gar nicht war?

Verteidiger: Diese Frage ist für die prinzipielle Bedeutung der Todesstrafe von sekundärer Ordnung. Wir wollen sie abschaffen, weil wir nicht Gefahr laufen wollen, einen Unschuldigen zu treffen, denn das würde unsere Bequemlichkeit stören und unser gutes Gewissen. In Wirklichkeit ist aber der Vernichtungswille ebenso unser Urinstinkt wie der Lebenswille. Die Todesstrafe wird längst abgeschafft sein und doch weiter in uns lauern, um im gegebenen Augenblick hervorzuspringen. Sie ist eine Kundgebung des Urinstinkts, daher unausrottbar. Aber seit Jahrtausenden kennen wir keine andere Aufgabe, als das Tier in uns einzuschließen, ihm immer weitere Ausgänge zu versperren. Hier wird die ungeheuerliche Bedeutung der staatlich sanktionierten Todesstrafe ersichtlich. Das ist eine Tür in uns, die wir unserm Biest nicht vor der Nase zuschlagen können, denn die repräsentative Macht der Moral, der Staat, hält sie offen mit eigener Hand. — Ganz erschlagen können wir das Biest freilich nie. Bedenken Sie, daß unsere Ahnen in den Wäldern gelebt haben. (Lacht.) Wir leben noch heute in den Wäldern. Denken Sie einmal darüber nach!“ (S. 137).

Weiter konnte wohl auch eine Triebpsychologie nicht gehen, als es hier geschieht.

Zum Schluß des Ganzen scheint einmal wenigstens ein höheres Ethos aufzudämmern, die Forderung nach der inneren Bejahung des Sittengesetzes:

> „Was ist der Staatsanwalt gegen den Ankläger in uns selbst? Solang nicht das eigene Ich nein sagen kann, bleibt das drohende Nein des Staates wirkungslos . . ."

Aber die unmittelbar anschließende Fortsetzung zeigt dann wieder den wahren Geist:

> „. . . und wird *jene Handlungen niemals verhindern, die wir vorläufig noch Verbrechen nennen. Aber zu dem Nein des eigenen Ichs sind wir zu schwach*, weil wir Menschen sind, anlehnungsbedürftig und entschlußlos, und *wir haben die strafende Obrigkeit gegründet, daß sie uns das Gewissen abnehme und unsere Seele einschläfere in der Angst vor sich selbst.* Hier, in dieser Flucht vor uns selbst, liegt die unzerstörbare Macht der behördlichen Gerechtigkeit . . ."

Dies ist die trostlose Leere des Stückes. Restlos ist der Mensch ausgeliefert an seine zerstörerischen Urtriebe, ihnen kann er nicht entgehen, jeder Widerstand ist zur Machtlosigkeit verurteilt. Bruckner kennt nicht den Kampf gegen die chaotischen Gewalten, nicht ihre Bändigung und Bezwingung zur Form, nicht die Gebundenheit des Menschen an ein von innen bejahtes Maß. So ist für ihn Staat und Gesetz nur äußere Schranke, gesetzt aus Angst vor der eigenen Schwäche, nicht selbstgegebenes Maß, nicht gottgegebene Ordnung. Undeutscher kann kein Ethos sein als dies.

Was aber ist von menschlichem Sein in seiner Welt übriggeblieben? Nichts als die vor- und außermenschlichen Stufen der Tierheit, der Brunst und des Triebes. Den Menschen bis dahin zu degradieren (ohne auch nur die vitale Ganzheit und Kraftfülle des Tieres im entferntesten zu erreichen), Entartung als Norm den Deutschen predigen — das war die Sendung des Juden Bruckner an das deutsche Kulturtheater.

Auch hier wieder greift das Theater entscheidend in die Wirklichkeit des Tages über, auch hier treiben Juden durch Presse und Diskussion die Angriffe der Bühne gegen die Justiz weiter, auch hier spaltet sich die Öffentlichkeit deutlich in zwei Lager. Zunächst möge ein Ausschnitt aus der Zeitungskritik die Lage wieder kennzeichnen.

Jüdische Kritik

Fritz Engel im „Berliner Tageblatt“:

„. . . Stenogramm der Wirklichkeit. Haarscharf die Zeichnung der kontradiktorischen Verhandlungen, glänzende Reportage. Die oft gesehenen Typen, Staatsanwälte. Verteidiger, von neuem mit äußerster Prägnanz vorgeführt . . .“

„Zur Anklage . . . steht das Justizwesen. Mit schärfstem Stich und Hieb, mit Bloßstellung der Unzulänglichkeit des Verfahrens und derer, die es betreiben . . .

. . . Die gute indirekte Methode, etwa in dem Gespräch zweier junger Leute vor dem Erpresserprozess, in der Rechtsbelehrung eines Anfängers durch einen ausgekochten Jungen. Welche Freude hätte Sling, der unverzagte Bekämpfer des *Schwurfingerunfugs,* an diesem Dialog gehabt! Ein anderes Beispiel: Die modernisierte Folter, die Erpressung von Geständnissen durch die Kniffe brutaler Kriminalisten . . . Das ist Tendenzkunst von der nachdenklichen, von der siegreichen Art . . .

. . . Viel tiefer als diese in der Akustik des Theaters verhallenden Tiraden wirkt ein einfaches Wort der Köchin, ein Wort, das den Sinn des Dramas am gerechtesten klingen läßt: ‚Wir sind alle Verbrecher.‘“

Verantwortungsbewußte deutsche Kritik.

Alfred Maderno im „Berliner Lokalanzeiger“, Nr. 504 und 505.

„Ein Abgrund tut sich auf. Moralische Verkommenheit in allen Abstufungen.

. . . Wohnungen, deren Atmosphäre mit Brutalität, widernatürlichen Neigungen und verbrecherischer Bereitschaft bis zum Ekel geladen ist . . . So einseitig gefärbt dieses von Bruckner entworfene Zeitbild ist, so tendenziös verfährt er in den Gerichtsszenen . . .“

„Es läßt sich gewiß nicht leugnen, daß das Gericht als menschliche Institution seine Mängel und Schwächen hat; aber um an ihm wirklich Kritik üben zu können, bedarf es eines höheren sittlichen Ernstes, als ihn der Verfasser

bekundet, und eines unbedingten Willens zur Wahrheit ... Wenn es dem Verfasser, wie es seine philosophischen Einstreuungen andeuten, um eine sittliche Reform unserer Einstellung zu Verbrechen zu tun wäre, dann hätte er uns das an einem anderen Beispiel glaubhaft machen müssen und nicht an den ekelhaften Krankheitserscheinungen unserer Zeit."

Ein paar Tage nach der Aufführung erschien im „Berliner Tageblatt", das auch hier wieder sich restlos für die Zersetzung des deutschen Kulturlebens einsetzte, ein Artikel des bekannten Berliner jüdischen Rechtsanwaltes Max Alsberg, betitelt „Das Verbrechen im modernen Drama". Die Tendenz: Es gibt kein Verbrechen, die Ent-Schuldigung des asozialen, triebgebundenen, die Ordnungen staatlichen Lebens zerrüttenden Menschen wird hier im Anschluß an das Brucknersche Drama mit aller Deutlichkeit von einem jüdischen Vertreter des Rechts verfochten:

„Unsere Zeit ist darüber hinweggeschritten, daß das Verbrechen im Rechtssinn nichts anderes als eine verdammungswürdige Auflehnung gegen die absolut gültige göttliche Weltordnung sei ..."

Bei Bruckner finden wir „Menschen, die in eine Tat verstrickt werden, die sie im Sinne des Gesetzes zu Verbrechern macht, aus denen aber ein sogenannter verbrecherischer Charakter, den eine vergangene Zeit in jedem Verbrecher suchen wollte, in keiner Weise spricht. Der Meineidige, von dem Unmögliches verlangt wird, wenn er sich zur Wahrheit bekennen sollte; die Mörderin, die in einem Wutzustand gehandelt hat, der für ihre primitive Psyche eine Naturnotwendigkeit war und sie im Augenblick der Tat wahrscheinlich kaum erkennen ließ, was sie anrichtete ... Das sind nur einige Typen ..." („Berliner Tageblatt" vom 30. Oktober 1928.)

Man begnügte sich nicht damit, einen angesehenen Rechtsanwalt Berlins hier für eine neue „Wertung" des Verbrechens sprechen zu lassen; was in diesem Fall von der Bühne propagiert, von dem bekannten Anwalt für richtig befunden, sollte auf die Rechtspflege nun endlich seine Anwendung finden; man wollte den Richtern die Augen öffnen, daß sie endlich sahen: es gibt keine Verbrechen, und damit noch milder urteilten, den zerstörerischen Gewalten noch mehr Freiheit ließen, als es schon zu der Zeit geschah. Und so setzte man auf Anregung des Justitiars der Reinhardt-Bühne, des Justizrats Dr. Lubczynski, eine Vorstellung für Juristen an, zu der „Reichsjustizmini-

sterium und Preußisches Justizministerium ihre Unterstützung zur Verfügung gestellt" (!) hatten. Über diese Vorstellung berichtet das „Berliner Tageblatt" vom 21. Januar 1929:

> „Die Meinungen waren geteilt, eine Herabsetzung, eine Verhöhnung der Justiz! ... So äußerte sich die Entrüstung auf der einen Seite. Auf der anderen kam doch eine tiefere Auffassung zum Ausdruck ... Verständnis für die große Frage: ‚Gibt es Verbrecher?', die identisch ist mit dem Satz ‚Wir sind alle Verbrecher ...' Schade, daß nicht abgestimmt wurde."

So wurden systematisch die Grenzen von Recht und Verbrechen vertuscht und verwischt, wurde Verbrechen als naturnotwendige Entladung der Seele entschuldigt, wurde das Instrument des Rechts in der Hand des Richters zum Unrecht gegen die vergewaltigte Kreatur; Bühne und „öffentliche Meinung" arbeiteten systematisch an dieser Untergrabung jeder Rechtspflege, jeder staatlichen Ordnung.

Im Berlin jener Tage konnte alles dieses ungestört vor sich gehen. Als man den gleichen Versuch in anderen Städten machte, kam es zu Skandalen. In Leipzig protestierte eine entrüstete Jugend unter dem Hinweis darauf, daß das Theater eine Kulturstätte sei, entschieden gegen diese Verzerrungen von Recht und Rechtspflege, gegen diese schamlose Zurschaustellung triebgebundenen Menschentums. Aber das Stück blieb, unter polizeilichem Schutz gespielt, auf dem Spielplan!

In Hamburg erlebte man einen ähnlichen Skandal, und als die Stadt München es wagte, die Aufführung der „Verbrecher" zu verbieten, da setzte ein Sturm der Entrüstung der gesamten damals jüdischen Öffentlichkeit ein. Das Verbot war erfolgt unter dem deutlichen Hinweis auf die Erschütterung des Vertrauens in den Staat und seine Rechtspflege. In dem jüdisch geleiteten „Berliner Börsen-Courier" (19. November 1929) erschien der Text des Verbotes unter der Überschrift „Eine unverständliche Begründung". Man setzte das ganze Aufgebot der öffentlichen Meinung, Verbände, Prominente, Künstler usw., ein und forderte unter dem Hinweis auf die Verfassung, die die künstlerische „Freiheit des Schaffenden" dem Künstler gewährte, die Aufhebung des Verbots. Der oben erwähnte Alsberg schrieb ein Gutachten, in dem er feststellte:

> „Soweit Bruckner Justizkritik übt, was sein gutes Recht ist, hält sich diese Kritik ebenso frei von frivoler Leichtfertigkeit wie von böswilliger Verzerrung und erfolgt mit einem hohen verantwortungsbewußten sittlichen Ernst." („Berliner Tageblatt" vom 29. November 1929.)

Als das Verbot jedoch bestehen blieb, versuchte man es mit dem Schlagwort der „Gefahr von rechts“. Die Aufrechterhaltung des Verbots „schien vollkommen unerklärlich, wenn man es nicht damit in Verbindung bringt, daß der eigentliche Initiator des Verbrecher-Verbotes der deutschnationale oberste Hüter der bayerischen Justiz selbst“ war („Berliner Tageblatt“ vom 28. November 1929). Ja, man wagte es sogar, mit dem Boykott Münchens zu drohen:

„Man verlasse sich in München nicht zu sehr auf die Vergeßlichkeit der Außenwelt. Denn es ist zwar das gute, unbestreitbare Recht jeder Stadt, sich unter die Fuchtel vaterländischer Verbände zu begeben und dem, der sich ihr nicht unterwerfen will, die Auswanderung zu empfehlen. Was aber nicht angeht, ist ja, gleichzeitig noch im Interesse der Fremdenindustrie einen Anspruch zu erheben, als Kunststadt oder dergleichen genommen zu werden. Hier gibt es nur ein Entweder — Oder! Entweder unterwirft sich München heute der Herrschaft dunkler, intoleranter Gewalten, oder es wehrt sich gegen sie ... Eine Stadt, die sich im Winter ... von den Ungeistigen willig vernebeln läßt, darf nicht glauben, uns im kommenden Sommer, wenn sie wieder Festspielgäste braucht, weismachen zu können, daß sie ein neues Athen, eine sonnige Stätte freier Betätigung der Geister ist“ („Berliner Tageblatt“ vom 28. November 1929).

Die Unverschämtheit, mit der in diesem Artikel verantwortungsbewußte Hüter von Sitte und Ordnung verunglimpft und herabgesetzt werden als Ungeistige, als dunkle Elemente; die gleichzeitige Drohung, diese Stadt München, falls sie nicht den jüdischen Forderungen nachgäbe, zu boykottieren, sind nur erklärlich auf dem Hintergrund der jüdischen Vorherrschaft im deutschen Kulturleben. Der Fall ist geradezu symptomatisch für das selbstverständliche Machtbewußtsein der jüdischen Presse. Aber er ist nur ein Beispiel jüdischer Kulturpolitik in Deutschland, bei dem die Rolle des „Berliner Tageblatts“ wieder einmal in ihrer ganzen Eindeutigkeit klar wird. Bühne und Presse — sie arbeiteten beide gemeinsam an dem endgültigen Verfall der deutschen Sitte und Sittlichkeit.

c) Juden in der Revue

Ganz eindeutig tritt der Verfall des Theaters als Kulturinstitut auf dem Gebiet des reinen Amüsierbetriebes in Erscheinung. Zur Zeit der jüdischen Vorherrschaft galt Berlin im In- und Ausland als die sittenloseste Stadt der Welt. Mit diesem zweifelhaften Ruhm hatte die Reichshauptstadt Paris überflügelt! Unter der stillschweigenden Duldung des Staates, der nur in den krassesten Fällen zu einem Eingreifen sich bemüßigt fühlte, hatte unter der Führung jener volksfremden, entwurzelten „Kulturträger" die systematische Predigt der Unsittlichkeit begonnen, die in Wort und Schrift ebenso wie in den Amüsierlokalen und auf dem Theater das Leben des deutschen Volkes verseuchte. Während noch vor dem Kriege die bürgerliche Operette bei all ihrer Frivolität und Seichtheit sich in den Grenzen des Anstandes gehalten hatte, fielen mit dem Aufkommen der Revue nach dem Kriege alle Schranken von Scham und Sitte weg.

Die gesunde Forderung der Zeit nach dem Recht des Körpers, die unter dem Zeichen von Sport und Körperkultur als Reaktion gegen die Vernachlässigung des Körpers vor dem Kriege aufgetreten war, hat nie vergessen, daß der unbeseelte Leib leer und unschön ist. Der „modernen" Ideologie blieb es vorbehalten, diese gesunden Erscheinungen des Lebens in ihrem Sinne rein geschlechtlich umzufälschen.

Diese Versexualisierung der Wirklichkeit ist ein Ausdruck jüdischen Geistes. Der Jude Freud führte sämtliche Vorgänge des Seelenlebens auf sexuelle Regungen zurück. Der berüchtigte Magnus Hirschfeld, dessen Reklame für alle Perversionen des Geschlechtlichen bis in die kleinsten Provinzstädte durchdrang, hielt seine Aufklärungsvorträge unter dem Motto „Der Mensch als Dreieinheit von Körper, Geist und Geschlecht" — das Reich der Seele aber fehlte! Durch die Aufgabe aller seelischen Qualitäten, den Verlust von Scham und Sitte, die in jüdischer Terminologie als „Voreingenommenheit" und „Hemmung" erscheinen, war die Vorherrschaft des Sexus, der rein animalischen Kräfte, über den Menschen gesetzt, wie sie dann sinnfällig in der Revue in Erscheinung tritt.

Der rassische Ursprung der Revue wird durch die tatsächlichen Verhältnisse voll bestätigt. Sämtliche Revuedirektoren Berlins, angefangen von James Klein, der den Ruhm für sich in Anspruch nehmen konnte, als erster und auf Jahre hinaus Berlin mit seinen Revuen verseucht zu haben, bis zu Hermann Haller, den Gebrüdern Rotter, Rudolf Nelson und Erik Charell (Löwenberg), waren Juden.

Ebenso war der ganze Revueapparat, waren Textdichter, Komponisten, Regisseure und Revuestars bis zum Komitee, das in schamlosester Weise die Girls einer eingehenden Prüfung auf ihre Körperbeschaffenheit unterzog, eine fast ausschließlich jüdische Angelegenheit.

Und von dieser Seite setzt jene große Entseelung und Demoralisierung der deutschen Bühne ein, die alles aus der Sicht des schweifenden Geschlechtstriebes, der bloßen Geschlechtsgier beurteilt. Die Frau wird hier zum Vergnügungsobjekt des Mannes; die einzige Bindung zwischen den Geschlechtern ist der Trieb; da die seelische Bindung verloren ist, folgt auf die Triebentladung gleich die innere Leere und damit die Gier nach Neuem, die bewirkt, daß schließlich der „Partner" überhaupt nichts mehr und nur der Geschlechtsrausch als solcher noch gilt. Zwischen Dame und Dirne besteht praktisch kein Unterschied, die Liebe entwickelt sich zum Geschäft, die Prostitution zur gesellschaftsfähigen Einrichtung des „Verhältnisses". Der Mann ist gleicherweise Geschlechtstier und Ausbeutungsobjekt für die Luxusbedürfnisse der Frau — solange das Verhältnis sich nicht umkehrt und der „Kavalier" zum Zuhälter sich entwickelt, nicht nur in der Unterwelt, mehr noch in den „oberen" Schichten, wo die reiche Frau sich ihren Freund „hält" wie ihr Auto. Geld und Sexus, das sind die treibenden und tragenden Kräfte der Revue: was in der Zeit verrottet ist, bedeutet für die Revue Selbstwert.

Schon die Titel der Revuen sind charakteristisch genug:

„Zieh dich aus",	„Tausend nackte Frauen",
„An und aus",	„Streng verboten",
„Schön und schick",	„Die Sünden der Welt",
„Donnerwetter, tausend Frauen",	„Sündig und süß".

Das sind nur einige. Ganz ähnlich ist die Reklame. Ohne Rücksicht auf Scham und Anstand preisen große Plakate mit „pikanten" Darstellungen und Zeitungsanzeigen mit dem Wortschatz der schillernden Atmosphäre pornographischer Literatur die Revuen an.

Wir beschränken uns auf einige Stichproben und beginnen mit der Reklame für die James-Klein-Revue „Zieh dich aus!" (1928). Diese wurde mit folgendem Inserat angekündigt:

„K o m i s c h e

$8^{1}/_{4}$ O p e r $8^{1}/_{4}$

James Klein's
gewaltiges neues
Revue-Stück

Z i e h d i c h a u s !

E i n A b e n d o h n e M o r a l
in 30 Bildern

Unter Mitwirkung von
6 0 p r e i s g e k r ö n t e n
A k t - M o d e l l e n

D i e J a g d a u f s c h ö n e F r a u e n
E r l e b n i s s e m i t e i n e r 1 5 j ä h r i g e n
B a d e l e b e n i m n a t ü r l i c h e n W a s s e r
D a s R i e s e n - H i m m e l b e t t
D i e F r a u m i t d e r P e i t s c h e
S o n n e n b i l d u n d N a c k t z a u b e r
Lebende Glocken und lebende Blumen
und weitere 20 Bilder.

Original Pariser
Revue-Kostüme.

Park. 4.50 Rang 3.50

Vorverkauf ab 10 Uhr geöffnet."

Man spürt schon aus der Zeitungsankündigung das ganze Wesen der Revue, ihre vollkommen entsittlichte Atmosphäre, die Spekulation auf die Geschlechtsgier und die Zwischenwelten krankhaften Trieblebens, auf Schaulust und Sensation.

Diese Revue steht nicht etwa vereinzelt; sie wird in der Eindeutigkeit der sexuellen Atmosphäre vielleicht noch übertroffen von der gleichfalls James Kleinschem Erfindungsgeist entwachsenen Revue „H ä u s e r d e r L i e b e", die, wie schon der Titel verspricht, eine Reise durch Bordelle, und zwar die von Paris, auf die Bühne brachte. Die Direktion der Komischen Oper versicherte in ihrem Schreiben an die Besucher, das dem Programm beigegeben war: „‚Häuser der Liebe', das neue Revuestück James Kleins, ist ein glänzend beobachteter Ausschnitt aus dem Pariser Leben . . . und hält sich streng an das, was das auf diesem Gebiete vorbildliche Paris im O r i g i n a l den Freunden heiter-unvergänglicher Bühnenkunst unbeanstandet bietet. Nur

(! D. H.) das, was das heiß pulsierende Leben der Lichtstadt, das Ziel der Vergnügungsreisenden der ganzen Welt, zeigt, rollt sich in den 30 abwechslungsreichen Bildern unserer Revue ab."

Und ebenso vielversprechend, ebenso spekulierend auf die primitiven Instinkte sexueller Neugier lautete die in den Zeitungen veröffentlichte Anzeige:

„Komische Oper

8¼ Allabendlich 8¼

Eine unerhörte
Sensation
wird dieses neuartige Revue-Stück von
James Klein

Häuser der Liebe

Aus dem Tagebuch eines Pariser Salons in
30 großen Bildern

Unter Mitwirkung von
30 prominenten Darstellern
60 Akt-Modellen
100 Damen-Balletts
1000 Prachtkostümen

Vorverkauf
über die Feiertage geöffnet."

Diese Revue war so schamlos, daß sogar die in jenen Tagen außerordentlich laxe und weitherzige Zensurbehörde sich veranlaßt sah, einzuschreiten. Aber mit welchem Erfolg? Ein paar Szenen wurden geändert, ein paar Wendungen, die als besonders zotig oder anstößig erschienen, gestrichen; an dem Ganzen aber nahm man keinen Anstoß. Und so erschien die Revue, soeben noch „Häuser der Liebe" geheißen, unter dem ebenso vielversprechenden Titel:

„‚Zum Paradies der süßen Frauen'
Aus dem Tagebuch eines Pariser Salons"
usf.

ungehindert weiter!

Zur Charakteristik dieses selben James Klein sei nur folgendes angeführt: Zu einem Zeitpunkt, wo das Reparationskomitee in Berlin tagte, im Jahre 1922, brachte er es fertig, seine Revue „Europa spricht davon" mit einem Plakat anzukündigen, das einen deutschen, einen fran-

zösischen und einen englischen Soldaten wiedergab, die auf ein Schild zeigten mit der Inschrift: „Die Revue ist international!“

Wie bei jeder Übersteigerung des Sexus und der Hemmungslosigkeit des Geschlechtstriebes das Bedürfnis nach Luxusentfaltung auftritt, so bilden auch für die Revue die „sinnenbetörenden“ Dekorationen und die Zurschaustellung „berückender Toiletten“ (dauernder Wechsel der Kostüme) ein wesentliches Requisit. Die Kokotte als reines Luxusgeschöpf, als die Verkörperung des raffinierten Sinnengenusses, an dem der Sexus wie die Gesamtheit der Sinne beteiligt sind, steht im Mittelpunkt der Revue. Sie ist letztlich Symbol und nicht umsonst immer wiederkehrender Typ, ob im modernen, ob im historischen Kostüm. In der Haller-Revue „An und aus“ zum Beispiel entsteigen die „Kurtisanen aller Zeiten“ dem Bett der Marquise von Pompadour, jede mit einem entsprechenden Lied. Aus dieser Welt schöpft die Revue, und diese Sphäre üppig-luxuriöser Prachtentfaltung und sexueller Triebhaftigkeit brachte als letzte Steigerung des Kokottentyps die Girls hervor. Sie sind Ausdruck jener jüdischen Geschlechtsgier, die im Genuß der „mondänen“ Frau in gesteigerter Auflage erst ihre Befriedigung findet. (Siehe oben: „Tausend nackte Frauen“ usw. und unten die Texte.) Immer in Massen auftretend, möglichst hüllenlos preisgegeben oder raffiniert verhüllt, stehen sie ganz im Dienst jenes Sexus, der am entseelten Körper, dem reinen Fleisch sich erregt und durch die Summierung dieser Körper natürlich noch mehr in den beabsichtigten Zustand der sexuellen „Ekstase“ (ein häufiges Wort in den Revue-Texten) gerät. Diese Wirkung wird noch durch den aufpeitschenden Rhythmus der Musik, die Raffiniertheit der Kostüme, die Schwüle der Dekorationen und die Art der Bewegungen (Bauchbewegungen, Beinwerfen usw.) für den „Kenner“ (beliebtes Wort der Schlagertexte — reimt sich auf Männer [!]) verstärkt.

In dieser Welt ist der Mann natürlich ebenso die reine Verkörperung des Sexus wie die Kokotte: als mondäner Lebemann und „Casanova“, als kraftstrotzender Boxer oder potenter Zuhälter, schließlich, wie die letzte Steigerung der sexuellen Potenz, als Neger tritt er in Erscheinung. Typisch ist eine Szene aus der James Kleinschen Revue: „Die Sünde der Welt“. Zwei Kleinsche Fürstinnen (!) sind ineinander verliebt — vollkommen eindeutig. Eine aber wird der anderen untreu, sehnt sich nach Männern. Sie hört von einem Aufruhr im Gefängnis und läßt die sechs stärksten Gefangenen aus dem Gefängnis holen. Sie stellt die Freiheit und sich selbst (ganz eindeutig) dem in Aussicht, der bei einem Wettkampf dieser Stärksten untereinander siegt. Sieger ist natürlich ein Neger, ein Urwald-Exemplar. Er macht nicht lange Umstände — aber dann kommt die eifersüchtige Freundin dazwischen und verhindert das übrige!

Von der gleichen Eindeutigkeit wie sämtliche Bühnenvorgänge des Handlungsgeschehens sind die Texte. Sie propagieren unverhüllt die hemmungslose Hingabe an den Trieb, das gleichberechtigte Sichausleben beider Geschlechter, die sexuelle Entblößung bzw. die frivole Verhüllung, die Liebe als Geschäft oder in der Form des bezahlten Verhältnisses. Mode und Luxus, Geld und Trieb bilden auch hier die Motive, die Welt morbider, großstädtischer Gesellschaft oder unterweltlicher, ordinärer Typen bildet das Milieu.

Entscheidend ist, daß diese Dinge durchaus um ihrer selbst willen da sind, als Sensation und prickelnder Reiz, um als erregende Atmosphäre das Publikum in ihren Bann zu ziehen. Was natürlichem Empfinden fremd ist, was ein gesunder Instinkt als Verfall abweist, wird hier restlos und bewußt ausgekostet.

Reine Geschlechtsgier bricht aus folgenden Zeilen der James-Klein-Revue „Von A bis Z" (1925) die eine erstaunliche Verwandtschaft mit den oben (S. 189) zitierten Versen Alfred Kerrs zeigen:

> . . . „Brechen oder Biegen, / alle muß ich kriegen, / alle die ich will, / die krieg' ich doch, / und noch und noch und noch! / Tausend Casanovas reichen nicht für so was, / seht Ihr die Ekstase? / Ich rase, ich koch'!
>
> Refrain: Alle Mädels muß ich küssen / von A bis Z, von A bis Z. / Heute könnt ihr mich genießen / von A bis Z, von A bis Z. / Himmel Herrgott noch einmal, / heut schnappt's auf jeden Fall, / sonst mach' ich einen Mordskandal! / Alle Mädels muß ich küssen / von A bis Z, von A bis Z, von A bis Z" . . . (Text von Otto Stransky).

Die gleiche mit schamloser Eindeutigkeit ausgesprochene Geschlechtsgier wird auch bei der Frau verherrlicht:

> „Ninon, Ninon, / Bei der gab's kein Pardon, / Sah sie einen Mann. / Dann fragte sie: ‚Wann?' / Dann mußte er einfach 'ran. / Ninon Lenclos, / Die macht es immer so, / Ihr Temperament, ihr Temperament, / Ihr Temperament war horrend!" /

(Aus der Operette: „Eine Frau, die weiß, was sie will", 1932, Text von Alfred Grünwald.)

Das „Verhältnis" (eins, besser noch mehrere) der Frau ist selbstverständlich und an der Tagesordnung — das Gegenteil erscheint als verwunderlich und als Ausnahme. So „singt" der „Dichter" der gleichen Operette:

> „Warum soll eine Frau kein Verhältnis haben, / Kein Verhältnis haben, / Kein Verhältnis haben? / Ist sie hübsch, wird man sagen: Na, die muß doch eins haben, / Na, die muß doch eins haben! / 's wär' zu dumm! / Na, und wenn man schon so redet und sie hat keins, / Na,

dann ist es doch viel besser gleich, sie hat eins! / Warum soll eine Frau kein Verhältnis haben, / Können Sie mir sagen warum? / Man lacht diskret / Und malitiös / Und so entsteht die ganze ‚Chronique scandaleuse‘. / Kennen Sie Frau Ypsilon, / Die große, schlanke, blonde? / Wissen Sie, was man da sagt? / ‚Sie hat 'nen Mann, / Sie hat 'nen Freund / Und einen Onkel, der es sehr gut mit ihr meint. / Dann hat sie 'nen Löwenjäger / Und auch einen Jazzbandneger; / Donnerwetter! Der Konsum!‘ / Man sagt ihr nach, / Man tratscht herum: / ‚Die ist doch außerdem ein bißchen anders 'rum!‘ /

Refrain: Warum soll eine Frau kein Verhältnis haben, / usw.“

Dieser Jagd nach dem sexuellen Rausch kam die damalige Mode sehr entgegen. Die Enthüllung der Frau erreichte mit den kniefreien Röcken und dem gleichzeitigen Dekolleté ihren Höhepunkt. Schamlos? Bewahre!

Man philosophiert in der Revue so:

. . . „Die Damen von heute / fast alle — wie sie sind, / geh'n nackt, / weil sie glauben, daß sie im Paradiese sind; / dann sagen die Leute: / Der Untergang der Welt beginnt, / ja dann geht der Skandal los: / Das wäre morallos, / dann schimpfen alle wahllos, / doch ich schimpf' nicht mit. / Ich sag' nur klug und schlau: / ‚Sprich nie zur eignen Frau.‘

Refrain: ‚Zeig als Eva dich!‘ . . .“

Der Schluß lautet: „Zeig als Eva dich! Zeig als Adam dich! Denn im Lenz ist nichts dabei. Sei modern und zeig dich glatt, wie dich Gott erschaffen hat, denn wer hat, lieber Schatz, der hat! . . .“

(Aus der James-Klein-Revue: „Zieh dich aus!“, Text von James Klein.)

Von hier aus bis zur Aufforderung an die Frau, sich restlos preiszugeben, ist kein weiter Schritt. Man beachte nur die Atmosphäre von lüsterner Pikanterie, in der die modische Nacktheit hier gesehen wird:

„Refrain: Zieh dich aus, / Weil du entzückend aussiehst, / Kleine Maus, / Wenn du dein Kleidchen ausziehst; / Zieh dich aus, / Du bist ja hier zu Haus! / Geschwind, mein Kind, mein Kind, geschwind, / Mein Kind, zieh schnell dich aus! /

Strophe: Kannst du mir nicht ruhig zeigen / Noch ein bißchen mehr? / . . . So ein Hemdchen heutzutage / Praktisch ist und schön. / Denn man kann die Unterlage / Durch die Maschen seh'n. / Da ich alles so erkenn' schon, / Hat es keinen Zweck, / Darum sag' ich, wenn schon, denn schon, / Schmeiß das Ding doch weg! / . . .“

(Aus der Haller-Revue „Wann und Wo“, 1927, Text von Herm. Haller. Rideamus, Willi Wolff.)

Gipfel der Frivolität aber ist es, wenn inneres Wesen und äußere Erscheinung in sprechendem Gegensatz stehen, äußere Unschuld und moralische Verdorbenheit, Heiligkeit und Dirnentum den raffinierten Kontrast bilden. Dafür möge als Muster eine Szene aus den „Drei Musketieren" (1929) dienen, in der die Klosterschülerin Manon, von vorne Kokette, von hinten Nonne, mit dem Chorus der Girls auftritt:

„Manon: . . . Es trügt nur allzu oft der Schein, / Denn wie ein jeder sieht, / Kann unter dem Habit / Auch raffinierte Pikanterie verborgen sein!" /

Auftritt Puppenballett.

(Das Puppenballett besteht aus Mädchen, die rückwärts genau so gekleidet sind wie Manon (d. h. als Nonnen) und auf dem Hinterhaupt ein kachiertes Larven-Gesicht tragen. Sie treten mit dem Rücken zum Publikum auf. Bei einer gewissen Stelle des Tanzes drehen sie sich um: auf der Vorderseite tragen sie eine pikante Ballettkostümierung.)

„Man sieht's uns kleinen Mädchen gar nicht an, / daß jede so — jedoch auch anders kann: / Jeder Kuß scheint uns entehrend, / Sagen wir voll Keuschheit, während / Unsre Gedanken / Nur sich ranken / Um den Mann! / So wie man's bei den Golddukaten trifft, / Bestehen ja auch wir aus Kopf und Schrift: / Die Schrift hat uns gelehrt, / Wie man die Tugend ehrt, / Doch steigt uns heiß zu Kopf der Liebe süßes Gift!" /

(Aus: „Die drei Musketiere", 1929, S. 30, Text von R. Schanzer und E. Welisch.)

Diese öffentliche Verhöhnung von Trägern religiösen Lebens und die gleichzeitige Entweihung der Heiligen Schrift am Schluß des Songs konnte auf der deutschen Bühne jener Tage ohne Widerspruch vor sich gehen!

Mit der gleichen Offenheit ward auch die Verführung junger Mädchen dargestellt und ausgekostet. Als Beispiel hierfür sei hingewiesen auf die bereits erwähnte Szene: „Erlebnisse mit einer 15jährigen" in der Anzeige James Kleins sowie auf den hier wiedergegebenen Text aus der Revue „Von A bis Z":

„. . . Die kleinen Mädis trippel-trapp / spazieren gerne auf und ab. / Sie sind schon in gewissen Jahren, / wo Mädis gerne was erfahren. / Wenn sie was merken hie und da, / bei Papa und Mama, / dann kriegt das Herzchen einen Stoß: / mein Gott, was ist denn nur los? . . .

. . . Der Kavalier ist schwarz und blaß, / die kleinen Mädis fühlen was / und fühlen weiter voll Verlangen, / die Tür zum Glück ist auf-

gegangen! / Der Kavalier verbeugt sich stumm, / Mädis Herz macht bumm bumm, / und eh' sie sagt: ‚Wo denkst du hin?' / sind sie im Kino schon drin! . . .

. . . Das kleine Mädi sagt nicht nein, / jedoch in Grenzen müßt' es sein; / und gerade wegen dieser Grenzen / geraten sie in Differenzen. / Und während sie noch drüber stritt, / geht sie mit, geht sie mit. / Er sagte: ‚Oh', sie hauchte ‚Ah!', und die Bescherung war da! . . .

Refrain: . . . Die Mädis, die blonden, die braunen, / sie halten zur Liebe ganz still. / Wenn auch die Äuglein kindlich staunen, / längst spricht das Herzchen schon, ich will! / Die Mädis, die blonden, die reinen, / sie lächeln, wenn einer sie küßt, / doch groß ist ihr Herzleid, und sie weinen, / wenn er sie dann wieder vergißt! . . ."

(Aus der James-Klein-Revue „Von A bis Z", 1925, Text von Fr. Rotter und O. Stransky.)

Der Verlust der Virginität und der ersten Scheu, wie sie in jenen Tagen unter der Parole: „keine Hemmungen" propagiert werden, hat jenes hemmungslose Ausleben zur Folge, das nach dem „Partner" nicht mehr fragt, nur noch reine Geschlechtsgier ist und den Rausch an sich sucht. In dem Stück „Die drei Musketiere" wurde dieser Text gesungen:

„Leona: . . . Ob ein Mann vor Leidenschaft halb närrisch, / Ob pervers er, oder ob normal, / Ob er Sklave, oder ob er herrisch — / Ist's nicht egal? / Laßt die Männer drum schmachten oder toben wild erregt, / Schließlich kommt's im Effekt auf eins hinaus — / Ehe noch die nächste Viertelstunde schlägt, / Sieht ja einer wie der andere aus!" /

(„Die drei Musketiere", S. 28.)

Ganz folgerichtig verlegt man diese „Liebe" ins Absteigequartier. Die Prostitution auch des „anständigen" Mädchens ist selbstverständlich. So in der Revue „Achtung! Welle SOS" (1925):

I.

„Ich weiß ein Zimmer, / Das ist ganz ungeniert, / Da hätt' schon immer / Ich dich gern hingeführt. / Ein zweiter Ausgang ist im Haus, / Hier gehst du 'rein — da gehst du 'raus. / Und in dem Zimmer / Da steht ein Messingbett, / Beim Mondenschimmer / Küßt sich's da riesig nett. / Die Wirtin ist diskret und leis', / Da küßt man monat-, wochen-, tag- und stundenweis'." /

II.

Aber manchmal ist es peinlich, / Wenn die holde Maid, / In dem Zimmer augenscheinlich / Längst schon weiß Bescheid. / Wenn man sie

am Hochzeitstage / Heimlich etwas fragt, / Und sie auf die bange Frage / Höchst erfahren sagt: /

Kehrreim: Ich weiß ein Zimmer, usw. . . ."

(Aus der Haller-Revue „Achtung! Welle 505", 1925, Text von Herm. Haller, Rideamus und Willi Wolff.)

Die Hingabe der Frau ist in der Revue nicht mehr Liebe, ja nicht einmal mehr triebhafter Drang, sondern Berechnung und bewußtes Kalkül: die Bevorzugung des Bessersituierten ist das Ergebnis dieser restlosen Entseelung der Liebe. Man schlägt Kapital aus seinem Leib, die Liebe wird zum Geschäft:

„. . . Jedermann, / ob Lebemann, / ob Ehemann, ob Bigamist, / hat es schwer, / weil der Verkehr / mit Frauen sehr verschieden ist. / Eine wird durch Bitten erst weich, / eine kommt gleich morgen zu euch, / nur in einem Punkt sind sie alle gleich: /

Refrain: Liebling, was schenkst du mir? / Liebling, was denkst du dir, / alles ist so teuer, was man braucht. / Wenn ich nicht Summen seh', wein' ich in stummem Weh' / und weiß nicht, wovon der Schornstein raucht. / Schenk mir 'ne Kleinigkeit, / dann werd'n wir einig heut. / Kannst du nicht, / so tut mir's wirklich leid. / Nur von der Liebesglut / lebt man heut gar nicht gut, / das ist Motto unserer Zeit" . .

(Aus der James-Klein-Revue „Von A bis Z", 1925, Text von O. Stransky.)

Im folgenden greifen wir eine „Milieu"-Schilderung des „ausgehaltenen" Mädchens heraus. Verhältnisse, wie sie hier charakterisiert werden, eingespannt in den Geschäfts- und Kundendienst der jüdischen Konfektion, waren durchaus keine Seltenheit. Man brachte es sogar fertig, diese Tragödien zu bewitzeln! Charakteristisch ist obendrein die Selbstpersiflage des Juden in der letzten Strophe! Sie öffnet einen Durchblick in sonst meist geleugnete Zustände jüdischen Mißbrauchs der Arbeitgebergewalt. Dieses „document humain" aus der Revue „Die Sünden der Welt" (1927) lautet so:

„. . . Reizend ist Tessie, / hat jeder gefunden / im Modehaus! Wenn anzog den Dreß sie / und zeigt sich den Kunden, / zog man mit Blicken sie aus! / Und jeder rief, / vom Chef bis zu dem Stift: / Ich bin verliebt in dich, / du süßes blondes Gift!! . . .

. . . Ging dann im Jänner / der Chef auf die Reise, / fehlt' Tessie nie! / Und keiner, der Kenner / drückt jemals die Preise, / denn jeder drückte nur ‚sie'! / Selbst auf der Leipz'ger Messe hat sie Chance, / denn sie war weit und breit / die schönste Mesalliance! . . .

. . . Jeder wollt' küssen / und wollt' mit ihr sünd'gen in dem Kontor. / Doch sie wollt's nicht wissen, / drum mußte sie künd'gen / und

stellt' bei Lewy sich vor. / Der sagt: Im Büro ist grad nichts frei, / doch für mein ‚Lager' / braucht' ich stets so allerlei! . . ."

(Aus der Revue: „Die Sünden der Welt", 1927, Text von Karl Brüll und Kurt Schwabach.)

Erst mit dem Verhältnis beginnt der Mann in der Revue. In dieser Vorstellungswelt verliert natürlich die Ehe jedes Ansehen. Eheliche Treue wird als ein erstaunliches Faktum gewertet, sie muß in Sparsamkeitsgründen ihre Ursachen haben, und nur die Trottel (oder die Sparsamen) heiraten, die andern sind zu schade für die Ehe. So heißt es:

„. . . Wir leben zwar in letzter Zeit nicht angenehm, / der ew'ge Dalles wird ein wenig unbequem, / mal ging's 'runter, mal nach oben, / jeder hat sich durchgeschoben bis zum Multibillionär / — es war schwer! / Wir waren selbst den Frauen treu, / weil's Geld sehr knapp, / so mancher schaffte traurig sein Verhältnis ab, / nur wer unter Aufsicht steht, / sagt, o danke sehr, es geht! . . .

Refrain: Du bist, du bist zu schade für die Eh', / zu schade für die Eh', das glaube mir. / Ich pfeif', ich pfeif', ich pfeif' aufs Renommé, / und diese Nacht, ach, — bleib' ich bei dir. / Du bist, du bist zu schade für die Eh', / zu schade für die Eh', mein liebes Kind. / Man küßt, man liebt et-ce-te-ra pe-pe / und freu'n uns (sic!), daß wir alle beide ledig sind . . ."

(Aus der Revue „Das hat die Welt noch nicht gesehn" von Alfred Berg.)

Und wenn der Mann heiratet, dann natürlich unter der Voraussetzung, daß seinem ungehemmten Triebleben die Ehe nicht im Wege steht. Als Zugabe hier das Motiv des Mannes, der sich an die Frau verkauft:

„. . . Fräulein Melanie, die hat Geld: Kolossal! / Gut, ich heirat' sie und bin gern ihr Gemahl. / Von der Sache, da mache ich selten nur Gebrauch, / Schließlich kann das der Hausfreund auch . . .

Refrain: . . . Ich bin nicht geschaffen für Treue, / denn ich brauch' fast täglich 'ne neue / Leidenschaft, die mich entzückt, / aber nicht zu lang beglückt. Ich bin nicht für Treue und Schwüre, / da such' ich verlegen die Türe, / ich komm' lieber auf ein Stündchen zum Kaffee, / trink' ihn aus, empfehl' mich und geh'" . . .

(Aus der Revue „Die Sünden der Welt", 1927, Text von Fr. Rotter.)

Die Ehe selbst aber erscheint in der Sicht der Revue als widerliche Angelegenheit sexueller Bequemlichkeit und Notdurft (vgl. oben Alfred Kerr!):

„. . . Im Frühling liegt man nur / am Busen der Natur. / Doch manche schmusen auch am Busen von Muttern! / ‚Schatz', meint sie, ‚du darfst dich laben, / was du brauchst, das mußt du haben!' / Er gibt

ihr einen Kuß, / warum? Na, weil er muß. Und was dann folgt zum Schluß, / ja, ja, das ist die Liebe! . . .

. . . Bald merkte man es schon, / und jeder sprach davon: / Die Mutter Lehmann kriegt 'nen strammen Sohn, ju-hu! / Doch die Mutter hat 'nen Kater: / Ist der Vater auch der Vater? / Denn auch der Zimmerherr, / der liebt nämlich sehr Familienverkehr, / drum sprach er oft zu Muttern . . .

Refrain: Freu dich, Rosalinde, denn der Lenz ist da. / — Wilde Träume hat sogar der Großpapa. / Wenn das Gänseblümchen blüht im Klee, / wird manch Pärchen zur Familie. / Drum, freu dich, Rosalinde. denn der Lenz ist da. / *Mulmig wird's im Busen auch der Groß*mama. Liebe Rosalinde, / da sieht jeder Blinde, / es gibt g r o ß e Gründe / für 'ne k l e i n e Sünde, / denn auch, der Le-henz ist da!"

(Aus der James-Klein-Revue: „Streng verboten", 1927, Text von Fr. Rotter.)

Mit dem Ordinären dieser rein geschlechtlichen Atmosphäre findet natürlich auch die Sprache den entsprechenden ordinären Jargon. Die Benennung der Dinge wird schamlos und widerlich. Als Probe:

„. . . Ein kleines Mädel brauch' ich heut' zum Knutschen, / ein kleines Mädel brauch' ich heut' für 's Herz! / Drum komm zu mir, / laß mich vom Kelch der Liebe lutschen, / ich bleib zumindesten (!) bei dir / bis Ende März! Ein kleines Mädel brauch' ich heut' zum Knutschen, / und gerade du, du paßt zu mir so gut! / Drum laß uns heute noch vom Kelch der Liebe lutschen, / du wirst schon seh'n mein Schatz, / wie wohl das tut! . . ."

(Aus der James-Klein-Revue „Donnerwetter, 1000 Frauen", 1928, Text von Fritz Rotter.)

Der folgende Text aber aus der Unterwelt des Zuhälter- und Dirnentums kann in seiner Eindeutigkeit wohl kaum überboten werden:

„M i e z e : . . . Wenn ick durch de Straßen loofe, und ick tripple hin und her, / komm ick mächtich in Extase, / biegt nur um die Ecke er.

O r g e : Kneif' ick ihr dann in de Arme, wird ihr gleich se weeß nicht wie, / und ick frage dann voll Wärme, / Mädchen? Haste ooch Marie?

M i e z e : Und ick sage: Nu, na ne, / Du kriegst 's ganze Portmone . . .

M i e z e : . . . Manchmal jeh ick ooch zum Schwoofe, und es strahlt vergnügt sein Blick, / wenn ick ihm Zijarren koofe, ooch den Kaffee zahle ick.

O r g e : Dann bei Shimmi oder Jazze / drück' ich ihr an meine Brust, leg' ihr um den Leib die Tatze / und frag': Mieze haste Lust?

Mieze: Und ick sage: Wat de willst, / wenn de meine Glut mir stillst!

Refrain: . . . Schatz, wat kannste for de Liebe, / wenn se dir im *Herzen ziept, / mal ein Küßchen und mal Hiebe / braucht die Seele,* wenn se liebt. / Fass' ick ihr mal in die Locke, / merkt se gleich, der Mensch ist bon, / ja, mein Kleener is nicht okke, / der hat Bouillon, der hat Bouillon, der hat Bouillon! . . ."

(Aus der Revue: „Berlin ohne Hemd", Text von dem Nichtjuden Carl Bretschneider *und ein Beweis dafür, wie auch deutsche Librettisten dem zer*setzenden Einfluß der Juden zum Opfer fielen — sie arbeiteten solche Dinge auf Veranlassung und Bestellung der jüdischen Theaterdirektoren!)

Mit einer manischen Eindeutigkeit konzentriert sich das ganze Interesse immer auf die Sphäre des vom Sexus umwitterten Körpers. Ebenso schamlos wie die Eindeutigkeiten sind die Zweideutigkeiten der Texte. Man erspare uns das Eingehen auf die folgenden Songs:

„So ein bißchen Kille-Kille / da hält jeder gerne stille, / denn ein bißchen Kille-Kille / schmeckt famos! / Ja, da lacht das Herze heiter / und sagt selig: ‚Bitte, weiter' / denn im Killemachen bist du wirklich groß! / So ein bißchen Kille-Kille / ist doch jedes Menschen Wille, / ob er alt, ob jung, / das ist doch ganz egal . . ."

(Aus der James-Klein-Revue „Zieh dich aus!", Text von Fritz Rotter.)

Ein andrer:

„Reichen wir euch nur die Fingerspitzen / Dann vermag kein Mann mehr stillzusitzen, / Weil es auf der Stelle Kurzschluß gibt, / Wenn er uns, wenn er uns liebt. / Darum hübsch zugepackt, darum hübsch zugepackt, / An unsern kleinen Steckkontakt. /

Kehrreim: Nur keine Angst, mein Schatz, / Nur keine Angst, mein Schatz, / Es tut ja gar nicht weh, / Es kribbelt und es krabbelt / Und es piekt am großen Zeh', / Nur keine Angst, mein Schatz, / Nur keine Angst, mein Schatz, / Denn wer es einmal spürt, / der sagt: Das Ding ist wundervoll, / ich bin elektrisiert . . ."

(Aus der Haller-Revue „Achtung! Welle 505", 1925, Text von Herm. Haller, Rideamus, Willi Wolff.)

In derselben Revue verfertigte dasselbe, schon oben genannte „Dichter"-Kollegium noch folgende Texte:

„. . . Wenn du 'nen Schatz gefunden hast, / Probier erst, ob die Welle paßt. /

Kehrreim: Mein Schatz, laß mich an deiner Welle / Ein bißchen pusseln, ein bißchen dreh'n, / Und komm' ich an die richt'ge Stelle, / Ist die Verbindung bald gescheh'n. / Und wenn dann unsre Liebeswelle / Dort den Kontakt gefunden hat, / Dann gondeln wir mit Blitzesschnelle / Hinein ins Liebeswellenbad. / So ist es auch beim Ehestreite, / Da fehlt oft der Berührungspunkt, / Weil so ein Hausfreund von der Seite / Ein bißchen mal dazwischenfunkt. / Doch merkt der Mann, daß seine Welle / Wird von 'nem Dritten mitgehört, / Gibt's meist 'nen Krach und eine Schelle, / Und die Verbindung ist gestört. / Drum eh' du 'n Weib genommen hast, / Probier erst, ob die Welle paßt.

Kehrreim: Mein Schatz, laß mich an deiner Welle, usw. . . ."

Dieselben Namen begegnen wieder in der Haller-Revue „Wann und Wo", 1927; hier zur Probe ein Text ähnlicher Farbe, für „Kenner":

„I. Willst du recht verstehn — / La Parisienne, / Geh zur Rahna in die Lehre. / Man versteht sofort / Jedes kleinste Wort / Ohne Berlitz — sans grammaire.

Refrain: So 'n bißchen Französisch ist gar nicht so schwer, / Man braucht nicht viel Worte, man lernt's nebenher, / Du brauchst gar nichts wissen, / Du brauchst keine Zeit, / Du brauchst mich nur küssen — / Und ich weiß Bescheid!

II. Liebe heißt l'amour, / Weißt du dieses nur, / Kann so leicht dir nichts geschehen, / Sag nur: Mon bébé, / Gib ihr ein Baiser, / Und sie wird dich schon verstehen.

Refrain . . ."

Den Vogel schießt wohl jene O p e r n p a r o d i e aus den in ihren Texten nun schon bekannten „D r e i M u s k e t i e r e n" ab, die ebenso albern wie schamlos den Gipfel der Verunglimpfung der Frau und des deutschen Volkes darstellt:

„. . . A r a m i s : Nie sollst du mich befragen — / Bis jetzt merkt' ich nicht viel / von deinem Sex Appeal!

L e o n a : Die Liebe vom Zigeuner stammet, / Vom Zigeunerstamme stamm' auch ich — / Du brauchst nicht gleich aufs Standesamt! / Komm her und überzeuge dich!

A r a m i s : Oh, nimm mir nicht den Jungfernkranz / Gewaltsam mir ihn raubend, / Ich bin ja noch unschuldig ganz, / Ich bin ein Schwan im Blau-Band, / Bin ein kleiner, unberührter Musketier!

L e o n a : Lodern zum Himmel wirst du in Bälde, / Wenn ich dich küsse, glühend und heiß, / Weil alle Bände von van der Velde / Ich schon seit Jahren auswendig weiß. / Mit mir kann keine andre mit, / Mit mir kann keine andre mit.

Aramis: Ach wie so trügerisch / Sind Frauenreden, / So was erzählen / Sie einem jeden. / Così fan tutte / Weib oder Nutte / Der ist perdutte, / Der ihnen glaubt! / Ja — / Der dem Gesindel glaubt! . ."

Frau oder Dirne — in solchen jüdischen Augen gibt es keinen Unterschied. Es heißt weiter:

„Leona: Ich will deinen Mund küssen, mein Aramis, / Ich will dich wund küssen, mein Aramis, / Ich will dein Haar küssen, mein Aramis, / Ich will deinen Ar- (Aramis: Vorsicht! Vorsicht!) / Deinen Arm küssen, mein Aramis! . . .

Der Schluß allein spricht Bände:

Aramis: Gnade! Halt ein, Barbarin, / Faß mir nicht so ins Haar rin, / Meine Kräfte schwinden, / Fort ist mein Mannstum / Kindlich und ganz dumm / komm ich mir vor wie ein Boy.

Leona: So will ihren Knaben die Dalila haben — Komm in mein Zelt, wonniger Goj!" (S. 79.)

(Aus: „Die drei Musketiere", 1929, S. 79, Text von Schanzer und Welisch.)

Solche offenkundige Verhöhnungen der Frau (mit der Anspielung auf das Alte Testament!) und des Deutschen („Goj" ist: Nichtjude) konnte sich auf deutschen Bühnen der „deutsche" Jude ungestraft leisten. Jüdische Frechheit und Sinnengier verschmolzen sich hier zu einer Orgie auf offener Bühne.

Das war der Geist der Revue unter jüdischer Pflege und Obhut. Wenn es wenigstens noch Zeitsatire oder reiner Nervenkitzel gewesen wäre! Dieses aber war weiter nichts als die Darstellung verrotteter Zustände des gesellschaftlichen Lebens auf der Bühne mit dem Ziel, sie allgemein zu machen. So trieb man von der Bühne aus künstlich die Entsittlichung und den Verfall des deutschen Volkes weiter. Die Dekadenz wurde zum Prinzip.

Die natürliche Folge war das Anwachsen des Antisemitismus. Und hier brachte es jüdische Dreistigkeit fertig, im Bewußtsein der eigenen Machtstellung, sich sogar der gleichen Revue zu bedienen, um sich selbst als die Schuldigen hinzustellen, damit den Kampf gegen die Juden als lächerlich zu kompromittieren und den Deutschen in seiner ganzen Blödheit lächerlich zu machen:

„Man weiß, auf Almen gibt's ka Sünd, / Bum bum, bumbumbum. / Da wird man wieder wie ein Kind, / Bum, bum, bum. / Die Berge sind viel zu klein, / Die Täler müßten tiefer sein, / Da reißt mir die Geduld: Die Juden sind dran schuld!..."

(Aus der Revue „Für dich!".)

Diese — verlogene — Anmaßung war schlechterdings nicht mehr überbietbar. Sie war die offene Provokation.

Was das Wort nicht bringen kann, muß die Geste verdeutlichen, und was hier die Revue an Schamlosigkeiten leistete, übertrifft alles Bisherige. Die begleitenden Bewegungen der Girls und der einzelnen Schauspieler illustrieren eindeutig, was Text, Rhythmus und Musik etwa noch im unklaren lassen konnten. Man bediente sich einer Zeichensprache, die aus den Quellen primitivster Unanständigkeiten sich ebenso speiste wie aus dem bekannten Raffinement jener berüchtigten „Liebestechniken", wie sie damals dank der jüdischen Propaganda dem Publikum nahegebracht wurden (à la van der Velde). Hierhin gehört auch das Gebiet der pikanten Verhüllungen gerade bestimmter Körperteile bei übriger Nacktheit oder die Reizwirkung, die sich aus dem Kostüm der Girls und dem eigentlich Gemeinten ergab. (Motto: „Die keusche Kokotte".) Neben den Bäuerinnen mit den nackten Beinen und kurzen, weißen Spitzenhöschen stehen da die Nonnen, die, von vorn schamlos enthüllt, die frivolsten Lieder singen (nicht nur wie oben bei James Klein) usw.

Wie die James-Klein-Revue „Häuser der Liebe" schon durch ihre Reklame auf die niedrigsten Instinkte spekulierte, war oben (Seite 331) bereits dargetan. Den sittlichen Tiefstand dieser Revue veranschaulicht am besten ein Auszug aus den Polizeiakten, der Bericht der Abt. II des Berliner Polizeipräsidiums vom 21. Dezember 1928 im Anschluß an die Premiere in der „Komischen Oper". Es kann dabei nicht ungesagt bleiben, daß die Zensurabteilung des Polizeipräsidiums, obwohl sie durch eine persönliche Rücksprache mit dem Intendanten Großkopf (Jude) von dem Inhalt dieser Bordellrevue unterrichtet war, nicht schon vor der Aufführung gegen das Stück Einspruch erhoben, sondern grundsätzlich eine Darstellung dieses Themas auf der deutschen Bühne geduldet hat. Der Bericht lautet:

> „. . . Nach Pressenotizen wie auch nach dem Titel des genannten Revuestücks war zu vermuten, daß es das heikle Thema des Bordellbetriebes behandeln werde. Der Intendant Großkopf war daher bereits vor einigen Tagen, gelegentlich einer Besprechung in anderer Sache, ganz allgemein auf die Gefahren dieses Sujets aufmerksam gemacht worden. Er hatte jedoch erklärt, daß die Behandlung desselben mit Takt erfolgen und die Grenzen des auf der Bühne Zulässigen nicht überschritten werden.
>
> Die Uraufführung ergab jedoch, daß das Stück (Fahrt einer provinzstädtischen Kommission nach Paris zur Besichtigung eines öffentlichen Hauses, um ein solches auch in der Heimatstadt zu eröffnen) dies Thema als

eine eindeutig geschlechtliche Angelegenheit behandelt, eine Häufung von Zoten bringt und auch hinsichtlich der Bekleidung der Darstellerinnen zu Beanstandungen Anlaß gibt.

Zu Beginn der Besprechung eröffnete der Unterzeichnete den Vertretern der ‚Komischen Oper', daß eine ganze Anzahl von Textstellen, die als bloße Zoten empfunden werden müßten, zu streichen seien. Ebenso könnten in dem Zusammenhange der gegebenen Handlung Nacktdarstellungen, wie sie in der Zusammenhanglosigkeit von Revuebildern allenfalls zulässig sein könnten, nicht geduldet werden. Die Unbekleidetheit der Oberkörper der Mädchen im Spiegelsaal des öffentlichen Hauses (Bild 7) müsse in ihrer Wirkung grundsätzlich anders beurteilt werden. Es ergäbe sich dadurch eine eindeutig geschlechtliche und schwüle Situation."

Auf die Beanstandungen der Behörde antwortete Herr James Klein mit den charakteristischen Ausflüchten, „daß die Idee des Stückes (Besichtigung eines Bordells) dazu benutzt werden solle, ‚die Lächerlichkeit' des Betriebes in einem solchen Hause zu schildern (!). Er sei daher bereit, alles, was als bloße Zote empfunden werden könnte, zu streichen und in der Behandlung des Themas die humoristische und burleske Note noch mehr herauszuarbeiten. Er betonte, daß er das ursprüngliche Manuskript in diesem Sinne bereits durchgreifend geändert (!) habe, um zu Beanstandungen keinen Anlaß zu geben. Bezüglich der Nacktdarstellung bat er dagegen, die gebrachten Darbietungen beibehalten zu dürfen. Zur Begründung führte er vor allem an, daß sein besonderes Publikum (in der Hauptsache durchreisende Fremde) auf Grund der bisherigen Darbietungen in seinem Theater gerade solche Nacktdarstellungen erwarte (!), und daß deshalb ein Stück ohne solche Darbietungen in seinem Theater zu einem völligen Mißerfolg führen müsse".

Und tatsächlich setzte James Klein es durch, daß nach der Streichung einiger besonders anstößiger Textstellen das Stück als Ganzes unbeanstandet blieb und unter neuem Titel mit dem gleichen Inhalt weiter aufgeführt wurde!!

Für unsere Zwecke mögen nur folgende Stichproben von Textstellen zur Charakteristik des Ganzen genügen, die selbst von dieser sonst so außerordentlich weitherzigen Behörde beanstandet wurden:

Wegfallen sollten folgende Szenen:

Bild 9: Die Abenteuer im Haus der Liebe. (Hier sollte „zum mindesten die Voyeur-Szene in Wegfall kommen, bei der sich vor dem Bordell-

besucher Dünnebier zwei Mädchen zweimal entkleiden und in verführerischen Stellungen darbieten“.

Gestrichen werden sollten u. a. folgende Textstellen:

Bild 5: „Wir möchten ihr mal . . .“ mit der Antwort der Bordelleiterin: „Bitte, soviel Sie wollen“; ferner ihre Äußerung: „Nicht so stürmisch, meine Herren, lieber öfter.“ Endlich die Bemerkung des Geschäftsführers: „Geben Sie dem Herrn eine Fiebertablette, er muß warten.“

Bild 7: Die Textstelle: „Die hat direkt e'n zweeschläfrigen Blick.“

Bild 12: Die Worte der „Fabrikarbeiterin“ an den „Berliner“: „Sie haben mir vorgestern gedeckt.“

Der Gesamtcharakter des Stückes aber blieb unbeanstandet!

Durch nichts unterscheidet sich die ebenfalls schon oben erwähnte James-Klein-Revue „Zieh dich aus!“ in Niveau und Handlung von der vorigen. Mit den drastischsten Mitteln obszöner Gestik sang hier eine Darstellerin in unverhüllter Weise ein Couplet vom Koitus („Mein Johannes, ja der kann es“); eine andere Szene hatte ihre besondere Note darin, daß sie rein sadistisch aufgezogen war; übertrumpft aber wurde auch diese Szene noch durch eine andere, die schon in der Annonce angekündigt war: „Ein Erlebnis mit einer 15jährigen“; in einem „Hotel“ (lies „Absteigequartier“) wird ein 15jähriges Mädchen von ihrem Kavalier ins Bett getragen. Im gleichen Stil schließen sich die Zotereien der gesprochenen Texte an (nach den Akten des Polizeipräsidiums): „Im 2. Bild spricht der Schauspieler . . . . . von seinem ‚Blinddarm‘ und fährt dabei mit seinem Zeigefinger von unten an seinen Hosenschlitz. In demselben Auftritt läßt er später seine Partnerin ihre Hand auf seinen linken Oberschenkel legen, und zwar in der Nähe der Stelle, wo sich sein Geschlechtsteil befindet, und sagt: ‚Fühl mal, wie es hier puckert, es sind nur meine Handschuhe‘, dann zieht er diese aus der linken Hosentasche.

Im 16. Bild sagt er beim Abgang mit seiner Partnerin: ‚Ich verstopfe ihr Astloch‘, nachdem vorher von einem Astloch in der Badekabine, durch welches er die Partnerin beobachtet haben will, die Rede war.

Im Bild 10 fragt er seine Partnerin, ob sie wüßte, weshalb die Prinzessin zu Schaumburg-Lippe den Subkoff geheiratet hätte, und antwortet: ‚Weil sie einen neuen Schaumburg-Lippenstift braucht‘.“

Von gleicher Prägung war die James-Klein-Revue „1000 nackte Frauen“, die schon in ihrem Titel und der anschließenden Erläuterung: „Die große Revue der freien Liebe, 40 Bilder über Moral und Unmoral“ ganz eindeutig auf die niedrigsten Instinkte erotischer Verkommenheit spekulierte. Die Vorgänge auf der Bühne waren wieder einmal zum größten Teil zotig; es

gab lange Verhandlungen über den Preis für das Bordell; es gab wieder eine Szene in der Behausung der Prostituierten, in der in unverhüllter Form der Geschlechtsverkehr äußerst zotig erörtert wurde; mit Bezug auf die Empfängnisverhütung sagte ein Schauspieler: „Es darf nicht zu tief gehen“ usw. Den Vogel aber schoß eine Szene ab, in der ein betrunkener (!) mohammedanischer Priester über die Bühne geht und in der mit deutlicher Persiflage des jedem Deutschen bekannten Liedes „Waldandacht“ ein Schauspieler den Vorgang mit folgenden Worten kommentiert: „Der liebe Gott geht durch den Wald.“

Als auf Grund dieser Szene gegen den Intendanten Großkopf und den Schauspieler . . . ., der den Ausspruch auf der Bühne tat, eine Anzeige wegen Gotteslästerung erfolgte, wurde das Verfahren mit folgender fadenscheiniger Begründung eingestellt:

„Der Tatbestand des § 166 StGB. setzt eine Lästerung Gottes in *beschimpfenden* Äußerungen voraus. Eine Beschimpfung liegt nur vor, wenn eine Mißachtung in besonders roher und verletzender Form ausgedrückt wird. Strafbar würde sich der Beschuldigte daher nur gemacht haben, wenn er sich bei seinem Ausspruch ‚Der liebe Gott geht durch den Wald‘ unter Beziehung auf den betrunkenen mohammedanischen alten Mann bewußt gewesen wäre, daß sich seine Handlung als ein Ausdruck einer solchen Verachtung erweise. Dieser Nachweis läßt sich mit Rücksicht auf die Einwendungen der Beschuldigten, die Ihnen bereits mitgeteilt sind, nicht mit einer die Erhebung der Anklage rechtfertigenden Sicherheit erbringen.

Ich habe daher das Verfahren eingestellt.“

Kennzeichnend für die Lage des deutschen Theaters jener Zeit ist das behördlich angeforderte (!) Gutachten des bekannten jüdischen Rechtsanwalts Wenzel Goldbaum über diese selbe Revue, zu dem wir uns jeden weiteren Kommentar ersparen können:

„Am 10. Dezember 1928 habe ich die Revue ‚1000 nackte Frauen‘ in der Komischen Oper besichtigt. *Ich finde keinerlei Grund zu irgendeiner Beanstandung . . . Irgendeine Spekulation auf niedrige Instinkte geht, abgesehen vom Titel, aus den Darbietungen als solchen in keiner Weise hervor . . .*“

Nichts kann wohl eindeutiger den Verfall des deutschen Theaters, nichts deutlicher den Geist jüdischer „Kulturgesinnung“ kennzeichnen als dieses Urteil eines Juden, dazu noch eines behördlich bestellten Hüters staatlichen Lebens, über die Revue des Juden James Klein.

Die deutsche Unterhaltungsbühne aber war damit zur Stätte gröbster sexueller Verkommenheit herabgewürdigt.

d) Juden in der Musik

In dem 1930 erschienenen Buch „Das Judentum in der Musik“ von S. Levy steht am Schluß der folgende Satz: „Wir hoffen und glauben behaupten zu dürfen, daß dem Teil, den die deutschen Juden zu der Verwaltung deutschen Kulturgutes, zu der Pflege deutscher Kunst beigetragen haben, ein inneres Verpflichtungsgefühl, innere Verbundenheit zugrunde liegt, daß die Dankbarkeit, mit der viele von ihnen ihrem Land und ihrer Kunst dienten und dienen, jener schönen Selbstverständlichkeit entspringt, die der Geprüfte und Befreite vor allen anderen auf dem Altare der wahren Heimatliebe als Opfer darbringt, als ein Opfer, das wohl in den Zeiten des Hasses und der Selbstverstümmelung vorübergehend verkannt und herabgesetzt, nie aber vor dem wahren Richter verworfen werden kann.“

Auf die Gefahr hin, von dem Verfasser der „Selbstverstümmelung“ geziehen zu werden, sei von uns diese volltönende Behauptung einer nüchternen Prüfung an Hand der Tatsachen unterzogen.

Die hervorstechendste Tatsache auf diesem Gebiete ist zunächst die, daß seit den Tagen Meyerbeers und Mendelssohns das Judentum wirklich einen ständig wachsenden Anteil an der Gestaltung des deutschen Musiklebens erlangt hat. Das gilt in erster Linie für das Gebiet des musikalischen S c h a f f e n s. In allen Zweigen der Komposition, von den höchsten Formen der Sinfonie und Oper bis herab zu den Niederungen der seichtesten Tagesmusik ist das Judentum an der musikalischen Produktion rein quantitativ in einem Maße beteiligt, das den Eindruck einer ganz besonderen schöpferischen Begabung rechtfertigen würde, wenn in diesen Dingen die Quantität das Entscheidende wäre!

Wie es sich in Wahrheit mit der musikalischen Produktivität des Juden verhält, das hat niemand tiefer erkannt und rückhaltloser ausgesprochen als Richard Wagner in seiner berühmten Kampfschrift „Das Judentum in der Musik“. Wagner geht von der körperlichen und geistigen Fremdartigkeit des Juden aus und betont gleichzeitig die entscheidende Tatsache, daß trotz jahrhundertelanger Anpassung die Sprechweise des Juden sich immer unverkennbar von der Sprache ihrer Wirtsvölker abhebt. Die gleiche Erscheinung stellt er auch im Musikalischen fest, indem er darauf hinweist, daß der „gebildete Jude“ hier zwar mit größter Geschicklichkeit sich die Technik und die Formen der Tonsprache unserer Meister aneignet, daß es ihm jedoch trotz aller Mühe nicht gelingen will, in dieser Sprache sich eigenschöpferisch auszudrücken und die Kluft zwischen ihrer, ihm innerlich fremden Empfindungswelt und seinem eigenen rassischen Empfinden zu überbrücken.

Mit allen Mitteln ist von jüdischer Seite versucht worden, die innere Wahrhaftigkeit dieser Schrift und damit die Gültigkeit ihrer Ergebnisse in Zweifel

zu ziehen. Für die skrupellose Art des Kampfes soll hier von zahllosen Beispielen nur eines sprechen, das wir dem oben zitierten Buch von S. Levy entnehmen. Levy wagt es, wohlgemerkt noch im Jahre 1930, Wagners Schrift folgendermaßen abzutun:

„Sie ist der Ausdruck einer Gesinnung, die unter der Maske rein ästhetischer Kunstbetrachtung und Verteidigung angeblich völkischer Interessen bis auf den heutigen Tag ihresgleichen in der Weltliteratur an niederträchtiger, von reinstem Eigennutz beherrschter Denkweise und Undankbarkeit nicht hat, ein Chimborasso von Verlogenheit und Spekulation auf angeblich nationale Interessen, eines der traurigsten Beweisstücke für menschliche Unvollkommenheit und Unzuverlässigzeit ..... Diktiert ist das Ganze von der Angst vor dem vorgeblichen Wettbewerb Mendelssohns und Meyerbeers um die Gunst der Öffentlichkeit mit Wagner; möglicherweise auch von dem Wettlauf um Dirigentenposten und sonstige Anstellungen.“ (!)

In dem hoffnungslosen Kampf mit der übermächtigen Wahrheit der Wagnerschen Erkenntnisse ist das jüdische Literatentum weiterhin nicht davor zurückgeschreckt, Wagner selbst der nichtarischen Abstammung zu verdächtigen. Mit Wonne wurde eine gelegentliche, boshaft scherzende Anspielung Nietzsches aufgegriffen und zu der „wissenschaftlich erwiesenen Feststellung“ umgefälscht, der wirkliche Vater des Schöpfers der „Meistersinger“ sei nicht der Leipziger Polizei-Aktuarius Wagner, sondern der Schauspieler Ludwig Geyer gewesen, mit dem sich Wagners Mutter bekanntlich nach dem Tode ihres ersten Gatten vermählte. Obwohl seit den bereits 1913 veröffentlichten Forschungen von Bournot („Ludw. Heinr. Chr. Geyer, der Stiefvater Rich. Wagners“) einwandfrei feststeht, daß dieser Ludwig Geyer einer rein arischen Organistenfamilie entstammt, spukt doch das ebenso schamlose wie unsinnige Gerücht von Wagners illegaler und jüdischer Abkunft nach wie vor in vielen Köpfen.

Wenn Richard Wagners scharfsinnige Beobachtungen ihn bereits 1850 zu der Einsicht führten, daß der jüdischen Rasse urschöpferische Fähigkeiten in der Tonkunst versagt sind, so ist diese Erkenntnis durch die seitherige Entwicklung vollauf bestätigt worden. So unmöglich es ist, die in sich höchst verschiedenartigen Beiträge des Judentums zur deutschen Musik des 19. und 20. Jahrhunderts mit einem einheitlichen Wertmaßstab zu erfassen, eines läßt sich mit Sicherheit feststellen: Eine wahrhaft überragende, mit den größten Meistern unserer Tonkunst auf eine Stufe zu stellende Schöpferpersönlichkeit hat das Judentum bis zum heutigen Tage nicht hervorgebracht.

Selbst der Name Felix Mendelssohn-Bartholdy, der in den

Musikgeschichten immer noch in einem Atem mit unseren klassischen Meistern genannt wird, kann nicht als Gegenbeweis gelten. Der einzige untrügliche Gradmesser für die Klassikereigenschaft unserer großen Meister liegt und lag bisher immer noch in der inneren Lebensfähigkeit und zeitüberdauernden Wirkung des von ihnen geschaffenen Gesamtwerkes. Prüfen wir aber unter diesem Gesichtspunkt das künstlerische Erbe Mendelssohns unvoreingenommen, so zeigt sich sofort, daß es gerade diesem Maßstab nicht standzuhalten vermag. Nur ein verschwindend kleiner Bruchteil seiner Werke hat sich bis in die Gegenwart hinein auf den Konzertprogrammen und in der häuslichen Musikpraxis behaupten können, während die weitaus überwiegende Mehrzahl längst verblaßt und der Vergessenheit anheimgefallen ist. Mit dieser Feststellung soll die Bedeutung Mendelssohns, dessen meisterhaftes Spezialistentum ja auch ein Richard Wagner bewundernd anerkannte, gewiß nicht geleugnet werden. Im Interesse der geschichtlichen Wahrheit ist es aber heute an der Zeit, sie ein für allemal auf das richtige Maß zurückzuführen.

Fragt man nach den letzten Ursachen für die Unfähigkeit der jüdischen Rasse, musikalische Kunstwerke allerhöchsten Ranges hervorzubringen, so muß man auf den ursprünglichsten Ausdruck aller musikalischen Produktivität, auf das Volkslied, zurückgreifen. Ob die Juden als Nation jemals einen arteigenen Volksliederschatz besessen haben, mag dahingestellt bleiben. Sicher ist jedenfalls, daß irgendwelche Überreste davon nicht erhalten sind. Gleich anderen jüdischen Forschern spricht das auch S. Levy offen aus, indem er schreibt (a. a. O., S. 12):

„Das Merkwürdige ist ja, daß die Juden ihre eigene Musik vergessen, resp. auf ihren Wanderungen verloren haben. Kenner bestätigen, daß von der Musik aus der Zeit des Tempels z. B. nichts erhalten ist, daß die sogenannte religiöse, kultische Musik unserer jüdischen Tempel von heute im wesentlichen seit Jahrhunderten von den umgebenden Nationen oder auf Bestellung komponiert ist, eine Tatsache, die sich fast durch ganz Europa hin verbreitet hat und nachweisen läßt.“

In diesen Sätzen liegt der Schlüssel zum Verständnis der musikalischen Judenfrage. Ein Volk, das keine eigenen Volkslieder besitzt, beweist damit sein Unvermögen, sein seelisches Wesen musikalisch unmittelbar auszudrücken. Wir müssen uns in diesem Zusammenhang vergegenwärtigen, daß die Tonkunst aller Zeiten und Völker letztlich immer aus dem Volkslied herausgewachsen ist, daß dieses die Ursubstanz selbst der größten und kunstreichsten Schöpfungen unserer Meister darstellt. Wenn der Jude also darauf angewiesen ist, diesen wesentlichsten Grundstoff aus der Musik seiner Wirtsvölker zu entleihen, so folgt daraus,

daß eine schöpferische Urzeugung, eine wahre und bleibende Bereicherung der Tonkunst anderer Völker von ihm niemals erwartet werden kann.

Das besagt natürlich nicht, daß auch einzelne jüdische Komponisten es in der Verwertung und Formung dieser entliehenen Musiksubstanz nicht zu einer ansehnlichen Geschicklichkeit gebracht haben. Das glücklichste Beispiel hierfür — allerdings auch bis heute das einzige, das eine Steigerung der Geschicklichkeit bis zur wirklichen Meisterschaft erkennen läßt — haben wir bereits erwähnt: Mendelssohn. Von weiteren in Deutschland bekannt gewordenen Tonsetzern, die sich gleichfalls in der Hauptsache auf die überkommenen Stilmittel ihrer Zeit und Umwelt beschränken, wären hier u. a. zu nennen: Mendelssohns Zeitgenosse und Freund Ferdinand (von) Hiller (Direktor des Kölner Konservatoriums), die Opernkomponisten Ignaz Brüll und Karl Goldmark; von neueren Friedrich Gernsheim, Robert Kahn, Walter Braunfels (Halbjude, bis zum Jahre 1933 Direktor der Kölner Musikhochschule), Bernhard Sekles (der als Direktor des Hochschen Konservatoriums in Frankfurt a. M. sich das „geschichtliche Verdienst" erwarb, die erste Jazzklasse an einer deutschen Hochschule zu gründen!), Max Ettinger, Paul Kletzki, der tschechische Jude Jaromir Weinberger (der den Sensationserfolg seiner Oper „Schwanda, der Dudelsackpfeifer" der geschickten Verwendung böhmischer Volkslieder verdankte). Auch der ebenfalls mit Vorliebe auf das Volkslied zurückgreifende Chorkomponist Erwin Lendvai (ungarischer Jude) gehört hierher, ebenso wie sein „Landsmann" Leo Weiner, der betriebsame „Österreicher" Hans Gál, dem bis 1933 die Leitung der Städtischen Musikhochschule in Mainz anvertraut war, der früher in der Schweiz, jetzt in Amerika lebende Zionist Ernest Bloch (der es sich nicht verkneifen konnte, über die „Rettung Wagners durch Karl May" zu schreiben), und der italienische Jude Castelnuovo-Tedesco.

Von dieser mehr oder weniger konservativ gerichteten Gruppe unterscheiden sich deutlich zwei andere jüdische Komponistentypen, deren bezeichnende Merkmale freilich nicht so leicht auseinanderzuhalten sind, weil sie sich vielfach kreuzen und ineinander übergehen. In Erscheinungen wie Meyerbeer und Offenbach (Eberscht) verkörpert sich der erste Typ am deutlichsten. Wie verschieden beide — der gesinnungslose Diktator der „Großen Oper" und der zynisch frivole Spötter vom „Théâtre de la Gaîté" — nach Art und Inhalt ihres Schaffens auch sein mögen, eine gemeinsame Grundtendenz tritt doch in beiden gleich stark hervor: die Spekulation auf den Masseninstinkt, der Drang, um jeden Preis aufzufallen und Aufsehen zu erregen. Daß hierbei in beiden Fällen nackte Gewinnsucht die kräftigste Triebfeder war, wird auch von den nachsichtigsten Biographen nicht bestritten.

Auf dem von Meyerbeer und Offenbach so erfolgreich beschrittenen Wege zur Ausbeutung der Kunst als Spekulationsobjekt sind ihre gelehrigen Rassegenossen ihnen in Scharen gefolgt. Denken wir nur an das weite Feld der Unterhaltungsmusik, wo sich diese von keinerlei Geschmacksskrupeln gehemmte jüdische Betriebsamkeit mit am verheerendsten ausgewirkt hat. Die Verzerrung der Operette zu einem Produkt fabrikmäßiger Schablonenarbeit ist ebenso ihr Werk wie die Seuche der modernen Schlagerproduktion, die jahrzehntelang den musikalischen Volksgeschmack vergiftet hat. Es genügt, einige der bekanntesten Namen herauszugreifen, um das absolute Übergewicht des Judentums auf diesem Sondergebiet zu kennzeichnen: Bogumil Zepler, Jean Gilbert (Winterfeld), Leo Fall, Oskar Straus, Leon Jessel, Emerich Kálmán, Leo Ascher, Edmund Eysler, Victor und Friedrich Hollaender, Bruno Granichstädten, Paul Abraham. Wer kannte sie nicht, diese Monopolbesitzer des internationalen Operettenmarktes? Ebenbürtig gesellen sich zu ihnen die Spezialisten des Schlagers und der musikalischen Revueausstattung Mischa Spoliansky, Hugo Hirsch, Rudolf Nelson und wie sie alle heißen. Auch die amerikanischen Juden Gershwin und Irving Berlin, mit deren öden Reißern das deutsche Publikum jahrelang überschwemmt wurde, sollen hier nicht vergessen werden.

Um die demoralisierende Wirkung des Judentums auf diesem Gebiet ganz zu ermessen, darf man folgendes nicht übersehen: Nur die wenigsten Träger all jener so bekannt gewordenen Namen waren von Haus aus durchgebildete Musiker. Vielfach reichten ihre „kompositorischen“ Fähigkeiten nicht weiter, als daß sie mit Mühe und Not einstimmige Melodien zu Papier bringen konnten. (Es gab nachweislich auch bloße „Pfeifkomponisten“, die nicht einmal dazu in der Lage waren!) Alles übrige, wie Harmonisierung und Instrumentation pflegte man dann von bezahlten Fachleuten „besorgen“ zu lassen, denen mit einem lächerlich geringen Abfindungshonorar alle weiteren urheberrechtlichen Ansprüche abgekauft wurden.

Doch nicht allein die leichte Muse bot dem jüdischen Geschäftssinn ein dankbares Betätigungsfeld. Auch in der Maske des ernsten Musikers verstand es der Jude meisterhaft, durch raffinierte Tricks und angebliche Entdeckung neuer Formen und Ausdrucksmittel die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich zu lenken. Wenn der französische Jude Darius Milhaud Blumenkataloge und solche von landwirtschaftlichen Maschinen, der Schönberg-Schüler Hanns Eisler (Pseudonym Adams — im Nebenberuf kommunistischer Agitator) Zeitungsausschnitte in Musik setzte, wenn der Tscheche Alois Hába nicht nur Kammermusik und Chorwerke, sondern sogar eine ganze Oper in Vierteltönen komponierte (wobei besonders bemerkenswert ist, daß sich in München eine Bühne fand, die sie tatsächlich aufführte), wenn ein

Alexander Laszló sich als Erfinder der „Farblichtmusik“ feiern ließ und der russische Jude Jef Golyscheff die sogenannten „Zwölftondauer-Komplexe“, an denen er litt, als das Kompositionsrezept der Zukunft ausgab, wenn die „Amerikaner“ George Antheil, Leo Ornstein (aus Rußland gebürtig) und Karl Horwitz besonders stolz darauf waren, in ihren wüsten Mißklangorgien die Grenze zwischen Musik und Geräusch endgültig überwunden zu haben, während ihr „Landsmann“ Louis Gruenberg sich mit der Erfindung des „Jazzoratoriums“ begnügte — so mag diese kleine Blütenlese für unsere Zwecke genügen. Nennen wir ferner die Namen Wilhelm Grosz (Komponist des „Baby in der Bar“), Alexander Jemnitz, Ignaz Lilien, Alexander Tansman, Paul Dessau (den der Musikerwitz enharmonisch in „Cis-Schwein“ umtaufte), Jean Wiener, Wladimir Vogel, Jerzy Fitelberg, Karol Rathaus, Ernst Viebig (Cohn), Manfred Gurlitt (Enkel der getauften Jüdin Elisabeth Lewald), Eduard Zuckmayer (Bruder des sattsam bekannten Ullstein-Dichters), Berthold Goldschmidt, so sind damit für den Kenner die verschiedenartigsten Schattierungen einer modernistisch aufgeputzten jüdischen Pseudokunst gekennzeichnet. Nicht zu vergessen ist hier schließlich noch Erich Wolfgang Korngold, der von seinem Vater, dem einflußreichsten Wiener Musikkritiker seiner Zeit, schon als zwölfjähriges Wunderkind der staunenden Mitwelt als neuer Mozart vorgestellt wurde. Nach den rasch verflogenen Sensationserfolgen seiner Opern kam er künstlerisch so weit herunter, daß er sich nicht einmal schämte, die Meisterwerke unseres Johann Strauß durch jazzmäßige Zutaten zu „verbessern“.

Die vorstehende Reihe wäre aber unvollständig, würde sie nicht auch den Namen desjenigen jüdischen Komponisten enthalten, in dem die von Offenbachs Cancan-Operette herkommende Linie ihren vorläufigen Höhepunkt erreicht hat: K u r t W e i l l. An äußerem Erfolg hat er mit seiner „Dreigroschenoper“ ja die meisten seiner Kollegen in den Schatten gestellt. Noch sind die frech aufpeitschenden Rhythmen, die harmonisch raffiniert gewürzten, doch im Grunde unsäglich banalen Melodien, die er zu Bert Brechts von überall her zusammengestohlenem Textbuch beigesteuert hat, in frischer Erinnerung. (Daß das viel erörterte Stück handlungsmäßig mit dem altenglischen Vorbild von 1728 fast genau übereinstimmt und außerdem dem findigen Autor, dessen eigener „dichterischer“ Anteil sich hauptsächlich auf die freigebig eingestreuten Zynismen beschränkt, eine ganze Reihe ausgewachsener Plagiate nachgewiesen wurden, darf wohl als bekannt vorausgesetzt werden.) In Gemeinschaft mit diesem üblen Literaturbolschewisten ist außer dem anarchistischen Lehrstück „Der Jasager“ (das sogar an mehreren deutschen Schulen aufgeführt wurde!) auch Weills sogenannte Oper „Mahagonny“ entstanden. Da der Rahmen des Buches den Abdruck von

Notenbeispielen leider nicht zuläßt, sollen hieraus wenigstens ein paar Textproben festgehalten werden, die mit aller wünschenswerten Deutlichkeit erkennen lassen, wes Geistes Kind der Musiker ist, der dergleichen komponieren konnte:

„Ich glaube, ich will meinen Hut aufess'n,
Ich glaube, da werde ich satt.
Warum soll einer nicht seinen Hut aufess'n,
Wenn er sonst nichts, wenn er sonst nichts, wenn
er sonst nichts zu tun hat?

Ich glaube, ich müßte nach Georgia fahr'n,
Ich glaube, da ist eine Stadt.
Warum soll einer nicht nach Georgia fahr'n,
Wenn er sonst nichts, wenn er sonst nichts, wenn
er sonst nichts zu tun hat?"

Derselbe Mister Jim, dem diese tiefsinnigen Betrachtungen in den Mund gelegt werden, verkündet uns in der übernächsten Nummer:

„Wenn es etwas gibt,
Was du haben kannst für Geld,
Dann nimm dir das Geld.
Wenn einer vorübergeht und hat Geld,
Schlag ihn auf den Kopf und nimm dir sein Geld:
Du darfst es!
Willst du wohnen in einem Haus,
Dann geh in ein Haus
Und leg dich in ein Bett.
Wenn die Frau hereinkommt, beherberge sie,
Wenn das Dach aber durchbricht, gehe weg!
Du darfst es!

Wenn es einen Gedanken gibt,
Den du nicht kennst,
Denke den Gedanken.
Kostet er Geld, verlangt er dein Haus:
Du darfst es!
Im Interesse der Ordnung.
Zum Besten des Staates.
Für die Zukunft der Menschheit.
Zu deinem eigenen Wohlbefinden
Darfst du!"

Damit die Tendenz nicht etwa unverstanden bleibt, läßt sich der Chor von Zeit zu Zeit wie folgt vernehmen:

„Erstens vergeßt nicht, kommt das Fressen,
Zweitens kommt die Liebe dran,
Drittens das Boxen nicht vergessen,
Viertens saufen, solang man kann.
Vor allem aber achtet scharf,
daß man hier alles dürfen darf."

Den Gipfel der Gemeinheit aber erreicht dieses klassische Opernlibretto erst im letzten Akt. Da läßt das edle Autorenpaar den lieben Gott in eigener Person auftreten (dessen Rolle nach der Regieanweisung der sogenannte Dreieinigkeitsmoses zu übernehmen hat!), und das Wort dieses seltsamen Gottes lautet also:

„Sauft ihr wie die Schwämme
Meinen guten Weizen Jahr für Jahr?
Keiner hat erwartet, daß ich käme,
Wenn ich komme jetzt, ist alles gar?

Lachtet ihr am Freitagabend,
Mary Weeman sah ich ganz von fern,
Wie 'nen Stockfisch stumm im Salzsee schwimmen,
Die wird nicht mehr trocken, meine Herrn."

Die Feder sträubt sich, diese ungeheuerliche Blasphemie weiter zu verfolgen. Man hält es heute kaum noch für möglich, daß ein derartiger Blödsinn, diese Ausgeburt des kaltschnäuzigsten Nihilismus, auf deutschen Bühnen unter Mitwirkung deutscher Musiker, Sänger und Schauspieler einstmals wirklich zur Aufführung gelangen konnte.

Aber die damals maßgeblichen Verwalter der deutschen Musikkultur waren über den Wert solcher „neuen Opernkunst" eben anderer Ansicht. Begnügte sich das von dem Juden Alfred Einstein bearbeitete bekannte Riemannsche Musiklexikon mit der summarischen Feststellung:

„Er (Weill) ist einer der unbekümmertsten und begabtesten Vertreter der Neuen Musik", so ließ der Nichtjude Hans Mersmann noch im Jahre 1934 (!) es sich nicht nehmen, in seiner „Deutschen Musikgeschichte" über die „Dreigroschenoper" zu schreiben: „Es ist eine in jeder Beziehung neue Form des Theaters, weder billige Unterhaltung noch ethische Moral, sondern eine Konsequenz — (wie es die beiden Autoren an einer anderen Stelle formulieren), gezogen aus dem unaufhaltsamen Verfall der bestehenden Gesell-

schaftsschichten). Hier liegt die Bedeutung des Textes, der statt eines Helden den um das nackte Leben kämpfenden Menschen auf die Bühne stellt und den Hörer an den triebhaften Grundkräften seines eigenen Daseins zu packen versucht, hier auch die Kraft der Musik, die, scheinbar nur aus Einlagen bestehend, lose mit der Handlung verknüpft, die Sentenzen des Textes dem Hörer mit der Kraft des Schlagers einhämmert."

Wenn Mersmann ferner feststellt, daß hier „der äußerste Gegenpol zur großen Oper erreicht ist", so können wir ihm wenigstens darin rechtgeben, freilich in einem etwas anderen Sinne, als der unentwegte Vorkämpfer der musikalischen Dekadenz es meint.

Wer aber vollends wissen will, was es mit Kurt Weill und seinem Songstil auf sich hat, der muß schon zur Septembernummer 1932 des „Anbruch" greifen, der Hauszeitschrift der jüdischen Universal-Edition in Wien, mit der wir uns später noch zu beschäftigen haben. Da steht es schwarz auf weiß zu lesen:

„Alle diese Songs sind Sprache, Philosophie, sind tönendes Leben: denkender Mensch, in tonsprachliche, mimisch-gestische Darstellung umgesetzt. In dem Songstil fand Weill sich selbst, sein Eigenstes: das Vermögen, Musik Sprache werden zu lassen. Der soziale Gedanke gab ihm das Ethos (!), schenkte ihm die Welt — das, woran es den meisten heute Schaffenden mangelt."

Mit dieser „Belehrung", deren Unverfrorenheit jede weitere Erörterung überflüssig macht, wollen wir das unerquickliche Kapitel abschließen und uns den beiden jüdischen Komponisten zuwenden, die den oben erwähnten dritten Typ wohl am reinsten verkörpern: Gustav Mahler und Arnold Schönberg. Was sie von ihren bisher behandelten komponierenden Rassegenossen, so verschieden nach Richtung und Format diese immer sein mögen, grundsätzlich unterscheidet, ist vor allem folgendes: Mahler und Schönberg sind vielleicht die einzigen jüdischen Musiker von Rang, die sich der tragischen Unmöglichkeit, ihr eigenstes Fühlen und Denken, ihr rassegebundenes Seelentum mit den natürlichen Ausdrucksmitteln der deutschen Tonsprache rein und unmittelbar darzustellen, innerlich bewußt geworden sind. Beide haben sich lange gegen diese Erkenntnis aufgelehnt. Mahlers Lieder und seine ersten Sinfonien zeigen ebenso wie Schönbergs aus dem „Tristan"-Erlebnis herrührende Frühwerke den ernstlichen Willen, sich in die organische Linie der musikalischen Stilentwicklung einzuordnen. Dann aber kommt in beiden Fällen der verhängnisvolle Bruch. Während Mahler durch eine ungeheure Vergrößerung des technischen Apparates, durch hemmungslose Vermischung und Übersteigerung aller musikalischen Ausdrucksmittel dem unentrinnbaren Schicksal des Epigonentums vergebens

auszuweichen sucht — ein Weg, auf dem ihm Schönberg noch in der Mammutpartitur seiner „Gurrelieder“ gefolgt ist —, scheut sich dieser nicht vor der letzten Konsequenz. Ganz bewußt setzt er, erstmals in seinen Klavierstücken von 1909, die überlieferten Grundgesetze alles musikalischen Formens und Gestaltens, unter deren unerbittlichem Zwang seinem ehrgeizigen Wollen die Erfüllung versagt bleiben mußte, außer Kraft. Er wirft zugleich die Begriffe Konsonanz und Dissonanz über den Haufen und damit unser gesamtes, in einem Jahrtausend zur Entwicklung gelangtes Harmoniesystem. In einer eigenen Harmonielehre versucht er später, sein rabulistisch ausgeklügeltes Mißklangsystem, das er an Stelle unserer aus dem Dreiklang abgeleiteten abendländischen Harmonik gesetzt wissen möchte, auch theoretisch zu begründen. Worum es ihm dabei in Wahrheit geht, lassen wir ihn am besten selbst aussprechen:

„Die Schönheit gibt es erst von dem Moment an, in dem die Unproduktiven sie zu vermissen beginnen. Früher existiert sie nicht, denn der Künstler hat sie nicht notwendig. (!) Ihm genügt die Wahrhaftigkeit. Ihm genügt es, sich ausgedrückt zu haben.“

Daß derartige Leitsätze bei der komponierenden Nachkriegsjugend (namentlich der jüdischen) auf fruchtbarsten Boden fielen, ist nicht besonders verwunderlich. Wenn Schönberg allerdings im Vorwort sagt: „Dieses Buch habe ich von meinen Schülern gelernt“, so mutet das bei einem so hochgerühmten Lehrer, der längere Zeit sogar eine Meisterklasse der Preußischen Akademie der Künste leitete (!), äußerst seltsam an.

Es ist kein Zufall, sondern liegt tief in der rassischen Sonderart des Judentums begründet, daß seine Auseinandersetzung mit der deutschen Musik einmal zu dieser radikalen Verneinung des Dreiklangs geführt hat. Heinrich Berl fand in seinem, von jüdischen Autoritäten wie Martin Buber und Max Brod anerkannten Buch „Das Judentum in der Musik“ zweifellos den wahren Zusammenhang, indem er schrieb:

„Kein Jude, von Meyerbeer bis Korngold, hat je im Dreiklang empfunden, vielmehr bot sich ihnen der Dreiklang dar als die Tonsprache ihrer Umgebung, und sie nahmen von ihm den Ausgang, um ihn — in sich selbst ad absurdum zu führen. Nicht als ein bewußtes Ad absurdum! Bewußt wurde er nur in einem Falle: Schönberg. Vielmehr wirkte in ihnen allen der latente Orientalismus nach, der in den Unterschächten der jüdischen Seele verdrängt ruhte . . . Der Orientalismus in der Musik bedeutet aber nichts anderes als ein Klangempfinden in voreuropäischen Tonsystemen, in vorharmonischen Tonsystemen. Er bedeutet eine Musik aus der Linearität, aus Rhythmus und Melodik, nicht aber aus der Harmonie.“

Wir haben diesen Feststellungen nichts hinzuzufügen. Sie geben die letzte Erklärung dafür, warum der komponierende Jude im Schönheitsideal unserer Tonkunst niemals ganz aufgehen kann, und warum gerade Mahler und Schönberg, die als erste dieses Ideal bewußt verleugnen und verneinen, von ihren Rassegenossen als Propheten und Wegbereiter einer arteigenen jüdischen Musik gefeiert werden. Auch das spricht Heinrich Berl unumwunden aus:

„Wir sehen also, daß sich in Mahler und Schönberg ein Prozeß der musikalischen Wende vollzog, einer Wende, die schon lange innerhalb der jüdischen Musik ihre Vorbereitung gefunden hatte und hier nur zum leidenschaftlichsten Austrag kam."

Hätte das Judentum es bei diesem ehrlichen Bekenntnis bewenden lassen, die Akten über den Fall Mahler-Schönberg wären wahrscheinlich längst geschlossen. Statt dessen aber wurde mit allen Mitteln versucht, aus dieser ureigensten Angelegenheit der jüdischen Rasse eine Schicksalsfrage der deutschen Musik, ja der abendländischen Musikkultur überhaupt zu konstruieren. Die bis zum Überdruß wiederholte Formel, deren man sich zu diesem Zweck zu bedienen pflegte, lautet bei Berl folgendermaßen:

„Während Strauß und Pfitzner die musikalische Tradition von Wagner her weiter führten bis zu ihrem vollständigen Ad absurdum (sic) — Strauß in der Überbetonung der materialistischen Klangphänomene und der deskriptiven Harmonik, Pfitzner in der Überbetonung der romantischen Denkart (!) und in der letzten Glorifikation der entwicklungsgeschichtlichen Harmonie —, während also Strauß und Pfitzner einer versinkenden Welt den letzten — überflüssigen — Todesstoß versetzten (!), gaben Mahler und Schönberg, von der Welt des Rhythmus und der Melodik kommend, der Musik einen vollkommen neuen Impuls und damit neues Leben."

Knapper, dafür aber noch deutlicher, drückte sich der Jude Paul Bekker aus, der allmächtige Wortführer der „deutschen" Musikkritik, der sich in seinen „Kritischen Zeitbildern" (1920) also vernehmen ließ:

„Wenn wir überhaupt an die Möglichkeit des Weiterlebens der Musik oberhalb der blöden Gekonntheit (!) und des gedankenlosen Betriebes glauben, so können wir es nur in der Richtung der prophetischen Kunst Schönbergs für denkbar halten."

Hier haben wir wieder eine der typisch jüdischen unverschämten Herausforderungen, die wir auf allen Kulturgebieten in Fülle antreffen.

Die abendländische und insonderheit die deutsche Musikentwicklung hat es sich nicht nehmen lassen, einen anderen als den ihr von Paul Bekker vorgeschriebenen Weg einzuschlagen. Der vom Judentum mit einem ungeheuren Aufgebot an Kräften und Mitteln inszenierte internationale Mahlerkult ist überall in der ganzen Welt längst wieder im Abklingen begriffen. Und der so laut gefeierte Apostel der Atonalität, Arnold Schönberg, der sich in seinen späteren Arbeiten immer hoffnungsloser in dem Netzwerk seines unfruchtbaren Intellektualismus verfing, ist mitsamt seinen Lieblingsjüngern Egon Wellesz, Alban Berg und Anton Webern (die beiden letzten sind Nichtjuden) schon bei Lebzeiten von der Mehrzahl der einstigen Parteigänger aufgegeben worden.

So können denn auch wir dieses mit zwei großen Fragezeichen endende Kapitel jüdischen Musikschaffens verlassen und uns denjenigen zuwenden, die als Helfer und Helfershelfer dazu beigetragen haben, Richard Wagners Wort vom Jahre 1850 (!) vollends wahr zu machen: „Wir haben nicht erst nötig, die Verjudung der modernen Kunst zu bestätigen; sie springt in die Augen und bestätigt sich den Sinnen von selbst."

In erster Linie wäre da der jüdischen Musikverleger zu gedenken. Durch den ungeheuren Einfluß, den in den letzten Jahrzehnten das Judentum mit Hilfe seines Kapitals auf das deutsche Musikverlagswesen erlangt hat, ist es ja überhaupt erst möglich gewesen, den nichtarischen Anteil an der gedruckten Notenproduktion so über alle Maßen zu steigern; natürlich auf Kosten manches ehrlich ringenden deutschen Talents, dem mangels jüdischer Beziehungen der Weg in die Öffentlichkeit ein für allemal versperrt blieb. Wie groß dieser Einfluß selbst heute noch ist, mag die nachstehend alphabetisch geordnete Liste der bekanntesten noch bestehenden nichtarischen Musikverlagsfirmen erhärten: Allegro-Theaterverlag (Berlin), Beboton-Verlag (Berlin, Schlager und Tonfilme), A. J. Benjamin (Leipzig), E. Bloch (Berlin, hauptsächlich Bühnenvertrieb), Bote und Bock (Berlin), Edition Germer (Leipzig), Ernst Eulenburg (Leipzig), Adolf Fürstner (Berlin), Julius Hainauer (Breslau), Karl Hochstein (Heidelberg), C. F. Peters (Leipzig), D. Rahter (= Benjamin, Leipzig), J. Rieter-Biedermann (= Peters, Leipzig), Rondo-Verlag (Berlin, Operetten und Schlager), N. Simrock (= Benjamin, Leipzig), Tonika Do-Verlag (Berlin), Universal-Edition (Wien), Wilh. Zimmermann (Leipzig). Selbstverständlich kann und soll in dieser Aufzählung, die lediglich den Zweck einer statistischen Übersicht verfolgt, kein summarisches Werturteil über die verlegerischen Leistungen der hier genannten Firmen enthalten sein. Das ist schon deshalb gar nicht möglich, weil sie nach Rang und Haltung untereinander höchst verschieden

sind und sich mancher altangesehene deutsche Musikverlag darunter befindet, der auch nach seinem Übergang in jüdischen Besitz die traditionelle Linie gewahrt hat. Aber rein als Statistik gewertet, gibt die Zusammenstellung doch zu denken.

Eine Sonderstellung nimmt in dieser Reihe unstreitig die Wiener Universal-Edition ein. Von ihrem Begründer, dem Juden Emil Hertzka, nach dem Kriege durch Aufkauf der Firmen Otto Maaß, Albert J. Gutmann, Jos. Blaha sowie des Wiener Philharmonischen Verlags zum Großkonzern erweitert, wurde sie in kurzer Zeit zum Hauptsammelbecken aller destruktiven Elemente. Daß in ihrer Autorenliste, an deren Spitze Mahler und Schönberg stehen, fast ausschließlich jüdische Namen zu finden sind — vereinzelte deutsche Meister, wie z. B. Rich. Strauß und Max von Schillings, sind allerdings in kluger Berechnung nicht unberücksichtigt geblieben — versteht sich danach fast von selbst. Mit Hilfe von allerlei „Querverbindungen" und raffinierten Propagandamethoden, wie sie der ernsthafte deutsche Musikverlag zuvor nicht gekannt hatte, erwarb sich der Konzern rasch eine Art Monopolstellung namentlich in der Orchester- und Opernpraxis. Es würde zu weit führen, diese Methoden hier näher zu kennzeichnen. Wie glänzend sie funktionierten, dafür bietet die bereits oben erwähnte Schreker-Hausse an den deutschen Opernbühnen, die einzig und allein von der Universal-Edition und ihrem „literarischen" Mitarbeiter Paul Bekker ins Werk gesetzt wurde, ein besonders einprägsames Beispiel. Daß die „rein künstlerischen" Interessen dieses Verlages die Pflege einer ganz bestimmten politischen Richtung keineswegs ausschlossen, bewies Herr Hertzka durch den Abschluß eines Monopolvertrages mit dem — Russischen Staatsverlag. Selbstverständlich brachte seine schon erwähnte Hauszeitschrift, der „Anbruch" (in deutschen Musikerkreisen nannte man sie richtiger: „Abbruch"), seitdem in regelmäßigen Abständen begeisterte Lobeshymnen über die „idealen" Musikverhältnisse im Sowjetparadies, die mehrfach auch in ganzen Sonderheften behandelt wurden. Nur nebenbei und als Beweis für die große Vielseitigkeit des Verlagsinhabers sei in diesem Zusammenhang bemerkt, daß er in seinem rein jüdischen Unternehmen auch eine rein katholische Kirchenmusik-Zeitschrift erscheinen ließ. Aus alledem ergibt sich, daß der Herausgeber des „Anbruch", der Jude Paul Stefan (Grünfeld), gar nicht so unrecht hatte, wenn er nach Hertzkas Tode 1932 schrieb:

„Sooft eine Geschichte unserer Musikgegenwart versucht wurde und wann immer sie geschrieben wird, sie muß ihre Quellen aus der Verlagsarbeit dieses einen Mannes herleiten, und sie wird seinen Namen nennen müssen, wenn sie überhaupt Namen nennt."

Kommen wir nun zu den Nachschaffenden. Nach allem, was bereits oben (vgl. S. 163) über das Vorwiegen des jüdischen Elementes in den führenden Dirigentenstellungen und über die entscheidende Wichtigkeit dieser „Schlüsselpositionen" des Musiklebens gesagt wurde, können wir uns hier verhältnismäßig kurz fassen. Es mag genügen, in zwangloser Reihenfolge die bekanntesten jüdischen Dirigentennamen aufzuzählen, wobei besonders betont sei, daß die nachstehende Liste keinerlei Anspruch auf Vollständigkeit erhebt. Die älteren Generationen, die Namen wie Meyerbeer, Mendelssohn, Hermann Levi (der verdiente Wagnerdirigent), Gustav Mahler und Joseph Sucher aufzuweisen haben, können wir überhaupt außer Betracht lassen, da die Reihe der Lebenden wahrlich lang genug ist. Sie hat natürlich zu beginnen mit der „Hochprominenz": Bruno Walter (Schlesinger), Otto Klemperer, Leo Blech, Arthur Bodanzky, Oskar Fried, Fritz Stiedry und dem Chordirigenten Siegfried Ochs, alles Männer von einstmals überragendem Einfluß auf das deutsche Musikleben, die nur ganz wenige große deutsche Künstler, wie etwa Karl Muck, Wilhelm Furtwängler, Hans Knappertsbusch, Peter Raab, Max Fiedler und Hermann Abendroth, neben sich aufkommen ließen. Die Berliner Staatsoper der Nachkriegszeit mit ihrer Filiale, der Krolloper, die von Otto Klemperer zu einer wahren Hochburg bolschewistischer „Regiekunst" erhoben wurde, und die Städtische Oper bildeten den bevorzugten Ausgangs- und Zielpunkt jüdischer Kapellmeisterkarrieren. Hier begegnen uns die Namen Georg Szell, Richard Lert (eigentlich Levy, Gatte der Ullsteinroman-Lieferantin Vicky Baum und Bruder des betriebsamen Opernregisseurs und -übersetzers Ernst Lert), Manfred Gurlitt, Selmar Meyrowitz, Ignaz Waghalter, Wilhelm Freund, Paul Breisach, Fritz Zweig. Aber auch die einträglichen Generalmusikdirektorstellen draußen im Reich waren nicht weniger begehrt. So finden wir Richard Lert in Mannheim und Breslau wieder, Paul Breisach in Mainz, Manfred Gurlitt in Bremen. In Darmstadt begann die Laufbahn des Schreker-Schülers Joseph Rosenstock, der später nach Mannheim aufrückte und von da sogar nach Neuyork, wo ihn das Publikum allerdings bald ablehnte. In Hamburg amtierten Egon Pollack und Werner Wolff, ein Sohn des bekannten Konzertagenten, in Leipzig Gustav Brecher, in Köln Eugen Szenkar, in Frankfurt am Main E. W. Steinberg, in Düsseldorf Jascha Horenstein, in Essen Felix Wolfes, in Kassel Maurice d'Abravanel, in Saarbrücken Felix Lederer, in Koburg Albert Bing, in Prag, Bremen und Mainz Adolf Cohn, der sich schamhaft Kienzl nannte und es nicht ungern sah, wenn man ihn mit dem Opernkomponisten dieses Namens verwechselte. Erwähnen wir schließlich noch den Frankfurter Kapellmeister Ludwig (eigentlich Lazar) Rottenberg (Schwiegervater des arischen Kom-

ponisten Hindemith), Issai Dobrowen (Gutwein), den Mahler-Schüler Klaus Pringsheim (der heute in Japan die deutschen Musikbelange vertritt!), die Schönberg-Schüler Paul Pella und Heinrich Jalowetz, ferner Hermann Adler, Carl Bamberger, Ernst Oppenheim, Fritz Mahler, Walter Herbert (Seligmann), die Konzertdirigenten Heinz Unger, Fritz Goldschmidt und Michael Taube, so bleibt zuletzt nur noch eines besonders kuriosen Falles zu gedenken, mit dem diese stattliche Reihe abgeschlossen sei: Gemeint ist der Berliner Jude Goldner, der sich den unverdächtigen Künstlernamen Gatz und mit der katholischen Taufe zugleich die aparten Vornamen Felix Maria zulegte und wie es scheint daraufhin, denn irgendein dirigiertechnisches Können hat er sich nie erworben, unter dem persönlichen Protektorat des Zentrumskanzlers Marx zum offiziellen Bruckner-Dirigenten befördert und später in Wien sogar zum Akademieprofessor ernannt wurde!

Lassen wir alsdann, nach Fächern getrennt, die bekanntesten jüdischen Solisten aufmarschieren. Auch hier müssen wir uns mit einer Auswahl begnügen, weil der Raum sonst leicht zu knapp werden könnte.

Die Pianisten mögen den Vortritt haben. Da begegnen uns die Namen: Moriz Rosenthal, Ignaz Friedman, Leopold Godowsky, Moritz Moszkowski, Carl Friedberg, Heinrich Grünfeld, Moritz Mayer-Mahr, Arthur Schnabel, Bruno Eisner, Georg Bertram, Leonid Kreutzer, Joseph Schwarz, Rudolf Serkin, Jascha Spiwakowski, Paul Aron, Erich Itor Kahn. Auch das zarte Geschlecht ist mit Wera Schapira, Lonny Epstein, den Cembalistinnen Wanda Landowska, Alice Ehlers und Anna Linde (Pinkus) hinreichend vertreten.

Die Reihe der jüdischen Geiger, die im vorigen Jahrhundert mit Ferdinand David, dem Freund Mendelssohns, beginnt, wird über Joseph Joachim, den verdienstvollen Sachwalter unserer klassischen Meister, aber auch zugleich bewußtesten Förderer jüdischer Begabungen, und den einflußreichen russischen Pädagogen Leopold (von) Auer in die Gegenwart hinein von folgenden in Deutschland bekannten Künstlern fortgesetzt: Arnold Rosé (Schwager Gustav Mahlers), Fritz Kreisler (als Virtuose sicher schätzenswert, weniger dagegen als Fabrikant unzähliger süßlicher Salonstücke, die er nach eigenem Eingeständnis großenteils unter gefälschten älteren Komponistennamen in den Handel gebracht hat!), Carl Flesch, Issay Barmas, Bronislaw Huberman (nebenher paneuropäischer politischer Agitator), Mischa Elman, Jascha Heifetz, Efrem Zimbalist, J. Milstein, Rudolf Deman, Joseph Wolfsthal, Daniel Karpilowski, Licco Amar, Boris Schwarz, Adolf Rebner, Stefan Frenkel (ein radikaler Vorkämpfer der modernen jüdischen Zersetzungsmusik). Außer Edith Lorand, die sich auch als Leiterin einer

mondänen Unterhaltungskapelle betätigte, sei schließlich noch das vielgepriesene jüdische Wunderkind Yehudi Menuhim genannt.

Auch auf dem Gebiet der Kammermusik ist das Judentum stark vertreten. Wir erinnern hier nur an das gefeierte Joachim-Quartett, ferner an die bekannten Streichquartette Rosé, Barmas, Kolisch (Schwager Schönbergs), Roth, Deman, das Guarneri-Quartett (Karpilowski), das Léner- und das Rothschild-Quartett.

Von weiteren Soloinstrumenten erfreut sich nur noch das Cello einer gewissen Bevorzugung, wie die Namen der älteren David Popper und Alfred Grünfeld, der jüngeren Emanuel Feuermann, Gregor Piatigorski, Maurits Frank, Ernst Silberstein und Joachim Stutschewsky bezeugen. Mit den Blasinstrumenten dagegen gibt sich der jüdische Musiker nur ganz selten und offenbar sehr ungern ab (eine der wenigen Ausnahmen bildete z. B. der Flötist Alfred Lichtenstein, der seine Konzerte mit allerlei sensationellen Mätzchen auszuschmücken pflegte). Diese Tatsache erscheint vielleicht auf den ersten Blick verwunderlich, erklärt sich aber verhältnismäßig leicht, wenn man daran denkt, daß der Beruf des Bläsers gemeinhin im Rahmen einer schlichten Orchestertätigkeit ausgeübt wird und zum Erwerb von Solistenruhm und — — — entsprechenden Honoraren nur selten Gelegenheit bietet. Mit denselben Motiven dürfte es zusammenhängen, daß auch der jüdische Geiger in unseren Orchestern fast stets nur in gehobenen Konzertmeisterstellungen anzutreffen war.

Noch zahlreicher war das Judentum in Deutschland bis zum Jahre 1933 in der Gesangskunst vertreten. Ging es hier doch um „Prominentengagen", die oftmals eine geradezu märchenhafte Höhe erreichten. So bezog z. B. der jüdische Tenor Hermann Jadlowker aus Riga an der Berliner Staatsoper (von wo er später, nach seinem verhältnismäßig raschen stimmlichen Ruin, wieder als Kantor an seine Rigaer Synagoge zurückkehrte) zeitweilig das höchste deutsche Staatsgehalt. In die Klasse der Großverdiener gehörte gleichfalls der berühmte Tenor Richard Tauber, der seine unbestreitbar großen sängerischen Qualitäten skrupellos in den Dienst seichtester Operettenschlager stellte, als die notleidende deutsche Opernbühne seinen phantastischen Gagenforderungen nicht mehr nachzukommen vermochte. Wiederum bildete die Berliner Staatsoper das bevorzugte Sammelbecken der jüdischen Größen. Außer den beiden eben Genannten finden wir in ersten Solistenfächern hier noch die Namen: Joseph Mann, Joseph Schwarz, Vera Schwarz, Emanuel List und Alexander Kipnis. Die übrigen deutschen Opernbühnen, auch nur die bedeutendsten davon, oder gar die Operettentheater in diese Betrachtung mit einzubeziehen, hieße den verfügbaren Raum bei weitem überschreiten. So greifen wir denn nur die Namen

Selma Kurz, Fritzi Massary, Julius Lieban, Adolf Fischer, Wilhelm Guttmann, Magda Spiegel, Sabine Kalter heraus und fügen von Konzertsängern und -sängerinnen, neben der älteren Amalie Weiß (eigentlich Schneeweiß, Gattin von Jos. Joachim), noch die folgenden hinzu: Julia Culp, Lotte Levy-Leonhard (die sich als „die" deutsche Bachsängerin feiern ließ), Rose Walter, Rosette Anday, Hermann Schey, Paula Lindberg, Erna von Hoeßlin (Liebenthal), Marya Freund (Schönberg-Interpretin), Leonardo Aramesco (Tenor am Kölner Sender).

Genug der Aufzählungen! Wir mögen hinblicken auf welches Gebiet wir immer wollen — in allen Sparten des deutschen Musiklebens wimmelte es von Judennamen. Das gilt nicht zuletzt von den führenden musikalischen L e h r a n s t a l t e n. Schlagen wir z. B. ein Lehrerverzeichnis der Staatl. Akademischen Musikhochschule Berlin aus dem Jahre 1928 auf, so finden wir darin nicht weniger als 20 Juden, außer dem, wie schon gesagt, noch umstrittenen Direktor Franz Schreker. Auch in den beiden größten und bekanntesten Privatkonservatorien Berlins, die beide in jüdischem Besitz waren — das „Sternsche Konservatorium" gehörte der Familie Hollaender, das Klindworth-Scharwenka-Konservatorium dem Direktor Robert Robitschek — lagen die Verhältnisse natürlich nicht viel anders. Einige städtische Musikhochschulen im Reich, die gleichfalls unter jüdischer Leitung standen, sind bereits im Abschnitt „Komponisten" genannt worden. Der Einfluß des Judentums auf die m u s i k w i s s e n s c h a f t l i c h e F o r s c h u n g und das gesamte musikalische Schrifttum, besonders auch auf das wichtige Gebiet der musikalischen Bearbeitungen und Editionen kann hier durch Hinweis auf die Namen Max Friedlaender, Guido Adler, Alfred Einstein, Curt Sachs. E. von Hornbostel, Robert Lachmann, W. Gurlitt, Karl Geiringer, Richard Specht, Ludwig Landshoff, Rob. Sondheimer, Werner Wolffheim, Leopold Hirschberg nur flüchtig gestreift werden.

Dagegen erfordert das Kapitel „M u s i k k r i t i k" noch ein kurzes Verweilen. Bereits in den vorangegangenen Abschnitten des Buches wurde das systematische Streben des Judentums, die Kritikerposten der führenden Tageszeitungen nach Möglichkeit mit Rassegenossen zu besetzen, gebührend beleuchtet. Auch einige Namen von jüdischen Musikkritikern wurden dort schon genannt. Die Leopold Schmidt und Alfred Einstein („Berliner Tageblatt"), Adolf Weißmann („B. Z. am Mittag"), Siegmund Pisling („8-Uhr-Abendblatt"), Oscar Bie („Börsen-Courier"), Rudolf Kastner („Morgenpost"), Alfred Holzbock und Ludwig Misch („Lokalanzeiger"), Heinz Pringsheim („Volkszeitung"), Kurt Singer („Vorwärts"; dieser praktische Arzt, Musikschriftsteller, Dirigent und Regisseur hat es nachmals sogar bis zum Intendanten der Städt. Oper gebracht!), Hugo Leichtentritt und Edwin Neruda

von der „Voss. Zeitung“ (eigentlich Rosenberg, vor kurzem erst als Heiratsschwindler von Format ins Kittchen gesetzt!) übten auf das Musikleben der Reichshauptstadt, und damit mittelbar des ganzen Reichs, einen Einfluß aus. der dem ihrer bekannteren Kollegen von der Literatur in nichts nachstand. Insbesondere die ätzend scharfe Feder des Oberlehrers Adolf Weißmann war weit und breit gefürchtet und vernichtete mehr als einmal mit einer bissigen Geistreichelei die Laufbahn ehrlich strebender deutscher Künstler. An Schärfe und Einseitigkeit des Urteils wurde er vielleicht nur noch vom Musikpapst der „Frankfurter Zeitung“, dem bereits erwähnten Paul Bekker, erreicht, der ihn im übrigen in der systematischen Bekämpfung deutscher Kunstideale ganz erheblich übertraf. Von Bekker stammt ja der bekannte Ausspruch, daß es Musiker zweiten und dritten Ranges gäbe, die viel schönere Themen und Melodien erfunden hätten als Beethoven. Er war es auch, der den traurigen Mut besaß, einen großen deutschen Meister wie Hans Pfitzner öffentlich über die angebliche Unrichtigkeit seiner Auffassung vom Komponieren zu belehren. Mit dieser Geisteshaltung läßt es sich zwar schwer vereinbaren, daß gerade Bekker sich berufen fühlte, einem Beethoven und einem Richard Wagner biographische Dienstleistungen zu widmen. Aber was wir beispielsweise von seinem Wagnerbuch zu halten haben, wird sogleich klar, wenn wir nur einen Satz lesen, den Heinrich Berl darüber geschrieben hat. Dieser rühmt nämlich daran vor allem, „daß es in seiner leidenschaftslosen Darstellung den heute einzig möglichen (!) Standpunkt zu Wagner inaugurierte: ihm historisch gerecht zu werden und ihn vom Standpunkt der Gegenwart abzulehnen“. (!) Nicht einmal von dieser Art der Objektivität ließ sich Paul Bekker in seinen Urteilen über andere Meister leiten. So kommen z. B. Brahms und Hugo Wolf bei ihm selten ohne ausgesprochen hämische Bemerkungen und Seitenhiebe weg, und über das Lebenswerk eines Künstlers wie Tschaikowsky geht der gestrenge Kritikus mit dem einzigen Wort „Kokottenmusik!“ glatt zur Tagesordnung über.

Auch diese kleine Blütenlese, die keineswegs einen besonders schlimmen Einzelfall, sondern die Mentalität der jüdischen Kritikerkaste überhaupt illustriert, durfte im Rahmen unserer Betrachtungen nicht fehlen.

Wenn diese sich nunmehr dem eigentlichen Zwischenhandel des Konzertlebens, dem Konzertagentenwesen oder richtiger -unwesen zuwenden, so wollen wir zur Beschreibung der dort herrschenden Zustände einem Gewährsmann das Wort erteilen, der unbedingt Bescheid wissen muß, weil er sozusagen selber „vom Bau“ ist. Es handelt sich um den Juden Dr. Rudolf Cahn-Speyer, den seinerzeitigen Vorsitzenden des „Verbandes der konzertierenden Künstler Deutschlands“, der sich im Juniheft 1921 der berüchtigten Musikzeitschrift „Melos“ über die Geschäftsmethoden der

Konzertagenturen (sie selber nannten sich meist etwas hochtrabender Konzertdirektionen) eingehend ausgelassen hat. Da seine Betrachtungen durch die scharfe Brille der Konkurrenz gesehen sind, ist kaum anzunehmen, daß sie uns etwas Wesentliches vorenthalten. Unter dem Titel: „Der Konzertagent und die Gesetzgebung“ schreibt Cahn-Speyer u. a. folgendes:

„So wie nun einmal die Dinge liegen, hat also der Konzertagent gleichzeitig drei Funktionen: er ist Stellenvermittler (Vermittlung von Engagements), Unternehmer (Veranstaltung von Konzerten usw. auf seine eigene Rechnung) und Arrangeur (Übernahme der Geschäftsbesorgung für eigene Konzerte der Künstler auf deren Rechnung).

Es ist eigentlich schwer verständlich, daß seitens des Handelsministeriums diese Verquickung zugelassen und damit auf krasse Weise gegen den Sinn des Stellenvermittlergesetzes verstoßen werden konnte. Während der § 3 dieses Gesetzes die vollständige moralische und wirtschaftliche Unabhängigkeit der Stellensuchenden vom Stellenvermittler zu garantieren strebt, wird der konzertierende Künstler mit allen Faktoren, die für seine Berufsausübung in Betracht kommen, in die Hände des Konzertagenten geliefert.

Will der Künstler ein Engagement, so muß er dem Agenten, insofern dieser Unternehmer ist, durch billige Honorare gefällig sein, und insofern er Arrangeur ist, durch Erteilung gewinnbringender Geschäftsbesorgungs-Aufträge Einnahmen verschaffen. Dabei muß er sich bei Gefahr der Ungnade den Anordnungen des Agenten — die natürlich nur in der Form von ‚Ratschlägen‘ geäußert werden — unterwerfen, auch wenn diese dem Künstler ganz unnötige Ausgaben aufbürden, an denen der Agent als Zwischenhändler für Inserate und dergleichen Rabatte verdient.

Will der Künstler in den eigenen Veranstaltungen des Agenten auftreten, um sich dort in dem allgemein beachteten Rahmen der Abonnementskonzerte und dergleichen der Öffentlichkeit vorzustellen, so muß er wiederum in seinen Honoraransprüchen bescheiden sein, und — wie oben — recht viel Aufträge für Arrangements erteilen; auch darf er Engagementsanträge, die an ihn direkt kommen, nicht annehmen, ohne sie über den Agenten zu leiten und diesem dadurch Anspruch auf die Provision zu gewähren, die der Künstler eigentlich in solchen Fällen sparen könnte.

Will der Künstler bei einem Arrangementsauftrag einen guten Saal und ein günstiges Datum haben, so muß er — die Nutzanwendung ergibt sich von selbst.

Natürlich sind alle diese Dinge verboten. Wer dagegen verstößt, dem kann je nach der Art und Schwere der Verfehlung die Konzession entzogen werden oder die Erlaubnis zur Tätigkeit eines Arrangeurs; es gibt Geldstrafen usw. Die Agenten sind aber viel zu vorsichtig, um ihre Verstöße in

etwas Greifbarem bestehen zu lassen. Eine Andeutung, von der man immer sagen kann, sie sei mißverstanden worden, die scheinbar absichtslose Erzählung eines lehrreichen Beispiels und vor allen Dingen die unter allen Augen sich stillschweigend und doch beredt abspielende Praxis — das genügt! Und sollte wirklich einmal etwas passieren, das sich beweisen und rechtlich verfolgen ließe — wo kein Kläger ist, ist kein Richter! Die Künstler sind durch die Vereinigung der drei oben gekennzeichneten Tätigkeiten in den Händen der Konzertagenten so von ihnen abhängig, daß sie es nicht wagen, den Rechtsweg zu beschreiten oder Anzeige zu erstatten. Die Agenten, die sonst einander meist spinnefeind sind, würden sofort wie auf stillschweigende Vereinbarung gegen den ‚Störenfried', gegen den gemeinsamen Feind Front machen. Der Unglückliche bekäme kein Engagement mehr; nie wäre mehr ein Saal frei, wenn er ein Konzert geben wollte; und daß er nie mehr zu den eigenen Unternehmungen der Agenten engagiert würde, bedarf wohl keiner Erwähnung.

Man sieht, der Künstler ist dem Agenten mit gebundenen Händen ausgeliefert. Es ist nicht verwunderlich, wenn selbst solche Künstler, die noch nie von einem Agenten ein Engagement vermittelt bekommen haben, nicht den Mut finden, gegen die Agenten aufzutreten. Und die Behörden sind voll des Vertrauens zu den ‚ehrenwerten Männern', über die niemals eine Klage laut wird."

Es bedarf nach diesen lichtvollen Aufschlüssen kaum noch der Bestätigung, daß fast sämtliche bekannteren Konzertagenturen in jüdischen Händen waren. Allein aus Berlin, wo gleichzeitig die wichtigsten Konzertsäle sich beinahe alle in jüdischem Besitz befanden, seien genannt: die Firmen Wolff & Sachs, Leonard, Barnofske, Robert Sachs, Lipa Ehrens; von den Opernagenturen und den privaten Künstlersekretariaten ganz zu schweigen.

Die entsprechende Liste aus dem Reich mag der interessierte Leser sich aus einem früheren Jahrgang des Musiker-Kalenders selbst zusammenstellen.

Unser Rundblick wäre unvollständig, würde er nicht zum Schluß noch den einen Mann erspüren, in dem dieses ganze System der jüdischen Musikverwaltung gewissermaßen wie eine Pyramide in ihrer Spitze zusammenläuft. Sein Name wurde in anderem Zusammenhang bereits genannt. Wir meinen den galizischen Juden L e o K e s t e n b e r g, der als roter Bonze — er hatte sich vorher als Pianist hauptsächlich in marxistischen Organisationen betätigt — im Jahre 1919 als m u s i k a l i s c h e r S a c h b e a r b e i t e r ins P r e u ß i s c h e K u l t u s m i n i s t e r i u m einzog und in dieser Stellung nach und nach eine Machtfülle erlangte, die in seinem wachsenden Titelschmuck sich nur unzulänglich ausdrückte. (Eine seiner bemerkens-

wertesten Amtshandlungen bestand z. B. darin, daß er sich als Dezernent der Staatlichen Musikhochschule 1921 dort in den Lehrkörper „berufen" ließ und sich somit gewissermaßen selber zum Professor ernannte.) Wie „segensreich" dieser Professor und spätere Ministerialrat als „Organisator" des deutschen Musiklebens gewirkt hat, welche „Richtungen" und Bestrebungen er mit allen staatlichen Mitteln unterstützte und wie gleichgültig und tatenlos er dem Verfall unserer wahren musikalischen Kulturwerte zusah, das kann hier im einzelnen nicht geschildert werden. Zur Charakterisierung seiner Person genügt vielleicht der Hinweis, daß er mit der Kommunistin Rosa Luxemburg innig befreundet war und ihr, als sie bereits im Gefängnis saß, als damaliger Leiter des jüdischen Verlags Cassirer zur Veröffentlichung eines Buches verhalf. Es leuchtet ein, daß ein Mann von diesem Umgang in seiner offiziellen Programmschrift vom Jahre 1921 z. B. über die Pflege der Kirchenmusik nichts anderes zu sagen hatte als dies: „Für diese, dem kirchlichen Kult dienenden Institute zu sorgen, sie zu erhalten und zu unterstützen, wird die Pflicht der Kirchengemeinden sein müssen, zumal weite Kreise unseres Volkes es ablehnen, für diese Zwecke staatliche Mittel zur Verfügung zu stellen." Als er selbst endlich von weiten Kreisen unseres Volkes, und namentlich der deutschen Musikerschaft so energisch abgelehnt wurde, daß er 1932 ziemlich plötzlich seinen selbstgebauten Thron räumen mußte, atmete das musikalische Deutschland wie erlöst auf. Nur der „Anbruch" des Herrn Hertzka wußte, was er an Kestenberg verloren hatte, und weinerte bösartig: „Er mußte gehen, weil Geist und Phantasie, weil innerlich selbständige, äußerlich (!) unantastbare Menschen immer unbequem sind; doppelt unerwünscht aber in einer Zeit, die mit autoritärer Kurzsichtigkeit in eine ‚kulturelle Gesundung' stolpert, wie ihr mediokrer geistiger Horizont sie eben versteht . . ."

Wir stehen am Ende eines langen Weges und blicken voll eigentümlicher Empfindungen noch einmal zurück. Wie äußerte sich doch S. Levy über den Anteil der deutschen Juden an der Verwaltung deutschen Kulturgutes? Sprach er nicht von „inneren Verpflichtungsgefühlen, innerer Verbundenheit und Dankbarkeit"? Und zu guter Letzt gar von einem „Opfer auf dem Altar der wahren Heimatliebe"?

Unser Querschnitt durch die Wirklichkeit hat wohl kaum etwas von diesen pseudoidealistischen Phrasen übriggelassen.

8. Die Juden und die Unsittlichkeit

Es fällt immer schwer, einem Volke den Vorwurf einer bestimmten sittlichen Minderwertigkeit zu machen. Dieser Vorwurf würde auch nicht erhoben werden, wenn es sich nur um eine gewisse sittliche Laxheit oder um einzelne Fälle unsittlicher Gesinnung oder Handlungen unter den Juden handelte. Tatsächlich aber sind die Fälle, um die es sich handelt, so häufig und so krasser Natur, daß nichts anderes übrigbleibt, als auf eine bestimmte Anlage und einen Charakterdefekt als solchen zu schließen. Denn überall, wo in Deutschland die Lockerung der bestehenden Sitten systematisch betrieben wurde, wo aus der Unsittlichkeit ein Geschäft gemacht wurde, wo ohne oder mit dem Mantel der „Sexualwissenschaft" die intimsten Dinge auf den offenen Markt getragen und zu klingender Münze umgewechselt wurden, waren Juden beteiligt oder selbst an der Spitze. Ja, die sogenannte Sexualwissenschaft ist ausgesprochen eine Erfindung von Juden und weiterhin ein Gewerbezweig von Juden geworden.

Auch hier ist es nicht so, daß alle diese Eigenschaften erst in der neuesten Zeit, seit der Niederlegung der Schranken des Ghettos, sich offenbart hätten. Vielmehr liegt ohne Zweifel eine besondere sinnliche Lust sexueller Natur dem Juden im Blut. So schreibt auch das „Jüdische Lexikon" (Bd. V, 384):

> „Die Bibel selbst enthält genügende Hinweise darauf, daß das sinnliche Element im Geschlechtsverkehr gelegentlich stark betont wurde. Das Hohelied, jetzt allgemein als eine Sammlung von Liebesliedern bzw. Hochzeitsliedern anerkannt, ist neben aller Zartheit des Gefühls doch auch voll von erotischen Stimmungen und Schilderungen, die nur durch die Verwendung überdeckender Bezeichnungen gemildert sind. Das Buch der Sprüche Salomonis, im allgemeinen bürgerlich-nüchtern (!), findet hin und wieder auch Geschmack an erlaubter Erotik. Wenn David sich das Weib eines andern, Batseba, zu Gefallen zwingt, so zeigt das und vieles Ähnliches eine Erotik, der stammerhaltende Motive fernliegen. Die Reden der Propheten hallen wider von Klagen und Drohungen über Ehebrüche, von denen nur zu häufig berichtet wird."

Das „Jüdische Lexikon" gibt am Schluß seiner Darlegungen auch ausdrücklich zu:

> „In gewissen Einzelheiten begegnen sich die biblischen Sexualgesetze mit denen anderer antiker Völker und mit den religionsartigen Sitten

primitiver Stämme, die alle, mit oder ohne Bewußtsein, der Arterhaltung dienen; jedoch ist der starke Gegensatz zu der griechisch-römischen Auffassung der Erotik nicht zu übersehen."

Es ist sicher auch kein Zufall, daß die moderne Doktrin der Psychoanalyse, die das menschliche Seelenleben vornehmlich auf sexuelle Lust- oder Unlustkomplexe zurückführt, auf einen Juden, Sigmund Freud, zurückgeht. „Drei Abhandlungen zur Sexualtheorie" heißt das erste grundlegende Werk von Freud, das im Jahre 1905 erschien.

Nun hat zweifellos die Abgeschlossenheit des Ghettos einen disziplinierenden Einfluß auch auf die Sexualethik des Judentums ausgeübt. Diese segensvollen Einflüsse aber zerrannen alsbald mit dem Zeitpunkt der Emanzipation. Die dadurch dem Juden eingeräumte Freiheit hat sich für ihn selbst wie auch für sein Verhältnis zu dem Volk, in dem er wohnte, unheilvoll ausgewirkt. Die in beängstigendem Maße um sich greifende Geburtenbeschränkung gerade im Judentum ist ein deutlicher Beweis für die innere Zersetzung der Geschlechtsmoral dieser Rasse. Sie ist ein Dokument ausgesprochenen Rationalismus' in der Fortpflanzung.

Noch bedenklicher aber entwickelte sich der Einfluß der lockeren Geschlechtsmoral der Juden auf die Moral des öffentlichen Lebens überhaupt. Hier hat er seinem ungebundenen Triebleben erst voll und ganz die Zügel schießen lassen, wobei ohne Zweifel noch eine gewisse Rache des ehemals Unterdrückten an dem Herrenblut des Unterdrückers im Unterbewußtsein mitgespielt haben mag. Selten ist diese tiefste und innerste Stimmung des Juden, seine wahre Denkweise in erotischer Beziehung so klar zum Ausdruck gekommen wie in dem Gedicht des jüdischen Schriftstellers Paul Mayer, das im Januar 1913 in der Zeitschrift „Aktion" erschien. Dieses Gedicht lautet:

Ahasvers fröhlich Wanderlied.

Seht, ich bin der Wurzellose,
kein der Umwelt Anvermählter,
keines Heimwehtraums Narkose
treibt das Herz mir in die Hose,
denn ich bin ein Leidgestählter.

Treibt ihr mich von euren Schwellen,
ich bin doch der Meistbegehrte,
eure Neidgeschreie gellen,
denn ich trinke eure Quellen
und ich wäge eure Werte.

Meiner Seele glatte Häute
bergen, was ich bettelnd büßte;
doch es türmt sich meine Beute,
und es jauchzen eure Bräute
mir, dem Auswurf fremder Wüste.

Gähnend dampft ihr euren Knaster
zu der ehrbaren Verdauung,
doch ich bin ein kluger Taster,
und ich reize eure Laster
zu höchsteigener Erbauung.

> Also treibe ich die Spiele
> meines reifen Übermutes,
> sonderbare, sehr subtile,
> letzte, euch verhüllte Ziele
> meines Asiatenblutes.

Man weiß nicht, was man an dieser sonderbaren Lyrik mehr bestaunen soll, ihre grenzenlose Offenheit oder ihren frivolen Zynismus. Jedenfalls, unverhüllter und treffender als in dieser authentischen Weise konnte der Geist des Judentums nicht in Worte gegossen werden. Ohne jeden Ballast von Tradition und Pietät wird hier das Ideal der „Wurzellosigkeit" proklamiert, werden die Ideale anderer Völker leichtfertig verhöhnt. Dieser Geist, dem nichts heilig ist, der sich sogar seiner animalischen Gelüste in fast gotteslästerlicher Überhebung rühmt, dieser Geist war es, der immer mehr unter dem Einfluß des Judentums im deutschen Geistesleben zur Ausbreitung gelangte. Wenn dieser Geist die Oberhand im Volksleben gewann, dann wurde die Axt an die Wurzel aller staatlichen Ordnung gelegt.

Soweit nicht schon das vorhergehende Kapitel verheißungsvolle Proben dieser jüdischen Vorliebe geboten hat, werden wir hier noch einige weitere Belege aus anderen Gebieten des Kulturlebens herausgreifen.

Schon in der Vorkriegszeit war im deutschen Theater und Kunstleben eine gewisse Dekadenz eingerissen, vorwiegend unter jüdischem Einfluß. Aber immer wurde der jüdische Libertinismus noch in gewissen Grenzen gehalten durch die öffentliche Ordnung und die Aufsicht der Polizei. Freie Bahn erhielt er erst nach dem November 1918, als alle Schranken der Polizeiaufsicht und der Zensur durch die Novemberrevolution hinweggefegt wurden. Jetzt ergoß sich mit einemmal, wie eine Schlammflut, eine Welle unsittlicher Literatur, Filme und Theaterstücke über das deutsche Volk. Diese war hauptsächlich durch Juden gespeist (vgl. S. 247 ff.).

Die Hauptdomäne dieser Geschäftemacher war der Film. Auf diesem Gebiet hat jüdische geschäftliche Spekulation mit der Ware der Unsittlichkeit geradezu Orgien gefeiert.

Damals, im Frühjahr 1919, haben vor allem zwei Filme unter der Masse sonstigen Unrats besonderes Aufsehen erregt. Man nannte diese Filme ebenso verschämt wie gerissen „Aufklärungsfilme". Das waren die beiden Aufklärungsfilme: „Prostitution" und „Anders als die andern". Beide haben wohl den Vogel in diesem edlen Wettbewerb anrüchiger Geschäftemacher abgeschossen. Sie stammten beide aus der gemeinsamen Fabrik des jüdischen Filmproduzenten Richard Oswald und des Sanitätsrats Dr. Magnus Hirschfeld. Mit Hirschfeld tritt hier auch zum erstenmal der Mann auf, der eine unselige Rolle auf dem Gebiete der sogenannten sexuellen Auf-

klärung gespielt und ein gut Teil der Empörung auf dem Gewissen hat, die sich immer mehr im deutschen Volk gegen jüdische Frivolität aufspeicherte und schließlich im Jahre 1933 zur Entladung kam.

Diese Filme liefen durch alle Kinos vor den Augen von jung und alt vorüber, da es damals überhaupt keine Zensur oder sonstige polizeiliche Aufsicht gab.

Über den Film „P r o s t i t u t i o n" schrieb Franz H. Schönhuber, München (in einer Denkschrift für den Kulturverband des Bilder-Bühnen-Bundes deutscher Städte „Keine Filmzensur?", 1919): „Er wirkt durch widerliches Wühlen im Schmutz und durch einen unverschämt zur Schau getragenen Zynismus abstoßend im höchsten Grade. Eine Musterkarte gemeinster Szenen: Geraufe zwischen Vater und Liebhaber einer Dirne. Wiederholtes Stiegenhinabwerfen. Betäubung einer noch unschuldigen Tochter durch Vater und Mädchenhändler. Verschleppung in ein Bordell. Dort wiederholt Mädchenhandel. Wüste Vergewaltigungsszenen (mehr als die Hälfte des Films spielt im Bordell). Daran anschließend ekelerregendes Geraufe zweier Männer. Sehr aktiv zur Schau getragene Geilheit zweier Lebemänner. Höchst eindeutiges Durchs-Guckloch-Sehen alter Böcke. Schließlich auch noch ein Raubmord ... Das ist nur eine Blüte aus diesem übelduftenden Strauß, den mit Richard Oswald (dem Filmfabrikanten) zusammengefunden zu haben sich Dr. Magnus Hirschfeld, Sanitätsrat in Berlin, rühmte. Von ihm stammen wahrscheinlich die paar traurigen Lappen wissenschaftlich sein sollenden Gewandes, die man der Dirne Prostitution umgehängt hat. Pfui Teufel vor solcher Wissenschaft!"

„Und da saßen vor mir", schreibt Schönhuber weiter, „Lausefratzen beiderlei Geschlechts von 15, 16 Jahren und glühten bis in die Ohren hinein. Ja noch mehr, der Film durchwanderte nach und nach sämtliche Vorstadtkinos Münchens, und dort, wo die Preise niedriger und die Aufsicht laxer ist, besahen sich 10- und 11jährige Kinder diesen Film!"

Dieser Film wurde in Karlsruhe und Freiburg von der Staatsanwaltschaft beschlagnahmt und gegen den Hersteller Oswald (eigentlich Ornstein) Strafantrag gestellt. In dem übrigen Deutschland aber konnte er ungehindert „aufklären"!

Auch der Film „A n d e r s a l s d i e a n d e r n" zeigt schon durch seinen Titel, wes Geistes Kind er ist. Er stellte das Problem der Homosexualität dar.

Nach einem Bericht der „Frankfurter Zeitung" (Nr. 549 vom 27. Juli 1919) ist der Held ein pervers veranlagter Violinvirtuose. Durch seine krankhafte Neigung fällt er in die Hände eines Erpressers und kommt vor die Schranken des Gerichts, so daß er sich schließlich, um der Strafe zu entgehen, vergiftet. Dazwischen wird ein Vortrag des schon genannten Magnus Hirschfeld projiziert, der seine Lebensarbeit dem Schutze (!) der Homosexuellen gegen den

§ 175 des Reichsstrafgesetzbuches gewidmet hat. Am Schluß erscheint — echt kinomäßig — das Strafgesetzbuch selbst, in dem ein dicker Pinsel den betreffenden Paragraphen durchstreicht. „Man kann einen geistigen Brechreiz bekommen angesichts dieser Aufklärung“, so schließt der Berichterstatter seine Schilderung.

Diese skrupellose Ausbeutung der Unsittlichkeit im Filmwesen nahm schließlich derartige Dimensionen an, daß selbst die in Zensurfragen äußerst vorsichtige, ja geradezu ablehnende Regierung der Weimarer Republik diesem Skandal auf die Dauer nicht ruhig zusehen konnte. So kam es dahin, daß im Frühjahr 1920 ein Gesetz zur Filmzensur noch von der demokratischen Nationalversammlung angenommen wurde, das diesem unsauberen Handwerk einen Riegel vorschob. Es ist sicher keine Übertreibung, wenn der Historiker feststellt, daß gerade die Juden in der Filmbranche durch ihren Mißbrauch der gewerblichen Freiheit der Einführung der Filmzensur in Deutschland den Weg bereitet haben. Allerdings war damit nur der gröbsten Unsittlichkeit Einhalt geboten. Es waren den jüdischen Geschäftemachern die Flügel etwas beschnitten. Der Gesetzestext bot ihnen noch ausreichende Möglichkeit, erotische Filme zu fabrizieren, von der sie auch ausgiebig Gebrauch gemacht haben.

Nicht viel anders ist das Bild auf dem Gebiet der unsittlichen Literatur. Wer sich an das Studium der von dem Berliner Polizeipräsidium beschlagnahmten unsittlichen Literatur macht, der kann sich davon überzeugen, daß auch auf diesem Gebiet die Juden das Geschäft besonders eifrig und skrupellos betrieben haben. Dabei ist zu berücksichtigen, daß die polizeiliche Beschlagnahmepraxis in der Zeit der Weimarer Republik ziemlich lax und weitherzig gewesen ist, die Polizei also nur in ganz besonders haarsträubenden Fällen zugegriffen hat.

Wir greifen in die Kartothek und stellen als Verleger solcher Literatur Namen wie die folgenden fest:

Richard Jacobsthal (mosaisch), Berlin,
Benjamin Harz (mosaisch), Berlin,
M. Jacobsohn, Hamburg,
Samuel Marcus, Budapest,
Leon Hirsch (Dissident), Berlin,
N. Jacobsthal & Co., Berlin-Schöneberg.

Auch Bruno Cassirer, der bekannte jüdische Berliner Verleger, fehlt nicht in diesem Katalog.

Unter den Verfassern fallen uns folgende Namen auf:

Dr. med. Ludwig Levy-Lenz (mosaisch), Berlin,
Prof. Dr. Albert Eulenburg (mosaisch, später evangelisch), Berlin,

Dr. Georg Cohen, Hannover,
Leo Schidrowitz,
Dr. med. Iwan Bloch (mosaisch), Berlin,
Dr. Magnus Hirschfeld (mosaisch), Berlin,
Franz Rabinowitsch.

Wir müssen es uns versagen, die Liste der Titel der einzelnen Bücher dieser Verfasser und Verleger hier wiederzugeben, da sich bisweilen die Feder gegen die Wiedergabe dieser Schweinereien sträubt. Es sind zum Teil Listen, die bis zu 33 Büchern gehen.

Dagegen seien im folgenden die Titel der Bücher von Dr. Iwan Bloch und Dr. Magnus Hirschfeld aufgezählt, da beide sich immer als Wissenschaftler in der Öffentlichkeit aufgespielt haben. Beide sind sowieso die eigentlichen Repräsentanten der sogenannten Sexualwissenschaft in Deutschland gewesen, beide charakteristischerweise Juden. Man wird überhaupt vergeblich nach einem arischen „Sexualwissenschaftler" bekannteren Namens suchen! Das ist nun einmal eine Frage der Appetitlichkeit und des Taktes!

Von Dr. Iwan Bloch sind folgende Büchertitel in dieser Kartothek enthalten:

1. Die Perversen.
2. Die Prostitution in Neapel.
3. Das Sexualleben unserer Zeit.
4. Sexualpsychologische Bibliothek.
5. Das verbrecherische Weib, Bd. V.
6. Die Prostitution, Bd. I.

Von Dr. Magnus Hirschfeld sind die folgenden Bücher aufgeführt:

1. Berlins drittes Geschlecht.
2. Die Gurgel von Berlin.
3. Jahrbuch für sexuelle Zwischenstufen.
4. Sexualpsychologie und Volkspsychologie.
5. Künstliche Verjüngung.
6. Naturgesetz der Liebe.
7. Sappho und Sokrates.
8. Sexualkatastrophen.
9. Sexualität und Kriminalität.
10. Empfängnis-Verhütung.
11. Sexualpathologie.
12. Geschlechtsübergänge.
13. Liebesmittel.

14. Sittengeschichte des Weltkrieges, Bd. I und II.
15. Geschlechtskunde, I.—V. Band.
16. Sittengeschichte der Nachkriegszeit.
17. Bilderatlas zur Geschlechtskunde.
18. Geschlecht und Verbrechen.
19. Zeitschrift für Sexualwissenschaft, 1908.
20. § 267 des amtlichen Entwurfs des Allgem. Strafgesetzbuchs.

Wir können uns nach der Aufzählung dieser Buchtitel jeden weiteren Kommentar ersparen. Denn diese beiden Listen sagen mehr über Geist und Charakter dieser beiden „Wissenschaftler“ aus, als noch so viele Zitate aus ihren Büchern selbst. Es ist jedenfalls ein ganz eigenes Milieu, dem diese beiden Wissenschaftler besonderen Gefallen abgewonnen und ihre besondere Zuneigung gewidmet haben. In keinem Falle aber ist es das Milieu eines gesunden, unverdorbenen Menschen.

Nun haben diese jüdischen Kreise sich keineswegs darauf beschränkt, nur durch Benutzung erotischer oder sexueller Stoffe und Motive Geschäfte in Literatur, Theater oder Film zu machen, sondern sie haben auch die Propaganda im Sinne ihrer Ideale in die Öffentlichkeit selbst hineingetragen und sind Sturm gegen alle Schranken der überkommenen sittlichen Ordnung gelaufen. Dabei hat im Mittelpunkt ihrer Propaganda die Kampagne gegen das Verbot der „Abtreibung“ und den § 218 des Reichsstrafgesetzbuches gestanden. Denn in diesem Paragraphen ist vorsorglicherweise die Abtreibung der keimenden Frucht sehr sorgfältig umgrenzt, und Zuwiderhandlungen werden mit schwerer Ahndung bedroht.

An der Spitze dieser permanenten Offensive standen vorwiegend Juden. Sie waren es auch hauptsächlich, die das „Recht auf den eigenen Körper“ proklamierten, sie waren es auch vorwiegend, die Zuwiderhandlungen gegen diesen Paragraphen begingen, um auf diese Weise das Verfahren zu provozieren. Dies geschah in dem bekannten Abtreibungsfall der jüdischen Ärzte Dr. Friedrich Wolf (vgl. S. 271) und Frau Dr. Kienle-Jakubowitz. Obwohl in Hunderten von Fällen verbotene Eingriffe erfolgt sein mögen, wurde gerade dieser Fall von der jüdischen Presse zu einer großen Propagandaaktion aufgebauscht. Zwecks Verteidigung der beiden genannten Personen bildete sich sofort ein Kampfausschuß. Auch an ihm waren hauptsächlich Juden beteiligt, unter anderen Dr. Max Hodann und Frau Dr. Lothar Wolf und Frau Dr. Martha Ruben-Wolf, Dr. Lewy-Lenz, Professor Felix Halle, Professor Alfons Goldschmidt. Es sei hier erwähnt, daß diese Namen auch sonst häufig wiederkehren, speziell auf dem Gebiete der sogenannten „freien Liebe“. Auch die Verteidigung jener Angeklagten lag in den Händen eines Juden, des Rechtsanwalts Dr. Apfel, übrigens des Vorsitzenden der bolsche-

wistischen „Internationalen Juristen-Vereinigung“. Aus dem gleichen Personenkreise gingen auch z. B. folgende Schriften hervor: „Abtreibung oder Verhütung?“ von Dr. Martha Ruben-Wolf, „Sturm gegen den § 218“ von Dr. Friedrich Wolf, „Kindersegen, Fruchtverhütung, Fruchtabtreibung“ von Dr. Fritz Bruchbacher, „Empfängnisverhütung“ von Magnus Hirschfeld. Schon die Aufzählung der Titel zeigt, welchen Geist diese Literatur atmet. Es gibt für sie keine feste Sitte, keine Moral in Ehe und Familie, alles wird mit ätzender Säure aufgelöst. Juden waren es auch, die die Sexualwissenschaft zum Geschäft erniedrigten und Deutschland bis zu einem gewissen Grade zu einer „Pornographie-Zentrale“ machten, wie es der dänische Gesandte im Haag, Scavenius, dieser Tage in einem Rundfunkvortrag ausdrückte.

Führend auf diesem Feld der Untergrabung der Moral im Geschlechtsleben war vor allem der schon mehrfach erwähnte Jude Magnus Hirschfeld, der in seinem „Institut für Sexualwissenschaft“ unter der Flagge der „Sexualwissenschaft“ weiter nichts als Pornographie und eine systematische Herabsetzung von Ehe und Familie betrieb. Im Maiheft 1931 der kommunistischen „Arbeiter-Sexualzeitung“ (!) ward er folgendermaßen gefeiert: „Unser verehrter Führer und Freund Hirschfeld hat in Amerika glänzende Erfolge erzielen können.“ Seine „wissenschaftliche“ literarische Produktion bestand hauptsächlich in solchen Werken wie den oben zitierten. Einer der „bedeutendsten“ Mitarbeiter Hirschfelds war Dr. Felix Abraham. Er wurde in seiner Weise „berühmt“ durch eine Veröffentlichung von pornographischen Photographien aus dem Fall des Berliner Uhrmachers Fritz Ulbrich, der von den jugendlichen „Freunden“ seiner Geliebten Lieschen Neumann ermordet wurde. Das üble Schmutzwerk erschien unter dem Titel „Fritz Ulbrichs lebender Marmor“, mit einem Begleittext von Dr. Felix Abraham und Dr. Erich Wulfen (dieser ist Nichtjude), im Wiener jüdischen „Verlage für Kulturforschung“ und wurde sogar im republikanischen Deutschland verboten. Es seien noch einige andere „Werke“ dieses Verlages genannt: „Sittengeschichte des Geheimen und Verbotenen“, „Sittengeschichte des Intimen“, „Sittengeschichte des Intimsten“, „Sittengeschichte der Liebkosung und Strafe“, „Sittengeschichte des Lasters“, „Sittengeschichte von Paris“, „Sittengeschichte des Theaters“, „Sittengeschichte des Proletariats“, „Sittengeschichte der oberen 10 000“, „Sittengeschichte der Kleinstadt“, „Sittengeschichte der Schamlosigkeit“, „Allmacht Weib“, „Das Weib als Sklavin“, „Das lüsterne Weib“, „Das grausame Weib“, „Das üppige Weib“, „Das feile Weib“, „Bilderlexikon der Erotik“. Noch ein Mitarbeiter von Hirschfeld ist der „Abteilungsleiter am Institut für Sexualwissenschaft“ Richard Linsert, dessen Lieblingsstudium offenbar der Homosexualität galt.

Stammt doch von ihm eine Broschüre „Unzucht unter Männern?". Ein anderer Mitarbeiter Hirschfelds ist Dr. Lewy-Lenz. Er verfaßte einen „Offenen Brief an die Frauen", mit einer anschaulichen Darstellung der Empfängnisverhütung und der Abtreibung. Man sah ihn außerdem als Herausgeber der reich mit Nacktphotos geschmückten Berliner Zeitschrift „Die Ehe".

So war es wiederum einem anderen jüdischen Wissenschaftler vorbehalten, auch den widerlichsten, rohesten und haarsträubendsten sexuellen Kriminalfall der Nachkriegszeit literarisch zu behandeln und fast zu glorifizieren. Es ist dies der Fall des homosexuellen Massenmörders Haarmann in Hannover, der 1926 zum Tode verurteilt wurde. Dieser fand seinen literarischen Darsteller in dem bereits erwähnten (vgl. S. 117) Professor Theodor Lessing in Hannover. Lessing besaß nämlich, neben seinen sonstigen politischen Taktlosigkeiten, noch die grobe Geschmacklosigkeit, über diesen Massenmörder eine heroisierende Broschüre „Haarmann, die Geschichte eines Wehrwolfs", Berlin 1925, zu schreiben! Das war die appetitliche Beschäftigung eines „deutschen" Hochschullehrers an der Technischen Hochschule in Hannover!

Eine selbständige Bedeutung kommt dem früheren Berliner Stadtarzt Dr. Max Hodann zu, der überdies überzeugter Verehrer des Sowjetsystems war und über das rote Rußland auch ein entsprechendes Reisebuch geschrieben hat. Seine Spezialität war das Gebiet der Onanie. In der schon genannten „Arbeiter-Sexualzeitung" bearbeitete er die „Anfragen aus dem Leserkreis", die er wahrscheinlich oft genug selbst verfaßt hat. Man vergleiche folgende Leseprobe: „Kriegsteilnehmer ist durch Übung des unterbrochenen Verkehrs (Coitus interruptus) und Gefühlskälte der Frau zur Onanie gekommen, während er früher keusch gelebt hat. Kirchliche Vorurteile spielten früher bei ihm, heute noch bei seiner Frau eine große Rolle. Ist über 40 Jahre alt, bemerkt beim Versuch normalen Verkehrs eine mangelnde Gliedsteife. Glaubt, daß es von der Onanie komme." Es sei hervorgehoben, daß die genannte Zeitschrift in weite Kreise gelangte. Die „schädigende Folge" der Onanie wird übrigens einzig als „Schuld der Kirche" bezeichnet, die „die Onanie als schwere Sünde" hinstelle. Erst der Kommunismus werde, so doziert Max Hodann, hier „Befreiung" bringen, wie auch für alle Homosexuellen, Sodomisten, Päderasten und Polygamisten. Als Bücher des Hodann in Stuttgart beschlagnahmt wurden, erschien sofort ein Protest von den Juden: Oberverwaltungsgerichtsrat Kroner und Justizrat Mamroth. Überhaupt überschneiden sich hier die kommunistischen und „sexualreformerischen" Bestrebungen aufs engste. Als die bolschewistische Agitatorin Ruegg in China verhaftet worden war, erhob sofort ein jüdisches Komitee Protest. In ihm waren Frau Dr. Hodann-Neumann, Dr. Käthe

Marcus, Dr. Hilde Fränkel, Frau Dr. Kalcher, Frau Dr. Frischauf, Frau Justizrat Schloßmann, Frau Dr. Adler, Frau Dr. Reni Beguhn, Frau Prof. Goldschmidt u. a.: es waren fast jedesmal die gleichen Namen. Denn es war ein beinahe einheitlich jüdischer Kreis, erfüllt von der zersetzenden Gesinnung eines radikalen Libertinismus. Fast auf der gleichen Linie liegt die Tätigkeit eines Kreises, der sich um die von Siegfried Jacobsohn begründete Berliner Wochenschrift „Die Weltbühne" gruppiert. Dieser Kreis zeichnete sich sogar dadurch aus, daß er sich nicht nur auf die Herabsetzung und Verächtlichmachung aller traditionellen Werte in der geschlechtlichen Moral beschränkte, sondern seine ätzende Kritik auf alle feststehenden Begriffe und Bindungen des öffentlichen Lebens überhaupt ausdehnte. Keine Autorität im Volks- und Staatsleben war diesen Leuten heilig.

Hier fanden sich vor allem jüdische Journalisten zusammen, z. T. aus den Verlagen von Mosse und Ullstein, z. T. aus der kommunistischen Presse. Zu ihnen gehörten: Kurt Tucholsky, Bernhard Citron, Alfons Goldschmidt, Alfred Polgar, Fritz Sternberg, Hans Siemsen, Rudolf Leonhardt, Ernst Toller, Leonhard Frank u. v. a.

Kurt Tucholsky haben wir an anderer Stelle dieses Buches (vgl. S. 220) hinreichend gekennzeichnet. Er war überall da an der Spitze, wo es gegen die verhaßte „Zensur" ging. Einerlei ob es sich um die Filmzensur oder das staatliche Vorgehen gegen Schund- und Schmutzschriften oder um den § 218 oder den § 175 des Strafgesetzbuches handelte. Wir könnten Beispiele hierfür eines auf das andere häufen. Von seiner innersten Gesinnung in diesen Dingen legt am besten Zeugnis ein Zitat von ihm ab, das einem Aufsatz „In der Strafkolonie" unter dem Namen Peter Panter in Heft 23 der „Weltbühne" vom 3. Juni 1920 entnommen ist. Hier schrieb er:

> „Einmal schrankenlos herrschen können ... Besinnt ihr euch noch: wie wir kleine Jungens gewesen sind und in mancherlei wirren Sexualnöten steckten, erträumten wir uns wohl eine Stadt oder ein Land, darin gingen die Leute alle nackt, oder sie hatten Glaskleider an, Männer und Frauen. Und in diesem Lande wurde ausschließlich und schrankenlos und ohne die leiseste Seelenemotion (!) coitiert. Das hatte mit Liebe gar nichts zu tun, es war das ein Schwelgen in der Möglichkeit rein manuellen Geschehens, ohne daß störend Lehrer oder Vater oder Mutter hinzukamen. (Eine Art der Sinnlichkeit, wie sie normale Erwachsene nie mehr empfinden können.)"

Dieses Bekenntnis zeigt die innerste Gesinnung, aus der dieser Mann seine gesamte „Kulturpolitik" betrieb. Aber selbst dieses Produkt einer schweinisch-tierischen Phantasie wird noch übertroffen durch Äußerungen des Chefredakteurs dieser Zeitschrift, Siegfried Jacobsohn, der sonst mit

Vorliebe als Gemäßigter im Vergleich zu Tucholsky hingestellt wird. Dieser Chefredakteur leistet sich in Nr. 44 seiner Zeitschrift „Die Weltbühne“ vom 3. November 1925 die folgende Empfehlung:

> „Und da muß ich doch sagen: wenn in diesem Land der Vereine, der vielzuvielen Vereine, einer fehlt, der Lebensberechtigung hätte, so ist es der Coitierschutzverein. Man soll Menschen nicht in der Ausübung ihrer wichtigsten Funktionen behindern. Abgesehen von der seelischen Roheit: es ist auch ungesund. Sexualtruisten tun not, um Sexueldoras zu schaffen, um von jungen, phantasie- und temperamentvollen Architekten Sexualkoven bauen zu lassen. Mit Fußangeln und Selbstschüssen für schnüffelnde Polizisten.“

Diese Schamlosigkeit hat selbst in den sonst keineswegs prüden Blättern der „Weltbühne“ kaum ihresgleichen. Sie widerlegt auch die mit Vorliebe genährte Legende, als sei Siegfried Jacobsohn nur von rein ethischen Motiven beseelt gewesen und habe vielleicht manchen seiner Mitarbeiter etwas zu sehr freien Spielraum in der Entfaltung ihrer sinnlichen Neigungen gelassen. Er hat vielmehr deren rohe Gemeinheiten noch überboten.

Und „so was“ — um im Stil der „Weltbühne“ selbst zu bleiben — mußte sich das deutsche Volk als Sittenrichter und Praeceptor Germaniae, denn als solchen spielte sich gerade die „Weltbühne“ geflissentlich auf, Jahre hindurch gefallen lassen!

9. Die Kriminalität und rassische Degeneration der Juden

Gegenstand der seit dem Jahre 1882 bestehenden Kriminalstatistik des Deutschen Reiches sind die vor deutschen ordentlichen Gerichten durch rechtskräftige richterliche Entscheidung erledigten Strafsachen wegen Verbrechen und Vergehen gegen Reichsgesetze (§ 1 und 2 der Bestimmungen des Bundesrats vom 5. 12. 1881, betreffend die Herstellung einer Statistik der rechtskräftig erledigten Strafsachen wegen Verbrechen und Vergehen gegen Reichsgesetze). Die Kriminalstatistik umfaßt hiernach materiell- wie prozeßrechtlich zwar nicht alle, aber doch alle wichtigeren vor deutschen Gerichten verhandelten Straffälle.

Eine Aufgliederung nach der Konfession der Verurteilten nimmt die Reichskriminalstatistik nur für die Jahre 1882—1917 vor. Diese Aufgliederung nach Konfessionen stellt, was zu beachten ist, *keine Aufgliederung nach Rassen dar.* Zahlreiche Juden haben im Laufe der Zeit ihren Eintritt in eine der christlichen Kirchen vollzogen, andere wurden Dissidenten. Was die Reichskriminalstatistik angeht, so bleibt zu beachten, daß bei dem Streben der Juden, nationale Mimikry zu treiben, unter den Verurteilten mit nicht festgestellter Konfession sich zahlreiche Juden befinden dürften. *Das Bild*, das die Reichskriminalstatistik von der Kriminalität der Juden liefert, *ist also sicher zu günstig, da hier bei der Bestrafung nur diejenigen Juden als solche erscheinen, die der mosaischen Kultusgemeinschaft angehören.* Dies vorausgeschickt, zeigt eine Betrachtung der jüdischen Beteiligung an den einzelnen vorkommenden Vergehen, wie sehr das Straffälligwerden rassisch bedingt ist. Dabei ist zu beachten, daß die Beteiligung der Juden bei gewissen „kaufmännischen“ Straftaten, wie Betrug, Tierseuchenvergehen, Konkursvergehen, Bankrott und Wucher, weit über ihrem prozentualen Bevölkerungsanteil liegt.

Die amtliche Textdarstellung der Kriminalstatistik für das Deutsche Reich für das Jahr 1901 (Statistik des Deutschen Reichs, Neue Folge, Band 146, Seite II, 58) sagt hierüber:

> „Recht verschieden von der Kriminalität der Anhänger der beiden christlichen Bekenntnisse ist diejenige der Juden. Das tritt nicht so

sehr in der Gesamtziffer der Kriminalität hervor, zeigt sich aber deutlich *bei einer Betrachtung der Einzelziffern der verschiedenen Arten* strafbarer Handlungen. Eine große Anzahl von Straftaten wird von den Juden sehr *viel* häufiger und eine noch größere Anzahl sehr *viel seltener begangen. Es seien nur die äußersten Gegensätze nach beiden* Richtungen hervorgehoben. Wenigstens dreimal soviel Juden als Christen werden wegen der folgenden strafbaren Handlungen verurteilt. Das genaue Verhältnis der Verurteilungen der Juden zu denen der Christen im Durchschnitt des Jahrzehnts 1892/1901 ist in Hundertsteln beigefügt:

1.	22 g	Veräußerung von Lotterielosen und dergleichen gegen Teilzahlungen, unerlaubtes Kreditgeben an Minderjährige, Vorenthaltung eines schriftlichen Rechnungsauszuges im gewerblichen Betrieb von Geld- und Kreditgeschäften und andere Fälle des strafbaren Eigennutzes	1400%
2.	22 f	Wucher	1300%
3.	22 h	Vergehen in bezug auf das geistige Eigentum	1100%
4.	21 a	Betrüglicher Bankrott	890%
5.	4 g	Zuwiderhandlungen gegen die Vorschriften über die Beschäftigung von Arbeiterinnen und jugendlichen Arbeitern	730%
6.	4 i	Zuwiderhandlungen gegen die Bestimmungen, betreffend die Sonntagsruhe und den Ladenschluß	680%
7.	21 c	Verbrechen und Vergehen in bezug auf ein Konkursverfahren außer Bankrott	610%
8.	24 e	Wissentliche Verletzungen von Absperrungsmaßregeln bei Viehseuchen, insbesondere von Einfuhrverboten zur Abwehr der Rinderpest usw.	580%
9.	18 d	Hehlerei im wiederholten Rückfalle	490%
10.	24 g	Herstellung und Feilhaltung gesundheitsschädlicher Nahrungs-, Genußmittel und Gebrauchsgegenstände	470%
11.	18 c	Gewerbs- und gewohnheitsmäßige Hehlerei	400%
12.	12	Zweikampf	360%
13.	20 b	Unterdrückung usw. von Urkunden	340%
14.	22 e	Verletzung fremder Geheimnisse usw.	330%

Es will nichts besagen, daß die Übersicht auch sonst noch an einigen Stellen Verurteilungen von Juden vermissen läßt. Es handelt sich in

den weiteren Fällen um Straftaten, die überhaupt so selten sind, daß auf die Juden, die gerade nur 1% der Bevölkerung ausmachen, auch bei gleicher Kriminalität noch nicht eine Verurteilung jährlich entfallen kann."

Diese amtlichen Ausführungen des Statistischen Reichsamts zeigen demnach, daß der Jude im Jahrzehnt 1892/1901

Veräußerung von Lotterielosen und dergleichen gegen Teilzahlungen, unerlaubtes Kreditgeben an Minderjährige, Vorenthaltung eines schriftlichen Rechnungsauszuges im gewerblichen Betrieb von Geld- und Kreditgeschäften und andere Fälle des strafbaren Eigennutzes	14	mal	sooft
Wucher	13	"	"
Vergehen in bezug auf das geistige Eigentum	11	"	"
Betrüglichen Bankrott	8,9	"	"
Zuwiderhandlungen gegen die Vorschriften über die Beschäftigung von Arbeiterinnen und jugendlichen Arbeitern	7,3	"	"
Zuwiderhandlungen gegen die Bestimmungen, betreffend die Sonntagsruhe und den Ladenschluß	6,8	"	"
Verbrechen und Vergehen in bezug auf ein Konkursverfahren außer Bankrott	6,1	"	"
Wissentliche Verletzungen von Absperrungsmaßregeln bei Viehseuchen, insbesondere von Einfuhrverboten zur Abwehr der Rinderpest usw.	5,8	"	"
Hehlerei im wiederholten Rückfalle	4,9	"	"
Herstellung und Feilhaltung gesundheitsschädlicher Nahrungsmittel, Genußmittel und Gebrauchsgegenstände	4,7	"	"
Gewerbs- und gewohnheitsmäßige Hehlerei	4	"	"
Unterdrückung usw. von Urkunden	3,4	"	"
Verletzung fremder Geheimnisse usw.	3,3	"	"

beging als der Christ.

Die höhere Beteiligung der Juden an gewissen, vor allem mit dem Kaufmannsberuf in Zusammenhang stehenden Straftaten ist nicht nur im Deutschen Reich zu beobachten. Vielmehr findet sie sich auch in *Österreich-Ungarn* (vgl. das von dem Juden Ruppin zusammengestellte Material in dem Buche „Die Juden der Gegenwart", Berlin 1904); in *Niederösterreich* (vgl.

„Die Grenzen der Kriminalistik", eine Untersuchung des Oberstaatsanwalts Dr. Hoegel, herausgegeben von der k. k. statistischen Zentralkommission, Brünn 1907); in Ungarn (vgl. „Der Einfluß der Konfession auf die Kriminalität" von Dr. Erwin Hacker, 1930); in Rußland (vgl. die Schrift von Paul Kovalevsky „La psychologie criminelle", Paris 1903); in den Niederlanden (vgl. den Aufsatz von Ruppin „Die Kriminalität der Juden in den Niederlanden", Z. I. H. 8).

Auch die Beobachtungen über die Psychologie des jüdischen Delinquenten in fremden Ländern entsprechen den in Deutschland gemachten Erfahrungen (vgl. Wassermann „Die Kriminalität der Juden" S. 232; Dr. oec. publ. Georg Halpern „Die jüdische Einwandererbevölkerung Londons" im Jüd. Stat. Bd. I, S. 334; Russel und Lewis „The Jew in London" S. 175, London 1903).

Auf der Suche nach einer Begründung für die hohe Kriminalität der Juden bei den Handelsdelikten ist man vielfach auf den Ausweg verfallen, diese Kriminalität in Zusammenhang mit den Berufen zu bringen. Man behauptet, speziell von jüdischer Seite, daß der hohe Anteil des Judentums am Handel (im Jahre 1895 waren von 100 erwerbstätigen Handeltreibenden 56 Juden) hiermit in Verbindung steht.

Folgen wir zunächst einmal Ruppin auf Seite 225 seines Buches „Die Juden der Gegenwart" (Jüdischer Verlag G. m. b. H., Köln und Leipzig 1911, 2. Auflage). Unter Bezugnahme auf die tabellarische Darstellung auf Seite 223 dieses Buches, die auch Rudolf Wassermann in seinem Artikel „Die Kriminalität der Juden" übernommen hat, schreibt Ruppin wörtlich folgendes:

> „Sehen wir uns einmal wörtlich die Delikte an, an denen die Juden in Deutschland in besonders hohem Maße, mehr als 7mal soviel wie die Christen, beteiligt sind (Wucher, strafbarer Eigennutz, Konkursdelikte, Zuwiderhandlungen gegen das Gesetz über die Sonntagsruhe und den Ladenschluß, Vergehen in bezug auf das geistige Eigentum), und beachten wir die Rolle, welche der Beruf dabei spielt, so wird ohne weiteres klar, daß diese Delikte ganz und gar Berufsdelikte sind. In der nachfolgenden Zusammenstellung ist bei jedem der erwähnten Delikte hinzugefügt worden, in welchem Berufsstand es seiner Natur nach besonders häufig oder ausschließlich vorkommen muß, d. h. für welchen Stand es ein Berufsdelikt ist. Vergleicht man nun, wie in der Zusammenstellung geschehen, den Anteil der Juden an dem Berufsstande mit ihrem Anteil an dem entsprechenden Delikt, so ergibt sich, daß die beiden Anteile einander ganz nahe kommen und die hohe Kriminalität der Juden sich also einfach durch ihren hohen Anteil an gewissen Berufen erklärt."

Ruppin kommt hierbei zu folgendem Ergebnis, das von Seite 226 seines Buches entnommen wird:

Bezeichnung des Delikts	Das nebenstehende Delikt ist Berufsdelikt für:	Anteil der Juden an dem nebensteh. verzeichnet. Beruf nach der Berufszählung 1895	Anteil der Juden an dem nebensteh. verzeichnet. Delikt in den Jahren 1903/06
Wucher	Die Selbständigkeit im Geld- und Kredithandel	33,12 %	22,73 %
Strafbarer Eigennutz		33,12 %	17,17 %
Einfacher Konkurs	Die Selbständigkeit im Handel und Verkehr	9,50 %	13,10 %
Betrügerischer Konkurs			3,57 %
Sonstige Konkursdelikte			4,71 %
Alle obigen Konkursdelikte zus.			11,33 %
Zuwiderhandlungen geg. das Gesetz über die Sonntagsruhe und den Ladenschluß			7,14 %
Vergehen in bezug auf das geistige Eigentum	Schriftsteller, Journalist. Privatgelehrte	7,48 %	9,44 %

Es zeigt sich also, selbst nach Ruppin, daß trotz der für die Juden günstigen Gegenüberstellung nach der Berufszählung von 1895 die Kriminalitätsziffer bei einzelnen Delikten immer noch höher ist, als nach der Zugehörigkeit zu den einzelnen Berufsgruppen erwartet werden sollte.

Zu ähnlichen Ergebnissen kommt Rudolf Wassermann in seinem Werk „Beruf, Konfession und Verbrechen" (Statistische und nationalökonomische Abhandlungen, herausgegeben von Dr. Georg v. Mayr, München 1907, Heft II). Wassermann legt besonders Gewicht auf die Berücksichtigung der Berufszugehörigkeit bei der Berechnung von Kriminalitätsziffern und berechnet auf Seite 34 ff. einen sogenannten beruflichen Kriminalitätsfaktor der Christen und Juden nach Berufszählung von 1895 für einzelne Delikte, wobei sich — nach Wassermann — folgende interessante Tatsachen ergeben:

	Christen:	Juden:
Unterschlagung	1,585	1,810
Hehlerei	1,356	1,572
Betrug	1,570	2,193
Wucher	1,390	9,357

Wenn auch Wassermann, wie aus Seite 468 seiner Schrift „Die Kriminalität der Juden" hervorgeht, vom wissenschaftlichen Standpunkt aus mit den Ergebnissen der jüdischen Kriminalität im Anhang 1 nicht zufrieden ist und den hohen Anteil der jüdischen Kriminalität bei den Handelsdelikten mit der fehlenden Kombination von Beruf, Konfession und Verbrechen in Zusammenhang bringt, so kommt er doch auch nach eigenen Berechnungen,

wie aus Tabelle X auf Seite 50 seiner Schrift „Beruf, Konfession und Verbrechen“ hervorgeht, hinsichtlich des Judentums zu wenig günstigen Ergebnissen.

Tabelle X

Im Durchschnitt der Jahre 1899 und 1900 wurden im Deutschen Reiche verurteilt wegen folgender Delikte:	Zahl der Verurteilten	Von den Verurteilten waren erwerbstät. in der Industrie, in Handel und Verkehr		Setzt man bei nebenst. Delikt. die „Ist“-Kriminalität d. Christ. = 1, so betr. dieselb. b. d. Jud. %
		in absoluten Zahlen	in % aller Verurteilten	
Verletzung der Eidespflicht	1 257	688	54,73	1,6
Verbrechen und Vergehen gegen die Sittlichkeit . .	11 209	7 224	64,45	—
Erpressung	586	341	63,32	1,818
Betrug	23 456	13 816	58,16	1,88
Untreue und Pflichtwidrigkeiten des Vorstandes einer Akt.-Ges.	812	642	79,06	2,47
Urkundenfälschung . . .	5 302	3 640	68,65	2,13
Betrügerischer Bankrott .	130	112	86,15	7
Andere Konkursdelikte . .	105	93	88,57	6
Verfälsch. von Nahrungs- und Genußmitteln . . .	1 743	1 209	69,36	1,79
Einfacher Bankrott . . .	693	684	98,70	17,1

Wassermann beweist demnach, daß, unabhängig von der Kombination Beruf, Konfession und Verbrechen, der Kriminalitätsfaktor bei den Juden für einzelne Delikte erheblich über dem der Christen liegt.

Ordnet man die Delikte mit einem über den bevölkerungsmäßigen Anteil hinausgehenden Prozentsatz von jüdischen Delinquenten, so ergibt sich nach Ruppin („Zeitschrift für Demographie und Statistik der Juden“, 1905, Heft 1) folgendes Verzeichnis, welches das Maß der jüdischen Beteiligung in absteigender Reihe wiedergibt: „Einfacher Bankrott; Wucher; Vergehen in bezug auf das geistige Eigentum; Zuwiderhandlungen gegen das Gesetz über die Sonntagsruhe und den Ladenschluß; betrüglicher Bankrott; andere Konkursvergehen; Verletzung der Vorschriften gegen Viehseuchengefahr; Herstellung und Feilhaltung gesundheitsschädlicher Nahrungsmittel; strafbarer Eigennutz (Beseitigung von Vermögensstücken bei drohender Zwangsvollstreckung usw.); Verbreitung unzüchtiger Schriften; Zweikampf; Untreue und Pflichtwidrigkeiten des Vorstandes einer Aktiengesellschaft; Verletzung der Wehrpflicht; Zuwiderhandlungen gegen die Gewerbeordnung; Urkundenfälschung; Vergehen, welche sich auf die Religion beziehen; andere Ver-

brechen und Vergehen gegen die öffentliche Ordnung; Betrug; Erpressung; Verfälschung von Nahrungs- und Genußmitteln; Verletzung der Eidespflicht (ausschl. Meineid); Beleidigung; falsche Anschuldigung; Kuppelei; Zuhälterei; Meineid; sonstige Verbrechen und Vergehen gegen die Sittlichkeit; Abtreibung . . .

In Zahlen ausgedrückt ergibt sich für den Durchschnitt der Jahre 1910 bis 1914, daß die Angehörigen der jüdischen Konfession im Deutschen Reich im Vergleich zur nichtjüdischen Bevölkerung bestraft wurden:

wegen	Unterschlagung	1,1mal sooft
„	Verletzung der Wehrpflicht	1,2 „ „
„	Vergehen, welche sich auf die Religion beziehen	1,2 „ „
„	div. („sonstiger“) Bestrafungen, betr. strafbaren Eigennutz usw.	1,2 „ „
„	Verletzung der Eidespflicht	1,3 „ „
„	Kuppelei und Zuhälterei	1,3 „ „
„	Beleidigung	1,4 „ „
„	Erpressung	1,5 „ „
„	Zuwiderhandlung gegen Anordnungen, betr. Sicherheitsvorrichtungen bei gewerblichen Anlagen	1,7 „ „
„	div. („sonstiger“) Verbrechen und Vergehen gegen die öffentliche Ordnung	1,7 „ „
„	Verfälschung von Nahrungs- und Genußmitteln	1,7 „ „
„	Beseitigung von Vermögensstücken bei drohender Zwangsvollstreckung	1,7 „ „
„	Hoch- und Landesverrat	1,8 „ „
„	Verbreitung unzüchtiger Schriften usw.	1,8 „ „
„	Betrug, auch im Rückfall	2,2 „ „
„	Herstellung und Feilhalten gesundheitsschädlicher Nahrungsmittel usw.	2,2 „ „
„	Urkundenfälschung	2,3 „ „
„	aktiver Bestechung	2,6 „ „
„	Vergehen, betr. Glücksspiel und Lotterie	3,1 „ „
„	Viehseuchenvergehen usw.	3,1 „ „
„	Untreue usw.	3,2 „ „
„	gewerbs- und gewohnheitsmäßiger Hehlerei, auch im Rückfall	4,5 „ „

wegen Zuwiderhandlung gegen die Bestimmungen, betr. Sonntagsruhe und Ladenschluß . . . . 5,4mal sooft

„ Zuwiderhandlungen gegen die Vorschriften über die Beschäftigung von Arbeiterinnen und jugendlichen Arbeitern sowie von Kindern . . . . 6,7 „ „

„ Vergehen in bezug auf das geistige Eigentum . . . . 7,8 „ „

„ Wucher . . . . 12,3 „ „

„ Bankrott usw. . . . . 13,6 „ „

Noch weit höher wie bei den Handelsdelikten ist der Anteil der Juden an einigen anderen Verbrechensarten, so vor allem dem Rauschgiftschmuggel, dem Falschspiel, den Taschendiebstählen sowie den Unzuchtdelikten.

Die Zentrale zur Bekämpfung von Rauschgiftvergehen hat festgestellt, daß 1931 von 272 internationalen Rauschgifthändlern 69 (25 v. H.) Juden waren. Im Jahre 1932 war das Verhältnis 294 zu 73 (25 v. H.), 1933 stieg die Zahl der Juden sogar auf 30 v. H. Auch unter den in Rauschgiftfälle verwickelten Ärzten war der Anteil der Juden sehr hoch (1932: 27 v. H., 1933: 29 v. H.). Die Zentralstelle zur Bekämpfung des Glücksspiels zählte 1933 94 Falsch- und Glücksspielfälle, an denen 57 Juden beteiligt waren. Bei den 411 Taschendiebstählen des Jahres 1932 wurden 193 Täter als Juden festgestellt. Von den internationalen Taschendiebsbanden wurden im gleichen Jahre sogar in 163 Fällen 134 Juden, also 82 v. H. (!) festgestellt.

Wenn man sich vergegenwärtigt, daß die Juden noch nicht 1 Prozent der deutschen Gesamtbevölkerung ausmachen, dann zeigt sich mit erschreckender Deutlichkeit die ungeheure Gefahr dieser Erscheinungen. Man kann da nicht mehr von Zufälligkeiten oder von Trugschlüssen der Statistik reden. Es zeigt sich hier ohne Zweifel eine spezifische rassische Veranlagung der Juden.

Über den außerordentlich hohen Anteil der Juden an den Vergehen und Verbrechen wider die Sittlichkeit ist bereits im 8. Kapitel des Buches ausführlich berichtet worden. Erinnert man sich des hohen Anteils der Juden am Mädchenhandel, an der Verbreitung unzüchtiger Schriften, an der Kuppelei und der Mithilfe zur Unzucht, so zeigt sich hier ebenfalls eine besondere Rasseeigentümlichkeit.

In der Beurteilung der Gründe für die Sonderheit der jüdischen Kriminalität herrscht weitgehende Einigkeit. Die wichtigsten unter ihnen gibt Ruppin (s. oben) wie folgt an:

„1. Der durchschnittlich größere Wohlstand bei den Juden vermindert bei ihnen den Antrieb, gewisse Verbrechen gegen das Ver-

mögen zu begehen (Diebstahl, Unterschlagung, Raub, sträflicher Eigennutz).

2. Die durchschnittlich größere Bildung bei den Juden hütet vor groben Gewalttaten (Körperverletzung, Hausfriedensbruch, Mord, Totschlag, Vergewaltigung, Sachbeschädigung, Arrestbruch, Verbrechen und Vergehen gegen die persönliche Freiheit.

3. Die verschiedenartige Berufsgliederung der Juden und Christen, die außergewöhnlich starke Beteiligung der Juden am Handel, besonders in einzelnen Zweigen (Viehhandel, Lotteriehandel, Geld- und Kredithandel), an der Journalistik und an der Literatur hat veranlaßt, daß bei den Juden die Verbrechen und Vergehen gegen die Konkursverordnung, gegen die Gewerbeordnung, gegen das Sonntagsruhegesetz, Viehseuchengesetz, der Wucher, die Nahrungsmittelfälschung, Untreue bei der Verwaltung einer Aktiengesellschaft, Verbreitung unzüchtiger Schriften, verbotene Glücksspiele, Urkundenfälschung, Betrug und Erpressung relativ zahlreicher sind als bei den Nichtjuden. Die höhere Bildung bei den Juden führt ferner dazu, daß sie das Duellverbot mehr übertreten.

4. Der Umstand, daß die Juden zumeist in großen Städten wohnen, hat zur Folge, daß ganz besonders großstädtische Delikte bei ihnen mehr anzutreffen sind, so Kuppelei, Mithilfe bei Unzucht."

Die rassische Degeneration der Juden

1. Die Disposition der Juden zu Geisteskrankheiten.

Daß bei den Juden eine besondere Disposition für geistige Erkrankungen vorhanden ist, und daß insbesondere ihr Anteil an den an Hysterie, manisch-depressivem Irresein und Dementia praecox Erkrankten weit über ihren bevölkerungsmäßigen Anteil hinausgeht, ist den Nervenärzten seit langem bekannt.

Leider sind die amtlichen Statistiken in dieser Hinsicht dürftig. Für Preußen um das Jahr 1871 ergeben sich unter Zugrundelegung der amtlichen preuß. Wohnbevölkerung (Pr. Statistik Bd. XXX, S. 7 u. S. 80/81) in Höhe von 24 643 623, darunter 16 019 069 Protestanten, 8 269 969 Katholiken und 325 587 Juden, folgende absoluten und Prozentzahlen:

	Absolut	Auf 100000 Angehör. der betr. Konf.
Blödsinnige:		
Protestanten	21 747	13,6
Katholiken	10 903	13,2
Juden	497	15,2
Irrsinnige:		
Protestanten	12 797	8,0
Katholiken	7 158	8,7
Juden	462	14,2
Blödsinnige und Irrsinnige zus.:		
Protestanten	34 544	21,56
Katholiken	18 061	21,84
Juden	959	29,45

Im Laufe der letzten Jahrzehnte hat sich dieses Verhältnis noch sehr verschlechtert. Die Zunahme der jüdischen Geisteskranken eilt derjenigen der übrigen Bevölkerung Deutschlands weit voraus. Der jüdische Arzt Dr. Hans Ullmann macht in einem Aufsatz „Zur Frage der Vitalität und Morbidität der jüdischen Bevölkerung", veröffentlicht im „Archiv für Rassen- und Gesellschaftsbiologie", Bd. 18, Seite 32, hierzu folgende Angaben:

„Das Verhältnis der in Anstalten internierten deutschen und jüdischen Geisteskranken in Deutschland ist folgendes:

im Jahre	Deutsche	Juden
1871	22,0	29,0
1881	29,7	92,2
1890	39,7	120,4
1895	58,0	145,6
1900	63,3	163,1."

Ullmann führt weiter aus:

„Sicher ist, daß bei den Geisteskrankheiten die Juden gegenüber Nichtjuden überwiegen."

Für Deutschland hat Wassermann 1871 auf je 100 000 Einwohner 86 Nichtjuden und 161 Juden unter den Gemütskranken berechnet. In den Jahren 1895—1897 betrug die Zahl der in öffentlichen und privaten Irrenanstalten untergebrachten Juden proportional dreimal soviel wie die der Nichtjuden.

Auf je 100 000 kamen:

Katholiken	23
Protestanten	33
Juden	92.

In Preußen betrug in den Jahren 1898—1900 die Zahl der jüdischen Irren 3,42%, obwohl der Anteil der Juden an der Bevölkerung nur 1,14% ausmachte.

Auf 100 000 kamen

im Jahre	Juden	Gesamtbevölkerung
1871	29	22
1881	92,9	29,7
1890	120,4	39,7
1895	145,6	58,0
1900	163,1	68,3.

Aus dieser Tabelle geht gleichzeitig die enorme Zunahme der Geisteskrankheiten bei den Juden im Laufe von wenigen Jahrzehnten hervor. (Vgl. auch Schwartzmanns Arbeiten.)“

Auch Prinzing stellt in seinem „Handbuch der medizinischen Statistik“, Jena 1931, fest, daß die Geisteskrankheiten bei den Juden häufiger sind als bei den Nichtjuden, und gibt dafür folgende Zahlen:

Auf 100 000 Lebende kamen Geisteskranke

	In Preußen		In Baden
	männlich	weiblich	beide Geschl.
Katholiken	270	231	396
Protestanten	278	246	391
Juden	534	462	603

Von ärztlichen Äußerungen seien die folgenden wiedergegeben:

Wassermann (Zeitschr. für Sozialwissenschaft, 12. Jhrg., 1909, S. 663 ff.):

„Wir besitzen ein ausgiebiges Zahlenmaterial dafür, daß die Juden besonders stark zu Geisteskrankheiten nei-

gen (im Jahre 1871 kamen auf 10 000 Christen im Deutschen Reich 8,6 Geisteskranke, auf 10 000 Juden 16,1), und in der Fachliteratur herrscht hierüber nur eine Stimme (vgl. darüber statt vieler: Dr. Leo Sofer, Wien [Jude], ‚Zur Biologie und Pathologie der jüdischen Rasse‘, Zeitschrift für Demographie und Statistik der Juden, 2. Jahrgang, Heft Nr. 6, Juni 1906, Seite 85 ff.: ‚Dem biologischen Aktivum der Juden steht ein biologisches Passivum entgegen‘).“

Dr. Stephan sagt im „Wekbl. voor Geneeste“:

„Akute Krankheiten, schwere organische Erkrankungen der Nieren, der Leber und des Zentralnervensystems, ferner Tuberkulose und Lues sind relativ selten; dagegen sind Diabetes, funktionelle Erkrankungen des Nervensystems und Psychosen relativ häufig.“

Dr. Stark in seiner speziellen Pathologie (1835) S. 151 schreibt:

„Die Juden besitzen eine geringe Anlage zur Pest, zum Typhus, zum Croup, zur Hirnwassersucht, eine desto größere zu hypochondrischen und hysterischen Affektionen, zu Hautkrankheiten und zu Stauungen im Pfortadersystem.“

Dr. L. Silvagni sagt in dem früher zitierten Artikel in der „Rivista crit. di Clin. med.“:

„Der Immunität der Juden gegenüber den großen Volksseuchen steht entgegen ihre große Empfänglichkeit für andere Krankheiten, wie Zuckerkrankheit, Gicht, Gallen- und Nierensteine, Neuralgien, chronischen Rheumatismus, Krankheiten der Nerven und des Gehirns. Für das Deutsche Reich wird z. B. 1871 angegeben, daß auf 10 000 Christen 8,6 Geisteskranke, dagegen auf 10 000 Juden 16,1 kamen. Als Ursache der großen Neigung der Juden zu Geisteskrankheiten kommen zwei Umstände in Betracht: daß die Juden fast sämtlich in Städten wohnen, und daß sie größtenteils Berufe ausüben, die eine angestrengte geistige Arbeit erfordern.“

Dr. M. Kretzmer sagt:

„Das Nervensystem ist bei den Juden der locus minoris resistentiae.“

Dr. M. I. Gutmann, München, schreibt in „Geisteskrankheiten bei Juden“ in der Zeitschrift für Demographie und Statistik der Juden, 3. Jahrgang (Neue Folge), Heft Nr. 4—6, auf Seite 112 folgendes:

„Die Bedeutung, die die Dementia praecox, die Schizophrenie, die eigentliche „Verrücktheit im engeren Sinne“ in der Psychiatrie hat,

macht auch ein näheres Eingehen auf diesen Krankheitsprozeß nötig. Die Krankheit tritt meist im dritten oder vierten Lebensjahrzehnt auf und ist gekennzeichnet durch einen weitgehenden Zerfall der seelischen Persönlichkeit, vorwiegend der Gemüts- und Willenssphäre.

Die Dementia praecox ist eine bei Juden exquisit häufig vorkommende Geistesstörung (nach Pilcz bei Männern in 18,56% aller jüdischen Fälle, bei Frauen in 24,18%, nach Sichel 1906/07 in 28%, 1916/17 in 23% der Fälle gegenüber 17 bzw. 18% bei der Vergleichsbevölkerung). Die Erkrankung ist aber im Gegensatz zu den meisten andern psychischen Störungen bei den Juden während des Krieges nicht zurückgegangen. Sie ist nach Pilcz bei weiblichen jüdischen Kranken sogar die häufigste Erkrankung (24,18% aller jüdischen Aufnahmen). Im Vordergrund stehen die hebephrenen Formen, das eigentliche jugendliche Irresein, seltener dagegen sind die paranoiden Zustandsbilder, vermengt mit anderen Symptomen. In diesen Fällen ließen sich bestimmte Charaktereigenschaften bis in die Kindheit zurück verfolgen.

. . . Die Dementia praecox hat vom Gesichtspunkt der Rassen durch die neueren Arbeiten, die die Beziehungen zwischen Körperbau und Charakter (Kretzschmar) klarlegen, einen besonderen Reiz bekommen. Wenn es sich herausstellt, daß zu dem asthenischen Körperbau vom psychiatrischen Standpunkt aus der schizoide Typ gehört, so müßte unter den Juden eine besonders große Zahl von Kranken der Dementia-praecox-Gruppe gefunden werden, da die Juden einen auffallend hohen Prozentsatz von Asthenikern stellen . . .“

Gutmann fährt dann auf Seite 114 fort:

„Die prozentuale Beteiligung der Nichtjuden und Juden an den Geisteskrankheiten (wobei unter Nichtjuden im wesentlichen nichtjüdische Angehörige Deutschlands und des früheren Österreich-Ungarns verstanden sind)“:

Krankheiten	Nichtjuden %	Juden %
Alkoholismus	18,6	1,0
Progr. Paralyse	15,7	16,1
Idiotie	10,4	6,9
Senium	6,5	8,9
Man. depr. Irresein	5,1	21,5
Dementia praecox	19,5	28,9
Epilepsie	11,4	4,3
Hysterie	11,1	10.5
Sonstiges	1,7	2,0
	100,0	100,0

Der Häufigkeit nach geordnet gibt die Tabelle die Verhältnisse anschaulich wieder.

	Bei Nichtjuden %		Bei Juden %
Man. depr. Irresein . .	5,1	Alkoholismus	1,0
Senium	6,5	Epilepsie	4,3
Idiotie	10,4	Idiotie	6,9
Hysterie	11,1	Senium	8,9
Epilepsie	11,4	Hysterie	10,5
Progr. Paralyse	15,7	Progr. Paralyse . .	16,0
Alkoholismus	18,6	Man. depr. Irresein . . .	21,5
Dementia praecox . . .	19,5	Dementia praecox . . .	28,9
Sonstige	1,7	Sonstige	2,0
	100,0		100,0

Grundlegend auf dem Gebiete „Geistesstörungen bei den Juden“ scheint mir eine Untersuchung von Dr. Alexander Pilcz, klinischem Assistenten an der psychiatrischen Universitätsklinik von Professor Dr. v. Wagner in Wien, zu sein. Mehr oder weniger nehmen nämlich alle weiteren Untersuchungen der verschiedensten Ärzte auf diese Untersuchung, die Pilcz in der „Wiener klinischen Rundschau“, 15. Jahrgang, Wien 1901, auf Seite 888 ff. veröffentlicht hat, Bezug. Pilcz schreibt wörtlich:

„Nun zu meinen eigenen Untersuchungen.

Auf der Klinik wurden vom 1. Januar 1898 bis zum Abschluß dieser Untersuchung (1. August 1901) 1219 Kranke aufgenommen, worunter 134, d. h. 10,99%, Juden waren, und zwar verteilt sich diese Zahl auf beide Geschlechter wie folgt: 723 Männer mit 81 = 11,2% und 496 Frauen mit 53 = 10,68% Juden. Außerdem zog ich 218 Kranke des Zahlstockes mit 27,69% jüdischer Männer und 29,54% jüdischer Frauen in den Kreis meiner Betrachtung.

Vergleicht man meine Zahlen mit den Verhältnissen der jüdischen zur nichtjüdischen Bevölkerung in Wien überhaupt, so erscheint der Unterschied des allgemeinen Prozentverhältnisses der geisteskranken Juden nicht übermäßig groß, wenn auch vorhanden. Nach dem Ausweise der letzten Volkszählung (31. Dezember 1900) gab es in Wien unter 1 648 335 Einwohnern 146 136 = 8,86% Juden, ich habe nahezu 11% unter den Geisteskranken gefunden.“

„. . . Kurz, die oben angegebenen Zahlen, welche immerhin schon ein stärkeres Befallensein der jüdischen Rasse von Psychosen gegenüber dem Verhältnisse zur Gesamtbevölkerung dartun, sind absolut nicht imstande, . . . von der wirklichen Häufigkeit der Geistesstörungen unter den Juden ein richtiges Bild zu geben.

Sehr bemerkenswert erscheinen aber die Ziffern, wenn man die Geisteskranken nach den einzelnen Formen gesondert betrachtet. Die folgende Tabelle möge ein Bild davon liefern."

Krankheitsform	Männer			Frauen		
	Gesamtsumme	Juden	%	Gesamtsumme	Juden	%
Idiotie I	5	0	0	11	2	18,18
Imbecillitas	29	6	20,69	15	2	13,3
Moral Insanity II	45	3	6,6	9	0	0
Melancholie III	9	3	33,3	36	4	11,1
Manie IV	2	0	0	4	0	0
Amentia V	22	4	18,18	103	9	8,73
Paranoia VI	118	17	14,41	111	7	6,3
Period. Irresein . . . VII	23	6	26,08	29	6	20,69
Senile Demenz . . } VIII	19	1	5,26	23	3	13,04
Sekundäre Demenz } VIII	5	0	0	15	5	33,3
Paralyse progressiva IX	144	27	18,75	43	5	11,63
Epilept. X	54	2	3,7	30	2	6,6
Hyster. Irresein . . XI	5	0	0	19	2	10,52
Neurasthen. XII	4	1	25,00	5	2	40,00
Blödsinn m. Herderkr. XIII	14	1	7,14	2	0	0
Alkoholismus . . . XV	173	0	0	22	0	0
Morphin., Cocainismus usw. XVI	6	2	33,3	0	0	0
Dementia praecox . .	46	8	17,39	19	4	21,05
Summe:	723	81	11,2	496	53	10,68
	1219					

Nach weiteren Untersuchungen zieht Pilcz das Fazit:

„Zu jener Geisteskrankheit, bei welcher neben der Lues das Moment der mit gemütlichen Aufregungen einhergehenden intellektuellen Überanstrengung einen beträchtlichen Faktor bildet, stellen die Juden ein prozentual hohes Kontingent.

Zu Psychosen auf hereditär degenerativer Basis, wobei als wichtigstes, oft vielleicht einziges ursächliches Moment die erbliche Belastung wirksam ist, erscheinen die Juden unverhältnismäßig stark disponiert.

Bezüglich der letzterwähnten dreierlei Formen von Psychosen scheinen gerade die besseren Stände in noch erheblicherem Maße gefährdet als die unteren Schichten der Juden.

Es würden aber die hier gefundenen Zahlen eine beträchtliche Steigerung erfahren, wenn man jene zahlreichen Fälle hinzurechnen könnte, die, ohne anstaltsbedürftig zu werden, gleichwohl nicht als psychisch intakt zu betrachten sind: die leichtesten Formen der Folie circulaire, insbesondere aber die zahllosen Spielarten des neurasthenischen Irreseins, die Phobien, Zwangsvorstellungen, sexuellen Perversitäten etc.

Bei diesen exquisit hereditär-degenerativen Formen, die dem Irrenarzt meistens nur aus der Privatpraxis bekannt sind, muß man staunen über die relativ große Anzahl von Juden. Leider entziehen sich derartige Fälle, als nicht klinisches Material, einer Bearbeitung zu statistischen Zwecken.“

Eine ähnliche Untersuchung, wie sie Pilcz in der „Wiener klinischen Rundschau“ 1901 veröffentlicht hat, finden wir im „Neurologischen Centralblatt“ (gegründet von Professor E. Mendel, 27. Jahrgang, Leipzig 1908) auf Seite 351 ff. von Dr. Max Sichel, Assistenzarzt der Irrenanstalt Frankfurt a. M., „Über die Geistesstörungen bei den Juden“. Sichel schreibt auf Seite 354:

„In übersichtlicher Weise wird der zahlenmäßige Unterschied zwischen der nichtjüdischen und jüdischen Bevölkerung Frankfurts in bezug auf Vorkommen der einzelnen Krankheitsformen durch folgende Tabelle veranschaulicht“:

Tabelle I

Es gehörten zur Gruppe:	Von 1825 nichtjüdischen Kranken	Von 128 jüdischen Kranken
Imbezillität und Idiotie	97 = 5,3 %	15 = 11,7 %
Dementia praecox	304 = 16,6 %	36 = 28,1 %
Manisch-depressives Irresein	51 = 2,7 %	15 = 11,7 %
Dementia paralytica	152 = 8,3 %	16 = 12,5 %
Psychosen des Seniums	134 = 7,3 %	16 = 12,5 %
Alkoholpsychosen	585 = 32,0 %	2 = 1,5 %
Hysterie	112 = 6,1 %	14 = 10,9 %
Epilepsie	257 = 14.0 %	10 = 7,8 %
Andere Krankheitsformen	133 = 7,2 %	4 = 3,1 %

Bei Betrachtung der gewonnenen Resultate fällt auf, daß mit Ausnahme der Epilepsie und des Alkoholismus die Juden in allen Krankheitsgruppen höhere Werte aufzuweisen haben. Ganz besonders hervorstechend und mit den Ergebnissen anderer übereinstimmend beobachten wir dies beim manisch-depressiven Irresein und bei der Paralyse.

In der „Zeitschrift für Demographie und Statistik der Juden“ (3. Jahrgang, Januar 1907, Heft 1) schreibt unter „Statistisches Archiv“ ein gewisser Hoppe auf Seite 15 über die „Juden in Wiener Irrenanstalten“ folgendes:

„In der Irrenanstalt Wien wurden im Jahre 1902 883 Männer und 510 Frauen, im ganzen 1393 Personen, aufgenommen, darunter Juden 47 Männer und 72 Frauen, im ganzen 119 = 12,2%. Im Jahre 1903 waren unter 1315 Neuaufnahmen (744 Männer, 571 Frauen) 173 Juden (104 Männer, 69 Frauen) = 13,2%. Verhältnismäßig viel geringer ist

die Prozentzahl der geheilt entlassenen Juden, verhältnismäßig größer die Zahl der gestorbenen jüdischen Geisteskranken, wie sich aus folgender Zusammenstellung ergibt:

Aufgenommen						
Jahr	Im ganzen			Juden		
	Männer	Frauen	zus.	Männer	Frauen	zus.
1902	683	510	1 193	74	72	146
1903	893	658	1 551	104	69	173
Sa.:	1576	1168	2744	178 = 11,3 %	141 12,1 %	319 11,6 %

Geheilt entlassen						
Jahr	Im ganzen			Juden		
	Männer	Frauen	zus.	Männer	Frauen	zus.
1902	129	96	225	4	9	13
1903	140	87	227	12	9	21
Sa.:	269	183	452	16 = 5,9 %	18 9,8 %	34 7,5 %

Gestorben						
Jahr	Im ganzen			Juden		
	Männer	Frauen	zus.	Männer	Frauen	zus.
1902	138	52	190	19	8	27
1903	152	67	219	28	7	35
Sa.:	290	119	409	47 = 16,2 %	15 12,6 %	62 15,4 %

Besonders groß ist das Mißverhältnis bei den jüdischen Männern. Es scheint dies daran zu liegen, daß unter den geheilt Entlassenen die Alkoholisten die Mehrzahl bilden (1902 unter 129 geheilt entlassenen Männern 86, 1903 unter 144 Männern 77), während die Juden fast gar keine Alkoholisten liefern; auch unter den geheilt entlassenen Frauen bilden die Alkoholistinnen einen nicht unerheblichen Prozentsatz (1902 und 1903 15 unter 183 oder 9%), während sich unter den Jüdinnen gar keine Alkoholistinnen befinden. Der Umstand aber, daß unter den Gestorbenen die Juden einen so erheblichen Prozentsatz bilden, zeigt, daß sie auch sonst an schwereren und mehr unheilbaren Störungen erkranken.

Die Prozentzahl der Aufnahmen von Juden ist übrigens wesentlich größer, als ihrem Anteil an der Bevölkerung entspricht (8,86% nach der

Volkszählung von 1900). Sie ist ferner in den letzten Jahren gestiegen, denn 1898—1901 betrug sie nur 10,99 %. (Bericht über die niederösterreichischen Irrenanstalten für 1902.)“

Aus der neuesten Zeit haben wir in der Statistik des Deutschen Reiches, Band 419, über die Gebrechlichen im Deutschen Reiche nach der Zählung von 1925/26 auf Seite 58 folgende interessante Angaben:

3. Religionszugehörigkeit der Geistig-Gebrechlichen.

„Von den Geistig-Gebrechlichen waren:

133 620	evangelisch,
67 768	katholisch,
2 577	israelitisch,
1 768	sonstiger Religion,
1 781	unbekannt.

Auf 10 000 Angehörige der einzelnen Religionsgemeinschaften entfallen Geistig-Gebrechliche bei den

Evangelischen	35,8,
Katholischen	37,6,
Israeliten	48,7,
Sonstigen	11,1.

Von 100 Geistig-Gebrechlichen sind:

evangelisch	64,4,
katholisch	32,7,
israelitisch	0,9.

Von 100 Personen der Gesamtbevölkerung (ohne Württemberg und Baden) sind:

evangelisch	64,9,
katholisch	31,4,
israelitisch	0,9.“

Die auffallend hohe Zahl der jüdischen Geistig-Gebrechlichen ist nicht etwa bloß in dem einen oder andern Land festzustellen; sie findet sich in allen Großstädten und ist in erster Linie wohl auf Veranlagung in Verbindung mit dem aufregenden kaufmännischen Hasten und Treiben zurückzuführen.

Ludwig Frigyes faßt das Ergebnis seiner Untersuchungen über die Geisteskrankheiten der Juden dahin zusammen:

„Die Zahl der Geistes- und Nervenkrankheiten wie Physisch-Gebrechlichen unter den Juden ist in den meisten Ländern größer, als sie der jüdischen Bevölkerungsnorm entsprechend sein dürfte . . .“

„. . . Als ursächliche Momente kommen hauptsächlich hereditäre Belastung, Disposition, soziale und politische Verhältnisse, Konzentration in den Großstädten, Beschäftigungsart, der sexuelle Faktor und außerdem noch, vorwiegend bei Kindern, manche pädagogisch-erzieherische Mängel in Betracht.“

Ein charakteristisches Zeichen für den nachlassenden Lebenswillen der jüdischen Rasse bilden die Ziffern über die Selbstmorde in Preußen 1912 bis 1919:

Jahr	Gesamtzahl der Selbstmorde	Zahl der jüdischen Selbstmorde	Auf je 100 000 der Gesamtbevölkerg.	Auf je 100 000 Juden
1912	8 723	133	22	32
1913	9 214	150	23	35
1914	8 770	171	21	41
1915	6 776	140	17	33
1916	6 904	147	18	35
1917	6 426	131	17	31
1918	6 120	137	16	32
1919	6 784	161	18	40

Jonas Kreppel bemerkt dazu in seinem Werk „Juden und Judentum von heute“ (Zürich-Wien-Leipzig 1925, S. 393) das Folgende:

„Der erste Blick zeigt, daß die Entwicklung der Selbstmordhäufigkeit bei den Juden ungünstiger ist als bei der Gesamtbevölkerung. Denn während im Jahre 1912 noch unter 1000 Selbstmördern nur 15 Juden waren, ist diese Ziffer auf 24 im Jahre 1919 gestiegen. Besonders stark war die Spannung von 1913 auf 1914. Damals ging nämlich die Gesamtzahl der Selbstmorde um 4,8% zurück, während sie bei den Juden um 14% zunahm. In den Jahren 1914, 1915 und 1916 blieb der Anteil der jüdischen Selbstmorde konstant, sank sogar etwas im Jahre 1917, um von da ab verhältnismäßig stark anzusteigen.

Setzt man die Zahl der Selbstmorde in direkte Beziehung zur Gesamtbevölkerung und der jüdischen Masse in den einzelnen Jahren, indem man auf je 100 000 Personen die Selbstmordhäufigkeit berechnet, so sieht man, daß die Selbstmordziffer der Juden bedeutend höher ist als die der Gesamtbevölkerung. Es ist dies eine dem Bevölkerungsstatistiker längst bekannte Tatsache, daß der Selbstmord in der neuen Zeit bei den Juden in den Kulturstaaten verhältnismäßig viel mehr um sich greift als bei der übrigen Bevölkerung. Auffallend ist nur — wenigstens für Preußen — die ungewöhnlich hohe Differenz zwischen den beiden Zahlen. Seit 1914 ist die Selbstmordziffer bei den Juden fast stets doppelt, ja im Jahre 1919 mehr als doppelt so hoch als bei der Gesamtbevölkerung.

Die Hauptursachen für diese soziologische Erscheinung dürfte darin liegen, daß die jüdische Bevölkerung zumeist jenen Berufen — wie Handel, Industrie, freien Berufen — angehört, die vom Wirtschaftskampfe stark erfaßt werden und bei ihren Trägern viel seelische Aufregungen und körperliche Erschütterungen bewirken. Beides disponiert zum Selbstmord, der ja in vielen Fällen eine Folge geistiger bzw. seelischer Zerrüttung und körperlicher Erschöpfung ist. Dazu kommt, daß die Juden in viel höherem Maße als die übrige Bevölkerung Stadt- bzw. Großstadtbewohner sind und die Stadt einen bedeutend günstigeren Nährboden für die Selbstmordhäufigkeit bildet als das Land. Endlich darf aber auch nicht daran vergessen werden, was von allen Autoren mit Nachdruck hervorgehoben wird, daß mit dem Schwinden der Religiosität starke Hemmungen für diese soziale Krankheit in Fortfall gekommen sind. Das zeigte sich besonders im Winter 1924/25 in Warschau. Infolge der Wirtschaftskrise häuften sich die Selbstmorde unter den jüdischen Geschäftsleuten derart, daß das Rabbinat sich veranlaßt sah, dagegen mit einem Aufruf aufzutreten. — Die angeführten Ziffern liefern den Beweis, daß die natürliche Entwicklung bei den Juden in vielen Beziehungen keine günstige ist."

Auf die zahlenmäßige Rückwärtsentwicklung der jüdischen Bevölkerungsgruppe seit der Emanzipation sei hier nochmals hingewiesen (vgl. Sp. 10 ff.). Auch hier konnten nur die mosaischen Juden berücksichtigt werden, die jedoch gerade die traditionsgebundenste und deshalb auch kinderreichste Gruppe darstellen.

2. Geburtenrückgang und Mischehe.

Ein weiteres Kennzeichen der rassischen Degeneration der Juden in Deutschland ist ihre stark passive Bevölkerungsbilanz, die weit über den Geburtenrückgang der Gesamtbevölkerung des Deutschen Reiches hinausgeht. Auch hier liegen nur Zahlen für die mosaischen Juden vor. Da diese aber gerade die traditionsgebundenste, rassebewußteste und deshalb auch noch kinderreichste Gruppe des Rassejudentums darstellen (hier vor allem das neu emanzipierte Ostjudentum), würden ohne Zweifel Zahlen für das Gesamt-Rassejudentum ein noch ungünstigeres Bild der jüdischen Bevölkerungsentwicklung ergeben (vgl. S. 22 ff.). Während in den ersten Jahrzehnten nach der Emanzipation noch ein außerordentlich hoher jüdischer Geburtenüberschuß zu verzeichnen ist, zeigt sich mit dem ständigen Wachsen des jüdischen Wohlstandes und Einflusses eine immer stärker werdende innere und äußere Abkehr von den religionsgesetzlichen

Anschauungen mit ihren gerade für die Reinhaltung der jüdischen Rasse und für die Fruchtbarkeit der jüdischen Ehe besonders fördernd wirkenden Bestimmungen.

Hand in Hand mit den durch die Emanzipation geschaffenen Möglichkeiten geht eine deutliche Abnahme des jüdischen Rassebewußtseins, d. h. man wollte nicht mehr daran erinnert sein, Jude zu sein, und vermied peinlich alles, was die Zugehörigkeit zur jüdischen Rasse erkennbar macht. Der bekannte jüdische Statistiker Felix Aaron Theilhaber (in seinem Werke „Der Untergang der deutschen Juden", 1921) und der jüdische Statistiker Herbert Philippsthal (im Allgemeinen Statistischen Archiv, 1928 S. 437 ff. und 1930 S. 270 ff.) brachten aufschlußreiche statistische Untersuchungen zu diesen Erscheinungen. Als Gesamtergebnis seiner Forschungen stellt Theilhaber (a. a. O., S. 88) fest, daß die deutschen Juden „den Weltgeburtenrekord nach unten halten".

Aus der Fülle der in beiden Arbeiten gegebenen Beispiele:

Geburten und Sterbefälle in Preußen, Bayern und Hessen
(Philippsthal)

Preußen			Bayern			Hessen		
Jahr	Jüdische Geburten	Jüdische Sterbef.	Jahr	Jüdische Geburten	Jüdische Sterbef.	Jahr	Jüdische Geburten	Jüdische Sterbef.
1875	11 085	—	1881	1 558	935	1866	811	435
1913	5 917	5 741	1913	689	686	1913	419	316
1923	6 240	5 717	1923	721	719	1923	293	307
1925	5 285	5 554	1925	583	746	1925	241	285

Die jüdische Geburtenquote ist also in Preußen in 50 Jahren um 50 v. H., in Bayern in 44 Jahren um 63 v. H., in Hessen in 59 Jahren um 70 v. H. gefallen, wobei noch unberücksichtigt bleibt, daß ein Teil der als Juden Geborenen durch später erfolgte Taufe im Sterberegister der „christlichen" Bevölkerung erscheint. Auch die Zahlen für die Stadt Berlin zeigen einen noch in den letzten Jahren stets wachsenden Sterbeüberschuß.

Jüdische Bevölkerungsbilanz der Stadt Berlin (Philippsthal)

Jahr	Geburten	Sterbefälle	Austritte	Sterbeüberschuß
1922	2177	2542	zirka 106	— 472
1923	2264	2493	„ 100	— 329
1924	2168	2450	„ 150	— 582
1925	1956	2401	„ 180	— 625
1926	1887	2389	—	—

Das Verhältnis der jüdischen zur deutschen Bevölkerungsbilanz zeigt deutlich eine Zusammenstellung der Geburten- und Sterbefälle in Bayern.

Die Geburten und Sterbefälle in Bayern, 1913, 1926 und 1927

(Philippsthal)

Jahr	Juden		Katholiken		Evangelische	
	Geburten	Sterbefälle	Geburten	Sterbefälle	Geburten	Sterbefälle
1913	669	486	130 070	90 620	38 024	29 064
1926	473	739	97 266	69 979	30 679	25 140
1927	441	763	91 601	69 967	28 811	25 619

In Mecklenburg (Schwerin) z. B. machten die Juden 1880 0,53 v. H., 1910 nur noch 0,22 v. H. der Gesamtbevölkerung aus (Theilhaber, S. 49). In Hamburg sank trotz starker Einwanderung die Zahl der Juden von 1871 bis 1910 von 4,1 v. H. auf 1,9 v. H. der Gesamtbevölkerung. Allerdings haben hier wohl die Taufen stark mitgewirkt.

Auch die Zahl der Eheschließungen selbst hat stark abgenommen. So waren 1910 22 v. H. der männlichen und 29 v. H. der weiblichen Juden in der Altersklasse von 40—50 Jahren überhaupt unverheiratet (Theilhaber).

Überall zeigt sich also, daß sich die schrankenlose Freiheit in der Entwicklung nach der Emanzipation nicht in jeder Hinsicht zum Vorteil der jüdischen Gesamtbevölkerung ausgewirkt hat. Gleichzeitig mit dem Geburtenrückgang setzte eine stets wachsende jüdische Assimilationsbewegung ein, Taufen und Mischehen nahmen immer mehr zu. Diese Entwicklung war gefährlich, vom jüdischen Standpunkt aus gesehen, weit gefährlicher aber noch für das Wirtsvolk, das immer gerade den vom jüdischen Kern absplitternden Bestandteil zu verdauen hatte, der sich in seiner jüdischen Haut nicht wohl fühlte oder in kühler Berechnung im anderen Lager Morgenluft witterte. Das Judentum selbst stieß so Überläufernaturen aus seinen Reihen aus und behielt stets unter zielbewußter Führung einen bewußt jüdischen Kern. Wie groß diese Gefahr nicht zuletzt für die Reinheit der deutschen Rasse zu werden drohte, zeigt mit ungeheurer Deutlichkeit das ständige Anwachsen der deutsch-jüdischen Mischehe, ganz abgesehen von der starken Beteiligung der Juden an den unehelichen Geburten.

Gerade in der Mischehe aber hat man ein weiteres Merkmal des

jüdischen Rassezerfalls zu erblicken. Sicher muß man auch die deutschen Partner einer solchen Mischehe als rassisch degeneriert und instinktlos geworden ansehen. Ihre Zahl ist aber im Verhältnis zur deutschen Gesamtbevölkerung eine ungleich geringere als die Zahl der jüdischen Mischehepartner im Verhältnis zur jüdischen Gesamtbevölkerung. Hierzu kommt, daß von jüdischer (vor allem religiöser) Seite mit allen Mitteln für die Reinhaltung der Rasse gearbeitet wurde und das Bewußtsein der jüdischen Rasseeigenart und Rassemission stets stark und wacherhalten wurde, während von deutscher Seite (und hier leider auch teilweise aus falsch verstandenen religiösen Gesichtspunkten heraus) vielfach bewußt und unbewußt für die Rassenmischehe gearbeitet wurde und die Ansicht verbreitet war, daß der Jude sich auch rassisch assimilieren lasse. Man glaubte, aus dem Juden einen Deutschen gemacht zu haben, wenn er die Taufe erhalten hatte. Theilhaber zeigt auch hier einen sehr klaren Blick für die Verhältnisse, vor allem auch für die wahren Beweggründe zur Taufe, wenn er (a. a. O., S. 116) schreibt: „Bei der Sucht, eine Rolle zu spielen, geachtet zu werden, ist die Taufe so lange eine Notwendigkeit, als die jüdische Gemeinschaft nicht nur fremdartig, sondern als minderwertig den Deutschen und ihnen selbst erscheint" und (S. 119): „Die Taufe der Wohlhabenden ist der Ausdruck ihres Strebens, über das Erreichte noch emporzukommen. Auf das Butterbrot der Konversion bekommt man, wie Nordau einmal sagte, alles gestrichen, sie ist das Entreebillett zur besten Gesellschaft . . ., zu den Quellen der Macht", und (S. 120): „Letzten Endes ist dieser Vorgang nichts anderes als ein Versuch, aus dem sich entwurzelnden Judentum mit einem kühnen Sprung ins andere Lager zu springen" (Tarnung). Fast dieselben Gründe, die zur Taufe führten, führten auch zur Mischehe. Auch hier: Heraus aus dem als minderwertig erkannten Judentum! Es gibt fast keine schlimmere Entartungserscheinung für ein Volk oder eine Rasse. Es sei allerdings nicht verkannt, daß hier vielleicht in einer Reihe von Fällen hinzukommt, daß „alle Überlegung versagt, wo starke Erotik alle übrigen Denkvorgänge zurückdrängt" (Theilhaber, S. 127).

Auch für die Mischehe stehen bisher nur Zählungen rassischer und religiöser Mischehen zur Verfügung, während die Fälle, in denen der jüdische Partner vor der Eheschließung zum Christentum übergetreten war, außer Betracht blieben. Gerade diese nach dem Religionsbekenntnis nicht mehr in Erscheinung tretenden Rassenmischehen sind jedoch ohne Zweifel noch höher einzuschätzen, so daß das Bild der Statistik wiederum die Verhältnisse wesentlich günstiger erscheinen läßt, als sie es wirklich sind. Theilhaber gibt folgende Zahlen (vgl. hierzu S. 30 ff.):

Mischehen in Preußen:

1875—1879:	1195	1859—1899:	2318
1880—1884:	1228	1900—1904:	2452
1885—1889:	1466	1905—1909:	3435
1890—1894:	1566	1910—1914:	4279
1875—1894:	5455		12384

in Prozenten der rein jüdischen Ehen waren Mischehen

1876—1880:	9,6	1896—1900:	17,5
1886—1890:	12,6	1906—1910:	26,5

Mischehen in Deutschland:

		in Prozenten der jüd. Ehen
1900—1902:	1952	17,00
1912—1913:	2232	30,25

in Berlin (im Durchschnitt):

	jüdische	Mischehen
1875—1880:	284	146
1881—1890:	469	183
1891—1900:	574	181
1901—1910:	608	252
1911—1914:	502	291

Philippsthal zählt für die spätere Zeit:

Die Entwicklung der jüdischen Mischehen in Deutschland, Bayern, Berlin

Jahr	Deutschland			Bayern			Berlin		
	Jüdische Ehen	Misch-ehen	Auf 100 jüd.Ehen Mischeh.	Jüdische Ehen	Misch-ehen	Auf 100 jüd.Ehen Mischeh.	Jüdische Ehen	Misch-ehen	Auf 100 jüd.Ehen Mischeh.
1901	3878	650	16	414	34	8	618	201	32
1922	5025	2038	40	512	116	24	1422	872	61
1923	4833	2008	37	406	108	26	1545	856	55
1924	3310	1597	48	232	93	40	1640	671	41
1925	2904	1413	48	284	79	28	853	561	6

Nach den Zusammenstellungen des Statistischen Reichsamtes stehen den 93 601 jüdischen Ehen in der Zeit von 1901 bis 1925 29 907 Mischehen gegenüber. Demnach war fast jede dritte jüdische Ehe

eine Mischehe. Nach Philippsthal erreichten die Mischehen in den Großstädten sogar 50 und mehr v. H. der rein jüdischen Eheschließungen. Obgleich die Rassenmischehe einen besonders tiefen Geburtenstand aufweist (vgl. Theilhaber a. a. O. S. 135), so zeigt sich doch deutlich die ungeheuere Gefahr, die eine weitere derartige Entwicklung für die Zukunft der deutschen Rasse gehabt hätte. Die gleichzeitigen Gefahren dieser Erscheinung für das Judentum sind auch hier wieder von einigen klar blickenden Juden zu einer Zeit erkannt worden, in der sich die schlimmen Folgen vielleicht noch abwenden ließen. Aber auch hier wurde tauben Ohren gepredigt, und Theilhaber mußte nach dem Erscheinen seines ersten Buches über den „Untergang der deutschen Juden" bitter feststellen („Der Untergang der deutschen Juden", 2. Auflage, Seite 21): „Die deutsche Judenheit ist sich des tödlichen Keimes ihrer Erkrankung nicht bewußt." Ja, sie hat sogar die von ihm „geschilderte Entwicklung in ihrer Tendenz als falsch abgelehnt und die Deduktionen als irrtümlich zurückgewiesen."

Schluß

Wir sind am Ende unserer Darlegungen. Sie waren der Versuch eines Querschnittes durch die gesamte Lage des Judentums in Deutschland vor der Umwälzung auf bevölkerungspolitischem, politischem, wirtschaftlichem, gesellschaftlichem, kulturellem und geistigem Gebiet. Es liegt auf der Hand, daß ein derartiger Versuch immer mit Mängeln behaftet ist, denn die unendliche Verästelung und Kompliziertheit des psychischen und physischen Geschehens, das hier analysiert werden soll, sprengt zuweilen alle Gefächer der wissenschaftlichen Methode. Aber das Bild als Ganzes, das hier entworfen worden ist, hält jeder ernsthaften und sachlichen Kritik stand.

Auch der Einwand, daß es sich bei allen diesen Tatsachen und Zuständen um Ausnahmeerscheinungen handle, und daß das Judentum in Deutschland nicht mit dem Odium und der Schuld für vereinzelte Entgleisungen oder Ausschreitungen belastet werden könne, kann nicht durchschlagen, so beliebt er ist. Denn er vermag einer genaueren Prüfung nicht standzuhalten.

Zunächst einmal handelt es sich keineswegs nur um „Ausnahmeerscheinungen“. Vielmehr gehören alle die hier zitierten Namen zu den bekanntesten in der Politik und im deutschen „Kulturleben“ der Nachkriegszeit. Sie haben alle einen weit bekannten Ruf gehabt: Maximilian Harden, Leopold Jeßner, Arnold Zweig, Emil Ludwig, Ferdinand Bruckner, Lion Feuchtwanger, Walter Hasenclever, Ernst Toller, Kurt Weill, Hugo Haase, Rudolf Hilferding, Kurt Eisner, Georg Bernhard, Leo Kestenberg. Sie führten das große Wort in ihrem betreffenden Fachgebiet. Sie waren die „prominenten“ Theaterdirektoren, Regisseure, Textdichter, Journalisten, Musiker, Schriftsteller oder Politiker. Sie waren alle in ihrer Art repräsentativ. Sie gaben den Ton an. Ihr Wort galt. Und wenn man insbesondere die Liste der jüdischen „Kulturträger“ auf all diesen Gebieten durchgeht, dann wird höchstens mancher fehlen, der hier nicht näher vorgeführt wurde. Aber selbst diese anderen sind fast alle, mehr oder weniger, von ähnlichen Neigungen angekränkelt. Wir wären, wenn es verlangt werden sollte, in der Lage, die hier aufgereihten Beispiele jederzeit durch eine Fülle neuer zu ergänzen.

Wir bestreiten zwar nicht, daß es auch unter ihren arischen Kollegen in Deutschland manch räudiges Schaf gegeben hat. Aber gemessen an den übrigen 65 Millionen ihrer Landsleute sind diese nur ein kleiner Trupp im Verhältnis zu der stattlichen Schar der von uns in einer Reihe besonders bezeichnender Exemplare hier dargestellten jüdischen Gattung. Man könnte fast den Tatbestand auf die Formel bringen: Was unter ihresgleichen die Ausnahme war, war unter den „Kulturträgern“ jüdischer Abstammung beinahe die Regel.

Aber selbst über die Brüskierung durch diese Wortführer wäre wohl die deutsche Öffentlichkeit hinweggekommen, wenn die überwiegende Mehrheit des Judentums in Deutschland wenigstens gegen diese „Ausnahmeerscheinungen" Front gemacht hätte. Hier aber liegt die große historische Schuld der Juden in Deutschland. Nie oder nur ganz selten hat sich eine ernsthafte, gewichtige Stimme unter den über 600 000 Juden in Deutschland erhoben, die gegen das Treiben der „Kulturträger", die in Wahrheit Kulturbolschewisten waren, Einspruch erhoben und ihm Einhalt geboten hätte. Diese unpopuläre Aufgabe überließ das Judentum in Deutschland wohlweislich deutschen Zeitungen, deutschen Verbänden und deutschen Persönlichkeiten, die dafür noch mit Spott und Hohn übergossen wurden.

Wir erinnern nur an den Fall des Professors Brunner im Jahre 1920, der gegen den „Reigen" des Juden Artur Schnitzler und andere jüdische Schweinereien mobil machte, an den Fall des damaligen demokratischen Reichsinnenministers Dr. Külz im Jahre 1926 wegen seines Schund- und Schmutzgesetzes und an den Fall des demokratischen Reichswehrministers Groener im Jahre 1931 wegen seines Landesverratsverfahrens gegen Karl von Ossietzky, um nur einige besonders markante Fälle herauszugreifen. Auf diese Hüter der Ordnung stürzte sich nicht nur die „Weltbühne" oder das „Tagebuch", sondern fast die gesamte jüdische Presse und Publizistik wie eine heulende Meute. Sie wurden als „Mucker", „finstere Reaktionäre", „Heuchler" oder „Pharisäer" abgetan, je nach Bedarf. In all diesen Fällen stand die gesamte jüdische Publizistik in der Tagespresse, im Zeitschriftenwesen, im Theater und in den Kabaretts in einer Front. Prompt wurden in allen diesen Fällen Protestversammlungen organisiert und Protestkomitees gegründet, in denen immer Juden das große Wort führten. Selbst als Sachverständige verstanden sie sich fast immer einzuschmuggeln! Umgekehrt aber wurden alle diese von uns näher bezeichneten Schädlinge von der gleichen jüdischen Publizistik mit besonders wohlwollender Fürsorge protegiert. Das gilt insbesondere für den Mosse-Verlag und den Ullstein-Verlag mit ihrem weitverzweigten Propagandaapparat. Ein Mann wie Kurt Tucholsky war infolgedessen auch Mitarbeiter an der „Vossischen Zeitung" wie an dem „Ulk" im Verlage des „Berliner Tageblatts". Auch die anderen von uns Geschilderten waren meist Mitarbeiter an der „Vossischen Zeitung" oder am „Berliner Tageblatt'.

Hier bestand geradezu ein undurchdringlicher Drahtverhau oder ein Dickicht gegenseitiger Interessen, das nicht zu durchstoßen war, an dem sich jeder Angreifer die Finger blutig ritzte. Vielleicht mögen die von uns zitierten Leistungen der „prominenten" Kulturbolschewisten besondere Spitzenleistungen gewesen sein. Aber in jedem Augenblick, wenn einmal in der

deutschen Öffentlichkeit Alarm gerufen wurde gegen diese drohende „Gefährdung“ der deutschen Kultur, dann waren alle diese jüdischen Zeitungen und Zeitschriften wie auf ein Kommando auf dem Posten und deckten diese „Hüter“ der Kultur. Hier liegt die eigentliche große historische Schuld des Judentums in Deutschland.

Umgekehrt aber sind alle warnenden Stimmen aus dem eigenen Lager von der jüdischen Presse systematisch unterdrückt oder totgeschwiegen worden. Denn es hat auch in den Reihen der Juden vereinzelte Männer mit sehenden Augen gegeben, die das Verhängnisvolle dieser ganzen Entwicklung erkannten und die Katastrophe vorausgesagt haben. Aber sie sind Prediger in der Wüste geblieben und als Schwarzseher abgelehnt worden — vorausgesetzt, daß sie überhaupt bei ihrer Überzeugung geblieben sind und sich schließlich nicht doch eines anderen besonnen haben.

Zu diesen letzteren hat Walter Rathenau gehört, der in seiner Studie „Höre, Israel!“ (1897), über die wir des näheren berichtet haben, seine warnende Stimme erhoben hatte. Aber auch er hat dem Widerspruch gegen seine unbequemen Warnungen, der sich in den eigenen Reihen erhob, nachgegeben und später sogar Exemplare dieser Schrift, die noch nicht verkauft waren, selbst zurückgekauft. So berichtet einer seiner Freunde in der Zeitung des Zentral-Vereins deutscher Staatsbürger jüdischen Glaubens vom 25. Oktober 1934. Dieser unbequeme Kassandraruf ist von den Juden selbst außerdem planmäßig unterdrückt worden. In die Ausgabe der gesammelten Werke Walter Rathenaus, die 1917 bei S. Fischer, Berlin, erschien, ist dieses wichtige Essay auch nicht aufgenommen worden.

Selbst mannhaftere und überzeugungstreuere Warner aber sind von ihren Rassegenossen nicht besser belohnt worden. Dafür ist beispielhaft die Lebensarbeit des jüdischen Arztes und Schriftstellers Felix Aaron Theilhaber, der sich unablässig mit dem Problem des Schicksals seiner Rasse auseinandergesetzt hat, und zwar in einer ununterbrochenen Kette von Schriften. Die Krönung seiner Forschungsarbeit und seiner Überzeugung ist zweifellos sein Buch „Der Untergang der deutschen Juden“, das unmittelbar nach dem Weltkrieg erschien (Jüdischer Verlag, Berlin). In diesem Buch zieht Theilhaber eine rücksichtslose und unerbittliche Bilanz des ganzen Lebenszustandes der Juden in Deutschland. Er behandelt die zivilisatorische Entwicklung des Judentums in der Neuzeit, seine Bevölkerungsentwicklung, das Wanderungsproblem, das Sexualproblem, die Entwicklung der Familie und des Ehewesens, die Austrittsbewegung, die Erscheinung der Mischehe, die wirtschaftliche Betätigung und das Entartungsproblem. Wie man sieht, bauen sich seine Untersuchungen auf breiter Basis auf. Um so niederschmetternder und erschütternder ist das Ergebnis hinsichtlich der Zukunft des Judentums in

Deutschland, zu dem er kommt. Schon in dem Titel seines Buches „Der Untergang der deutschen Juden“ kündet sich ja das Schlußergebnis seiner Bestandsaufnahme an. Zu dieser Prophezeiung des Untergangs gelangt er auf Grund seiner Einsicht in die Struktur und das geistige Element des modernen Judentums in Deutschland (vgl. S. 400 ff.).

Diese Untersuchung gipfelt in dem Satz:

„Die Judenheit ist die großstädtische, kapitalistische, rationalistische Bevölkerungsschicht in der höchsten Potenz geworden“ (S. 153).

Dieser Satz unterscheidet sich nur wenig von dem Standpunkt, den wir in diesem Buche entwickelt und durch Tatsachen belegt haben. So kommt es, daß Theilhaber seinen eigenen Rassegenossen den Spiegel in fast brutaler Weise vorhält und ihnen Rettung und Zukunft nur um den Preis rücksichtsloser Selbstbesinnung und der Umkehr auf dem bisherigen Wege verspricht. Er fordert:

„Vor allem schafft ein gesundes Volkstum, Möglichkeiten normalen Liebeslebens, ökonomische Grundlagen, kurz reformiert an Haupt und Gliedern, werdet Juden wie die der früheren Zeiten, modelt eine neue Welt in die opponierende Umwelt, macht ein neues Volk mit neuen oder alten Gesetzen — wo ihr könnt!“ (S. 157/158, Sperrungen im Original).

Dieser positiven Forderung entsprechend erteilt er dem zeitgenössischen Judentum eine radikale Absage. Er bezeichnet es als eine „Pseudojudenheit“ und stellt ihm folgende Prognose:

„Diese absterbende Judenheit mit unverbesserlichem, fast verbrecherischem Optimismus jener wie im Morphiumrausch Delirierenden oder der im praktischen Pessimismus und im Zynismus Frohlockenden, die rasch das sinkende Schiff verlassen. —

Diese demoralisierte Judenheit, deren Mitläufer im Indifferentismus nur den Sinn auf das eigene Wohl, den Beruf und die Genüsse des Lebens gerichtet haben.

Wie im Jahrmarktstrubel treiben unverständige Millionäre, schwerfälliger Mittelstand, flatterhafte Juden in Ghettofurcht, Angst vor Pogromen, das ganze Unglück einer anormalen Geschichte und eines unnatürlichen Lebens.

Und so bleibt das unglückliche Häuflein der deutschen Juden, schaffensfreudig und wissensdurstig, von Erfolgen gesegnet und von Neid und Mißgunst verfolgt. Und ihrem Tun und Leben scheint die alte verklärende Sonne, unbekümmert um die Frage: Ob ihre Gemeinschaft erfolgreich dieses Jahrtausend durchsegeln wird zum sicheren Port, oder ob es wie ein Wrack auf hohem Meer nach vielen unglücklichen

und schweren Fahrten, von allen Wellen und Winden getrieben, zuletzt ziel- und zwecklos umhergepeitscht, sich mühselig über Wasser hält, bis die Fluten über dem lecken Schiff zusammenschlagen" (S. 159/160).

Mit diesem Satze schließt das Buch von Theilhaber. In ihm kreuzt sich gleichzeitig Optimismus für die Zukunft der jüdischen Rasse im Sinne ernster Selbstbesinnung und tiefer Pessimismus über das Schicksal „des unglücklichen Häufleins der deutschen Juden".

Vielleicht hätte ein derartig aufrüttelnder Warnruf Segen stiften können für das deutsche Judentum. Aber wie mit unseliger Verblendung geschlagen, hat die jüdische Öffentlichkeit sich gegen alle Bußpredigten verschlossen und diesen unbequemen Mahner sogar mit Undank belohnt. Theilhaber selbst schreibt im Vorwort zur zweiten Auflage, daß er bereits vor dem ersten Erscheinen seines Buches mit Verlegern und jüdischen Organisationen „Erniedrigungen und Enttäuschungen" erlebt hätte, und daß sich an das Erscheinen des Buches ein „Kampf" angeschlossen hätte, der sich „mehr an seine Person als an die Sache selbst" gewandt hätte. Trotzdem, bekennt er, habe er sich entschlossen, dieses Buch in „noch schärferer Fassung" aufzulegen, weil er von der Richtigkeit seiner Darlegungen völlig durchdrungen war. Trotzdem sind seine Vorhaltungen und Warnungen ungehört verhallt. Er wurde als Outsider behandelt, den man nicht recht ernst zu nehmen brauche. Das Judentum selbst ist unbeirrt auf der alten, verhängnisvollen Bahn weitergewandert, wie jede Zeile unseres Buches ergibt.

Noch spät, in allerletzter Minute, ist dann eine weitere Schrift von jüdischer Seite erschienen, die sich in ähnlichen Gedanken bewegt wie jene von Theilhaber. Es ist dies eine Flugschrift „Zum Problem des neuen deutschen Nationalismus" von Dr. Gustav Krojanker, die in der Schriftenreihe der „Jüdischen Rundschau" (Verlag der „Jüdischen Rundschau", Berlin W 15) im Jahre 1932 erschienen ist. Sie enthält ein Vorwort der „Zionistischen Vereinigung für Deutschland", wird also von dieser Vereinigung im ganzen gebilligt. In dieser Schrift vertritt Krojanker den Standpunkt, daß das deutsche Judentum sich als Ganzes nicht mit dem deutschen Volksganzen verschmolzen habe. Er schreibt u. a.:

> „Man bekannte sich zwar zur deutschen Nation und meinte das auch subjektiv gewiß ehrlich, aber das Sein widersprach dem Bewußtsein: man ging in Wahrheit nicht in das fremde Volksganze ein" (S. 12).

Krojanker entwickelt weiterhin die besondere Seelenverwandtschaft zwischen Liberalismus und Judentum und stellt, ähnlich wie wir, fest, daß gerade die deutschen Juden das liberale Prinzip auf die Spitze getrieben haben, bis zur Verzerrung und Entwertung. So schreibt er in diesem Zusammenhang:

„Das emanzipierte Judentum hat diesen Gedanken nicht erfunden, aber er war für seine Bedürfnisse wie nach Maß angefertigt. Den Begriff der Freiheit faßte der Jude als den einer Freiheit von der verpflichtenden Gemeinschaft, zu der er kraft seines Blutes gehörte; er war nur mehr seinem privaten Gott und seinem privaten Gewissen verantwortlich. Und den Begriff der Gleichheit faßte er in erster Linie als den der Gleichheit mit seiner Umgebung auf; er fragt nicht, ob hier eine homogene Substanz vorläge, die der Gleichheit ihren Sinn und ihre Legitimation gäbe. Es war die Gleichheit der allgemeinen Menschenrechte, deren an sich berechtigtes abstraktes Ideal unberechtigt wurde, wenn es glaubte, damit die natürlichen Unterschiede organischen Wachstums aufheben zu können. Und der Begriff der Menschheit schließlich trat bei ihm in entschiedenen Gegensatz zum politischen Denken überhaupt. Denn alle Politik beruht auf Macht, der Machtgedanke aber widerspricht dem humanitären Ideal einer auf Verträge gegründeten Gesellschaft, Macht ist das Böse schlechthin. Nichts konnte der jüdischen Situation in ihrer Machtlosigkeit, die allerdings weniger in der objektiven Situation als in dem subjektiven Empfinden ihrer Menschen lag, besser entsprechen als dieser Gedanke, der die Macht so aufzuheben schien wie vorher die Unterschiede der menschlichen Gemeinschaften" (S. 12/13).

Er gelangt zu dem Schluß:

„Bei den Juden also . . . gewann der liberale Gedanke seine reinste Gestalt, was sich allerdings richtiger dahin ausdrücken ließe: hier wurde er übersteigert und verzerrt."

Auf Grund seiner historisch-kritischen Darlegungen vertritt Krojanker das Programm des Zionismus, das er in seiner Broschüre als positive Lösung vertritt, ja er verlangt sogar „ein tiefes Verständnis" für den Prozeß und die Gedankenwelt des Nationalsozialismus (S. 30/31).

Diese offenen Worte von Krojanker aber kamen bereits zu spät, während ein Warnruf, wie der von Theilhaber, wenn er Gehör gefunden hätte, nach menschlicher Voraussicht noch mancherlei hätte verhüten können. Das Unheil hat seinen Lauf genommen. Schon der steigende Antisemitismus in Deutschland hätte den Juden ein warnender Fingerzeig sein müssen, noch mehr aber ein solcher Kassandraruf aus dem eigenen Lager. Wer die Geschichte des Judentums seit drei Jahrtausenden kennt, den wird diese Verblendung, mit der dieses Volk immer wieder in sein offenes Verderben eilt, nicht wundern. Es ist offenbar seine Bestimmung, die unlösbar als Schicksal mit seinem Leben ohne Heimat zusammenhängt.

Inhaltsverzeichnis

